
Princeton University Library
32101 064061656

№ 1. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Handbuch zum philologischen Verstehen der apokryphischen Schriften des Alten Testaments, für Anfänger zunächst ausgearbeitet von D. Joh. Fried. Gaab, würtembergischem Prälaten u. General-Superintendenten. II. Bandes I. Abth 309 S. II. Abth. fortgehend bis 686 S. in 8. Tübingen bey Laupp. 3 fl. 36 kr.

Mit dem theilnehmendsten Vergnügen sieht Rec ein in so mustermässiger Gedrängtheit und Sachkenntnifs bearbeitetes Hülfsmittel für den Uebergang vom Alten zum Neuen Testament so schnell und so befriedigend beendigt. Es ist, wie der Vf. sagt, die erste ausführliche philologische Bearbeitung jener vielen kleinen Schriften, welche — da ein gründliches Durchlesen derselben durch diesen so kurzen und doch so genügenden Commentarius perpetuus so sehr erleichtert ist — jetzt von einem jeden angehenden Theologen, also zunächst in den Würtembergischen Klosterschulen, zur Kenntnifs der Sprache, Geschichte, Sitten und Meinungen vor dem Eingehen in die neutestamentl. Graecität wenigstens cursorisch gelesen werden sollten. Alte Auctoren, aber für das Idealische und Erfahrungswahre weislich auserlesen, sollen unstreitig um des Geschmacks und freyen Wahrheitsinnes willen, welcher, einheimisch in ihnen, unsern so vielfach durch künstliche und verkünstelte Institutionen späterer Zeiten beengten Sinn erheben und stärken kann, Lieblingsstudium der bildungsuchenden Jugend überhaupt werden und bleiben. Immer aber wird der junge Thologe viel gewinnen, wenn er, ehe ihn die Universität in die biblische Theologie, gleichsam als den Extract des A. und N. Ts, hineinleitet, durch die Apokrypha, das, was an das Alte Testament am neesten gränzt, u. dann durch die von dem Hohenpriester und König u. Propheten, Johannes Hyrkanus, bey Josephus fortlaufende Geschichte des jüdischen Alterthums bis zum Eintritt des Christenthums u. bis durch das weiterhin, was dem Urchristenthum gleichzeitig war, fortschreitet. Nur auf dieser Bahn würde endlich jene Kluft verschwinden, welche in der Einsicht der meisten, auch fleissigen, Theologen, zwischen dem Orientalismus der Hebräerschriften und dem Hellenismus des ersten Christenthums leer gelassen zu werden pflegt, da doch auch hier die Natur kei-

nen Sprung gemacht hat. Nur durch eine solche Chrestomathische Verbindung dieser Apokryphen, des selbstständigen Theils von Josephus, und einer Auswahl aus dem Historischen u. allegorisch Speculativen des Philo — würde man für das Urchristliche selbst den oft genannten, selten gekannten, historischen Boden erhalten, oder genau kennen lernen, auf welchem es, wie Alles, was die Gottheit durch, in und für Menschen pflanzt, als ein herrlich veredeltes und doch einheimisches Gewächs dem Kundigen erkennbar wird.

Diese Bahn nun hat, nach ihrem schwereren Theil, der Vf. trefflich geebnet. O! wie unbetreten war sie noch damals, als Rec. mit dem forschenden, scharfsehenden Vf. in jugendlicher Vertraulichkeit das dem Studium so günstige, nicht zeitkarge Stille-Leben in den von Zerstreuung entfernten sogenannten Klosterschulen Würtembergs und den Akademischen fünfjährigen Curs im kost- und logisfreyen Seminarium zu theilen die Freude hatte; damals, wo freylich dem jungen Theologen noch wenige Sterne vorleuchteten, wo eben deswegen die unschätzbare Möglichkeit in denen dem selbstthätigen Studium gegebenen fünf unwiderbringlichen Jahren manchen Haupt- und Seitenweg allein, manchen auf verschiedene Weise, selbst zu versuchen, uns — als die wahre Ursache dessen, was Würtembergische Theologen durch ihre Bildungsanstalten Vorzügliches sich erwerben konnten — so erwünscht, so wohlthätig, so durchaus keiner Zeitverminderung bedürfend, erschienen ist; wie besonders für dieses letztere der biedere Mann, Prälat Abel, auch neuerdings wie aus dem Herzen des Rec. und nach dessen unvergefslicher Selbsterfahrung gesprochen, ja gewifs die Urtheilskraft und Erfahrung Aller, welche wissen, wodurch sie etwas geworden sind, u. warum das Treibhausartige des Universitätswesens meist nur schnellreife und schnellwelke Geistespflanzen hervortreibe, angesprochen hat, s. Beylage zum Schwäbischen Merkur No. 187. vom 3. August 1820. und (Abels) Beschreibung der Einrichtung der niedern Seminarien in Würtemberg. Nebst Vorschlägen zu ihrer Verbesserung nach den Beobachtungen eines mehrjährigen Vorstehers. Oehringen 1818. (b. Erbe. 275 S. in 8.)

Wie der erste Theil des Handbuchs vornehmlich die mehr poetische Apokrypha verständlich macht, so der zweyte die historische und zum Theil romanartige. Weil Rec. gerade Veranlassung hatte, das zweyte Buch der Maccabäer zu vergleichen, so erlaubt er sich, dem Urtheil des Vfs u. anderer Kenner einige Bemerkungen in dieser Beziehung mitzutheilen. Sogleich K. 1, 1. ist die Stellung auffallend von χαιρειν und ειρηνην αγαθην, weil letztere zwey Worte in der Vers-

abtheilung zum ersten Vers gerechnet sind. Hr G. schlägt vor, nach χαιρειν die Interpunction wegzunehmen und setzt sie nach Ιȣδαιοι· »Den Brüdern, den Juden in Aegypten, wünschen die Juden zu Jerus. Glück, und die im übrigen Judaea gutes Wohlergehen.« Ohne Zweifel schien ihm selbst doch zugleich die Scheidung in zweyerley Wünsche sonderbar. Sollte nicht der Punct zu setzen seyn nach Ιȣδαιας? Alsdann gehörten die Worte Ειρηνην αγαθην και αγαθοποιησαι υμιν ὁ Θεος και etc. »Guten Frieden u. (alles) Gutes mache Euch die Gottheit — —

Sehr richtig bemerkt der Vf. bey Vs 5. και καταλλαγγειη ὑμιν (ὁ Θεος) dass καταλλαττεσθαι eigentlich bedeutet umgeändert werden (nach αλλος, αλλαττω) u. dass alsdann elliptisch κατ' εχθραν zu suppliren sey. Die wahre Wortbedeutung ist nicht: Versöhnt werde Euch die Gottheit, sondern: umgeändert, umgestimmt werde Gott für Euch — vom Unwillen, Strafe, zu Huld u. Wohlergehen. Der heydnische Begriff: Götter durch Gaben, Opfer, versöhnen, ist in der Mosaischen und prophetischen Idee von Opfern und ihrem Zweck gar nicht. Wer dies nicht beachtet, misskennt einen grossen Vorzug der Mosaischen mehr ethischen und erhabneren Idee von Gott, dem Heiligen, wogegen die Heyden meist nur an physische Vollkommenheiten, Macht, Wissen, Willkühr etc. dachten. Wer hebräisch versteht findet für den Begriff: Gott versöhnen, nicht einmal ein Wort in der Hebr. Sprache. Denn כפר haben nur heydnisch-erwachsene Kirchenväter, welche, wie viele spätere Theologen, nicht einmal die Sprache, noch weniger den Orientalischen Sinn und Ideengang kannten, durch expiare = versöhnen, übersetzt. Es bedeutet zudecken, als bedeckt behandeln, erklären. Auch nach Paulus, 2. Kor. 18, 19. ist nicht der Mensch, oder Jesus, versöhnend die Gottheit mit dem Menschen, sondern: »Alles dieses (das Hervorbringen einer καινη κτισις, der neuen, nicht heydnischen, nicht jüdischen Religionsverfassung, die Schöpfung christlich-ächter Religiosität) »kommt aus Gott, welcher umgeändert hat — uns ihm selbst — durch Jesus Christus, auch uns, den Aposteln, gegeben hat den Dienst für diese Umänderung (der Gesinnung = Umstimmung von Feindschaft, zur Liebe). »Ebenso, weil Gott war die Welt für sich selbst durch Christus umändernd (die Gesinnung umstimmend) indem er ihnen ihre Sündenfälle nicht auf Rechnung schreibt, und in uns das Wort der Umänderung gelegt hat, machen wir daher an Christus Stelle die (Friedens-) Gesandten. »So wie Gott selbst durch uns ermah-

nend zuruft, flehen wir, an Christus Stelle: werdet umgeändert der Gottheit! Denn den keiner Sünde bewufsten hat sie uns zum Besten, wie lauter Sünde behandelt (so unglücklich werden lassen, wie den gröfsten Verbrecher) damit wir lauter Gottes-Rechtschaffenheit, wahrhaft rechtschaffene, werden in Verbindung mit ihm . . . Wer kann sagen, es sey biblisch zu denken: καταλλασσετε τον θεον (versöhnet Gott) oder κατηλλαχθη ὁ θεος (Gott ist versöhnt) da es vielmehr biblisch ist: Ihr, Menschen! werdet anders gesinnt gegen Gott, καταλλαγγητε τῳ θεῳ.— Der Mensch, als Sünder, ist in einer εχθρα gegen Gott, nicht Gott gegen ihn. Der Sünder wünscht, Gott nicht denken zu müssen. Also ist auch die Besserung des Menschen durch die Wirksamkeit Jesu auf Erden, welche ihn das Leben kosten mufste, umgekehrt die nächste Ursache der Umänderung der Gesinnung des Menschen gegen Gott. Will man dem gewohnten Ausdruck: versöhnen, nahe bleiben, so ist die Wahrheit: der Mensch, wenn er in Christus ist, u. in dieser Verbindung lebt, söhnt sich aus mit der Gottheit und wird ausgesöhnt. s. Röm. 5, 10.

Der 10. Vs des 1. Kapitels ist vorzüglich wichtig, wegen der Geschichte des Aristobulus, welcher — vgl. Valkenaer's vortreffliche Diatribe (posthuma) de Aristobulo Judaeo. 1806 4. — hauptsächlich den Gedanken, als ob Pythagoras, Plato etc. aus Mose u. den Propheten gelernt hätten, zu verbreiten suchte, zu diesem Zweck eine uralte griechische Uebersetzung des Pentateuchs, die noch vor der Persischen Eroberung, vor Cambyses, also da, wo das Griechische in Aegypten noch gar nicht im Umlauf seyn konnte, in Aegypten gewesen seyn sollte, behauptete auch sich durch (nachgewiesene) Verfälschungen classischer Stellen manche pia fraus für die Ehre seiner allegorisirenden Mystik erlaubte. Ist es dieser Aristobulus, welcher als Lehrer eines Königs Ptolemaeus, als ein von den gesalbten (zum Hohenpriesterthum fähigen) Priestern, als ein Mann, welcher vom Rath und von Judas mit Namen ausgezeichnet wird. Wenn gleich Er selbst noch im 188st. Seleuciden-Jahre, in dem 124sten vor Chr. der Gegenstand eines solchen Briefs seyn könnte, ungeachtet er schon im 4ten Jahre des Philometors (= 175 Jahre vor Chr.) Auslegungen der Schriften Moses diesem Könige dedicirt hatte, so konnte doch nicht Judas Makk. an ihn schreiben, da seit des Judas Tod 36 Jahre schon vergangen waren? —— Ohne noch an diese Beziehung des Vs 10. Kap. 1. auf Aristobulus zu denken, sah Rec. schon 1787 die Wahrscheinlichkeit, dafs die Anfangsworte des Vs 10. ετυς εκατοσυ ογδοηκοσυ και εννατυ zum Schlufs des vorhergehenden Vs 9. gehören, u. der Sinn sey: Wir, die Juden zu

Jerusalem, welche euch, den Aegyptischen, schon einmal unter König Demetrius im 169sten Seleuciden-Jahre über (εν) unsre Noth geschrieben haben, wünschten jetzt, dafs auch ihr das Hüttenfest des Monats Caslev des (jetzigen) 188sten (Seleuciden-) Jahres feyern möchtet.« So reicht der erste, hier im 2ten B. der Makk. voran gestellte, Brief von 1, 1. bis 10. u. schliefst mit dem Worte: ογδοου. Alsdann beginnt ein zweyter Brief aus der Zeit des Judas Makk. ohne Datum angefügt u. nachgeholt, als Beleg für die erste Einführung jenes Festes. Fällt die Vermuthung des unglaublichsten Anachronismus weg, so ist auch dieser Brief alsdann als ächt nicht zu bezweifeln. Zugleich giebt er in der Aufschrift Data für die Geschichte des Aristobulus, von dem die Geschichte altjüdischer allegorischer Mystificationen u. heiliger Täuschungen, soweit wir noch ihr rückwärts auf die Spur kommen können, ihren Anfang nimmt. Eichhorn hatte die Güte, die Vermuthung des Rec. als eine der ersten Proben seiner Studien 1787 in der allg. Bibliothek der Bibl. Litteratur 1. Bds 2. St. S. 178, 233 — 241. bekannt zu machen, u. noch jetzt ist sie dem Rec. wahrscheinlicher, als Valkenaers etwas gewaltsamer Vorschlag, statt ογδοηκοςου ohne weiters τετρακοςου zu lesen. Sie ist dem Rec. um so mehr wahrscheinlich, weil er jetzt, da er der Geschichte des Aristob. nach Valkenaer nachforschte, den Inhalt aber jener seiner kleinen Abh. über das II. Buch der Makkab. fast ganz vergessen hatte, durch Betrachtung des Textes unabhängig zum zweytenmal auf eben dieselbe hingeleitet wurde, auch, wie Rec. jetzt erst findet, schon Wernsdorf in seiner sehr gelehrten Schrift de Fide Libror. Maccab. 1747. 4. sie auch schon vorgeschlagen hat. Eichhorn, als kritischer Forscher, in der Einleitung in die Apokrypha (1795, S. 258. in der Note) mit Beziehung auf Hasse's sechste Untersuchung bey der Uebersetzung des 2ten Buchs der Makk. S. 288. erinnert zwar, dafs man so nicht unterzeichnete; und dies ist ganz richtig. Als Unterschrift des Briefs würde stehen: εν ετει etc. Dem Rec. aber scheint es nicht Unterschrift; der Genitiv hängt mit τας ημερας zusammen, wenn Vs 9. wörtlich zu übersetzen ist: »Und jetzt (schreiben wir, nachdem wir s. Vs 7. im J. 169 = 143 vor Chr. auch geschrieben haben, abermals) damit ihr die Tage der Hüttenfeyer des Caslev-Monats des 188sten Jahres halten möget.« Dieses J. ist = 124 vor Chr. nach der aera Dionys. — — Je wahrscheinlicher übrigens diese richtigere Versabtheilung wird, desto mehr lösen sich die in der Eichhornsschen Einleitung prüfend vorgetragenen Zweifel gegen die Aechtheit u. historische Anwendbarkeit der beyden Briefe I, 1 — 10. ογδοου. und I, 10. οἱ εν Ιεροσολυμοις bis II, 18. εκαθαρισε. Sie enthalten zwar Sonderbares

mitunter, doch nicht Unglaubliches. Selbst die nicht wundersüchtige Erklärung des Opferfeuers aus etwas Wasserartigem, dem Naphtha I, 36 erhöht ihre Glaubwürdigkeit.

I, 31. stimmt Rec. dem Vf vollkommen bey, daſs nicht *κατασχεῖν*, sondern *καταχεῖν*, begiessen, deorsum perfundere, zu lesen sey. In der Breitingerischen Ausgabe aber findet Rec. es nicht als Leseart des Alex. Codex.

I, 36. Die Erinnerung des alten Briefstellers, daſs das entzündbare Wasser Naphtha, Judenpech, (vgl. schon Genes. 14, 10. die בֶּאֱרֹת בֶּאֱרֹת חֵמָר durch deren Entzündung das Sodomäische Thal zum asphaltischen See wurde) ist ohne Zweifel auch für die Geschichte des Elias 1. Kön. 18, 34 — 38. u. die noch frühere eines ungenannten Propheten B. Richt. 13, 19. 20. anwendbar, wo der Gottesbote das Opferböckchen auf den Felsstein hob, und auf sonderbare Art es zubereitete מַפְלִיא לַעֲשׂוֹת während Manoach und die Frau zusahen. Als darauf ein Feuer aufstieg vom Altar, so machte der Gottesbote das Opfer (brennend) aufsteigen zu Jehova. וַיַּעַל nämlich ist hier nicht ascendit sc. angelus, im Kal, sondern ascendere fecit sc. angelus hoedum, in der Form des Hiphils. Vgl. 1. Sam. 2, 6.; 13, 8. Solche Naturmittel kannten Propheten und konnten dadurch Sonderbares bewirken, מַפְלִיאִים seyn, ohne zu täuschen. Denn daſs die Zuschauer, was sie nicht wussten, für etwas nicht Natürliches hielten, war ihre Schuld nicht. Das Unerklärte mit dem Unerklärlichen zu verwechseln, ist eines Jeden eigene Sache.

II, 11. Die Worte: *ειπε Μωσης δια το μη βεβρωσθαι το περι της αμαρτιας ανηλωθη* = »Weil das Sündopfer nicht gegessen werden durfte, ist es verbrannt worden,« geben dem Rec. den Sinn: Das Sündopfer war immer zu verbrennen, da die Priester es doch nicht verzehren durften. (Eine der weisesten Verfügungen von Mose, daſs die Sündopfer den Priestern nichts eintragen konnten. Wie oft liebt man Vergehungen, weil sie Strafgelder abwerfen!)

Mit II, 19 sollte ein neuer Abschnitt, ein Kapitel, beginnen. Alsdann würden auch die 2 ersten Briefe weniger auffallend erscheinen.

Der Vatican-Codex scheint in diesem Buch mehreres als Lesearten anzugeben, wovon man das ingeniosius, quam verius aussprechen möchte. II, 29. ist das *εγκαινιζειν* (ein Gebäude erneuern) des Alex. Cod. weniger gelehrt, als das *εγκαισειν* des

Vaticanischen, aber einfacher. War die Enkaustik auch auf Kalkwänden eines Hauses anzuwenden? — So bleibt Rec. III, 9. bey der Alex. Leseart ο αρχιερευς statt der Vatican. ὑπο τȣ αρχιερεως. welche Correctur scheint, um die Construction von einer Verwirrung zu befreyen. Auch hier gehören die Worte παραγενηθεις δε εις Ιεροσ. wieder zum Vorhergehenden. „Heliodor machte sofort die Reise, der Aussage nach zwar, um gleichsam Koelosyriens u. Phöniciens Städte zu bereisen, in der That aber, um den Vorsatz des Königs auszuführen, nach Jerusalem ankommend. Auch der Hohepriester der Stadt freundlich (von Heliodor) aufgenommen, machte Vortrag (Anfrage) wegen seines, des H. Erscheinens. Und (dieser) erklärte, warum er da ist etc. Auch III, 13. scheint das ὁ δ' Ετερος im Alex. Ms. richtiger als ὁ 'Ηλιοδωρος im Vatic. weil diese Leseart abermals die erklärende ist. — III, 12. ist abermals eine merkwürdige Andeutung, daſs man doch schon in jenen Zeiten muthmassen konnte, solche Vorfälle, wie die gegen Heliodor, könnten wohl gar ein Werk, κακȣργια, der Tempelpriester selbst gewesen seyn. — — IV, 9. ist 'Αντιοχεῖς επιγραψαι wohl nicht nach Grotius: die zu Jerusalem sollten Bürgerrecht zu Antiochien erhalten, sondern: sie wollten sich als Antiochische, als Anhänger des Antiochus bezeichnen; wie im N. T. Herodianer, Anhänger der Herodischen Dynastie und Tendenz sind.

H. E. G. Paulus.

Die Hieroglyphen in dem Mythus des *Aesculapius*. Nebst zwey Abhandlungen über Dädalus und die Plastik unter den Chananäern, von *Dr.* F. C. L. Sickler, der königlich. Societät der Wissenschaften zu Göttingen correspondirendem Mitgliede etc. Herzoglich Sächs. Hildburghausischem Schulrath und Director des Gymnasiums. Mit einer Hieroglyphentafel in Steindruck. Meiningen, im Verlag der Keysnerschen Hofbuchhandlung 1819. 4. X. 93 S. 16 Ggr.

Herr Sickler, den wir schon aus seinem Kadmus oder Forschungen in den Dialekten des semitischen Sprachstammes, zur Entwicklung des Elements der ältesten Sprache und Mythe der Hellenen, Hildburghausen 1818 (s. uns. Jahrbüch. 1819. Nro. 75) kennen, hat in dieser Schrift seine mythologischen Forschungen fortgesetzt, welche zunächst den Mythus des Aesculapius betreffen. Er geht hier von dem Satze aus: „daſs der Ursprung des Mythus und Dienstes des Aesculapius nicht in Griechenland unmittelbar, sondern daſs er im

»Orient und zwar im semitischen Orient zunächst gesucht wer-»den müsse,« einem Satze, »der als unbestreitbar von den »Alterthumsforschern mußste angenommen werden, da schon »der erste Blick auf das mythische Geschlechtsregister des Aes-»culapius den denkenden Erklärer belehren dürfte, daſs er es hier mit einer Naturmythe zu thun und folglich unter Asklepius oder Aesculapius eine besondere Naturkraft zu verstehen habe (p. 5.), welche schon Pausanias VII, p. 443 f. [soll heisen p. 583. cap. 23. §. 6.] bestimmt bezeichne als die für Menschen und Thiere gleich nothwendige Gesundheitsluft.« Der Gehalt des Mythus aber, meint Hr Sickler, werde durch die Auflösung aller in ihr enthaltenen Namen aus der semitischhebräischen oder phönicischen Sprache völlig klar; was denn freylich mit dem oben aufgestellten Grundsatze von dem alleinigen Ursprunge des Aesculapius aus dem semitischen Orient in strenger Uebereinstimmung steht, aber demungeachtet dem unbefangenen Forscher, der da weiſs, daſs Etymologien immer nur ungewisse Stützen sind, wenn nicht andere Bestätigungen und Beweise hinzukommen, und wie weit ein blindes Verfahren der Etymologie verführen kann, stets ein gefährliches Spiel dünken wird.

Den angegebenen Grundsätzen gemäſs beginnt die gewiſs sehr scharfsinnige Auslegung des Geschlechtsregisters unseres Gottes (p. 7 ff.), woraus dann folgender Urbegriff desselben hervorgeht: »die vorzüglich in warmen, sprudelnden Quellen »sich äussernde Gesundheitsluft oder Heilluft, die von der Sonne »ausgehe, und mit dem Gewässer der Hochgebirge sich verbin-»de« (p. 10). Daher auch die Tempel des Aesculapius theils an warmen, theils an andern Heilquellen und Heilbädern der Vorzeit angelegt waren. Dieſs wird insbesondere auf eine gelehrte u. überzeugende Weise durch eine Menge von Beweisstellen, meistens aus Pausanias, von dem Hrn Verf. bewiesen (p. 10 ff.). Nun lassen sich auch die den Heilgott begleitende Attribute, »eine bisher unerklärte u. höchst auffallende Hieroglyphik« leichter enträthseln, (p. 13 ff.); sie finden sich aber in ziemlicher Vollständigkeit an der Statüe und im Tempel des Heilgottes zu Epidaurus, wie ihn Pausanias II. p. 134. [cap. 10.] beschreibt, lassen sich auch alle im Namen des Aesculapius durch Hülfe der Hebräischen Sprache herausmitteln u. nachweisen. Ref. der hier gerne dem verdienten Hrn Verf. für die scharfsinnige siebenfache Deutung des Namens Aesculapius den gebührenden Dank öffentlich zu zollen sich verpflichtet fühlt, kann es jedoch nicht verhehlen, daſs ihm hierbey die Worte eines berühmten Orientalisten — die doch wohl in solchen Fällen hauptsächlich zu befragen seyn möchten — eingefallen sind, die derselbe

bey Gelegenheit einer, übrigens von ihm selber als glücklich anerkannten Erklärung der in den Sabazien vorkommenden Formel Evoe saboe u. s. w., ausruft: »toutefois ce n'est rien qu'un jeu d'esprit, qui n'offre rien de solide.« (SILVESTRE DE SACY in den Noten zu Saint-Croix Recherches sur les mystères du paganisme; second. edit. Paris 1817. Tom. II, pag. 57). Und diesen Ausspruch könnte man vielleicht auch auf andere Etymologien anwenden, deren in dieser Schrift nicht wenige zu finden, obwohl in ihnen allen ein grosser Scharfsinn und eine glückliche Combinationsgabe unverkennbar sind. Man vergl. nur als Probe die Ableitung des Namens Bellerophon pag. 30, von Daphne p. 24, von Epidaurus p. 21, von Dädalus p. 40 u. s. w. Was die Ansicht des Hrn Sickler hinsichtlich der ganzen Auslegung dieses Mythus betrifft, so wird man wohl gegen die von ihm gegebene Deutung nichts einwenden können, man wird gern zugestehen, dafs diese Ansicht eine richtige sey, dafs sie aber die alleinige, die allein richtige sey, davon wird sich Ref. nie überzeugen können. Die vom Hrn Sickler so geistreich durchgeführte Ansicht möchte darum nur die eine Seite des hier, wie anderwärts vielgestalteten Mythus enthalten, dessen übrige Beziehungen wir nur auf eine ähnliche geistvolle und gelehrte Weise, wie jene von Hrn Sickler durchgeführt u. erläutert zu sehen wünschten. So aber verläfst er in dieser Abhandlung den oben angegebenen physischen Standpunkt nicht und befolgt ihn auch genau und mit vieler Consequenz in der weitern Auseinandersetzung der einzelnen Symbole des Aesculapius. Zuvörderst das Hauptbild der Schlange, u. zwar als Heilschlange (pag. 19 ff.): weil Schlangen am liebsten um warme Quellen u. dgl. sich aufhalten, gleichsam als Wächter dieser Quellen, so reihte sich in der Vorstellung des Naturmenschen Quelle, Heilquelle und Schlange leicht aneinander und so ward das Schlangenbild das Symbol des verjüngten Lebens und der Gesundheitsquelle. — Aber, möchten wir fragen, sollte denn die Schlange, deren Verehrung u. Hochachtung wohl aus Aegypten zunächst nach Griechenland und so weiter kam, in dieser einzigen Beziehung gedacht worden seyn? möchte nicht auch eine andere Beziehung statt gefunden haben, auf etwas Höheres, Ewiges, auf Seelenheil u. s. w. Dort in Aegypten war die Schlange in den Tempeln unter andern ein Symbol des Agathodämon, oder vielmehr des Kneph, des höchsten weisesten Gottes und Schöpfers in der Aeusserung und Beziehung auf wohlthätige, göttliche Kraft; und war dasselbe Thier nicht den Orphikern Bild der Zeit? Lauter Beziehungen, über die sich neulich Hr Geheime Hofrath Creuzer in der 2ten Auflage der Symbo-

lik I. Th. p. 504 ff. vergl. mit III. Th. p. 310 ff. mit mehr Ausführlichkeit erklärt hat. Aesculapius ist Heilgott mit dem Attribut der Heilschlange, nur als ein grosser Naturgott, dem der Aegyptier eben darum neben seiner schöpferischen, hervorbringenden Kraft auch heilende Kräfte zuschrieb; u. den er als den 8ten Bruder der mächtigen Cabiren, als Esmun verehrte.

Das 2te Bild des Raabes von einem Lorbeerzweige in des Aesculapius Hand ist das besondere Symbol der verborgenen Quelle des Wachsthumes u. der Heilung (p. 22 ff.); das 3te, das des Hundes (p. 26 ff.); Hunde sind die Symbole des unterirdischen, Erdrevolutionen durch Feuer u. Wasser anzeigenden Brüllens. Ohne die Richtigkeit dieser Erklärung zu bezweifeln, werden wir doch nie dabey die höhere Deutung dieses Attributs auf Tod u. Unsterblichkeit aufgeben können. Schon dem Perser war der an sein Sterbebette gebrachte Hund ein trostvolles Sinnbild der hoffnungsreichen Unsterblichkeit, ein Unterpfand des Heils und der Götterpforte (Sagdid. s. Zendavesta nach Kleukers Bearbeitung III, §. 11. p. 250 f u. Anhang II, 1 p. 103 f. II, 3, p. 71 f.), und in Aegypten, wer denkt nicht an den auf Mumiendecken so häufig vorkommenden hundsköpfigen Hermes, oder an ebendenselben, wie er die Mumie einsegnet? Führt nicht auch ein anderer Heilmann und Heilgott Jasion in Griechenland, als Seelenführer und Leiter, den Hund bey sich? (vergl. Creuzers Symbol., III, p. 528 ff. neue Ausg.)?) Die Chimäre, das Bild eines feuerauswerfenden Berges, wäre dann die Bezeichnung von Erdstofs, Gebrülle und verderblichem Hauch, alles Wirkungen eines Vulkans (p. 26 ff.); sie war eben die Entstehungsursache der »warmen Heilquellen, sie, diefs wun»dersam zusammengesetzte Wesen, das durch die Ziege den »Erdstofs, durch den Löwen das unterirdische zerschmetternde »Gebrüll, u. durch die mit giftigem Hauche versehene Drachen»schlange den alles verzehrenden Glutodem des ehemaligen Vul»kans für die kundigere Vorwelt angedeutet hatte.« Endlich das 5te Symbol: der Medusa Schlangenhaupt, vom Schlangentödter Perseus gehalten. Perseus ist der Blitz der die Wolken theilt und Regen herbeyführt, welche der warmen Heilquelle ihre Nahrung geben u. den Grund ihrer Fortdauer enthalten (p. 31 f.) —

Der angehängten 1ten Untersuchung über Dädalus und die Dädalenfeste der alten Böotier, über Smilis und die Telchinen liegt der, als richtig anerkannte Satz zu Grunde, dafs die Griechen mit dem Namen Dädalus, »einen jeden alten »Künstler überhaupt in der ältesten Zeit bezeichnen, welcher »hölzerne' feyerlich in den Tempeln verehrte und bey öffentli»chen Festprocessionen umhergeführte Götterbilder verfertigte.

»Es bedeutete vorzüglich einen Bildschnitzer.« Die Untersuchung über das Fest der Dädala ist nach Pausanias IX, p. 546. 547. [cap. 11.] geführt, und diese Stelle genau erörtert. Wenn auch manches Gute und Treffende hier gesagt ist, so findet sich doch wiederum gar viel Gewagtes und Kühnes, besonders in den etymologischen Forschungen. So wird z. B. der Name Dädallon oder Dädallah aus dem Hebräischen erklärt: »die in langsam feyerlichem Zuge dargebrachte oder einher-»wallende Eiche;« denn die Dädala selber seyen: »Proces-»sionsfeste mit Bildern von Eichenholz zur Erinnerung an den »Vorfall, wo die Here anstatt der Nymphe Platäa, ein Bild von »Eichenholz in dem Brautwagen entdeckte« (p. 41).

Wenn es nun auffallend ist, schliefst Hr Sickler weiter (p. 47 f.) dafs die meisten Werke, welche die alte Kunst dem Dädalus zuschreibt, grösserentheils Bilder des Herakles sind, so könne man, wie auch andere Umstände wahrscheinlich machen, annehmen, dafs die semitischen Cretenser oder Phönicier aus Sidon selbst ihre Dädala mit der alten Kunst verbreitet haben (p. 48). Der Name Smilis sey ebenfalls ein Dädalus (p. 49), ein appellativischer Collectivname zur Bezeichnung eines Bildners, der sich mit Ausbildung des Gesichtes als Ebenbildes beschäftige (nach dem Semitischen Semel - Bildung), wir sähen demnach in ihm nur einen 2ten Grad der aufsteigenden Vervollkommnung der Kunst, die von Semiten (??) in den ältesten Zeiten schon nach Griechenland überführt worden sey. Aber führen hier nicht die Erklärungen von Quatremére de Quincy u. A. schneller zum Ziele, wenn sie uns beim Namen Smilis an den Taxus (σμῖλος) und an das Schnitzmesser (σμίλη) und mithin an das Material und Werkzeug der alten Holzschnitzkünstler erinnern? Man vergl. jetzt noch Thiersch Epochen der Griech K. Mit den Telchinen (p. 50.) beginne eine neue Stufe in der Griechischen Plastik, nämlich das Erscheinen der Statuen von Erz. Sie seyen Schmelzer des Erzes durch Hülfe des Feuers. דִלְקִין (Delkin) von דָּלַק brennen. Wenn diefs die einzige Deutung der Telchinen seyn soll, so möchten wir uns dagegen erklären. Wie vielseitig auch dieser Mythus ist, bedarf keiner Erörterung. Hr Sickler bemerkt blos in einer Note, dafs die Telchinen neben ihrer Kunstfertigkeit, Metallbilder in Menschengestalt zu verfertigen, noch Priestergeschäfte schienen getrieben zu haben. Wir möchten eher in diesen Zauberkünstlern, eine Personification Alles dessen erkennen, was in Vorder-Asiatischen u. Griechischen Küstenländern, wie auf Inseln, Cultur u. Civilisation hinderte, förderte u. begleitete: Bearbeitung von Erz, wie von

Eisen, Schifferkunde, Liebestränke u. s. w. es sind die Telchinen eben die magischen Priester u. Bildner der Vorderasiatischen u. Griechischen Menschheit. Ref. kann hierüber um so kürzer seyn, da dieser Punkt neuerlich durch genaue Untersuchungen in das rechte Licht gestellt worden ist. (s. Creuzer Symbolik II. Th. p. 305 ff Not. der neuen Ausgabe.)

Die zweite Abhandlung »über die Plastik bey den Chananäern, besonders bey den Phöniciern« (p. 53 ff.) sucht, wie es scheint, das zu begründen, was der Hr Verf. schon in der vorhergehenden Abhandlung angedeutet, daſs nämlich der Ursprung der Griechischen Kunst nicht, wie die gewöhnliche Ansicht ist, aus Aegypten, sondern eher aus Phönicien herzuleiten sey. Deshalb stellt der Hr Verf., eine Erweiterung oder vielmehr Umgestaltung des dürftigen Winckelmannschen Capitels in der Kunstgeschichte »von der Kunst unter den Phöniciern u. s. w.« bezweckend, alle Angaben des Homerus, Herodotus u. Anderer, insbesondere aber der Bibel, wo irgend nur von Kunstwerken der Phönicier u. der chananäischen Völker die Rede ist, mit vieler Genauigkeit u. Vollständigkeit zusammen, um hieraus die Bedeutsamkeit der Plastik bey jenen Völkern zu zeigen, so wie die hohe Stufe, zu welcher die bildende Kunst sich hier frühe schon erhob. Ref. der diesen Abschnitt für eine gelungene Vervollständigung des oben erwähnten Winckelmannschen Capitels hält, hat sich aber dem ungeachtet noch nicht von dem Ursprung u. Anfang aller Griechischen Kunst in Phönicien und nicht vielmehr in Aegypten überzeugen können. Schlieſslich wünschten wir die Bemerkung (Note p. 56) unterdrückt, daſs die Erzählung einer Aegyptischen Einwanderung nach Athen unter Cecrops »ein Mährchen sey, das aus Miſsverstand (?) erzeugt ward.«

Die beygefügte Tafel in Steindruck enthält Vorstellungen des Aesculap, der Hygiäa, u. anderer in diesen Mythenkreis gehörigen Symbole, deren mit Etymologien nicht minder reich ausgestattete Erklärung pag. 80 — 93 liefert.

Jahrbücher des k. k. polytechnischen Institutes in Wien. In Verbindung mit den Professoren des Institutes herausgegeben von dem Director J. J. Prechtl u. s. w. Erster Bd. mit 4 Ktf. Wien 1819. VIII u. 520 S. 8. Pr. 8 Fl.

Mit grossem Vergnügen zeigt Rec. das vorliegende Werk an, welches von einem, sowohl allgemein, als auch besonders für die österreichischen Staaten, höchstwichtigen Institute, und der Thä-

tigkeit der dabey angestellten Gelehrten dem grösseren Publicum die erste Rechenschaft ablegt. Institute dieser Art, noch wohl mehr als Academien und gelehrte Gesellschaften, werden allmälig ein immer dringenderes Bedürfniss, wenigstens für grössere Länder, und können, zweckmässig eingerichtet, nicht anders als von grossem und vielfachem Nutzen seyn. Die Vermehrung der Menschenmenge und die zum Theil hierdurch, zum Theil durch steigenden Luxus täglich zunehmenden Bedürfnisse der Nahrung und Bequemlichkeit führen nach dem Zeugnisse der Geschichte die Völker im Allgemeinen vom Nomadenleben zuerst zum Ackerbau, dann zur Technologie und Fabrikenkunde, und gleichzeitig zur Handelslehre u. Forstwissenschaft. Alle diese Zweige der Nationalindüstrie werden allmälig mehr ausgebildet, aus dem natürlichen Grunde, weil man dem producirenden Boden zur Ernährung und zur Erhaltung des Wohllebens einer viel grösseren Menge seiner Bewohner durch kunstmässige Behandlung, stets mehr abzugewinnen, und die erhaltenen Producte zweckmässiger und vortheilhafter kunstmässig zu bearbeiten sich genöthigt sieht. Aber nicht blos auf Nahrung, Bequemlichkeit und Wohlleben darf die Aufmerksamkeit gerichtet seyn, sondern zugleich auf eigentlichen Wohlstand, Sicherheit u. Stärke, sowohl im Innern als auch nach Aussen. Viele Erfahrungen haben nur zu sehr gezeigt, dass Mangel an Indüstrie und commercieller Verbindung die Einwohner mancher Länder gleichsam durch inneres Gefühl der Hülflosigkeit zu Sclaven ihrer Nachbarn machten, und dass die militärische Stärke eines Landes keineswegs durch die blosse Zahl der Streiter begründet werde, sondern dass die wissenschaftliche Bildung des Generalstaabes und die hiermit zusammenhängende grössere Vollkommenheit des Materials und des Mechanismus im gesammten Kriegswesen von noch weit grösserem und kaum zu berechnendem Werthe ist. Nur zu oft schon hat die rächende Nemesis diejenigen Völker gezüchtigt, welche in träger Indolenz bloss auf die Nahrung ihres Leibes bedacht waren, oder aus dummen Uebermuthe die Regsamkeit und den Fleiss ihrer Nachbarn unbeachtet liessen oder gar verachteten. Vorzüglich hat England danach gestrebt, rücksichtlich der Indüstrie und des Handels allen andern Völkern den Vorrang abzugewinnen. Es hat in dieser Hinsicht weder Mühe noch Kosten gespart, um in der Hauptstadt seiner sämmtlichen, mit Inbegriff der Colonien wahrhaft unermesslichen, Staaten alle Hülfsmittel zu vereinigen, und die Thätigkeit des Geistes durch alle ersinnlichen Ermunterungen aufzuregen. Napoleon vergass über seinen Eroberungsplanen die Vermehrung der Hülfsmittel im Innern nicht, sondern gab den einzelnen

Anstrengungen einen Centralpunct in dem französischen Institute und hauptsächlich in der école polytechnique, und es werden sicher keinem aufmerksamen Beobachter die folgenreichen Wirkungen entgangen seyn, welche sich rücksichtlich aller Zweige der Mathematik, Technologie, des Fabrik- und Bauwesens, vorzüglich in Hinsicht auf Canäle, Brücken und Strassen, für ganz Frankreich aus dem letzteren herrlichen Institute entwickelten. Nicht leicht war für irgend einen Staat eine ähnliche Bildungsanstalt nothwendiger, als gerade für den österreichischen Kaiserstaat bey seinem grossen Umfange und seinen eben so mannigfaltigen als zahlreichen Hülfsmitteln, und es ist zugleich noch nebenher ein ganz eigenthümlicher Zufall, daſs der, für das Wohl Seiner Unterthanen ernstlich sorgende, Kaiser Franz den unlängst gehegten Vorsatz zur Errichtung eines polytechnischen Institutes in der Hauptstadt seiner ausgedehnten Staaten in dem nämlichen Augenblick ernstlich auszuführen anfing, als jene herrliche Schule in Paris aus anderweitigen Gründen aufgehoben wurde. Wie sehr der Kaiser Franz Sich für diese Anstalt interessirte, beweiset ausser vielen andern Dingen auch der Umstand, daſs Er den Grundstein zu dem Hauptgebäude Selbst zu legen für gut fand, eine an sich wohl gleichgültige, aber in ihren Verbindungen als Symbol höchst denkwürdige Handlung Auf diesem Grundsteine ruht die jugendliche Anstalt in grosser Kraft u. Stärke, und es kann bey dem Geiste und der Thätigkeit der bey ihr angestellten Männer, unterstützt durch ganz unglaubliche Hülfsmittel, nicht fehlen, daſs der durch sie ausgestreuete Saamen der Nationalindüstrie tiefe Wurzeln schlage, und reichliche Früchte trage. Diese sind einmal gewiſs, und in ihren vielfachen Folgen unvertilgbar, wie auch immer das Schicksal der Anstalt selbst künftig seyn mag, welcher jeder patriotische Staatsbürger die längste Dauer u. den ausgebreitetsten Wirkungskreis wünschen und von dem schützenden Genius der österreichischen Monarchie erflehen wird. Aber wer darf es sich verhehlen, daſs dieses nur wohlgemeinte Wünsche sind, welche niemand mit apodictischer Gewiſsheit verbürgen kann; denn wie manche wissenschaftliche Anstalt, ehrwürdig durch ihr Alter, berühmt durch ihren ausgebreiteten Nutzen, und unvertilgbar in den Annalen der Geschichte, hat nach Jahrhunderten durch die anhaltenden Verfolgungen der neidischen Bosheit oder der dummen Einfalt, den Stürmen des feindlichen Gescicks endlich weichen müssen, oder sieht mit Bekümmerniſs und Gram den Grabstein, welcher bald ihre Reste decken soll. —'

Es war ein glücklicher Gedanke, wie wir nicht zweifeln, des Directors dieser neuen Anstalt, sogleich vom Begin-

nen derselben an der gelehrten Welt von Zeit zu Zeit Rechenschaft über ihre Thätigkeit u. ihr reges Leben abzustatten. Als erste Probe liegt dieser Band der Jahrbücher des Institutes vor uns, u. entspricht ganz den Erwartungen, welche man nach den bekannt gewordenen Nachrichten zu hegen berechtigt war, weswegen wir nicht säumen, den Geist, welcher darin herrscht, in einer kurzen Anzeige unseren Lesern vorzulegen. Zuerst wird die Verfassung des polytechnischen Institutes mitgetheilt, welche dem beabsichtigten Zwecke vollkommen entspricht. »Das k. k. polyt. Institut« heifst es im Anfange, »ist eine »Centralbildungsanstalt für den Handel u. für die Gewerbe » durch die Verbreitung eines zweckmässigen, ihre Vervollkomm»nung begründenden wissenschaftlichen Unterrichts.« Wer sich über dasselbe vollständig belehren will, mufs die Beschreibung ganz lesen, welche keinen kurzen Auszug verstattet, und es möge daher genügen, wenn wir bemerken, dafs alle Zweige der Wissenschaften und Künste vorgetragen werden, welche zu einer umfassenden Kenntnifs des Handels und der Gewerbe führen, verbunden mit den vollständigsten Apparaten, Modellen u. Proben roher u. verarbeiteter Materialien, wodurch eine solche theoretische Anweisung practisch nützlich gemacht wird, u. zur unmittelbaren richtigen Anwendung führt. Der gesammte Unterricht wird in zwey Classen, einer vorbereitenden, eine Realschule bildenden, u. in einer den eigentlichen commerciellen u. technischen Wissenschaften gewidmeten Abtheilung vorgetragen. In welchem Umfange der ganze Plan angelegt ist, sieht man schon daraus, dafs ausser den reichlichen Schenkungen folgende Summen jährlich festgesetzt sind: Für die allgemeine technische Chemie 2000, für die specielle 2000, für das phys. Cabinet 1000, für die Modellsammlung 5000, für das Fabriks-Producten-Cabinet 2000, für die mathematischen Apparate 500, und für Land- u. Wasserbaukunst 500 Gulden. Nimmt man hinzu, dafs die nöthigen Apparate in den Werkstätten des Institutes selbst gegen Vergütung des blossen Materials und für Abnutzung der Werkzeuge zu den billigsten Preissen gefertigt werden, u dafs diese Werkstätte wiederum sowohl mit den besten Werkzeugen, namentlich Reichenbachschen Theilmaschinen versehen sind, als auch ausser den Bedürfnissen des Institutes für die übrigen Theile der Monarchie u. selbst für das Ausland künftig arbeiten sollen, dafs ferner mit dem Ganzen auch eine Kunstausstellung verbunden ist, wohin die inländischen Fabrikanten zu grösserer Bekanntwerdung gern Proben ihrer vorzüglichsten Fabrikate einsenden werden, und dafs sich endlich eine Geseilschaft zur Beförderung der National-Indüstrie an dasselbe anschliefst, so wird man aus

diesem allen leicht einen Begriff von dem grossen Umfange dieser Anstalt und den unausbleiblichen ausgebreiteten und wichtigen Folgen derselben erhalten.

Nicht ohne grosses Interesse lieset man in der zweyten Abhandlung die Geschichte des ersten Entstehens und der bald nachher wahrhaft riesenmässigen Fortschritte dieser neuen Pflanzschule für National-Indüstrie. Viele ausgezeichnete Männer der Monarchie haben sich durch die Beförderung derselben ein bleibendes Verdienst erworben, aber bey weitem am gröfsten und schönsten ist das Denkmal des immerwährenden Ruhmes, welches der Kaiser Franz Selbst durch eben so liberale als thätige Unterstützung eines jeden nützlichen Vorschlags in den Annalen der Geschichte seiner Regierung sich gegründet hat. Unzerstörbar wird dieses fortdauern, so lange noch Cultur und wissenschaftliches Streben auf dem Erdenrunde herrscht, wenn gleich die Pergamentrolle im Grund-steine längst vermodert seyn mag, welche folgende denkwürdige Worte des Kaisers enthält: »Als Denkmal meines Strebens, wissenschaftliche »Aufklärung unter allen Ständen der österreichischen Staaten zu »verbreiten, und insbesondere die gemeinnützige Ausbildung »Meines lieben und getreuen Bürgerstandes zu befördern; hab »ich diesen Grundstein im Jahre 1816 den 14. October Ei»genhändig gelegt und eingemauert.« Rec. kann nicht umhin, gleichsam als Commentar einige Worte aus der Erzählung des wackern Directors dieser Anstalt S. 52 gleichfalls herzusetzen. »Schon dieser Tag allein vermag das Lob der »Regentenweisheit Franz des Kaisers, seiner Achtung für Bür»gerglück, seiner Liebe für die Wissenschaften, der Nachwelt »zu überliefern. Ist ja doch die Bildung des Volkes die erste »Quelle seiner dauernden Wohlfahrt! aus ihr entspringt der »wahrhaft religiöse Sinn, die Liebe für das Gute, die Achtung »für die Gesetze, die Liebe zum Vaterlande, der Eifer zur »Unterstützung des Nützlichen, das Streben zum Fortschreiten »nach dem Besseren. Das Gute blühet den edlern Kräutern »gleich, nur im Lichte; es fliehet die Schatten und die Fin»sternifs.« Man muſs bey dieser geschichtlichen Darstellung eben so sehr den seltenen Aufwand bewundern, welcher zur schnellen Instandsetzung dieses Instituts gemacht ist, als den Umfang desjenigen, was in dem kurzen Zeitraume von drey Jahren selbst mit den ungewöhnlichen Hülfsmitteln wirklich erreicht ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

No. 2. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Jahrbücher des k. k. polytechnischen Institutes in Wien. In Verbindung mit den Professoren des Institutes herausgegeben von dem Director J. J. Prechtl u. s. w. Erster Bd. mit 4 Ktf. Wien 1819. VIII u. 520 S. 8. Pr. 8 Fl.

(Beschlufs der in No. 1. abgebrochenen Recension.)

Zum Beweise des Ersteren dient, dafs blofs das erforderliche Locale, worauf jedoch das Hauptgebäude erst aufgeführt werden mufste, für die Summe von 200000 Fl. angekauft wurde, und um die schnellen Fortschritte begreiflich zu machen, führen wir an, dafs der Banquier Sina der neuen Anstalt 20000 Fl. Hofkammerobligationen, der Grofshändler v. Weyna 2000 Fl. W. W., der Grofshändler Pittoni 800 Stück Waarenmuster aus seiner Materialwaarenhandlung und der Kaiser selbst sein physicalisches Cabinet zu Geschenken machten. Angekauft wurden, ausser vielen bedeutenden Sachen aus Paris, eine Mineraliensammlung für 10000 Fl, die Modellensammlung des H. von Wiebeking für die Hydrotechnik, aus 155 Stücken bestehend, und eine vollständige Reichenbachsche Werkstätte mit allen erforderlichen Maschinen und Werkzeugen, welche durch diesen berühmten deutschen Künstler selbst eingerichtet wurde, so dafs gegenwärtig schon die vollendetsten Instrumente aus derselben hervorgegangen sind. Hier wurden daher auch zuerst auf dem Continente die Heitzungen durch Wasserdämpfe und die Gasbeleuchtung im Grossen ausgeführt, und man kann sich leicht vorstellen, wie fruchtbar von hier aus auf die verschiedenen Zweige der Indüstrie gewirkt werden mufste, wenn man lieset, dafs in dem Zeitraume der ersten drey Jahre gegen 450 Berichte und Gutachten von dem Institute an die Hof- und Landesbehörden über Gegenstände der technischen Erfindungen und Verbesserungen der Gewerbe, des Handels und des Zollwesens abgegeben sind.

Referent hat ungewöhnlich lange bey diesem Gegenstande verweilt, welches die Leser mit der Wichtigkeit desselben entschuldigen mögen. Wie leicht liessen sich ähnliche Institute in den Haupt- und Residenzstädten errichten, wohin sie ganz eigentlich gehören, wenn man blofs diejenigen Summen darauf

zu verwenden geneigt wäre, welche oft so reichlich zur Erforschung und Bekämpfung von Dingen verschleudert werden, deren Existenz ganz oder wenigstens gröfstentheils in der Einbildung zu finden ist.

Den übrigen Theil des Bandes nehmen verschiedene interessante Abhandlungen ein, welche wir kurz anzuzeigen uns erlauben. Zuerst giebt der Herausgeber eine genaue Darstellung des Englischen Patentwesens. Die Neuheit der Erfindung muſs von demjenigen, welcher das Patent verlangt, beschworen werden, u. erst dann erhält er dasselbe ohne weitere Untersuchung (welche nicht anders als auf Veranlassung einer Klage angestellt wird) unter dem grossen Siegel, mit der Obliegenheit, binnen zwey Monaten eine detaillirte Beschreibung zur öffentlichen Bekanntmachung einzuliefern, u. darf dann seine Erfindung nur an sich, und so weit, als sie neu ist, ausüben. Unter Jacob dem ersten kam die Sache in Anregung, und seit Karl d. 2ten vom Jahr 1676 bis 1815 wurden 3258 Patente ertheilt. Die zweyte Abhandlung enthält eine genaue Beschreibung der Verfertigung des sogenannten moiré métallique, vom Prof. Altmütter, welche die meisten Leser auch aus dem 64st. Bande der Gilbertschen Annalen d. Ph. kennen, wo sie mit andern, minder vollständigen zusammengestellt ist. In der dritten theilt der Herausgeber practische Bemerkungen über die Dimensionen und Wirkungen der Watt'schen u. Woolf'schen Dampfmaschinen mit, welche man bey der Wichtigkeit dieses Gegenstandes nicht ohne Interesse lieset. Belehrend sind vorzüglich die Resultate der Beobachtungen über Consumtion an Brennmaterial und Effect von 24 Dampfmaschinen in den Bergwerken von Cornwallis. Nahe verwandt ist hiermit der Inhalt der folgenden Abhandlung, gleichfalls vom Herausgeber, worin auf die Ausdehnung der erhitzten Luft als mechanisches Mittel aufmerksam gemacht wird. Allerdings ist es richtig, daſs die grosse respective Wärme des Wasserdampfes einen bedeutenden Aufwand von Feuermaterial erfordert, allein einen grossen Vorzug hat derselbe dann auch durch seine schnelle Zersetzung und das dadurch erzeugte Vacuum, wie dieses bey der erhitzten Luft nicht statt findet. Inzwischen scheint der Erfolg einiger Maschinen, welche durch erhitzte Luft bewegt wurden, wovon Hachette in Traité des Machines Nachricht giebt, zu weiteren Untersuchungen dieses Gegenstandes zu ermuntern. Hr Prof. Arzberger theilt in der fünften Abhandlung die Resultate neuer Versuche über die Elasticität der Wasserdämpfe mit, welche für die practische Anwendung der Dampfmaschinen unleugbar von grossem Werthe sind. Die Elasticität der Dämpfe wurde in einer eisernen Röhre durch

ihren Druck gegen ein in die Oefnung geschliffenes Kugelventil gemessen, wodurch man die Grössen allerdings für die Praxis genau genug bestimmen, streng wissenschaftlich genommen aber nur genäherte Werthe erhalten kann, indem es erstlich fast unmöglich ist, die kleine Fläche, wogegen die Dämpfe drücken, mit der hierzu erforderlichen Genauigkeit zu messen, zweytens aber bey den in genauer Berührung befindlichen Flächen des Ventils die Adhäsion und der Luftdruck wegen des zwischen ihnen an der Stelle der Berührung entstehenden leeren Raumes nicht in Rechnung gebracht werden kann, und drittens hat Rec. bey ähnlichen Versuchen gefunden, daſs solche Ventille allezeit mit einem gewaltsamen Stoſse aufspringen, welches der Voraussetzung einer, bey langsamer Erhitzung allmälig steigenden Elasticität des Dampfes widerstreitet. Würden z. B. die Versuche mit einer wirklichen Quecksilbersäule angestellt, und diese würde plötzlich in die Höhe gehoben, so trüge der Beobachter sicher Bedenken, den wahrgenommenen Standpunkt als die genau zu messende Höhe anzunehmen. Völlig genügende Resultate können nur mittelst der steigenden Quecksilbersäule, ihres regelmäſsigen und leicht und langsam zu regulirenden Steigens wegen erhalten werden, und Rec. zweifelt nicht, daſs es mit den reichlichen Hülfsmitteln des polytechnischen Institutes möglich seyn würde, auf diesem Wege das gesuchte Gesetz zu finden. Inzwischen läſst sich von der Erfahrung dieser geübten Physiker nicht anders erwarten, als daſs die gefundenen Grössen der Wahrheit so nahe kommen, als es die Natur des gebrauchten Apparates erlaubt, und es ist sehr interessant, daſs dieselben der Mayerschen, nicht durch Interpolation von Beobachtungen gefundenen, sondern aus der Natur der Sache selbst entwickelten Formel am meisten zusagen. Eine sehr ausführliche Untersuchung über den nämlichen Gegenstand von H. Muncke in dessen physicalischen Abhandlungen, Giessen 1816, scheint dem Verf. nicht bekannt gewesen zu seyn. Eine interessante Maschinerie von dem bekannten Papinus, um die Kraft eines Wasserrades auf weite Strecken fortzupflanzen, auf das Princip der Luftpumpe gegründet, zieht der Herausgeber in der 6ten Abhandlung nach der Angabe in den actis eruditorum von 1688 wieder aus ihrer unverdienten Vergessenheit. Der Inhalt derselben läſst sich eben so wenig kurz angeben, als der folgenden, worin Aloys Perger eine Methode zur Orientirung des Meſstisches durch Fixpuncte, welche ausser der Fläche desselben fallen, angiebt.

Die beyden folgenden Aufsätze über die Bereitung des Guſsstahls und die sicherste Methode des Härtens stählerner Instru-

mente, vom Herausgeber, sind sehr wichtig, indem sie darthun, daſs die Bereitung dieses wesentlich nothwendigen Materials keineswegs so schwierig ist, als man nach den vielen vergeblichen Bemühungen auf dem Continente glauben sollte, sondern daſs das Gelingen derselben vorzüglich auf der Hervorbringung eines hinlänglichen Hitzegrades beruhet. Härten und Anlassen geschieht am besten vermittelst leicht schmelzender Metallmischungen, wovon die Mischungsverhältnisse hier mitgetheilt sind. Ueber die Holzmannschen Metallthermometer, verglichen mit denen von Breguet (nicht Brequet) wird von H. Neumann, und über den verbesserten Blasebalg des de la Forge vom Herausgeber eine kurze Nachricht mitgetheilt. Interessanter ist dasjenige, was der letztere meistens aus Englischen Schriftstellern über Erfindung und Verbesserung der Dampfschifffahrt erzählt. Ihr Anfang wird hier in das Jahr 1798 gesetzt, als Livingston in Newyork ein Privilegium auf 20 Jahre erhielt; aber nach Franklins Briefen fuhr schon 1788 ein solches Schiff bey Philadelphia. S. Journ. de phys. vol. 81, p 438. Unglaublich ist indeſs die Schnelligkeit, womit diese Schiffe sich selbst auf den reissenden Strömen Nordamerika's dem Mississippi und Ohio bewegen, und da sie in jenem Lande auch als Kriegsschiffe gebauet werden, so eröffnet sich damit ein neues und weites Feld der Kriegskunst, dessen Gränzen noch nicht zu berechnen sind. Für die Schifffahrt auf der Donau, welche seit 1818 gleichfalls mit solchen Schiffen befahren wird, ist diese Erfindung von höchster Wichtigkeit. Seit 1819 geht auch regelmässig ein solches Boot von Triest nach Venedig, gewöhnlich in 12 Stunden.

Mit grossem Interesse hat Rec. die Abhandlung über Porzellan und Porzellanerden, vorzüglich in den österreichischen Staaten, vom Prof. Scholz, gelesen. Hauptsächlich wird darin das Material und das technische Verfahren beschrieben, dessen sich die grosse Wiener Fabrik bedient, wobey zur Vergleichung nebenher auf mehrere andere, namentlich Böhmische, Fabriken Rücksicht genommen ist; mehrere schätzbare Notizen, welche ausländische Institute dieser Art betreffen, nicht gerechnet. Alles ist mit der dem Verf. eigenthümlichen Klarheit und Präcision vorgetragen. So viel der Raum hier gestattet, erwähnen wir nur, daſs einige kurze Notizen über die Einführung des noch immer vorzüglichsten chinesischen Porzellans in Europa, über die Erfindung des rothen durch Böttger und erste Errichtung der Meissener Fabrik, deren weisses Porzellan seit 1709 nächst dem chinesischen den Vorrang hinsichtlich der Masse behauptet, und über den Anfang der Wiener, seit 1718 durch dü Paquier angelegten, mitgetheilt wer-

den, dessen Schlauheit es gelang, einen Theil der Geheimnisse jener Anstalt zu entwenden. Dem chinesischen Porzellan, welches unter andern z. B. zu Kingt Toching in der Provinz Kiansi in 500 Brennöfen durch eine Million Arbeiter verfertigt werden soll, aus den verschiedenen Fabriken aber von ungleicher Güte geliefert wird, kommt an spec. Gewicht das Wiener am nächsten, die stärkste Brennhitze unter den Europäischen Sorten erhält das Dresdener, das durchscheinendste, aber auch specifisch leichteste, und am meisten an Verglasung gränzende ist das Französische. Wie stark der allgemeine Verbrauch des Porzellans sey, kann man unter andern daraus abnehmen, daſs die einzige Wiener Fabrik jährlich zwischen 50 bis 60 Tausend Stück ordinäre Teller verkauft, und nach dem Aufheben des Cafee-Verbotes, 1813, in den ersten sechs Wochen 35000 Paar Cafee-Schalen absetzte. Den gröſsten Theil des rohen Materials, dessen Lagerung und muthmaſsliche Entstehung genau beschrieben wird, erhält sie aus Passau, woselbst auch bekanntlich eine Menge Schmelztiegel verfertigt werden. Aber auf einem ganz eigenen Miſsverständnisse muſs die Behauptung S. 255 beruhen, daſs durch vollständige Verwitterung des Glimmers Graphit (den Bestandtheilen nach völlig verschieden) entstehen solle. Was weiter hin über das Vorkommen und die Benutzung der verschiedenen Erden in Mähren und in ungeheurer Menge in Böhmen beygebracht ist, hat mit Ausnahme des Geognostischen weniger allgemeines, als vielmehr vorzüglich locales Interesse.

Der nachfolgende kleine Aufsatz vom Herausgeber enthält die merkwürdige Nachricht, daſs die Früchte des in Dalmatien in grosser Menge wachsenden Erdbeerbaumes (arbulus unedo L.) seit 1817 mit grossem Vortheile zu Branntwein benutzt werden, und nach Versuchen des H. Bignami reichlich, nämlich fast 14 pC. Zucker geben. Was ferner Hr Prof. Altmütter über das Sicherheitsschloſs des Prof. Crivelli (der Schlüssel mit geschweiftem Barte geht mit einer ganzen Umdrehung durch drei Bleche, deren letztes für die Schweifung des Bartes eingerichtet ist) und über das höchst Sinnreiche und Zweckmässige des Joseph Brahma in London sagt, leidet eben so wenig einen Auszug, als die Beschreibung eines nicht genugsam bekannten Uhrmacher-Zusammensetzers. H. Riepl giebt Nachricht von den Versuchen, wonach pulverisirter und gesiebter Basalt, beim Pochen mit dem etwa fünften Theile gelöschten und wieder getrockneten Kalke versetzt, nachher mit dem vierten Theile dem Volumen nach frischgelöschten Kalke gemengt, und auf ein Pfund mit einem Eſslöffel voll geronnener Milch erweicht, dann mit einem Borstenpinsel dünn aufgetragen, einen in heis-

sem und kaltem Wasser vollkommen harten Kitt abgiebt. Nach H Seitz kann die nymphea alba statt der Knoppern vortheilhaft zum Grau- und Braunfärben angewandt werden. Endlich theilt Hr Prof. Scholz eine vom Artillerie-Oberlieutenant Hufs erfundene sinnreiche Methode mit, die Reinheit des Salpeters zu prüfen, indem die gewöhnlich angewandten theils zu unsicher, theils zu weitläuftig sind. Sie stützt sich auf das Princip, dafs eine gewisse Quantität Wasser bey verminderter Temperatur erst dann den aufgelöseten Salpeter in Krystallen anschiessen läfst, wenn sie denselben nicht mehr aufgelöset erhalten kann, unabgesehen auf die Menge der verunreinigenden Salze; und es war daher blofs erforderlich, die Quantitäten reinen Salpeters durch Versuche auszumitteln, welche bei den verschiedenen Temperaturen aufgelöset bleiben. Man nimmt daher 25 Lt. (gewogen oder bequemer in einem bezeichneten Glase gemessen) bis 45° R. erwärmtes Wasser, löset darin 10 Lt. des zu prüfenden Salpeters, und beobachtet an einem in Viertelgrade getheilten Thermometer (von 0° — 50° ist die Skale genügend) diejenige Temperatur, bey welcher die ersten feinen Nadeln anschiessen, indem man für gleichmässiges Erkalten der gesammten Masse sorgt, und findet die Procente des in dem unreinen befindlichen reinen Salpeters vermittelst einer Tabelle. Letztere ist für alle Viertelgrade von 8° bis 20° R. mitgetheilt, indem man bei einem geringeren Gehalte, als welcher der angegebenen niedrigsten Temperatur zugehört, der aufzulösenden Quantität einen Theil reinen Salpeters zusetzen und nachher in Rechnung bringen kann. Rec. erlaubt sich, wegen des vielfachen Interesses dieses Gegenstandes, die Tabelle für ganze Grade mitzutheilen, da die zwischenliegenden Glieder nahe genau durch Interpolation gefunden werden können.

8° R.	55,7	13° R.	70,7	18° R.	89,5
9	58,4	14	74.1	19	94
10	61,3	15	77,7	19,5	96,4
11	61,3	16	81,5	20	89.8
12	67,4	17	85,4	20,25	100

Rec. hat absichtlich aus dem reichen Inhalte des ersten Bandes dieses ausnehmend schätzbaren Journals soviel mitgetheilt, als der Raum nur immer gestattete, um nicht blofs auf dasselbe aufmerksam zu machen, sondern auch diejenigen Leser möglichst zu befriedigen, in deren Händen das Werk selbst sich nicht befindet. Ohne inzwischen über die Gränzen einer Anzeige hinaus zu gehen, ist dieses ünmöglich bey einigen interessanten Abschnitten, welche den Rest dieses Bandes einnehmen, und zum Theil in einem folgenden fortgesetzt werden sol-

len. Hierhin gehören namentlich die Beyträge zur Geschichte der Fortschritte der Gewerbs-Indüstrie und des Handels in der österreichischen Monarchie in den drey letzten Jahren, worin die höchst ergiebigen Hülfsmittel dieser ausgedehnten Staaten allerdings nach ihrer Grösse gewürdigt, zugleich aber mehrere noch vorhandene Bedürfnisse nicht verhehlt, und die bedeutenden Fortschritte nachgewiesen werden, welche die letzten Jahre eines gesegneten Friedens zur Begründung des inneren Wohlstandes der verschiedenen vereinten Völkerschaften zu machen erlaubten. Die errichtete Kommerz-Hofcommission war vorzüglich thätig in der Regulirung des Zollwesens, um einen freyen Verkehr im Innern herzustellen, welches blofs bey Ungarn durch Provinzial-Verhältnisse gehindert wird, und wenn nicht alle beabsichtigten Veränderungen mit einem Schlage durchgesetzt wurden, so mufs man der hierbei gemachten sehr richtigen Bemerkung volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs bey so manchfaltigem sich durchkreuzenden Interesse ein solches Verfahren blofs während einer politischen Revolution möglich ist. Vieles zur Beförderung des Handels und einer freyen Gewerbthätigkeit ist in den letzten Jahren wirklich geschehen, manches bereits angefangen und noch mehr schon beschlossen, wenn nur ein dauernder Friede die wirkliche Ausführung gestattet. Dafs übrigens die Landesregierung es nicht an Aufmunterungen und liberalen Unterstützungen fehlen läfst, und diese ihren Zweck keineswegs verfehlen, geht aus den mitgetheilten Nachrichten zur Evidenz hervor, welche Jeder mit eben so viel Nutzen als Vergnügen lesen wird, der sich seiner Lage und seinen Verhältnissen nach für die Beförderung der National-Indüstrie interessirt. Als ein Anhang zu dieser Darstellung kann das Verzeichnifs von 58 Patenten angesehen werden, welche seit 1815 in der österreichischen Monarchie auf neue Erfindungen ertheilt sind, deren Fortsetzung im folgenden Bande mitzutheilen versprochen wird.

Unter der Aufschrift: Miscellen, werden einzelne interessante Nachrichten mitgetheilt, unter andern ein kurzer Auszug aus Chaptals Werke de l'industrie françoise. Par. 1819., aus welchem der Herausgeber das wichtige Resultat ableitet, wie nöthig es ist, dafs Ackerbau und Gewerb-Indüstrie mit gleicher Sorgfalt cultivirt werden, weil sonst nach Art des oft gepriesenen Mittelalters ein grosser Theil des fruchtbaren Bodens öde und mit Wald bewachsen liegen bleiben mufs, während der Landbebauer in Schafpelze gekleidet niedere Hütten bewohnt, und wenige Begüterte die Gegenstände des Luxus von Aussen her beziehen. Aehnlichen Inhalts sind die dann folgen-

den wissenschaftlichen und technologischen Notizen aus Englischen und Französischen Zeitschriften durch den Ritter von Gerstner ausgezogen, eine reiche Collection gemischten Inhalts, welcher aber hier nicht näher angegeben werden kann. Den Schlufs dieses Bandes machen endlich zwey Verzeichnisse, eines der Patente, welche 1817 in Frankreich, und eines derjenigen, welche 1818 in England, letztere sämmtlich auf 14 Jahre, ertheilt sind, deren Fortsetzung im folgenden Bande dieses Journals mitgetheilt werden soll.

Nouveaux Elémens de Botanique, appliquée à la Medicine, à l'usage des éléves qui suivent les cours de la faculté de Médecine et du jardin du roi. Par Achille Richard, Aide-Demonstrateur de Botanique à la Faculté de Paris. Avec huit planches représentant les principales modifications des organes des végétaux. Paris 1819. 410 S. 8.

Gegenwärtiges Elementarbuch der Botanik von dem Sohne des rühmlichst bekannten Claude Richard abgefafst, verdient auch in Deutschland bekannt zu seyn, da es manches Neue und Gute enthält; den Zusatz eines auf die Medicin angewandten Handbuches verdient es übrigens kaum, indem von den officinellen Gewächsen nur höchst oberflächlich gesprochen wird.

Die Theile der Pflanzen werden in Organe der Vegetation und der Fructification unterschieden; zu den ersten sind Wurzel, Stengel, Knospen und Blätter gezählt, die in einzelnen Kapiteln abgehandelt sind; so zwar, dafs immer der anatomische Bau, die Function und auch die Kunstsprache abgehandelt werden; auch wird immer, doch nur kurz, von dem öconomischen und medicinischen Gebrauche der genannten Theile gesprochen. Bei dem Stengel ist sehr schicklich der Stiel der Monocotyledonen und Dicotyledonen abgesondert beschrieben, in eigenen Abschnitten wird die Entwicklungsart dieser beiden Stielarten abgehandelt, auch Manches über die Höhe, Dicke, Dauer u. s. w. der Baumstämme bemerkt. Unter der Aufschrift des bourgeons (Knospen), findet man auch die Beschreibung der Zwiebeln, Knollen und Sprossen. Der Hr Verf. hält die Schuppen, welche die Knospen umgeben, für unentwickelte Theile; so seyen es unentwickelte Blätter bey Daphne Mezerum, Afterblätter bey Liriodendron u. s. w. Der Abschnitt von den Blättern ist mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet. — Zu den accessorischen Organen rechnet der Hr Verf. die Afterblätter, die Ranken, die Dornen und Stacheln, die Drüsen und Haare.

Ein interessantes Kapitel ist das von der Ernährung der Gewächse, obgleich hier Mehreres vorkommt, worin die deutschen Physiologen abweichen; offenbar unrichtig ist es, wenn man, wie der Hr Verf. annimmt, dafs alle Bestandtheile, die man in den Pflanzen fand, wie Kalk, Kieselerde, Eisen, Salpeter u. s. w. immer von aussen aus der Erde oder der Atmosphäre in die Gewächse gebracht werden; auch werden nicht alle der Meinung beystimmen, dafs die Säfte in den lymphatischen Gefässen aufsteigen und s. w.

Der Abschnitt von den Organen der Fructification zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, in die von der Blüthe u. die von der Frucht. In der ersten finden sich eigene Kapitel über den Blumenstiel, die Nebenblätter, den Blüthenstand, Kelch, Blumenkrone u. s. w.

Eine eigene Bezeichnung des Blüthenstandes ist die durch flores serıulati, man soll sich derselben bedienen, wenn die Blumenstiele einfach, von einem Punkte entspringend, und fast von gleicher Höhe sind, wie bey Butomus umbellatus; diefs ist aber offenbar nichts anderes, als eine einfache Dolde. — Von dem Verhalten der Blüthen, vor dem völligen Entfalten der Blumenkrone, wird besonders, jedoch nur kurz gesprochen. Die Staubgefässe u. Staubwege sind sehr sorgfältig beschrieben, besonders in Rücksicht ihrer Lage und Anheftung, wobey freylich viele neue Benennungen vorkommen, was auch von dem Abschnitte über den Discus (oder Receptaculum) gilt, dessen verschiedenes Verhalten hier unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird. Die beiden Abschnitte von der Insertion und dem Discus sind von Richard dem Vater bearbeitet, und der Hr Verf. räth den Anfängern im Studium der Botanik, diese Abschnitte erst dann zu lesen, wenn sie sich mit den übrigen Zweigen der Botanik gehörig bekannt gemacht hätten. —

Die Befruchtung der Pflanzen wird auf die bekannte Weise erklärt, von der Hülfe des Windes, der Insekten, den Bewegungen der Staubfäden u. s. w. gesprochen. Ueber die Befruchtung der im Wasser untergetauchten Pflanzen kommen einige Bemerkungen vor; es soll sich nämlich vor dem Entwickeln der Blume innerhalb der Krone Luft befinden, deren Entwicklung die Befruchtung befördere; doch, setzt er hinzu, lasse sich dies nicht auf Ruppia, Zostera etc. anwenden, wo Kelch u. Blumenkrone fehlen. — Da nicht immer der Pollen auf die Narbe gelangen kann, so glaubt der Hr Verf., dafs eine unmittelbare Berührung nicht überall erfordert werde, sondern dafs einem flüchtigen Principe (aura pollinaris) die Befruchtung zugeschrieben werden könne, dessen Einwir-

kung auf einen bedeutenden Zwischenraum reiche. — Höchst auffallend ist es, daſs der Nectarien auch mit keiner Sylbe gedacht wird. — ein fast unerklärliches Versehen. —

Der Abschnitt von den Pflanzenfrüchten ist ohne Zweifel der wichtigste u beste Theil des ganzen Buches; es wurden zwar die ältern Schriften Richard's des Vaters fleissig dabey benutzt, indessen findet sich doch auch mehreres Eigene und Neue. Der Saamen mit seinen Theilen, das verschiedene Verhalten desselben beim Keimen u. s. w. ist hier sehr lehrreich und schön beschrieben. Der zweyte Haupttheil des Buches begreift die botanischen Methoden oder die Systemkunde (Taxonomie) im Allgemeinen, dann wird Tournefort's, Linné's u. Jüssieu's System beschrieben. Die Pflanzen des Gartens der medicinischen Facultät in Paris sind nach dem Linnéschen Systeme geordnet, mit welchem aber Richard der Vater folgende Veränderungen vornahm. —

Die 10 ersten Klassen bleiben, die eilfte nennt er Polyandrie und bestimmt sie dahin, daſs mehr als 10 Staubfäden unter dem Pistill stehen; die zwölfte nennt er Calycandrie; mehr als 10 Staubfäden stehen auf dem Kelche und um den Pistill herum, die dreyzehnte heiſst Hysterandrie; mehr als 10 Staubfäden befinden sich über dem Fruchtknoten; die beyden Ordnungen der 14ten Classe werden nach der Beschaffenheit des Fruchtknotens (ob er ganz oder getheilt ist) bestimmt. Die 19te Klasse wird Synantherie benannt, und die Ordnungen verändert; für die Monogamie der Linnéschen Syngenesie wird eine eigene Klasse unter dem Namen Symphysandrie bestimmt u. s. w. Man kann diesen Ordnungen nicht alle Brauchbarkeit absprechen, doch möchten sie kaum allgemeine Anwendung finden. Der Abschnitt, welcher für die cryptogamischen Pflanzen bestimmt ist, bedürfte grosser Verbesserungen, indem er höchst oberflächlich und unzureichend ist. Die Linnésche sogenannte Blumenuhr und ein sehr unvollständiger Blumenkalender beschlieſst die Schrift.

Die Abbildungen sind ziemlich roh und plump ausgearbeitet; man hätte in der That von Paris her bessere Zeichnungen erwartet. —

Cyperaceae et Gramineae Siculae. Auctore D. CAROLO BORIWOGO-PRESL. Pragae 1820. 10 Ggr.

Seit Kurzem ist den deutschen Botanikern manches Interessante aus der berühmten und kräuterreichen Insel Sicilien mitgetheilt worden. Die Regensburger botanische Zeitung und Sprengels Zusammenstellung der neuesten Entdeckungen in der Botanik bezeugen dies. Der Hr Verf. dieser kleinen aber gut gerathenen Schrift hielt sich einen Sommer in Sicilien auf, um dort der Kräuterkunde seine Zeit zu widmen. Hier theilt er uns nun mit, was er aus den Familien der Cyperaceen und Gramineen selbst sah, sammelte und untersuchte, nur Weniges wurde ihm von Freunden zugebracht. In der Vorrede werden die wichtigsten Werke über Gräser mit vielem Scharfsinne gewürdiget, wobey es indessen Manchen auffallen möchte, dafs Schrader in seiner Flora germanica mehrere Gräser verwechselt haben soll. —

Dafs die gegenwärtige Uebersicht der Pflanzen Siciliens aus den genannten Familien bey weitem nicht alle enthält, erinnert der Hr Verf. selbst, da die Kürze der Zeit ihm genauere Nachsuchungen nicht gestattete. In Hinsicht der Anordnungen der Cyperaceen hält er sich vorzugsweise an Robert Brown, bey den übrigen Gräsern aber auch an Palisot de Beauvais und Kunth. Die Diagnosen der Arten sind hier und da geändert, auch wurden einzelne Namen neu aufgenommen, wenn es dem Hrn Verf. nöthig schien, ferner schuf er Böhmische Benennungen für seine Sicilianischen Pflanzen, die wir Deutsche ihm wohl gern erlassen hätten. Neue Pflanzen, die angezeigt zu werden verdienen, sind folgende: Isolepis sicula, Cyperus brachystachys, Gastridium scabrum, Czernya, eine neue Gattung zu Ehren des D. Medicin. Czerny, welcher mehrere botanische Bücher herausgab, benannt; es ist nur eine Art aufgezeichnet: Czernya arundinacea; die Pflanze ist wohl mit Agrostis verwandt. — Vilfa glaucescens, Vilfa pulchella, Phalaris nitida, Hierochloa parviflora, Koeleria splendens, K. tunicata, Festuca aetnensis, F. sicula, F. multiflora, Bromus fasciculatus, B. paradoxus, Brachypodium contractum, Poa anceps, Megastachya leersoides, triticea, Aegilops echinata, Triticum strictum, Lolium strictum, Ophiurus compressus und einige andere.

Ob alle diese Pflanzen wirklich neu sind, ist freylich nicht mit aller Sicherheit zu entscheiden, weil meistens blose Definitionen ohne Beschreibungen und Abbildungen gegeben sind;

indessen zeigen doch die vielen literarischen Rückweisungen die genaue Bekanntschaft des Hrn Verfs mit den neuesten und besten botanischen Schriften; auch sind die Definitionen so gut ausgedrückt, dafs der Hr Verf. alles Zutrauen zu verdienen scheint, um so mehr, da wir ihn schon als den Herausgeber einer Flora von Böhmen vortheilhaft kennen. Auch beweist diese kleine Schrift zur Genüge, wie viel Pflanzen selbst in Europa noch zu entdecken übrig sind.

A. P. de Candolle's und K. Sprengels Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Zu Vorlesungen Mit acht Kupfertafeln. Leipzig bey Carl Cnobloch, 1820. 611 Seiten. 8. 2 Rthlr 12 Ggr.

Geraume Zeit hindurch war Willdenows Grundrifs der Kräuterkunde das gewöhnlichste Buch, dessen man sich zum ersten Unterrichte in der Botanik auf Academien bediente. Die grossen Fortschritte aber, die die Botanik als Wissenschaft in neuern Zeiten machte, führten das dringende Bedürfnifs mit sich, ein neues, den ganzen Umfang der vorgeschrittenen Kenntnisse in der Botanik enthaltendes Compendium zu bearbeiten, welches Sprengel in gegenwärtiger Schrift mit gewohntem Scharfsinne ausführte. Es enthält dieselbe gleichsam eine Verbindung seiner eigenen, früher in der Anleitung zur Kenntnifs der Gewächse vorgetragenen Grundsätze, mit denen die de Candolle in seiner Théorie élementaire de la botanique auseinander setzte. — Man kann daher diese Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde als einen Auszug der genannten de Candoll'schen Schrift und der Sprengelschen Elementarwerke der Botanik ansehen; es ist deshalb, da diese Bücher so bekannt sind, eine ausführliche Anzeige der in ihnen herrschenden Grundsätze völlig unnöthig, und es reicht hin, um die gegenwärtige Schrift ganz zu kennen, wenn man die befolgte Anordnung der Materien beschreibt. —

Die Einleitung bezeichnet den Umfang der Botanik als Wissenschaft, und erörtert die einzelnen Zweige, in die sie abgetheilt werden kann. — Das Buch selbst zerfällt in fünf Theile, wovon der erste die Kunstsprache erläutert, die hier grossentheils so vorgetragen ist, wie de Candolle sie angab, und ordnete. Der zweyte Theil begreift die Taxonomie oder Theorie der Classification. Hier ist das Linnésche System erklärt und seine Mängel angegeben, die Begriffe von Art, Gattung, Gruppe und Familie bestimmt, und dann die Theorie der natürlichen Classification wörtlich nach de Candolle erklärt; die

gegebene Uebersicht der natürlichen Pflanzenfamilien ist, mit wenigen Ausnahmen, ganz die, wie sie der Hr Verf. in seiner Anleitung zur Kenntniſs der Gewächse angenommen hatte. Der dritte Theil ist überschrieben Phytographie oder beschreibende Botanik; hier ist die Rede von den Namen der Pflanzen, von Entwerfung der Charaktere, von den Beschreibungen der Pflanzen, der Synonymie, von der Form botanischer Werke, Pflanzensammlungen u. s. w. sämtlich sehr bekannte Dinge, und ganz nach de Candolle abgefaſst. — Der vierte Theil enthält die Phytonomie oder die Lehre vom Bau und von der Natur der Pflanzen und ist als ein Auszug der früheren Werke des Hrn Verf. (mit einigen Abweichungen) über diesen Gegenstand anzusehen. Dieser Theil zerfällt in die Phytonomie oder Anatomie der Pflanzen, und in die eigentliche Phytotomie oder Lehre von dem Leben der Pflanzen; das vierte Kapitel dieses Theils spricht von der Verbreitung der Pflanzen auf der Erde und ist ein lehrreicher sehr vortrefflicher Abschnitt, so wie auch das folgende (fünfte) Kapitel, das die Geschichte der Verbreitung der Pflanzen enthält. Das sechste Kapitel handelt von den Miſsbildungen und Krankheiten der Gewächse, und das siebente begreift die Geschichte der Botanik, es ist blos ein kurzer Auszug des bekannten Werkes des Hrn Verf. mit einigen Zusätzen, die die neueste Zeit betreffen. Darauf folgt ein doppeltes Register, wovon das erste die lateinischen Kunstwörter, das zweyte die vornehmsten Sachen und Namen angiebt. —

Der letzte oder praktische Theil des Buches enthält die sehr genaue Beschreibung einer oder mehrerer Pflanzen aus jeder der 24 Klassen des Linnéschen Systems, wobey die geographische Verbreitung des Gewächses, einige Synonymen und Abbildungen, so wie die Verwandschaft und der Nutzen angegeben sind. Auffallen wird es Vielen, daſs auch einige sehr seltene ausländische Pflanzen hier beschrieben werden, die zum Unterrichte wohl nur sehr Wenigen zu Gebote stehen möchten, so wie, daſs die Beschreibung der ausländischen in Lateinischer Sprache abgefaſst ist, während dem bey den übrigen die Deutsche gebraucht wurde; so sind hier beschrieben Agardhia cryptantha, Salvia brasiliensis, Tontelia trinervia, sämmtlich aus Brasilien. Auch findet sich hier etwas, was wohl Niemand da gesucht hätte, nämlich eine Monographie der Gattung Rubus; es ist schwer einzusehen, wie diese sich hierher verirrt hat. — Die Kupfer sind vortrefflich, von Sprengels Sohn gezeichnet und von Sturm gestochen.

Was an diesem sehr brauchbaren, und wahrscheinlich an vielen Orten bald einzuführenden Buche vorzüglich zu wünschen wäre, ist, dafs die Kunstausdrücke für die Cryptogamie möchten abgesondert vorgetragen seyn, da es schwer halten dürfte, gegenwärtiges Compendium auch als Anleitung zum Studium cryptogamischer Gewächse zu gebrauchen, welchen Fehler es übrigens mit dem Willdenowschen Grundrisse gemein hat. —

Novi Proventus Hortorum Academicorum Halensis et Berolinensis. Centuria specierum minus cognitarum, quae vel per annum 1818 in horto Halensi et Berolinensi floruerunt, vel siccae missae fuerunt. Auctore C. Sprengel. Halae, impensis Gebaueri et filii. 48 S. 8. (Ohne Jahrzahl.) 12 Ggr.

Der ungemein thätige Herr Verfasser giebt hier abermals nähern Aufschlufs über wenig bekannte oder neu entdeckte Pflanzen, und zwar theils blose Definitionen, theils grössere Beschreibungen Die Ordnung, in der sie aufgezählt sind, ist die alphabetische. Die wichtigsten hier näher bezeichneten Gewächse lieferten die Herren Balbis in Turin, Fischer in Gorenka bey Moskau, Besser in Kremeneci, Otto in Berlin u. s. w. Indessen irrt man, wenn man glaubt durchaus unbeschriebene oder besser bestimmte Pflanzen hier zu finden, mehrere sind schon in den Brownschen, Willdenowschen und Anderer Werke gehörig und richtig aufgezeichnet.

Aus der Syngenesie kommen drey neue Gattungen vor: nämlich Centrospermum, Hopkirkia und Selloa; die erste ist verwandt mit Chrysanthemum, Anthemis und Pyrethrum, die zweyte mit Spilanthus und Eupatorium, die dritte mit Baccharis, Conyza, Gnaphalium und Artemisia. Von letzterer ist Selloa glutinosa angeführt, eine Pflanze, die bisher unter dem Namen Mollinia viscosa ging.

Auch der Gattungscharakter einer Hülsenpflanze der 17ten Klasse ist aufgezeichnet (Phyllolobium) doch steht derselbe bereits schon in des Hrn Verf. Anleitung zur Kenntnifs der Gewächse 2ter Theil S. 751 — Viele Arten sind neu, wovon hier nur einige: als Achillea mongolica, Allium foliosum, Andropogon comosus, Campanula ucranica, Cirsium mite, Galenia celosioides, Lychnis fulgens, Vaccinium brasiliense. Rosa microcarpa aus Volhynien, mit schwarzen erbsengrossen Früchten u. s. w.

Die meisten dieser Pflanzen sind aus Brasilien, Sibirien, Aegypten u. s. w.; nur Eine Deutsche kommt vor; nämlich Rosa dumetorum Thuill.; daſs diese Rose an vielen Orten in Deutschland vorkommt, leidet keinen Zweifel, aber mit der Berichtigung der Synonymen sieht es höchst miſslich aus, da die neuesten Bearbeiter der Rosengattung so wenig Rücksicht auf einander nahmen, und es hier überhaupt so schwer ist Art von Abart richtig zu unterscheiden. Eine Monographie Deutscher Rosen wäre sehr interessant und wahres Bedürfniſs, um die vielen Widersprüche in den Deutschen Floren auszugleichen, aber die Schwierigkeit eine solche zu bearbeiten ist weit grösser, als bey vielen andern Gattungen, denn wer da glaubt, sich von der Sicherheit und Beständigkeit der Charaktere durch Cultur in einem Garten zu versichern, irrt gewaltig; eines Theils nämlich ist das Aufziehen der Rosen aus Saamen nicht gewöhnlich und wegen der langen Keimperiode zeitraubend, anderntheils ändern mehrere Rosen in den Gärten so sehr ihr Ansehen, daſs man sie kaum mehr kennt; ja sogar wildwachsende sind nicht selten nach Verhältniſs des Alters sehr verschieden, und was besonders wichtig ist, gerade an den Theilen, deren Beschaffenheit man meistens zur Unterscheidung der Arten wählt. Die Forderungen, die man deswegen an einen Monographen Deutscher Rosen machen muſs, sind, wie leicht einzusehen, nicht gering, wiewohl ihre Erfüllung allerdings möglich ist; doch gehört die nähere Auseinandersetzung dieser Sache nicht hierher. —

Teutsche Denkmäler, herausgegeben und erklärt von Batt, v. Babo, Eitenbenz, Mone und Weber. Erste Lieferung. Enthält die Bilder zum Sachsischen Land- und Lehnrecht Heidelberg bei Mohr und Winter. 1820. 34 schwarze und 1 illuminirte Tafel in ganzen Foliobogen, 29 Bogen erklärender Text in gleichem Formate. Preis 6 Fl.

Wir beziehen uns auf die Ankündigung dieses Werkes und geben hier in Kürze den Inhalt dieser Lieferung an. Sie enthält einen vollständigen Abdruck der Bilder aus der ältesten Handschrift des Sächsischen Land- und Lehenrechts; nämlich 6 Tafeln aus dem Lehenrecht, 26 Tafeln aus dem Sachsenspiegel, 2 Tafeln abweichender Bilder aus der Dresdener Handschrift und 1 Farbentafel, bestehend aus 24 Personen, um sich die Illumination der verschiedenen Stände, wie sie im Original vorkommen, zu versinnlichen. Jedes Bild hat seine Erklärung (von Weber), und zur Bequemlichkeit ist das Ganze

so eingerichtet, dafs immer einer Tafel Bilder die Erklärung gegenüber steht. Der Vorbericht verbreitet sich über die Entstehung und den Plan des ganzen Werkes, und giebt dessen Verhältnifs zu ähnlichen Werken an. Darauf folgen zwei Einleitungen; die erste (von Mone) geht über das ganze Unternehmen, und sucht einestheils den Standpunkt festzüstellen, von welchem aus diese Gegenstände betrachtet werden müssen, anderntheils die Bilder des Sächsischen Rechtes in einem grösseren Zusammenhange zu betrachten. Die zweite Einleitung (von Weber) bezieht sich auf die erste Lieferung des Werkes und ihr Zweck ist, sowohl die Erklärung der Bilder zu rechtfertigen, als auch das Zerstreute der Erklärung unter einen Ueberblick zu bringen, und so das Teutsche Recht nach Anleitung der Bilder zu erläutern. Die Erklärung der Farbentafel (von Weber) zeigt, dafs die Farben zum Verständnifs der Bilder nur in wenigen angeführten Fällen behülflich, aber nie nothwendig sind. Angehängt ist eine Untersuchung über das Alter der Handschrift (von Mone), welches in die Regierung Kaiser Friderich II. fällt. Die 16 ersten Tafeln sind von Babo verfertigt, die übrigen von Batt theils selber gezeichnet, theils besorgt.

Für die zweyte Lieferung haben wir interessante Bilder des alten Kriegswesens bereit, die zu vielen Forschungen veranlassen können. Wir werden keine Aufopferung, die in unsern Kräften steht, scheuen, mit der Bekanntmachung dieser Denkmäler fortzufahren.

Die Herausgeber.

N° 3. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

De Asperifoliis Linnei Commentatio. Auctore HENRICO ADOLPHO SCHRADER, Britanniarum Hannoveráeque regi ab Anl. consil. med. in Acad. Georgia Augusta Profess. etc. etc. Cum tabula aenea. Gottingae — MDCCCXX. 26 S. 4.

Eine kleine aber wichtige Schrift, wie wir denn von Schrader stets klassische Arbeit zu erhalten gewohnt sind. Gleich die ersten Zeilen scheinen darauf hinzudeuten, daſs wir eine Fortsetzung der Flora Germanica, worauf man schon so lange vergeblich hoffte, dennoch erwarten dürfen; es erklärt sich aber der Hr Verf. dahin, es sey ihm nicht nur darum zu thun, die Gattungscharaktere genauer zu bestimmen, sondern auch sie in natürliche Familien zu reihen, und deren wechselseitiges Verhältniſs zu erforschen.

Die Familie der Asperifolien wurde zuerst von Linné bestimmt, von Jussieu grossentheils beibehalten, von Ventenat aber in etwas geändert, dessen Angaben der Hr Verf. bey seinen Untersuchungen im Auge behält, und alle einzelnen Theile der in diese Familien gehörigen Pflanzen durchgeht, wovon Recens. Einiges auszeichnet. Die Rauhigkeit der Oberfläche hängt von Tuberkeln oder Papillen ab, die von einander unterschieden werden müssen! in den Blättern ist eine übereinstimmende Vertheilung der Venen oder Nerven; Willdenow und Andere irren, wenn sie nur Myosotis alpestr. an der Basis dreinervige Blätter zuschreiben, da diese auch in allen andern Arten von Myosotis vorkommen. Wichtig sind die Formveränderungen des Kelches nach dem Abfallen der Corolle. Bey der Krone ist ein Unterschied zu machen zwischen faux fornicibus clausa und fornicata pervia. — Höchst merkwürdig ist des Hrn Verfs Meinung von dem Hergange der Befruchtung bey diesen Gewächsen, wo der Pistill mit den Fruchtknoten auf keine Weise zusammenhängt. Es heiſst da unter andern: »Cum vero genitalium femineorum »structura et relatione plurium Malvacearum aliarumque evin»citur, fecundationi haud opus esse stilo germinis apici impo»sito: majori probabilitatis specie statuere licet, Boraginearum »stylum sperma masculinum ad discum deferre, unde germina »illud recipiunt. Quem fecundationis modum, etiam Labiatis et

»omnibus, quoad apparatum femineum Boragineis similibus, »adscribi posse haud dubitamus.« Diese Ansicht Schraders stimmt sehr nahe mit derjenigen zusammen, die Recens. früher in diesen Blättern bey Beurtheilung des Henschelschen Buches von der Sexualität der Pflanzen geäussert hat. Wenn die Germina den Pollen von dem Discus aufnehmen können, nachdem derselbe durch den Griffel geführt worden ist, so läfst sich kein Grund denken, warum er nicht auch, ohne vorher von der Narbe durch den Griffel geleitet worden zu seyn, unmittelbar von dem Discus durch die Fruchtknoten aufgenommen werden könne. Die Fruchthüllen theilt der Hr Verf. nach ihrer Consistenz in crustacea, coriacea, lapidea und membranacea. Höchst fein sind die Untersuchungen über den Umbilicus, so wie über einen besondern Eindruck, der Coelomphalum genannt wird, und den sogenannten Processum strophiolatum. Eben so genau ist die Darstellung des Saamens und seiner Theile, so wie besonders des Carpophorum oder desjenigen Organs, das in der Blüthe Discus oder Gynobasis hiefs. —

Die Resultate der Untersuchungen möchten kurz folgende seyn: Die Asperifolien, so wie sie Linné bestimmte und Jussieu angenommen hatte, können nicht in eine Familie zusammen gebracht werden, auch die Abtheilung Ventenats in Boragineen und Sebestineen ist unzureichend, sondern die Asperifolien bilden drey von einander völlig zu trennende Familien, nämlich: die Boragineen, Heliotropiceen und die Hydrophylleen. Die Charaktere dieser Familien giebt nun der Hr Verf. sorgfältig und genau an: In dem Stempel und der Frucht liegen die wesentlichen Unterschiede; die Boragineen haben 4 Fruchtknoten, die beyden andern Familien nur einen; bey diesen steht der Griffel auf dem Fruchtknoten, bey den Boragineen auf dem Discus. Die Boragineen haben Achenien, die Heliotropiceen Steinfrüchte, die Hydrophylleen Kapseln u. s. w. Die zuletzt genannte Familie, welche die Gattungen Ellisia, Hydrophyllum und Phacelia begreift, zeichnet sich noch besonders dadurch aus, dafs die Saamen mit Eyweifs versehen sind, welches denen der beyden andern Familien fehlt. Die fleissig gearbeitete Kupfertafel enthält Darstellungen der Früchte, Saamen, der Lage des Embryo, des Discus, Coelomphalum und anderer Theile, die bis jetzt noch nicht mit solcher Sorgfalt und Treue abgebildet worden waren.

Del Proteo anguino di Laurenti monografia publicata da PIETRO CONFIGLIACHI, Professore ordinario di Fisica nell imperiale regia università di Pavia, e Mauro Rusconi, Dottore in Medicina, e publico repetitore di Fisiologia. Pavia 1819. 119 pag. in kl. Fol. Mit 6 Kupfertaf.

Wir erhalten in diesem trefflichen Werke eine ausführliche Beschreibung des äusseren und inneren Baues, so wie der Lebensweise des Proteus, jenes merkwürdigen Bewohners der unterirdischen Gewässer der an Grotten und Stalaktiten-Höhlen so reichen Gebirge Krains. Es ereignet sich bisweilen, besonders im Herbst, wo die Bäche, die an verschiedenen Orten in die Höhlen des Kalkgebirgs eindringen, und Stunden weit in denselben hinziehen, durch Regen angeschwellt sind, dafs ein oder das andere dieser unterirdischen Thiere aus d n Bassins der Grotten an das Tageslicht mit fortgerissen wird. Dies erfuhr Rec. bey seiner Reise durch Krain von einem sehr glaubwürdigen Manne und Güterbesitzer in jener Gegend, dem Baron von Zoïs in Laibach. Die Beobachtungen hierüber hat er in Millins Magasin Encyclopédique 1807. T. 1. p. 391. bekannt gemacht; sie scheinen aber den Verf. dieser Schrift entgangen zu seyn. In den sechsziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts nahm man zuerst verschiedene dieser Thiere auf dem Felde vor dem Eingange der Grotte bei dem Kloster Sittich wahr. Graf von Hohenwarth schickte einige derselben an den bekannten Naturforscher Laurenti, der sie in seiner Synopsis Reptilium (Viennae 1768. p. 36.) unter dem Namen Proteus anguinus aufführte und eine Abbildung (Tab. 4 Fig. 3.) beifügte. Seine Angabe: das Thier halte sich im Frühjahr im Czirknitzer See auf, ist jedoch unrichtig. Wenige Jahre später gab Scopoli (in seinem annus quintus hist. natur. 1772. p. 70.) eine genauere Beschreibung des Proteus.

Längere Zeit wurde dieses Thier von den Naturforschern für eine Salamander-Larve gehalten, und selbst Schreibers, der die erste Zergliederung des Proteus veranstaltete und seine Untersuchungen in den Philosophical Transactions (Y. 1801. P. 2. p. 241.) bekannt machte, hegte diese irrige Meinung. Aus Cuviers Forschungen (Recherches anat. sur les Reptiles regardés encore comme douteux par les naturalistes, faites a l'occasion de l'Axolotl rapporté par M. de Humboldt du Mexique. Paris 1807. p. 39) ergab es sich indefs, dafs der Proteus keine Larve, sondern ein vollkommen ausgebildetes Thier ist, denn er fand die weiblichen Zeugungsorgane auf gleiche Weise aus-

gebildet, wie bei den Salamandern und Fröschen. Vor einigen Jahren zergliederte auch Rudolphi bey seiner Reise durch Krain mehrere Proteen und entdeckte die vollkommen entwickelten männlichen Geschlechtsorgane (Brief an Link vom J. 1817). Dafs der Proteus eine besondere Thierart und keine Larve sey, erhellet ferner aus den angestellten Versuchen, ihn ausser den Gebirgsgrotten in Wasserbehältern lebend zu erhalten, welche vollkommen gelangen, und wobei er durchaus keine Umwandlung in der Gestalt erlitt. Der eifrige Naturforscher, Erzherzog Johann, liefs auf einem seiner Landhäuser eine Grotte bauen, in welche er Proteen setzen liefs, von denen einer unter andern acht Jahre lang lebte und bedeutend an Grösse zunahm. Auch Rec. sah in der Wohnung des Baron von Zoïs einen Proteus, der bereits zwey Jahre lang in einem hölzernen Wasserbehälter lebendig erhalten war.

Die wahren Aufenthaltsorte des Proteus sind, wie bereits oben gesagt wurde, die unterirdischen Bassins der Kalkgebirge Krains. Häufig findet er sich in der Grotte bey Adelsberg (Postoina) und in der eine Stunde davon entfernten merkwürdigen Magdalenen-Grotte am Wege von Laibach nach Triest, worin er zuerst durch den Grafen v Hohenwarth und H. v. Löngreif entdeckt wurde. Aus diesen Grotten erhielt Rudolphi die von ihm zergliederten Thiere, und auch die Verfasser dieser Schrift liessen ihre Proteen dort aufsuchen.

Nachdem die Verf. im ersten Kapitel einige historische Nachrichten über den Proteus mitgetheilt haben, liefern sie im zweiten Kapitel eine genaue äussere Beschreibung und theilen ihre Beobachtungen über seine Lebensweise mit. Seine Grösse spielt zwischen vier und vierzehn Zoll. Kleinere Thiere sind bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Die Haut ist fast ganz durchsichtig und weifs, nur auf dem Kopf und Rücken etwas röthlich. Wird er eine Zeit lang der Einwirkung des Lichts ausgesetzt, so wird die Hautfarbe dunkler und spielt ins Violette. Zahlreiche kleine Drüschen in der Haut sondern eine schleimige Flüssigkeit ab. Obgleich die sehr kleinen Augen des Proteus völlig unter der Haut verborgen liegen, so zeigt er doch einen hohen Grad von Empfindlichkeit für den Lichtreiz; er flieht denselben und sucht dunkle Orte auf. Bleibt er eine Zeit lang dem Lichte ausgesetzt, so werden die zu beyden Seiten des Kopfs liegenden ästigen Kiemen merklich röther und eine gleiche Farbenveränderung erleidet die Haut, woraus sich also der mächtige Einflufs des Lichts auf die Circulation des Bluts in den allgemeinen Bedeckungen ergiebt. Seine Nahrung besteht in Würmern, kleinen zweyschaligen Mollusken und Schnecken; doch kann er lange ohne Nahrung ausdauern. Nur

im Wasser lebt er; wird er in die Luft gebracht, so kommt er binnen einigen Stunden um, und zwar um so schneller, je wärmer die Luft ist.

Das Athmungsbedürfniſs des Proteus ist geringer als das der Fische, denn er kann längere Zeit in einem nicht erneuerten Wasser ausdauern als diese. Wenn das Wasser bey einer Temperatur von 14 Gr. R. alle Stunden erneuert wird, so bleibt er auf dem Boden des Gefässes und athmet blos durch die Kiemen; wird aber das Wasser nicht erneuert, so kommt er an die Oberfläche des Wassers und nimmt Luft mit dem Munde auf, die er aber bald wieder durch die Kiemenlöcher mit einigem Geräusch austreibt. Beträgt die Temperatur des Wassers nur wenige Grade über Null, so bleibt er unbeweglich auf dem Boden des Gefässes sitzen, seine Kiemen werden blasser und welk. Bei einer Temperatur von 16 bis 18 Graden wurden seine Bewegungen lebhaft, die Kiemen waren stark aufgerichtet und geröthet. Bei 25 bis 30 Gr. wurden seine Bewegungen fast convulsivisch. Aus diesen Versuchen ergiebt sich, daſs das Athmungsbedürfniſs in einem genauen Verhältniſs mit der Temperatur des Wassers steht; je mehr diese sinkt, desto geringer das Athmungsbedürfniſs, und umgekehrt.

Von der Fortpflanzung des Proteus ist bis jetzt nichts bekannt, wahrscheinlich geschieht sie, wie bey den Wasser-Salamandern. Bemerkenswerth ist noch, daſs die Thiere verloren gegangene Theile nicht wieder erzeugen.

Das dritte Kapitel enthält eine gute Beschreibung des Gerippes. Die Knochen sind im Ganzen weich und knorpelartig; am härtesten zeigen sich die Kiemenbogen und der Unterkiefer, dann folgen die Wirbel, die Schädelknochen, die Knochen der Gliedmassen und endlich das Becken und die Schulterblätter. Jochbogen, Augenhöhlen und Schläfengruben sind nicht vorhanden. Beide Kinnladen sind mit kleinen kegelförmigen Zähnen besetzt. Im Oberkiefer finden sich zwey Zahnreihen, von denen die äussere aus sechszig, die innere aus zwanzig besteht, im Unterkiefer sind fünfzig Zähne vorhanden. Die Knochen, welche die Kiemen tragen, stehen mit dem Zungenbein in Verbindung. Die Wirbelsäule besteht aus neun und fünfzig Wirbeln, von denen der letzte knorpelig ist. Da Cuvier in dem von ihm zergliederten kleineren Thiere nur sechs und fünfzig Wirbel zählte, so scheint die Zahl derselben mit dem Wachsthum zuzunehmen. Rippen und Brustbeine fehlen, wie bey den Batrachineen. Die Proteen bewegen sich auf verschiedene Weise, bald kriechend, bald auf allen vier Füssen gehend, bald schwimmend.

Viertes Kapitel, von den Organen der Digestion. Die Zunge

ist kurz, fleischig und wenig beweglich. Der Magen zeigt sich gerade, lang gestreckt und eng; die Stelle des Pförtners wird durch einige Längsfalten der Schleimhaut vertreten. Der Darmkanal ist kurz und ohne Blinddarm. Die sehr grosse und lange Leber ist mit einer Gallenblase versehen. Die kleine Milz liegt am Magen.

Fünftes Kapitel, von den Organen des Kreislaufs des Blutes Das gleich hinter den Kiemenbogen liegende Herz besteht, wie das der froschartigen Amphibien, aus einem Venensack, in welchen die Hohladern einmünden, und einer Kammer, woraus ein Arterienstamm entspringt. Dieser der Aorta entsprechende Stamm bildet, wie bey den Fischen, nach seinem Austritt aus der Kammer eine Anschwellung, die im Leben sich expandirt und contrahirt, und folglich als ein Hülfsorgan für den Blutumlauf zu betrachten ist. Die Aorta theilt sich bald in zwey Stämme, welche sich zu beiden Seiten gegen die Kiemenbogen krümmen. Jeder Stamm giebt einen Ast ab, der zu dem ersten Kiemenbogen geht, zuvor aber die Kopfschlagader abschickt. Der zweyte grössere Ast versorgt die zweyte und dritte Kieme mit Zweigen, giebt die Wirbelarterie, die Lungenarterie und die Gefässe zu den Hoden und Eyerstöcken ab, und bildet dann mit dem der andern Seite sich verbindend die absteigende Aorta, welche längst der Wirbelseite verläuft, zuerst die Arterien zu den vordern Extremitäten abschickt und dann die gewöhnlichen Gefässe abgiebt. Die das arterielle Blut aus den Kiemen zurückleitenden Venen münden theils in die Kopfarterien, theils in den Arterienstamm ein, der mit den der andern Seite die absteigende Aorta bildet. Sämmtliche, das venöse Blut aus den verschiedenen Organen zurückführenden Venen vereinigen sich zu zwey obern Hohladern und einer untern Hohlader, in welche letzten auch die Lungenvenen einmünden. Die Venen des Magens und Darmkanals bilden die Pfortader und gehen in die Leber ein. Auf gleiche Weise fanden die Verf. in der Hauptsache die Anordnung des Blutgefässsystems bey den Salamanderlarven und bey den Kaulquappen.

Die Blutkügelchen des Proteus haben dieselbe Gestalt, wie die der Vipern, Schildkröten, Frösche und Wassersalamander, nämlich sie sind elliptisch, aber sie sind um das Doppelte grösser, wie Rudolphi zuerst bemerkt hat.

Im sechsten Kapitel, von den Athmungsorganen, werden die beyden Blasen beschrieben, welche der Lage und dem Bau nach viele Aehnlichkeit mit den Lungen der Wassersalamander haben. Ein eigentlicher Kehlkopf fehlt. Hinter der Wurzel der Zunge befindet sich der kleine Eingang zu der kurzen und engen Luftröhre, die sich in eine geräumige sackförmige Höhle

öffnet. Von dieser zieht sich auf jeder Seite ein langer Kanal an der Wirbelseite herab, der sich in der Nähe der Nieren zu einer einfachen Blase ohne Zellen erweitert. Die Verf. bemühen sich darzuthun, diese Organe übten nicht die Verrichtung der Lungen aus, weil die Thiere nicht in der Luft leben können. Dies indefs beweist nach unserm Dafürhalten blos, dafs die Lungenrespiration nicht zur Erhaltung des Lebens hinreichend ist, und dafs die Lungen des Proteus mehr als Hülfsorgane, denn als alleinige Respirationsorgane zu betrachten sind. Unter Verhältnissen, wo ein gesteigertes Athmungsbedürfnifs nothwendig wird, wie bey der erhöhten Temperatur des Wassers, verschluckt der Proteus Luft, und athmet noch vermittelst der Lungen.

Siebentes Kapitel, von den Zeugungsorganen. Die Hoden liegen, wie Rudolphi entdeckt hat, in der Nähe der Nieren, haben eine längliche Form, und zeigten sich bey Individuen, die im Frühling zergliedert wurden, ungleich grösser, als zu einer andern Jahreszeit; auch enthielten sie eine weisse milchige Flüssigkeit. Von jedem Hoden zieht sich ein ableitender Saamenkanal zum Endstück des Darmkanals, oder der Kloake, wo er sich öffnet. Die Ovarien erschienen als zwey längliche im hintern Theil der Bauchhöhle gelagerte Körper, die viele Eychen enthielten. Die Eyerleiter erstrecken sich nicht, wie bey den Fröschen und Salamandern, bis zum Herzen, sondern sie reichen nur bis zum vordern Drittheil des Bauchs. Beide öffnen sich mit einer gemeinschaftlichen Mündung in die Kloake.

Im achten Kapitel, von den Secretionsorganen werden die Harnwerkzeuge beschrieben. Die Nieren sind sehr lang und gleichen im Bau denen der Salamander. Die Harnleiter münden in die Kloake An der entgegengesetzten oder untern Seite der Kloake befindet sich, wie bey den Fröschen und Salamandern, der Eingang zu der langen Harnblase.

Neuntes Kapitel, von den Empfindungsorganen. Die Untersuchung des Gehirns ist am dürftigsten ausgefallen. Es soll dem des Wassersalamanders, besonders in der letzten Periode seines Larvenzustandes sehr ähnlich seyn, nur sey es im Verhältnifs zur Masse des Körpers kleiner, als bey diesem. Die beyden Hemisphären des grossen Hirns sind länglich; sie schliessen die Seitenhirnhöhlen und die gestreiften Körper in sich ein. Die vordere und hintere Commissur sind vorhanden. Der ungemein kleine Augapfel besteht nach Angabe der Verf. aus einer kugelförmigen Krystalllinse und der schwärzlichen Sklerotika. Ein kleiner Nervenzweig trat in Begleitung einer Arterie zum Auge; ob jener der wahre Sehnerve sey, lassen sie unentschieden. Das Gehörorgan bildet eine geräumige Höhle, in welcher

ein Säckchen mit kalkartiger Materie liegt. Das durch eine Knochenlamelle geschlossene eyrunde Fenster ist vorhanden. Die halbzirkelförmigen Kanäle zeigten sich häutig. Die Geruchsorgane sind zwey kleine längliche, im Innern stark gefaltete Höhlen, zu denen die kleinen runden Nasenlöcher führen, und die hinten mit der Mundhöhle in Verbindung stehen.

Die zur Erläuterung der anatomischen Beschreibung beygefügten vier Tafeln Abbildungen von Rusconi gezeichnet und von Anderloni's Meisterhand in Kupfer gestochen, sind ganz vorzüglich schön und lassen nichts zu wünschen übrig.

Wir fügen hier gleich die Anzeige einer in demselben Jahr erschienenen ungemein lehrreichen Abhandlung über das Gehirn und die Sinnesorgane des Proteus bey, welche obige Schrift ergänzt und vervollständigt.

De Protei anguini encephalo et organis sensuum disquisitiones Zootomicae. Auctore G. R. Treviranо, Professore Bremensi. Goettingae apud H. Dieterich. 1819. 4. c. fig.

Der berühmte Verf., dem wir so viele schätzbare Entdeckungen in der feineren Zootomie verdanken, theilt in dieser kleinen gehaltvollen Abhandlung seine Untersuchung über das Gehirn und die Sinnesorgane des Proteus mit, welche einige neue für die Biologie wichtige Thatsachen enthalten.

Das Hirn des Proteus befindet sich auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, und besteht gröfstentheils, wie das der Salamander und Frösche, aus den länglichen und schmalen Hemisphären des grossen Hirns, aus denen die Riechnerven ihren Ursprung nehmen. Jede Halbkugel enthält einen Seitenventrikel und einen kleinen dem gestreiften Körper analogen Hügel. Die Zirbel ist länglich und plattgedrückt. Hinter den Hemisphären liegen zwey ansehnlich grosse und vorn zu einer Masse verschmolzene Hügel, die nach unserem Dafürhalten den Vierhügeln zu vergleichen sind. Der Hirnanhang zeigt sich ausserordentlich grofs. Das kleine Hirn stellt eine blosse Marklamelle dar, welche zu beyden Seiten mit dem Rückenmark verbunden ist. Von Hirnnerven fand der Verf. nur die Riechnerven, das fünfte Nervenpaar, die Gehörnerven und die herumschweifenden. Von eigentlichen Sehenerven, einem dritten, vierten und sechsten Nervenpaar war keine Spur vorhanden.

In der Beschreibung des Auges weicht Hr Treviranus von Configliachi und Rusconi ab. Der Augapfel besteht aus einem kugelförmigen Krystallkörper, dessen hintere, mit einem schwärzlichen Pigment überzogene Fläche in einer zwischen den Sehnen der vorderen Kopfmuskeln befindlichen Höhlung liegt, und zu dem nur ein kleiner Ast vom fünften Nervenpaar tritt. Die von dem Augapfel undurchbohrte Haut ist hier

nicht einmal dünner, als andere Stellen; doch ist sie dünn genug, um Lichtstrahlen durchgehen zu lassen. Es läſst sich also begreifen, wie der Proteus sehr empfindlich für das Licht seyn kann, wie auch Configliachi und Rusconi beobachtet haben, ohne äussere Augenöffnungen zu besitzen. Demnach wird er aber nur Licht und Finsterniſs, nicht Gegenstände unterscheiden können, und zu dieser Unterscheidung scheinen die Nerven des fünften Paars hinreichend zu seyn.

Die Beschreibung des Geruchsorgans ist mit der von Configliachi und Rusconi mitgetheilten übereinstimmend. Mit Recht hält auch der Verf. den Proteus für ein besonderes Thiergeschlecht aus der Classe der Amphibien; und nicht für eine Larve oder ein degenerirtes Thier, welche Wahrheit sich nach den angestellten anatomischen Untersuchungen nicht mehr bezweifeln läſst.

Tiedemann.

Ueber Römisches Obligationenrecht, insbesondere über die Lehre von den Innominatcontracten und dem *jus poenitendi*. Drey civilistische Abhandlungen von Dr Eduard Gans. Heidelberg b. Mohr und Winter 1819. 8. Preis 1 Gldn 30 Kr.

Es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Literatur, daſs civilistische Schriften immer seltener zu werden anfangen, deren Verfasser, ohne vorausgegangenes gründliches und zusammenhängendes Quellenstudium, zum Theil selbst ohne ein planmässiges und vollständiges Studium ihrer Vorgänger, der Sache ein Genüge gethan zu haben glauben, wenn sie eine Masse allbekannter Sätze und Streitfragen in einer andern Form und mit einigen eigenen Ansichten wieder vor das Publicum bringen und also, Meinungen auf Meinungen, Wust auf Wust häufend, statt, wie sie meinen, dem Practiker etwas recht Brauchbares in die Hände zu geben, vielmehr die vorhandenen Verwicklungen und die Schwierigkeiten für die Erkenntniſs, wie für die Anwendung des fremden Rechts vermehren. Immer mehr verliert sich die Ansicht, daſs nur dasjenige für bedeutend und der Aufmerksamkeit würdig zu achten, was einer gangbaren und s. g. practischen Vorstellungsweise entspricht, oder wenigstens von ihr ausgeht, (gleich als ob der Inhalt unserer Rechtsquellen aus demjenigen bestimmt werden müsse, was wir davon wissen mögen, und glauben gebrauchen zu können) und wird durch die bessere verdrängt: daſs Alles, was im Gebiete unserer Wissenschaft geschieht, Werth und Bedeutung nur dadurch erhalten könne, daſs unmittelbar auf die Quellen gefuſst, und deren richtige Er-

kenntniſs gefördert wird. Jedes hierauf gerichtete Streben verdient nicht nur an sich Achtung, sondern muſs auch, wenn die Arbeit mit Ernst und nicht ohne Sachkenntniſs unternommen wird, stets die Wissenschaft selbst weiter bringen, sollten gleich die unmittelbar zu Tage geförderten Resultate auf Anerkennung keinen Anspruch machen können. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, erregt es schon ein günstiges Vorurtheil für die hier anzuzeigende Schrift, daſs ihr Verfasser sich die Aufgabe setzte, durch eine, von Doctrinalmeinungen im Ganzen unabhängige, also freye und unmittelbare Untersuchung aus den Quellen, über eine der schwierigsten Materien des Römischen Rechts eine befriedigende Ansicht zu begründen. In wie weit ihm seine Bestrebungen gelungen seyen, wollen wir jetzt näher untersuchen.

Der Hauptzweck des Verfassers war, laut der Vorrede, auf eine richtige Darstellung der schwierigen und durch Doctrinalmeinungen so sehr verwirrten Lehre von den s. g. Innominatcontracten gerichtet: da er indessen zu bemerken glaubte, daſs die Ursache des falschen Auffassens dieser Lehre sich in einer unrichtigen Ansicht des ganzen Obligationssystems gründe, so wurde er auf ein umfassendes Studium des Obligationenrechts geführt, dessen Resultate er in drey verschiedenen Aufsätzen gegenwärtig mittheilt, die er aber in sofern als eben so viele Abschnitte eines Werks betrachtet wissen will, als ihnen sämmtlich die Hauptaufgabe zum Grunde liege: für das gesammte Obligationenrecht einen neuen Gesichtspunkt aufzufinden und durch die dritte Abhandlung, über Innominatcontracte und das jus poenitendi, wie durch die Probe eines Rechenexempels, die Richtigkeit und den Nutzen seines Systems darzuthun.

Die erste Abhandlung, mit der Ueberschrift: ein System des Römischen Obligationsrechts muſs hauptsächlich auf den Unterschied der actiones stricti juris und bonae fidei gebauet seyn, geht zuvörderst von der Bemerkung aus, daſs eine Classification des Obligationenrechts nach den Entstehungsgründen darum nichts tauge, weil sie sich auf lauter äuſsere Merkmale stütze und Obligationen, welche ihrem innersten Wesen nach durchaus von einander verschieden seyen, zusammenstelle. Noch verwerflicher sey aber die Methode, die Forderungsrechte, zwar mit Rücksicht auf ihren Inhalt, allein nach einer sogenannten Natur der Sache zu classificiren, indem durch eine solche Verpflanzung einzelner materieller Sätze des Römischen Rechts auf a priori entsprossene Begriffe, der eigenthümliche Charakter dieses Rechts nothwendig verloren gehen müsse. Eine brauchbare Classification der Obligationen müsse, so wie

überhaupt eine jede Eintheilung im Römischen Recht, aus den historischen Eigenheiten dieses Rechts hervorgehen; da nun die Obligationen ihre practische Bedeutung in den Klagen finden und beyde im Grunde identisch seyen, so müsse die Verschiedenheit der Obligationen auch nach dem verschiedenen Character der Klagen bestimmt werden und eine Haupteintheilung jener der characteristischen Grundeintheilung der Klagen entsprechen. Eine solche, wenn auch nicht das gesammte Forderungsrecht umfassende, doch ziemlich weite Grundeintheilung der Klagen, welche den Ansprüchen, daſs sie die Hauptverschiedenheit der einzelnen Obligationen ihren Wirkungen nach angebe, vollkommen entspreche, sey die Eintheilung der Klagen in stricti juris und bonae fidei actiones, welche überdies mit der Eintheilung der civil rechtlichen Obligationen in solche, die rein aus den Gesetzen hervorgegangen sind — quae legibus constitutae — und in solche, die vom Civil-Recht nur bestätigt sind — quae jure civili comprobatae sunt. (§. 1. J. de Oblig.) ganz genau zusammenhänge. Hieran schlieſst sich nun (von S. 9 — 135) eine umständliche Darstellung der Begriffe str. jur. und b. f. actiones. Rec. muſs dem Verfasser in seinen Untersuchungen hierüber folgen, ehe er sich über die Ideen, betreffend eine Classification der Obligationen, erklären kann; doch folgende Bemerkungen darf er hier schon nicht zurückhalten. Einmal fehlt es der Darstellung und den Beweisen an allem Zusammenhange, namentlich vermiſst man eine Erklärung darüber, ob der Satz auf den der Verfasser seine ganze Ansicht gebaut hat: daſs die Obligationen erst in den Klagen ihre practische Bedeutung finden, aus dem positiven Theile des Römischen Rechts hervorgegangen sey, oder sich in der Natur der Sache gründe. Sodann beruht es offenbar auf einer (freylich auch bey andern Schriftstellern nicht ungewöhnlichen) Verwechslung einer Eintheilung der Obligationen nach ihren Entstehungsgründen und nach ihren Wirkungen, wenn der Verfasser in dem §. 1. J. de Obl. eine Beziehung auf str. jur. und b. F. judicia zu finden glaubt; in einer Materie wie die vorliegende ist, wo man ohnehin so leicht Gefahr läuft seinem Gegenstande eine allzuallgemeine Grundlage zu geben, hätten die Fundamentalprincipien wohl eine genauere Erwägung verdient, als ihnen der Verfasser gewidmet zu haben scheint, wenn er seine Behauptung: » dieser » Eintheilung der Obligationen (in solche die aus den Gese- » tzen hervorgegangen oder vom Civilrecht blos bestätigt sind) » entspricht vollkommen, die oben angegebene Eintheilung der » Klagen in act. str. jur. und b. f « — nicht nur ohne allen

Beweis läfst, sondern durch die darauf folgende, schielende, Bemerkung: »alle Obl. quae legib. const. sunt, bringen »auch a. str. jur. hervor, die meisten der Obl. jur. gent. »aber sind mit b. f. actiones verknüpft« — sie so gut wie vernichtet.

Die str. jur. und b. f. judicia nun verhalten sich (nach §. 2.) in ihren äufsersten Gränzpunkten zu einander, wie das feste, unwandelbare, bestimmte, zu dem unbestimmten und der mannigfaltigsten Modificationen Fähigen. Der Charakter der str. jur. jud. ist Einseitigkeit; (es giebt bey ihnen kein contrarium judicium) — sie sind stets auf ein certum gerichtet, (man erhält mit ihnen entweder alles oder nichts) — die intentio geht auf ein dare oportere. Ihre Enstehungsgründe sind: Lex, — ein formelles Geschäft, womit gesetzliche Kraft verbunden ist, (testamentum, stipulatio,) — ein Haben ohne Grund — pecuniae numeratio und was dieser gleich gestellt ist (res.). Die b. f. actiones dagegen entstehen aus den unendliche Verzweigungen und Verschiedenheiten zulassenden und ihrer Natur nach immer gegenseitigen Verträgen und andern zweyseitigen Geschäften des Lebens; (soll heifsen: andern Lebensgeschäften, welche die Gesetze als zweyseitige, als Verträge, behandeln.) Bey ihnen ist nicht, wie bey den str. jur. actiones, die Form, aus der sie entspringen, sondern das gegenseitige Geschäft, d. h. die Art und Weise, wie rechtliche Leute sich in solchen Geschäften zu benehmen pflegen (bona fides) die Norm der Klage; aus dem Faktischen des einzelnen Falls wird bestimmt, was gefordert werden kann und wegen der Gegenseitigkeit dieser Verhältnisse findet ein contrarium judicium statt und kommen Exceptionen von selbst in Anschlag; ihr Ziel ist also ein incertum, oder das, nach den Besonderheiten jedes einzelnen Falls stets variirende Interesse, (id quod interest), weshalb bey ihnen der Theil der formula, der die intentio enthält: si paret dare facere oportere, lautet (oder vielmehr: quid quid paret u. s. w. dare, facere oportet.) — In der Hauptsache wird man hier allerdings dem Verfasser beypflichten müssen, keineswegs aber in Ansehung des dafür versuchten Beweises, noch auch in Ansehung der einzelnen Folgesätze. Zunächst mufs Rec. den oben ausgesprochenen Tadel über Mangel an logischem Zusammenhange des Dargestellten auch hier wiederholen; so geht der Verfasser von der Bemerkung aus, dafs die str. jur. jud. in dem Gesetze ihren Grund haben, schliefst darauf weiter auf die mit Gesetzeskraft versehenen formellen Rechtsgeschäfte, aus deren Beschaffenheit er wieder Folgerungen

herleitet, die von ihm selbst als gemeinschaftliche Merkmale aller str. jur. actiones betrachtet werden, und es in der That auch sind, wonächst wir (S. 14.) die, mit dem unmittelbar Vorausgegangenen in gar keiner Verbindung stehende, Bemerkung lesen: dafs die Formel der intentio bey den str. jur. act. auf ein dare oportere gehen, und erst, nachdem der Verfasser von einem dritten Entstehungsgrunde der str. jur. Jud. gesprochen, am Schlusse der Uebersicht über das bisher Ausgeführte erfahren, dafs bey ihnen kein contrarium judicium statt finden könne. Noch weniger wird man sich durch die Beweisgründe, die der Verfasser für das von ihm angenommene Hauptfundament der str. jur. act. beybringt, und durch seine ganze Beweismethode befriedigt finden. Auffallend ist es schon, dafs der Verfasser, welcher eine streng historische Deduction seiner Ansichten verspricht, und von ihr allein alles Heil erwartet, dennoch seinen hauptsächlichsten Beweis in dem innersten Wesen des Gesetzes, also in etwas findet, was vom rein Positiven an sich unabhängig ist. Man höre indessen, wie er dabey verfährt. Die str. jur. obligationes entspringen aus dem Gesetz (ohne allen Beweis wenn nicht etwa die schon S. 8. aus Cicero angeführten Stellen dafür gelten sollen, nämlich part. orat. 28., wo das jus civile und das bonum et aequum nebeneinander gestellt werden, keinesweges aber von einem Gegensatze, am wenigsten des jus legibus constitutum und des bonum et aequum die Rede ist; ferner Cic. offic. III. 15., wo von den Fällen gesprochen wird, in welchen der dolus entweder durch ausdrückliche Gesetze verboten ist oder officio judicis geahndet wird, also sicherlich kein Gedanke daran war, das strictum jus dem bonum et aequum entgegen zu stellen), und da dieses (das Gesetz) seinem Wesen nach fest, bestimmt und unwandelbar ist, so folgt (?) dafs jede durch das Gesetz nicht blos bestätigte, sondern eingeführte Obligation a) einseitig und b) stets auf das dare eines certum gerichtet seyn müsse. Den letztern Schlufs sucht der Verfasser noch besonders dadurch zu rechtfertigen, dafs, wenn auch ein Gesetz ein facere auflege, es doch vermöge seiner dreyfachen Natur (imperare, vetare, permittere) für den Nichterfüllungsfall zugleich eine Strafe bestimme; da diese aber in dem bestehen müsse, was einer weitern Schätzung nicht fähig sey, also in einer pecunia certa, so sey der Satz aus dem innersten Wesen der Lex gerechtfertigt (?), dafs jede Klage aus dem Gesetz auf das dare eines certum gerichtet seyn müsse! (Thut es denn einem Gesetze an seiner festen und unwandelbaren Natur einen Eintrag, wenn

es z. B. aus einer nicht aufgetragenen Geschäftsführung für beyde Theile eine Klage entstehen läfst? oder aus einer unerlaubten Schadenszufügung eine Klage auf ein nach den Umständen zu bestimmendes Interesse? Und wie willkührlich ist es ferner nicht, Modestins: Legis virtus est: imperare, vetare, permittere, punire überhaupt hierher zu ziehen und noch dazu aus der dreyfachen Natur des Gesetzes die Folgerung abzuleiten, es müsse dasselbe jedes Nichtbefolgen anbefohlener Leistungen (und warum denn nicht auch jedes Verüben von Handlungen, die das Gesetz zum Besten Anderer verbietet?) durch Entrichtung einer pecunia certa verpönen. Ganz inconsequent ist es ferner, wenn zuerst (S. 10.) zwischen den durch das Gesetz eingeführten und den von dem Gesetze blos bestätigten Obligationen unterschieden und nur den ersteren der Character der str. jur. act. beigelegt, bald darauf (S. 11.) aber jeder vom Gesetze bestätigten Form gesetzliche Kraft zugeschrieben und darum sogar das pactum legitimum (S, 134.) zu den gesetzlichen Obligationsgründen (also den str. jur. act.) gezählt wird. Dieser Vorwurf der Inconsequenz trifft zwar die einzelnen aus dem Grundbegriff abgeleiteten Folgerungen nicht eigentlich; doch offenbar erzeugte das, an sich lobenswerthe, Bestreben die Begriffe zu fixiren und die str. jur. und bonae fidei actiones in möglichst bestimmten Gegensätzen erscheinen zu lassen, manche Behauptungen des Vf., wodurch diese Begriffe zwar recht weit auseinander gestellt werden, deren Rechtfertigung ihm aber nie gelingen kann. Wir rechnen dahin, die Behauptungen: mit den str. jur. act. müsse stets das Ganze gefordert werden, auch wenn die Forderung zum Theil schon getilgt sey (stimmt nicht überein mit J. IV. 6. §. 34, noch weniger mit Gajus IV. §. §. 56, 57 und 122. d. Göschenschen Ausg.), ferner, dafs die Strafe der Plurispetition sich auf str. jus. jud. einschränke, (eine Ansicht, die der Verfasser freylich mit Vielen theilt, z: B. mit Schulting, welcher dem Westgothischen Interpreten zu Paulus einen Vorwurf der Ungenauigkeit machte, weil er bey dem Titel de plus petendo als Beyspiel das commodatum anführte; mit welchem Recht? hätte er freylich schon aus der consultatio vet. JCti. V. erfahren können, jetzt aber wissen wir das Gegentheil noch bestimmter aus Gajus — IV. §. 60. vgl. mit §. 54 und 58 — wenn gleich dieser uns auch hier an der Stelle mancher durch ihn gehobenen Schwierigkeiten neue zu lösen gegeben hat —. sodann der Satz, dafs mit einer bon. fid. actio niemals etwas Bestimmtes gefordert werden könne u. dgl. m. Abgesehen hiervon glaubt der Rec. nicht nur, dafs der Grundcharacter beyder Klaggattungen vom Vf. richtig aufgefafst

sey, sondern er hält auch die Zurückführung der str. jur. jud. auf die drey Hauptgründe: lex — formula — res — für völlig befriedigend; ist indessen der Meinung, dafs jeder Beweis davon mifsglücken müsse, so bald man mit einer Entwicklung a priori anfängt, oder auch nur Grundbegriffe der Römer über Natur und Beschaffenheit der Rechtsquellen an die Spitze stellt; dafs man vielmehr zu sicheren und haltbaren Ansichten nur auf dem Wege historischer Deduction gelangen könne. Vielleicht möchten die in den folgenden Zeilen enthaltenen Andeutungen etwas Weniges hierzu beytragen. — Eine grosse Beschränktheit der Rechtsverhältnisse, in Ansehung ihrer Entstehungsgründe, aber auch eine grosse Festigkeit und Bestimmtheit der einmal entstandenen, ist der Character alles anfangenden positiven Rechts. Diesem entspricht ein einfaches, bestimmtes und strenges Verfahren vor dem Richter, der nur auf zwey Puncte sein Augenmerk zu richten hat, einmal auf das Daseyn des positiven Merkmals für das Recht; zweytens auf das Vorhandenseyn eines völlig bestimmten Streitgegenstandes. Wo beydes vorhanden ist, da erfolgt eine unbedingte Verurtheilung des Beklagten, wo eins oder das andere fehlt, da kann der Kläger gar nichts erhalten. Der älteste Procefs kennt keine Exceptionen, kein contrarium judicium (so wenig in der Bedeutung, die wir jetzt erst aus Gajus — IV. §. 177 sqq. — kennen gelernt haben, noch in der aus der Justin. Compilation und Cicero sonst schon bekannten); überhaupt ist ihm ein Verfahren fremd, dessen Gegenstand die Ausmittlung des zu Leistenden durch den Richter, nach den besondern Umständen und den gegenseitigen Verhältnissen der Partheyen ist; Alles dieses erfordert umsichtige und erfahrene Richter; setzt Ansichten und Kenntnisse voraus, wie sie bey einem noch rohen Volke nicht angetroffen werden können (Vergl. Cic. offic. III. 17.). Bey fortgerückter Bildung eines Volkes nimmt nun das Recht und die Rechtspflege entweder allmälig eine ganz veränderte Richtung (wie bey den meisten neueren Nationen — womit sehr wohl bestehen kann, dafs einzelne Institute eine ganz eigenthümliche strenge Natur erhalten), oder es bildet sich neben dem alten Recht ein neues, beyde auf ihren eigenthümlichen Grundlagen beruhend; so in Rom neben dem alten jus civile ein auf bonum und aequum beruhendes Recht. Eine völlige Verschmelzung beyder erfolgte nur für sehr wenige Institute, und auch für diese erst unter den spätern Kaisern; allein ohne wechselseitigen Einflufs auf einander blieben sie keineswegs: das, was früher überall keine juristische Bedeutung gehabt hatte, erhielt mit seiner Anerkennung als juristisches Recht auch immer mehr juristische Bestimmtheit, so wie das jus ci-

vile dagegen unter Vermittlung der Prätoren und später der Rechtsgelehrten einen mildern Character annahm. So stehen denn im Recht der Forderungen die stricti juris und bonae fidei actiones einander gegenüber, noch leicht zu unterscheiden, auch als schon materielle Hindernisse ihres Entstehens oder ihres ferhern Bestehens berücksichtigt wurden, so lange dies nur unter den Prätorischen Formen der Exceptionen und in integrum restitutiones geschah; sich aber allmälig immer mehr in einander verlierend, durch Ausdehnung des Condictionensystems (s. davon unten) und durch regelmässige Gleichstellung der exceptiones perpetuae, als Aufhebungsgründe der Forderungen, und der ipso jure wirkenden, — insonderheit aber durch Aufhebung der alten Justizverfassung (des ordo judiciorum privatorum). Was sich im neuern Recht von diesem Unterschied erhalten hat, ist kaum mehr, als was von der prätor. bonorum possessio im Erbrecht noch als practisch angesehen werden kann; desto grösserer Vorsicht bedarf es aber bey Aufsuchung der Unterscheidungsmerkmale und desto sorgfältiger hat man sich hier vor Folgerungen aus dem blossen Wortbegriffe zu hüten. — Das Verfahren in judicio beruhete auf zwey Grundverschiedenheiten, je nachdem über ein certum oder incertum gestritten wurde. In jenem Falle wurde die Sache vor einem Judex, in diesem vor einem arbiter verhandelt (Cicero pro Rosc. c. 4. »Judicium est pecuniae certae, arbitrium incertae«). Das certum war aber nicht blos dem Unbestimmten an sich entgegengesetzt, — denn eine absolute Unbestimmtheit des Gegenstandes schliefst überhaupt alle obligatio aus —, sondern die Forderung mufste a) genau auf den bestimmten Streitgegenstand oder ein dafür leicht auszumittelndes Aequivalent an Gelde gerichtet seyn, nicht auch auf die Accessionen, Früchte, Zinsen, das Interesse — gehen; es mufste aber auch b) unbedingt und ohne Einschränkung das Ganze mit derselben erhalten werden können, also nach der Beschaffenheit der Forderung ein contrarium judicium nicht möglich seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

N^ro^. 4. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Ueber Römisches Obligationenrecht, insbesondere über die Lehre von den Innominatcontracten und dem *jus poenitendi.* Drey civilistische Abhandlungen von Dr Eduard Gans. Heidelberg b. Mohr und Winter 1819. gr. 8. Preis 1 Gldn 30 Kr.

(*Fortsetzung der in No. 3. abgebrochenen Recension.*)

Ein solches certum nun lag entweder gleich Anfangs in der Obligation, oder es wurde durch Eingehung einer Sponsion die certa pecunia bestimmt, die der unterliegende Beklagte zu zahlen hatte, und in allen Fällen dieser Art wurde ein judex ernannt, dessen Geschäft hauptsächlich auf die Ausmittelung der Thatsache ging, von welcher die Leistung des auf die eine oder die andere Art festgesetzten certi abhing, und der überhaupt streng an die prätorische Instruction gebunden war; wogegen der arbiter, an welchen die Partheyen gewiesen wurden, wenn ein incertum in dem vorhin bestimmten technischen Sinne, Gegenstand des Streits war, schon durch die seiner Instruction eingerückten Klauseln: ex fide bona, quantum aequius melius u. s. w. (der Gebrauch dieser und ähnlicher Formeln war keineswegs willkürlich) auf eine freiere Behandlung der Sache hingewiesen wurde. (Dieser hier dargestellte Zusammenhang wird vollständig erwiesen, theils aus der angeführten Stelle des Cicero, theils aus Seneca de benefic. III. 7.) Insofern nun als das wesentliche Kennzeichen des strengen Rechts (das directum, asperum, simplex, wie Cicero es nennt) in der durchaus einfachen und bestimmten Beschaffenheit des Streitgegenstandes und in der Ausschliessung des richterlichen Officii besteht, umfafst die Eintheilung der Klagen in stricti juris und arbitrariae im weitesten Sinne (zu denen alsdann die bonae fidei actiones nur als Unterarten gehören) das gesammte Klagensystem, selbst die in rem actiones mit einbegriffen, und so fern es auch hier (wenigstens in Ansehung dessen, was sich nicht auf die blosse Ablieferung der Sache bezog), einen Unterschied machte, ob per sponsionem gestritten wurde, oder per formulam petitoriam, in welchem letzteren Falle eine Stipulatio judicatum solvi eintrat, also vom arbitrio judicis abhängig wurde, was dort schon im Voraus durch sponsio fest bestimmt war.

Gajus IV. §. 91—94. In Beziehung auf das Obligationenrecht aber findet sich eine recht bestimmte und vollständige Anwendung dieses Unterschiedes gerade auf ein prätorisches Institut, nämlich auf die Interdicte, bey Gajus IV. §. 141. §§. 162 sqq. (Vgl. auch die von Haubold in der Zeitschrift für histor. R. W. III. p. 377. not. 45. angef. Pandectenstellen, aus denen sich ergiebt, dafs man auch in Ansehung des Eintritts der mora einen ähnlichen Unterschied, wie bey den str. jur. act. und b. f. act. auf die Interdicte anwandte). Indessen die eigentliche und ursprüngliche Sphäre der st. j. a. war allerdings viel eingeschränkter; sie begriff nur (wie dies auch sehr richtig vom Verfasser bemerkt ist) civilrechtliche Klagen. Diese hatten ihre eigenen Formeln (formulae in jus conceptae Gaj. IV. §. 45. sqq.) welche sich von allen übrigen (in factum conceptae) theils dadurch, dafs demonstratio und intentio verschieden waren, theils durch die in der intentio vorkommende Beziehung auf das Civilrecht, m. a. W. durch ihre civilrechtliche intentio (nostrum esse aliquid ex jure Qu. —, nobis dare, facere, oportere u. a.) unterschieden, wogegen bey den in fact. conceptae formulae, demonstratio und intentio zusammenfielen, (weshalb denn auch der auf die poena pluris petitionis sich beziehende Satz: falsa demonstratione nihil perimi, auf sie keine Anwendung leiden konnte, Gaj. IV. § 58. 60.) und auch die solemnia verba der civilis intentio bey ihnen nicht vorkommen, (dafs der Pr. für manche Klagen die zu den civilrechtlichen im weitern Sinne gehörten, auch in factum conceptae formulae aufgestellt hatte, ist für die gegenwärtige Entwicklung gleichgültig). Bei den civilrechtlichen Formeln nun findet sich wieder ein Unterschied, welcher ganz genau den Begriffen entspricht, mit deren Erörterung wir es hier zunächst zu thun haben; die Formeln waren entweder incertae (wie Gaj. sie auch nennt, IV. §. 54.) wobey die intentio so lautet: quidquid adversarium nobis dare facere oportet ex fide bona ejus (oder: quantum melius, aequius, oder ut inter bonos bene agier oportet. Cic. off. III. c. 15. 17.) oder sie lauteten ganz unbedingt und ohne Einschränkungen auf ein certum, und zwar auf ein dare oportere adversarium (ins Röm. Eigenthum bringen; die c. furtiva wird bekanntlich stets als Ausnahme, als ein Widerspruch zwischen Bedeutung der Formel und Zweck der Klage angekündigt). Den Beweis dafür, dafs dies die Formel der strengcivilrechtlichen Klagen, der eigentlichen stricti juris actiones war, enthalten ausser der Stelle aus Cicero's Rede pro Rosc. c. 4. alle diejenigen Stellen, worin der aus einem Gesetze oder förmlichen Geschäften entspringenden Klagen Erwähnung geschieht und insbesondere diejenigen, wo gerade das

strenge Recht als iniquum im Gegensatze des jus aequum erscheint (z. B. §. 1. 2. 3. J. de except. und die Beyspiele bey Brisson, de formulis, Lib. V. No XII.). Dafs nun aber auf ein dare oportere geklagt werden konnte, setzte ausser einem hierzu geeigneten Gegenstande insonderheit das Daseyn eines altcivilrechtlichen Entstehungsgrundes voraus. Hierfür entschied aber schon das Vorhandenseyn eines formellen Merkmals der Art, wodurch früher der Character dieser streng juristischen Klagen bestimmt worden war, auf die Entstehung des Rechtsbegriffs gerade in sehr alter Zeit kam Nichts an. So wurden z B. noch alle durch ein Gesetz angeordneten einseitigen und an sich auf etwas Bestimmtes gerichteten Obligationen zu den str. juris gezählt, wenn gleich der ursprüngliche Grund davon: dafs ehemals das Juristische und das Strengrechtliche eins waren — dafs ein Recht seiner vollen Strenge nach eintreten mufste, sobald das positive Kennzeichen dafür vorhanden war, — jetzt, nachdem die alten Begriffe selbst sich so wesentlich geändert, nicht mehr durchaus anwendbar erscheinen mufste. So wurden ferner die Fälle, in denen auf ein dare oportere geklagt werden konnte, durch den etwas weiten Begriff, welchen die Römischen Juristen der rei datio als Grund einer strengen Klage untergeschoben hatten, beträchtlich vermehrt, allein da man auf diese Weise mit den stricti juris actiones ins Gebiet des jus gentium hineingekommen war, so erfolgten hinterher wieder Restrictionen und es entstanden Verschiedenheiten zwischen den einzelnen str. jur. a. selbst (z. B. l. 38. §. 2 und 7. D. de usuris; ganz allgemeine Modificationen für alle strengen Klagen waren: die Berücksichtigung der Exceptionen, wenn sie nur zur rechten Zeit gefordert waren, — seit einem Rescript Marc Antonins sogar auch der Gegenforderungen, als Tilgungsgrundes der obligatio —, sodann die der Litis contestatio beygelegte Wirkung, dafs die Forderung von da an auch auf die Früchte ging, L. 3. §. 1. D. de usuris). Auf der andern Seite erzeugten die beyden altförmlichen Geschäfte — Testamente und Stipulation — nicht gerade immer eine strenge Klage, sondern bey jenem kam es auf die Art der Verfügung an, die Stipulation aber konnte auch auf bona fides gestellt werden, in welchem Falle denn die strenge Natur der stipulationsmässigen Verbindlichkeit wenigstens in so weit eingeschränkt war, dafs der Richter, auch ohne besondere Vorschrift des Prätors, auf das, was der bona fides gemäfs oder ihr entgegen war, Rücksicht nehmen mufste.

Es giebt also einen weitern Begriff der str. juris actiones und derjenigen Klagen, wobey ein arbitrium judicis statt findet, und einen engern. Jener umfafst das ganze Klagensystem, (mit

Ausnahme der extraordinariae cognitiones, wobey, — wenn man sich so ausdrücken will — ein arbitrium magistratus entschied), also auch die in factum conceptae, deren einzelne Arten den ursprünglichen strengen Klagen mehr oder weniger nachgebildet sind; dieser (der engere) bezieht sich nur auf die actiones in jus conceptae. Ausser dieser Grundverschiedenheit hatten sich aber auch noch andere Unterschiede gebildet, die theils das gerichtliche Verfahren selbst, theils einzelne Wirkungen des Rechtsverfahrens betrafen, und welche, wenn sie gleich zum Theil aus der nämlichen Grundidee hervorgegangen sind, wie jene Hauptverschiedenheit, und sicher mit dieser ursprünglich zusammenhingen (m. s. z. B. Gaj. IV, §. 108 und §. 171.) doch in ihrer spätern Ausbildung nicht mehr darauf zurückgeführt, noch aus ihr erklärt werden können. Es gehören dahin hauptsächlich 1) der Unterschied der judicia in solche, quae legitimo jure consistunt und quae imperio continentur (Gai. §. 103. — 109.), ferner 2) die Bestimmungen über poena temere litigantium (Gaj. §. 182), wobey in Ansehung einzelner strengen Wirkungen manche bon. fid. judicia, eben weil sie so sehr auf bona fides gegründet sind, daſs eine Täuschung des Vertrauens strenge Ahndung verdient, den str. jur. act. gleichgestellt sind. (Gaj. IV. §. 182). — Die Vorschriften über poena pluris petitionis stehen mit der obigen Grundverschiedenheit der Klagen in dem eigentlichen Kreise derselben allerdings in dem bestimmtesten Zusammenhang, indem diese Strafe bey den b. f. judiciis wegen der incerta formula überall nicht möglich war. (Cic. pro Rosc. 4, und besonders Gaj. IV. §. 54); bey den in factum conceptae dagegen trat sie ein, wenn gleich die Condemnator. Formel unbestimmt lautete (quanti ea res erit), mithin die Sache an den arbiter kam, sobald nur der Gegenstand der Forderung an sich etwas Bestimmtes war, indem diese Bestimmtheit doch allemal im Eingang ausgedrückt, also, da es keine besondere intentio bei diesen Klagen gab, es dem Kläger stets schädlich werden muſste, wenn zuviel angegeben war.

Rec. hat eine kurze, von der Darstellung des Vf. unabhängige Entwickelung seiner Ideen über diesen Gegenstand für nöthig gefunden, obgleich seine Ansichten mit denen des Vf. in wesentlichen Puncten zusammentreffen, — weil er glaubt, daſs die richtigen Ideen des Vf. auf diesem Wege mehr Grund, mehr Klarheit und Zusammenhang erhalten können, so wie auf der andern Seite, das irrthümliche und unhaltbare seiner Vorstellungen sich leichter erkennen und berichtigen lasse. Er muſs aber aus gleichem Grunde, ehe er in der eigentlichen Critik des Buchs fortfährt, über die (richtige) Bemerkung des Vrf. (S. 22.)

daſs die actiones stricti juris und die condictiones gleichbedeutend seyen, seine eigene Meinung vortragen. Diese Ansicht, die bekanntlich nicht neu ist, gründet der Vf. geradezu auf den Satz: weil Klagen, die auf ein dare gehen, condictiones heissen, so folgt, daſs die eigentlichen stricti jur. actiones Condictionen sind. Gegen die Richtigkeit dieses Schlusses läſst sich schwerlich etwas erinnern, einen Versuch, diese Ansicht tiefer zu begründen, hat der Verf. aber nicht gemacht, und fast möchte man zweifeln, ob ein solcher Versuch je gelingen werde, da das Wenige, was sich im ächten Gaj. hierüber findet, (d. h. in so weit es für uns lesbar ist), eben nicht sehr befriedigen kann. Folgender Zusammenhang scheint dem Rec. der wahrscheinlichste zu seyn. — Die Eröffnung der Processe über die auf Vorschriften und Grundsätzen des Civilrechts beruhenden Rechtsverhältnisse geschah durch Handlungen von fest bestimmter Art und Form, legis actiones. Gajus nennt deren fünf verschiedene, von welchen die beyden letzten (L. A. per manus injectionem und per pignoris capionem, mit unsern summarischen Processen, die mit Executionshandlungen anfangen, verglichen werden, die drey ersten (L. A. sacramento, per judicis postulationem, per condictionem) als die regelmässigen und ordentlichen L. L. A. A. angesehen werden können. [Auf sie beziehen sich ohne Zweifel Cicero's Worte in der or. pro domo c. 29. »Quis me unquam ulla lege interrogavit?« (Sacramenti actio). »Quis postulavit?« (Jud. postulatio). »Quis diem dixit?« (condictio).] Die Sacramenti actio war die allgemeine für alle feyerliche Klagen, für die eine andere L. A. nicht angeordnet war, gültige. Das Wesentliche der judicis postulatio bestand vielleicht in der Einleitung zu einem arbitrium; (man könnte etwa hier herziehen die Stelle bey Cic. or. pro Mur. c. 12. «inf.» tot. homines u. s. w.; denn es wurde die gröſste Genauigkeit des Ausdrucks bey den L. A. erfordert. Gaj. IV. §. 11. — Vgl. auch Brisson de formul. lib. V. No. V.); vielleicht ist auch jede förmliche Einleitung zum ordentlichen civilrechtlichen Verfahren darunter zu verstehen, welche ohne die Umständlichkeit der sacramenti actio geschah; — (eine Erklärung, welche zu der Nachricht bey Gajus IV. §. 20, es hätte auch de eo, quod nobis dari oportet, per judicis postulationem geklagt werden können, noch besser paſst, wenn es gleich ausser Zweifel seyn dürfte, daſs es auch über eine strenge Forderung zum arbitrium kommen konnte). Durch die Lex Silia wurde eine neue Legis actio für die Forderung auf certa pecunia eingeführt. Ueber den Grund dieser Anordnung stritten schon die Alten, weil ja in Fällen dieser Art sacramento oder durch Jud. postulatio hätte geklagt werden können (Gaj.

IV. §. 20). Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs die Lex Silia für die ohnehin begünstigte Forderung der certa pecunia credita eine leichtere Art als die gewöhnliche einführte, den Schuldner in den Klagestand zu versetzen; — also zu bewirken, dafs er auch abwesend verurtheilt werden könne —; nämlich ohne eigentliches vadimonium durch eine blofse zwischen den Partheyen in jure erfolgte Verabredung, oder auch wohl durch eine blosse vom Kläger dem Beklagten gemachte Denunciation, sich an einem bestimmten Tage zur Verhandlung der Sache vor dem judex einzufinden, (Gaj. IV. §. 18. « nam actor adversario denuntiabat, ut ad judicem capiendum die trigesimo adesset »). Seit nun durch die Lex Calpurnia die Condictionsform auf omnis certa res ausgedehnt war, umfafste sie im Grunde das ganze strenge Obligationssystem und wurde daher wahrscheinlich für alle auf ein dare oportere gerichtete Klagen, die allein übliche, wogegen die sacramenti actio späterhin die regelmäfsige für in rem actiones geworden zu seyn scheint, auf welche sich die besondern Anwendungen bey Gajus auch nur beziehen. Geht man hiervon aus, so erklärt sich leicht, dafs die ursprüngliche Bedeutung von condictio, als besondere Einleitungsform des Processes, die des Rechts zu condiciren annahm, also die Bedeutung eines strengen Forderungsrechts, — dafs dieser Sprachgebrauch sich erhielte, als die alte Form selbst nicht mehr üblich war —, (das Verschwinden dieser Form hing wohl damit zusammen, dafs die Verurtheilung Abwesender — in contumaciam — ganz allgemein und ohne vorgängige Prozefseinleitung in Gegenwart der Partheyen geschehen konnte, also seit es überall keiner besondern Form mehr bedurfte, um dieses zu bewirken, auch die leichtere für die Condictionsfälle von selbst aufhören mufste, — denn die erst unter den Kaisern entstandene Litis denuntiatio, als regelmäfsige und sehr beschwerliche Einleitungsform für alle Processe ist mit der alten condictio nicht, wie gewöhnlich geschieht, zu verwechseln —); dafs in den Condictionsformeln keine Fiction, keine Hinweisung auf die alte L. A. vorkam (« nulla formula ad condictionis fictionem exprimitur » Gaj. IV. § 33) indem überall keine dieser Form eigenthümliche Wirkung geblieben, also auch keine auf die an die Stelle der alten L. A. selbst getretene Formel zu übertragen war, mithin Gajus wohl sagen konnte: die Condictionsformeln gehörten so gut wie andere civilrechtliche Klagen zu denjenigen, quae sua vi ac potestate constant) — es erklärt sich hieraus ferner, dafs man in der Folge auf das Unpassende der Benennung hinwiefs: « nunc non proprie condictionem dicimus actionem in personam, qua intendimus, dari nobis oportere, nulla enim hoc tempore eo nomine denuntia-

tio fit.» (Gaj. IV. §. 18. und Just. IV. 6. §. 14.), d. h. der jetzige Name paſst zu dem Begriff überall nicht, indem nicht mehr condicirt oder denuncirt wird) —, und endlich wird es durch jene Voraussetzung begreiflich, daſs der Name condictio bisweilen für persönliche Klagen überhaupt gebraucht wurde, gerade so wie der Ausdruck vindicatio für in rem actio, obwohl bey weitem nicht alle in rem actiones mit Vindication verknüpft waren, (Gajus und Justin. « appellantur autem in rem actionis vindicationes, in personam vero actiones, quibus dari fierive oportere intendimus, condictiones »); doch blieb dies nur die uneigentliche, nur für den Gegensatz der persönlichen und dinglichen Klagen gebräuchliche Bedeutung, wogegen, so oft das Eigenthümliche der Condiction, als besondere Art persönlicher Klagen, bestimmt werden sollte, als wesentliches Kennzeichen derselben stets die auf ein dare oportere gerichtete intentio angegeben wird. — Ganz abgesehen aber von dieser Entwickelung, wird die Behauptung: condictiones sind str. jur. actiones, auch noch durch ein sehr bestimmtes (auch vom Vf. übersehenes) Zeugniſs des Theophilus unterstützt, (in tit. de exceptionib. §. 3. verb.: « τὸν κονδικτίτιον (er sagt nicht etwa τοῦτον τὸν κ., sondern spricht in unbeschränkter Allgemeinheit) σρίκταν οὖσαν τὴν αγωγήν.

In §. 3. (von S. 25 — 47.) nun sucht der Vf. die Herleitung der cond. oder str. jur. act. aus einer dreyfachen Quelle näher zu begründen.

1. Jede durch eine Lex und die einer Lex völlig gleiche Verfügung begründete und an sich auf etwas Bestimmtes gerichtete obligatio, erzeugte eine condictio; alle Pönalklagen, die auf eine bestimmte, nicht arbitraire Strafe gehen, sind mithin condictiones. Dieser Satz wird vollständig aus den Quellen nachgewiesen, auch in Ansehung derjenigen Klagen, welche gewöhnlich den Namen condictiones nicht führen, namentlich der actiones furti, rerum amotarum, ex Lege Aquilia u. a. m. Der Verf. findet den Grund hiervon in dem Umstande, daſs die Benennung condictio, für die auf ein dare oportere gerichtete Klage erst gangbar geworden sey, als jene Obligationen schon begründet gewesen, er bezieht hierauf sogar das: nunc abusive dicimus condictionem u. s. w. der Institutionen, und glaubt, daſs ursprünglich der Name cond. für jede in personam actio gebraucht worden, das Abusive dieser Benennung also in der Beschränkung auf die strengen Klagen zu suchen sey. Offenbar aber ist es dem historischen Zusammenhange und den Worten der Quellen gemässer, das Uneigentliche in der nicht mehr passenden Bezeichnung zu finden, den Grund aber, warum manche Klagen, welche

dem Begriffe nach Condictionen waren, dennoch nicht so genannt zu werden pflegten, darin, weil nur ein eigentliches Bedürfniſs vorhanden seyn konnte, sich des Characternamens condictio zur regelmässigen Bezeichnung einer Klage zu bedienen, wenn entweder sonst Verwechselungen hätten eintreten können, (als condictio furtiva, cond. certi ex stipulatu, zur Unterscheidung von actio furti und act. ex stipulatu) oder weil es ihres allgemein-rechtlichen Grundes (ihrer Enstehung in jus gentium) wegen nöthig erschien, durch den Namen auf ihren positiven Character hinzudeuten (bey den durch rei datio begründeten Obligationen) oder endlich, weil es der Klage an einem bestimmten Namen überall fehlte, — womit denn der Inhalt des Pandecten-Titels de condictione ex Lege sehr gut und viel ungezwungener übereinstimmt, als mit den vom Verfasser angenommenen Voraussetzungen.

2. Die Klagen aus einem formellen Rechtsgeschäfte — Stipulation, litterarum obligatio, testamentum (die letztern aber nicht unbedingt) sind condictiones oder str. jur. act. (S. 29 — 33). Auch die aus einer dotis dictio und jurata promissio operarum gehörte dahin; seitdem aber aus jedem Mitgiftsversprechen eine Klage, so gut wie aus einer Stipulation entsteht, ist diese eine condictio ex lege, (oder vielmehr: c. ex dotis promissione. Denn das Versprechen ist hier der nächste Grund der Klage, daſs eine besondere Form dabey unnöthig ist, macht die Klage so wenig zu einer actio ex lege, als es z. B. die Klage auf Erfüllung eines Kauf-Contracts seyn würde, wenn sich auch nachweisen lieſse, daſs der Kauf durch ein Gesetz von der feierlichen Form entbunden worden wäre).

3. Die dritte Klasse der Klagen, die am häufigsten condictiones heiſsen, sind die aus einer pecuniae numeratio, und was dem gleich gestellt ist, entstehenden, nämlich so oft Eigenthum auf den Empfänger übergegangen ist, man also nicht mehr vindiciren kann, der Empfänger aber das Gegebene wieder zurückliefern oder erstatten muſs, weil entweder das Zurückgeben ausbedungen ist, oder sonst ohne Unbilligkeit nicht verweigert werden darf (nicht unpassend bezeichnet der Vf. diese ganze Klasse von Fällen durch ein Haben ohne Grund; auch der mutuo accipiens fängt an ohne Grund zu haben, wenn der Termin der Rückzahlung gekommen ist). Sie sind ihrem Grunde nach juris gentium, ihrer Wirkung nach (da Rec. dies wenigstens nicht ohne Modification zugeben kann, so möchte er statt dessen lieber sagen: ihrem allgemeinen positiven Character nach) stricti juris. Durch die Behauptung des Vrfs.: der Wirkung nach giebt es nur eine Condiction, kann Rec. diesen Satz eben so wenig für erwiesen halten, als durch die Beziehung auf die

S. 38. 39. angf. Stellen, da diese nur von res credita sprechen; wohl aber durch den obigen Beweis: jede condictio — als specielle Klage — ist str. jur., wozu noch die Gleichstellung des mutui und der übrigen ex rei datione entspringenden Condictionen in Ansehung der Verzugszinsen kommt (c. 1. in f. C. de cond. ind., also in Ansehung eines Gegenstandes, welcher wohl als eines der hauptsächlichsten Unterscheidungskennzeichen der str. jur. und b. f. actiones angesehen werden kann.)

Der §. 4. (S. 48 — 98.) hat es mit einer nähern Bestimmung des Gegenstandes einer str. jur. actio zu thun. Er beginnt mit einer befriedigenden Entwickelung des Begriffs der condictio triticiaria. Das Object aller str. jur. actiones muſs nothwendig ein certum seyn. Die pecunia certa nun ist ihrer Natur zufolge das einzige, unveränderliche certum, — der Maaſsstab, nach welchem alles, was Gegenstand des Vermögensrechts seyn kann, gemessen wird. Die gleich ursprünglich auf baares Geld gerichtete Condiction heiſst daher vorzugsweise c. certi oder si certum petetur, weil hier das Forderungsobject ein absolut Gewisses ist. Allein certae res sind auch andere Dinge auſser pecunia numerata; nur weil es statt ihrer oftmals zu einer Schätzung an Gelde kommt, weil sie folglich nicht als bleibender und unvergänglicher Gegenstand der Forderung angesehen werden können, wird hier die Forderung von der eigentlichen c. certi unterschieden durch die Benennung: cond. triticiaria; triticum ist hier der Repraesentant alles dessen, was nicht Geld ist, und die Bezeichnungsart ist zufällig (Beweis: L. 1. pr. d. de cond. tritic.) Ein certum aber wird mit dieser Klage dennoch gefordert, weil sie immer nur auf Werthsbestimmung nach einem objectiven Maaſsstabe — rei aestimatio, nicht zu verwechseln mit dem Interesse — gerichtet ist. Diese Schätzung kann nun nach Zeit und Ort verschieden seyn. 1) Was die Zeit anbelangt, so ist es immer die Zeit des Forderungstages, worauf bey den str. jur. judiciis gesehen wird, also a) der eigentlichen mora, wenn ein Erfüllungstag festgesetzt worden, sonst b) des judicii accepti, oder der Litiscontestation; da indessen bis zur res judicata noch Accessionen hinzukommen können, die auch aestimirt werden müssen, so ist der Endpunkt aller Schätzung die Zeit der Condemnatio. (Unbeschadet der in der Hauptsache richtigen Ansichten, vermiſst man doch die Folgerichtigkeit der Darstellung, die hier der Vf. ganz besonders für sich in Anspruch nimmt. So soll aus dem Begriffe der str. jur. act. der Satz folgen, daſs bey ihnen die Zeit der aestimatio die der L. C. seyn müsse; aus der Natur der Condictionen aber wieder die Berücksichtigung der mora als Ausnahme (S. 59.) und dennoch beydes

(nach S. 60.) „consequent aus einem Princip hergeleitet worden seyn") — Ohne Grund übrigens bezieht der Verfasser die L. 3. de cond. trit. auf die causa oder accessiones rei. Statt dessen hätte geradezu gesagt werden können: eine Steigerung des Werths bis zur Condemnation kommt dem Kläger zu Gute, wenn die Sache nicht etwa schon früher untergegangen ist; durch diese viel wörtlichere Interpretation wird der scheinbare Widerspruch zwischen L. 3. D. de cond. trit. und den andern von der Aestimationszeit handelnden Stellen vollkommen ausgeglichen. In gewissem Betrachte ist also bey allen judiciis die Condemnationszeit der Endpunkt der Aestimation, — (eine Werthserhöhung über diese Zeit hinaus wird nicht berücksichtiget, da die Vollstreckung einen festen Maafsstab in der Vergangenheit haben mufs —), so wie die mora ihr Anfangspunkt; doch finden sich hier noch andere wichtige Verschiedenheiten zwischen str. jur. und b f. jud. als die im Buche hervorgehobenen. So wird der Begriff der mora bey jenen strenger genommen, wie bey diesen — L. 137. §. 4. in f. de V. O. Vgl. mit L. 3. §. ult. de. A. E V. — wogegen dort, ausser der mora, dem debitor eine blofse Nachläfsigkeitsschuld nicht zugerechnet wurde, L. 91. pr. d. V. O. — was man freylich auf manche Weise wieder zu beschränken wufste. — Für das damnum inj. datum hat das Gesetz eine andere Aestimationszeit bestimmt; auch wird hier der mittelbare Schaden berücksichtiget, doch nach einem festen und objectiven Maafsstabe, so auch bey der cond. furtiva. (S. 66. sqq.) — 2) Anbelangend den Zahlungsort, so konnte, wenn ein solcher bestimmt war, nach der Strenge des Rechts auch nur an diesem geklagt werden. Zur Aushülfe wurde daher ein actio arbitraria eingeführt die a. de eo quod certo loco, von den Neueren fälschlich cond. de eo q. c. l. genannt. (Sehr gut und gründlich ausgeführt, S. 70. 75.) Von S. 75. bis zum Schlufs des §. folgt eine Untersuchung über das Wesen der cond. incerti — Ehemals dachte man sich die Hinzufügung eines Strafquantums als ganz unzertrennlich von einer obl. str. jur. in faciendo. Allein nach und nach läfst man auch Stipulationen eines facti ohne hinzugefügte poena als gültig geschehen, und dadurch ändert sich das frühere System bedeutend. Es kommt die condictio incerti auf; sie bildet die Gränze, wo das System der str. jur. a. mit den b fid. zusammentrifft oder vielmehr ganz in dasselbe hinüberläuft, und ist also eine wahre Anomalie des formellen Obligationenrechts, indem die Schätzung hier nach einem subjectiven Maafsstabe erfolgt. Dadurch sind aber nur die Gegenstände der cond. triticiaria vermehrt und es bleibt, wenn man schlechthin nach den Objecten eintheilt, die Eintheilung der Condictionen in c. si certum petatur und tritic. un-

geändert; allein die verschiedenartige Aestimatio dieser Objecte ergiebt eine neue Eintheilung, nämlich in c. certi et incerti nach welchem denn die c. tritic. bald zu der ersten gehört, also in dieser Beziehung mit der c. si certum p. zusammenfällt, bald zu der letztern. — Ein wichtiger Unterschied zwischen b. f. und incertis str. jur. judiciis zeigt sich dennoch, sowohl in der Verschiedenheit der Berechnungsart des Interesses, als des Beweises. Bey diesen ist das Interesse immer nur das Surrogat einer nicht möglichen objectiven Schätzung und erfordert strengen Beweis; bei jenen, den b. f. jud. — ist es eigenthümliches und selbstständiges Object der obligatio, nie bloſses Surrogat; es ist Ergebniſs der gemeinschaftlichen Ansprüche der Partheyen, es wird dabey die ganze Subjectivität in Anschlag gebracht, also auch die Affection — seine Gröſse wird ausgemittelt durch das richterliche officium, und was in manchen Fällen an dessen Stelle tritt, das jus jur. in litem. — Offenbar ist auch in dieser Darstellung sehr viel Gutes und Wahres enthalten; allein, indem der Vf. mit seinen Condictionen fast unmerklich in den Kreis der arbitrariae actiones hineingekommen, sieht er, um seiner Ansicht Realität zu sichern, zu manchen übertriebenen Behauptungen und unerweislichen Steigerungen der Begriffe seine Zuflucht zu nehmen sich genöthiget — (dahin gehört unter andern die Behauptung: daſs bey den b. f. jud. das Interesse stets das eigentliche Object der Obligatio sey, ferner das, was er über das sogenannte pretium affectionis sagt; denn daſs die L. 54. mandat. nicht von einem solchen zu verstehen ist, hat schon Cujacius zu Papinian sehr gut gezeigt) — welche aber, wenn sie auch erweislich wären, die früher mit so grosser Bestimmtheit auf den Unterschied zwischen rei aestimatio und dem Interesse gestellte Grundverschiedenheit beyder Klaggattungen immer nicht retten könnten. — Allerdings liegt etwas anomalisches in der condictio incerti; allein so weit als der Vf. glaubt, dürfen wir uns von dem Grundbegriffe nicht entfernen. Zwar werden Stipulationen auf ein facere ohne Hinzufügung einer poena für zuläſsig gehalten; indessen, daſs daraus eine Condiction gegeben worden sey, läſst sich nicht annehmen. Daſs Ulpian in der L. 75. de V. O. einen Fall dieser Art neben solchen nennt, wo ohne Zweifel eine condictio incerti begründet war, kann schon um deſswillen nichts beweisen, weil darunter auch Fälle vorkommen, in welchen, der völligen Unbestimmtheit wegen, überall kein Klagerecht statt finden konnte. Diese Stelle hat es blos mit einer Entwickelung des Begriffs vom incertum nach allen seinen Abstufungen zu thun, vom völlig unbestimmten an bis zu dem Punkt, wo es mit dem absolut Gewissen fast zusammenfällt. — Anomalien

nun dürfen ohne bestimmten Beweis nicht angenommen werden, mithin ist das schon ein durchgreifendes Argument wider die Annahme des Vfs, daſs die aus einer stipulatio ad faciendum, oder auch: quid quid promittentem dare facere oportet — entspringende Klage nie condictio genannt wird, sondern stets actio ex stipulatu. Es kommt hierzu aber noch das Zeugniſs der Mittelgriechen, welche sich dabey auf Theophilus beziehen. (Einige Contracte, sagen sie, seyen ihrer Natur nach ungewisse, wie Stipulationes in faciendo, andere blos wegen Unwissenheit der Contrahenten, — wie z. B. wenn ich mir versprechen lasse, was in des Promissors Kasse ist. Aus diesem Contracte könne die Erfüllung mit einer Condiction gefordert werden, aus einer stipulatio in faciendo aber nicht, eben so wenig, wie aus einem Kauf-Contract, wenn man nicht etwa geradezu auf eine bestimmte Aestimatio klagen wollte, wobey man indessen Gefahr der Pluspetition laufe — weil der Berechtigte in beyden Fällen nicht sagen könne: si paret dare. Schol. Basil. III. p. 249. und Fr. Theophil. ap. Reitz. p. 946.) Incerti condictiones nun finden statt, wenn in Ansehung des Gegenstandes oder des Zweckes einige Unbestimmtheit eintritt, dennoch aber nicht durch ein quid-quid d. f. oportet adversarium, sondern durch condictio die Erfüllung der Obligatio gefordert wird. Also a) wenn der Gegenstand gar kein corpus oder gar keine quantitas ist, (eine Servitutenbestellung, — ein indebite ertheiltes Versprechen, eine unterlasssene Sicherheitsbestellung); b) wenn in Ansehung des Individui noch eine Unbestimmtheit eintritt, (bey einer sogenannten Obligatio alternativa); c) wenn dies in Ansehung der Existenz oder der Quantität der Fall ist, (z. B. L. 75. §. 4. de V. O. L. 4. §. 1. de cond. ind.); d) wenn mehr als das Hauptobject Gegenstand der Forderung ist, nämlich auch seine Erzeugnisse, (L. 19. §. 2. de precario, L. 38. §. 2. 3. de usur.); e) wenn aus einer Hauptobligation terminsweise fällige, übrigens aber völlig bestimmte Leistungen gefordert werden, (vgl. L. 75. §. 9. de V. O. und Gaji Inst. IV. §. 131.); f) wenn der Pfandgläubiger die cond. furtiva anstellt, indem dieser zwar ein Recht auf das Object selbst, aber doch nur wegen seines Interesses hat, (L. 12. §. 2. de cond. furt.). In allen diesen Fällen ist, ausser der Einseitigkeit der Forderung unläugbar auch eine objective Bestimmtheit vorhanden, wie sich bey den Obligationes in faciendo nicht findet, wenn gleich das endlich zu leistende, seiner individuellen oder quantitativen Beschaffenheit nach, sich beym Anfang des Prozesses oftmals noch nicht bestimmen läſst. Diese Einfachheit und Bestimmtheit des Gegenstandes fehlt selbst da nicht, wo die Auffin-

dung eines rein objectiven Schätzungsmaafsstabes allerdings mit Schwierigkeiten verbunden ist, wie bey den Prädialservituten; auch ist es nicht unwahrscheinlich, dafs in allen Fällen, wo die Klage auf ein dare oportere lautete, die litis aestimatio aber nicht nach durchaus festen und einfachen Grundsätzen geschehen konnte, dieselbe durch sponsio festgesetzt und dadurch alles arbitraire ausgeschlossen wurde. — Dafs übrigens auch die incerti condictiones auf dare oportere lauteten, ergiebt sich aus L. 19. de Pr. urb. L. 3. pr. de usufr. und L. 56. §. 6. de V. O. vgl. mit L. 75. §. 3. de V. O. L. 22. §. 1. de cond. ind. L. 8. pr. de a. e. v., obwohl man freylich annehmen mufs, dafs dieses bey den Condictionen eines Versprechens oder einer versäumten Cautionsbestellung, nicht ohne eine künstliche Wendung und ohne eine Praescriptio im Sinn von Gajus IV. §. 131., die auch bey andern dieser Condictionen vorkam — z. B. L. 19. §. 2. de prec. — von Statten gegangen sey. — Die act. ex stipulatu nun hat freylich etwas unbestimmtes zum Gegenstande (quidq. d. f. o. adv. L. 76. §. 1. de V. O. Gajus IV. §. 136—37.); allein sie scheidet auch dadurch ganz von der Klasse der str. jur. act. aus —; (sie wird nun eine arbitraria und insoferne die Stipulation auf bona fides gestellt ist, b f. actio), — aus ihr kann also für die Characterisirung der strengen Klagen kein Merkmal hergenommen werden. Jetzt folgt (von S. 98.) eine umständliche Darstellung des Begriffs der Wirkungen und der einzelnen Arten der b. f. actiones, verbunden mit Bemerkungen über Stellung der Obligationen im System. Wir heben davon folgende Bemerkungen heraus: — Der Ausdruck Contractus werde vorzugsweise von b. f. negotiis gebraucht; (S. 100. not. 4. wird dafür ein recht einleuchtender Grund angeführt). Die diesen gleichgestellten Lebensgeschäfte anderer Art seyen nicht besonders zu classificiren, (als Quasicontract), sondern mit den Contracten, womit sie gleichen Zweck haben, zusammenzustellen, (z. B. mandati actio mit negotior. gestor und tutelae actio). Eben so gleichgültig sey auch für die einzelnen Contracte ihr besonderer Entstehungsgrund; die Zusammenstellung der mutui datio mit commodatum, depositum, pignus, sey eine völlig verfehlte, ja die drey letztern seyen gar nicht wahre Realverträge; dafs erst dann ein obligatio eintrete, wenn die Sache hingegeben werde, sey etwas factisch zufälliges! (Etwas factisch zufälliges kann man unmöglich dasjenige nennen, wovon in einem positiven Rechte das Daseyn eines Rechtsverhältnisses abhängig gemacht ist. Bey allen diesen Verträgen ist aber auf gleiche Weise die Forderung durch das Hingeben bedingt, selbst das re non potest contrahi, nisi quatenus datum est, läfst sich,

was die Hauptverbindlichkeit anbetrifft, von den übrigen Realverträgen so gut wie von der res credita sagen. Der besondere Zweck welcher mit dem Hingeben verknüpft wird, erzeugt freylich für ein jedes dieser Verhältnisse wesentliche Verschiedenheiten und dafs beym mutuum die res etwas wesentlicheres ist, als der contractus, läfst sich nicht läugnen. Darum kann man die rei datio aber für die übrigen Contracte noch nicht als etwas rein zufälliges ansehen. — Uebrigens stellt auch Ulpian L. 1. de R. Cr. das commodatum und pignus, wegen wesentlicher Gleichheit des Grundes mit der mutui datio zusammen. Was S. 104 und 105 vom pignus gesagt wird, beruht offenbar auf einer Verwechselung zwischen der pignoris obligatio und der pignoris datio. Jene — die Hypothek — kann freylich nuda conventione erfolgen, der s. g. Realvertrag aber, wobey der Gläubiger als der wesentlich verpflichtete Theil erscheint, erhält erst durch Hingeben der Sache oder was diesem völlig gleich zu achten ist, sein Daseyn; §. 4. J. quib.. m. re contr. obl.) — Zweyseitigkeit und Subjectivität bilden den Hauptcharacter der b. f. actiones; eine Eintheilung derselben lasse sich am zweckmässigsten auf die doppelte Art der Zweyseitigkeit gründen, — die vollkommene und minder vollkommene, d. h. welche für den einen Obligationsinteressenten nur zufällig eine Klage, contraria actio (hervorgegangen aus exceptiones) möglich machen. Allen übrigen b. f jud. stehen die beyden Theilungsklagen, comm. div. und fam. erc. actiones, (denn die fin. neg. actio ist arbitraria im engern Sinne) entgegen, indem sie, wenn sie gleich ebenfalls b. f jud. sind, doch, weil Sachen vorzugsweise bey ihnen in Betracht kommen, einen geringern Grad der Subjectivität haben. (Dies ist so wenig erklärt noch bewiesen). Von S. 116 folgen einige — (abgesehen von den bereits vorhin erwähnten Uebertreibungen) — sehr gute Bemerkungen über das Interesse bey b. f. judiciis. — So wie bey den str. jur a. ihr Entstehungsgrund alleinige Norm der obligatio ist, so ist es hier die bona fides, welche durch das officium judicis Bestimmtheit erlangt. Sie erheischt die höchste Billigkeit, a) im Allgemeinen; denn nichts wird geduldet, was gegen das Princip der Rechtlichkeit ist —, im Besondern indem die Eigenthümlichkeit eines jeden Geschäft in Betracht gezogen wird. Das Interesse ist übrigens rein factisch und aller möglichen Abstufungen fähig, bisweilen aber wieder durch das strictum jus begränzt, wie an den ädilitischen Klagen in Beziehung auf den Kauf-Contract sich zeigen läfst. S. 123. sqq. Von der Concurrenz der b. f. und str. jur. act. — Aus einem b. f. negotium kann eine condictio entspringen und mit der b. f. actio concurriren, wofür denn die regelmässigen

Grundsätze über Klagenconcurrenz eintreten. Erklärung der L. 9. D. de reb. cred. — Contractus incertus heisst so viel als b. f. contr. (Mit diesen Worten hat man sich unnöthige Qual gemacht. Dafs darunter der sogenannte Innominatcontract verstanden werde, wird jetzt wohl wenig Anhänger mehr finden; diesen Ausdruck aber gerade auf die b. f negotia zu beschränken, dazu ist auch kein Grund vorhanden. — Uebrigens hätte hier wohl noch der Satz eine Erwägung verdient, dafs unterlassene exceptiones perpetuae meistens eine Condiction erzeugen —, wozu es übrigens einer in integrum restitutio bedurfte, Gajus IV. §. 125).

Diese Abhandlung beschliefst mit Bemerkungen über das System, welche zugleich den Uebergang zur folgenden Abhandlung machen. — Die Eintheilung in Contracte, Delicte, Quasicontracte und Quasidelicte umfafst nicht das ganze Obligationenrecht; die meisten Obligationen werden nach den Klagen genannt und es ist inkonsequent, theils nach den Entstehungsgründen, theils nach den Klagen zu classificiren; diese Bemerkung ist sehr richtig, allein damit ist des Vf. System noch keineswegs gerechtfertiget. Das ganze Obligationenrecht soll hiernach zerfallen in die Actionen und Exceptionen, jene in das reine und angewandte Obligationenrecht — die s. g. adject. qualit. act. (im engeren Sinn). Ersteres wieder in die str. jur. und b. f. act. und in die unter dem gemeinsamen Begriffe von actiones subsidiariae zu fassenden Hülfsklagen —, womit denn die vom Verfasser verworfenen variae causarum figurae — Klagen des verschiedenartigsten Ursprungs und Zweckes unter einem gemeinschaftlichem Namen begriffen —, nur in einer andern Gestalt, wieder hergestellt wären. — Nehmen wir vor der Hand dieses System auch als reines Klagensystem, so dürfte eine Eintheilung der Klagen doch vollständiger seyn, und sich zugleich den Röm. Begriffen mehr anschliessen, welche — (mit einstweiliger Ausscheidung der extraordinariae actiones, für die es im System keinen bestimmten Platz geben kann —) zunächst die civiles — wohin indessen nicht blos die durch Gesetze eingeführten und bestätigten, sondern auch die durch Interpretatio entstandenen zu zählen sind — (in jus conceptae) den honorariae (in factum conceptae) entgegengesetzt, bey jenen wieder die strictae (mit dem Merkmal judex, certum), von den arbitrariae, (mit dem Merkmal: arbiter, incertum) und unter den letzteren die b. f. jud. von den arbitrariae actiones s. str. (die für den Kreis der civilrechtlichen Klagen zwar von keiner grossen Bedeutung sind, allein doch nicht ganz fehlen dürfen), unterscheidet. Auch die in factum conceptae leiden diese Eintheilung, nur dürfte hier, wegen der nicht passenden Benennung

str. jur. der Gegensatz füglicher durch: certae — incertae actiones auszudrücken seyn, (wie dies in der zweyten Abhandl. S. 159. sehr richtig bemerkt ist.) Da übrigens in diesem Kreise eine weit grösere Mannigfaltigkeit vorhanden ist — (auch darüber finden sich hin und wieder in der zweyten Abth. gute Bemerkungen), so dürfte man hier diese Eintheilung nur als eine allgemeine Characterbezeichnung gelten lassen, und müſste für die Klassificirung der einzelnen Klagen wieder speciellere fundamenta divisionis aufzufinden bemüht seyn, entweder von der mehr oder minder unmittelbaren Thätigkeit des magistratus hergenommen, (dies würde gerade in dieser Klasse von Klagen einen recht passenden Gegensatz geben) oder von materiellen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten. Die Pr. verb. a. sind Aushülfsklagen für die civiles actiones, die Klasse der rein nachgebildeten Klagen, utiles actiones gehört aber keinem der beyden Hauptsysteme — in jus und in fact. conceptae — ausschiesslich an, indem diese Klagen jedesmal die Natur derjenigen nachahmen, denen sie nachgebildet sind. — Daſs übrigens selbst ein solchergestalt rectificirtes Klagensystem zur Klassification sämmtlicher Obligationen tauglich sey, ist eine Behauptung, die Rec. trotz der innigen Verwandschaft zwischen obligatio und actio, von welcher auch er vollkommen überzeugt ist, zu vertheidigen sich nicht getraut. Denn, um nur eine Anwendung auf die civilrechtlichen Obligationen zu machen, so darf man doch, ohne Nachtheil für die Einsicht in dasjenige, was auch die Römer für das Wesentliche der Sache hielten und halten muſsten, alle Obligationen, die Condictionen erzeugen, schon um deſswillen nicht zusammenstellen, weil das Condictionensystem in seiner spätern Gestalt im Grunde das ganze Obligationenrecht umfaſste und sich, selbst in seinem engern und eigentlichen Kreise Verschiedenheiten gebildet hatten, (— mit der actio ex testamento konnten auch Verzugszinsen gefordert werden —, gewisse Condictionen gingen auch gleich anfangs auf die Früchte — L. 83. §. 2. de usur. — andere verpflichteten den Kläger sogar, die Gegenforderung des Schuldners gleich bey der Klage zu berücksichtigen, cum compensatione agere — Gaj. IV. §. 64.) —; Verschiedenheiten, wodurch der, in gewisser Beziehung nicht unrichtige Satz d. Vf.: es giebt nur eine Condiction — seine Brauchbarkeit als durchgreifendes Eintheilungsprincip verliert, und man sich wenigstens genöthigt sieht, für die einzelnen Conditionsfälle wiederum neue, allgemeine — oder besondere Merkmale — aufzusuchen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

№ 5. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Ueber Römisches Obligationenrecht, insbesondere über die Lehre von den Innominatcontracten und dem *jus poenitendi*. Drey civilistische Abhandlungen von Dr EDUARD GANS. Heidelberg b. Mohr und Winter 1819. gr. 8. Preis 1 Gldn 30 Kr.

(Beschluss der in No. 4. abgebrochenen Recension.)

Dabey würde es denn ohne ein unsystematisches Zerreissen der nämlichen Grundverhältnisse, oder auch ohne doppelte und dreyfache Wiederholungen derselben Begriffe nicht abgehen können, um so weniger, als bey weitem nicht mehr alle förmlichen Entstehungsgründe auch stricti juris actiones erzeugten. Auf der andern Seite aber würde man diejenigen b. f. judicia, welche sich durch einen strengeren Character von den übrigen unterscheiden, auch von diesen trennen müssen; so die depositi actio insofern hier bisweilen lis inficiando crescit in duplum, dann wieder diese Klage und die actio tutelae, pro socio, mandati, — welche sämmtlich den Verurtheilten infamiren, — wodurch denn aber vollkommen und minder vollkommen - zweyseitige b. f. und str. jur. actiones zusammenkommen würden. Es soll damit keinesweges geläugnet seyn, dafs auch die verschiedenartigsten Rechtsverhältnisse einander von **einer** Seite berühren und dieses Zusammentreffen ihre positive Gleichstellung in einem oder dem andern Puncte zur Folge haben können, ohne dafs sie darum auch schon im System **nur** neben einander ihren Platz erhalten dürfen; nie wird in einem System des pos. Rechts vermieden werden können, dafs nicht die unter sich verwandten Begriffe einmal im Gegensatz, — die einander an sich entgegengesetzten unter **einem** Gesichtspuncte erscheinen; immer wird man sich daran genügen lassen müssen, für die zusammenzustellende Begriffe solche gemeinschaftliche Grundlagen aufgefunden zu haben, welche das, was an jedem das Wesentliche ist, am leichtesten erkennen lassen. Wenn man indessen das Wesen der Obligationen in der mehreren oder minderen Strenge ihrer gerichtlichen Wirkung sucht, so wird man auch ein Merkmal, das hiermit in wesentlicher Beziehung steht, nicht ausser Acht lassen können; oder man wird, da es nicht möglich ist, es mit einem

andern, das man an die Spitze stellt, in ein reines Subordinationsverhältnifs zu bringen, sich überzeugen müssen, dafs es allemal ein mifsliches Unternehmen sey, nur von einem aus mehreren sich auf die Wirkung beziehenden Merkmalen eines Rechtsverhältnisses den Character desselben bestimmen zu wollen. Rec. ist fest überzeugt, (ohne hier übrigens den Lobredner des Röm. Systems machen zu wollen, dafs der Anfänger sicherer und vollständiger in den Geist des Röm. Obligationenrechts eindringen werde, wenn man ihn dasselbe — (nach vorgängiger historischer Entwickelung der Klagen, und unter gehöriger Auseinanderhaltung des civilrechtlichen und des prätorischen Systems), aus den Grundverhältnissen entwickelt, welche die einzelnen Forderungsrechte erzeugen, als wenn man den Vortrag lediglich an ein processualisch - formales Merkmal anknüpft, dessen Geist ohnehin schon zur Zeit der klassischen Juristen für veraltet angesehen werden kann.

Indem Rec. hierdurch zugleich über einen Theil der 2ten Abhandlung, welcher ebenfalls das System des Obligationenrechts betrifft, seine Ansicht ausgesprochen hat, darf er sich jetzt auf die Angabe und Beurtheilung der in dieser Abhandlung (über die Obligationen, welche nicht stricti juris u. bonae fidei sind, S. 136—168.) dargestellten Hauptbegriffe einschränken.

Zuerst von utiles und in factum actiones. — Die Herleitung der ut. act. von den dies utiles ist unwahrscheinlich, und die einfache Wortbedeutung auch hier die Grundlage der technischen, dafs eine besondere Klageformel bey diesen Klagen statt gefunden, läfst sich nicht erweisen. (Ersteres glaubt Rec. jetzt — d. h. aber nicht erst seit Lesung dieser Abhandlung — selbst, wenn er gleich noch immer der Meinung ist, dafs sich aus dem Wortbegriffe der technische schlechterdings nicht erklären läfst, indem in dem wörtlichen Sinne eine jede Klage utilis ist, die nicht abgeschlagen und nicht durch exceptiones entkräftet wird; eine utilis a. dagegen — diesen Begriff nämlich, wie es regelmäfsig geschieht, abstract genommen — auch inanis seyn kann. Letzteres, dafs die Fiction, welche jeder utilis actio zum Grunde liegt, in der Klagformel ausgedrückt würde — hat nicht nur eine innere Wahrscheinlichkeit für sich, sondern das πλαγιαστικῶς ἐναγεῖν bey Theophilus enthielt kein so ganz unbedeutendes Argument dafür, wie der Vf. meint; jetzt ist es vollständig durch Gajus IV. §. 36. 37. erwiesen.) Von dem weiter folgenden Versuch eines Beweises, dafs die technische Bedeutung von utilis a. sich der wörtlichen genau anschliefse, ist dem Rec. manches ganz unverständlich geblieben, wie z. B. S. 141. gegen das Ende,

wo der Vf. sich selbst schwerlich klar geworden ist. Weiter heifst es: Jede utilis actio ist auch in factum, aber nicht umgekehrt; daraus folgt, dafs auch die utilis ex L. Aquil. actio eine in factum, mithin die in fact. und die utilis ex l. Aq. eines sind. Die Hauptbedeutung von in factum actio, — wenn sie gleich nicht vollkommen alle andern unter sich begreift —, die auch der Verf. anführt, welche aber nun erst ihr rechtes Licht durch Gajus erhalten hat, — ist, jede Klage nicht civilrechtlichen Ursprungs, die also keine civilis intentio hat —, gerade so wie in diesem Sinne auch überhaupt jus und factum einander entgegengesetzt sind, L. 27. §. 2. de pactis — Da die prätorischen Klagen anfangs nur für einzelne Fälle gegeben wurden, also rein individuell waren, so nannte man aber auch alle und jede Klagen so, die — wie der Vf. sich sehr passend ausdrückt — durch den besondern Fall hervorgerufen wurden, um so eher, als doch offenbar so sehr viel auf den Prätor ankam, ob er eine vorhandene Klage als utilis in einem andern Falle, als wofür sie angeordnet war, geben, — ob er eine Klage mit einer Praescriptio zulassen wollte, oder nicht! So kam es denn, dafs alle Klagen ohne bestimmte Formeln, non vulgares actiones, als in factum act den übrigen entgegengesetzt wurden, und in diesem Sinne sind denn freylich auch die utiles actiones sämmtlich in factum. Anders verhält es sich aber, wenn utiles und in factum a. einander entgegengesetzt werden, wie im §. ult. I. de leg. Aquil. Die Billigkeit eines vorhandenen Gesetzes konnte zwar den Prätor zur Erweiterung des darin ausgesprochenen Grundsatzes und zur Anwendung seiner materiellen Bestimmungen auf Fälle, worauf dieses nicht ging, veranlassen, ohne dafs darum gerade eine fictitia oder utilis actio gegeben wurde, sondern die Klage war oftmals eine selbstständige, aber, wie jede Prätorische in factum concepta. (Von der Art der Ausdehnung, so wie von der Beschaffenheit des auszudehnenden Gesetzes hing hierbey freylich vieles ab). So kann denn z. B. eine Klage allerdings Aquiliae legi accommodata und doch die Formel der aquilischen Klage nicht nachgebildet seyn. (vgl. auch nach c. 14. §. 13. de religios. und unter diesen Modificationen tritt Rec. Hrn. Hasse und dem Vrf. jetzt gerne bey). Ausser den drey arbitrariae actiones, ad exhibendum, aq. pluv. arc. und fin. reg., heifsen alle Civilklagen, die nicht b. f. und str. jur. sind: in factum actiones, meistens mit dem Zusatze civiles oder praescriptis verb. act. (die pr. verb. actiones werden zwar in factum genannt, aber nur insofern sie keine vulgaris formula hatten, für sie ist also diese Benennung eben so wie für die

einer Civilklage nachgebildeten utiles actiones mehr eine negative, als eine positive Bezeichnung). Doch diejenigen praesc. verbis actiones, welche späterhin in den Kreis der b. f. aufgenommen sind, wie die act. ex permut. und aestim., sind nun nicht mehr in factum, da sie ihre eigene Begriffssphäre erhalten haben. Es sind aber auch alle praescr. verbis actiones zugleich utiles. (Gegen diese Ansicht streiten folgende Gründe. Ungeachtet der Dunkelheit die auch jetzt noch über den Ursprung der praescr. verb. actiones herrscht, läfst sich doch soviel annehmen, dafs sie so oft gegeben wurden, als unstreitig ein civile negotium zum Grunde lag, allein keine der im Edict für bestimmte Geschäfte aufgestellten Formeln genau pafste. Hier wurde nun entweder eine bestimmte Formel, nur mit einer praescriptio gegeben, oder auch eine ganz neue, den besondern Umständen des zum Grunde liegenden Falls angepafste, was vorzüglich dann der Fall war, wenn es zweifelhaft war, ob ein civile negotium mehr in den Kreis des einen oder eines andern von mehreren mit einer bestimmten Formel versehenen Geschäften gehöre, allein nicht als eigentliche in factum actio, sondern wegen der causa civilis mit einer civilis intentio — entweder der Condictionsformel oder der intentio ex bona fide. Dies angenommen nun kann die str. verb. actio als solche keine utilis seyn. Bey dieser werden nämlich allemal gewisse Umstände fingirt, um eine vorhandene bestimmte actio auf einen Fall anwenden zu können, für den sie nicht gegeben war; bey den pr. verbis dagegen tritt, wenn sie nicht etwa eine bestimmte Formel erhalten hatte, und also nur noch uneigentlich diesen Namen führte, — wie eben die vom Verfasser genannten — nie eine Fiction ein, sie sind allemal selbstständige Klagen, keiner andern blos nachgebildet. Zwar beruft der Verfasser sich auf L. 6. C. de transact. Allein dafs hier von keiner utilis actio im technischen Sinne die Rede sey, wie Rec. ehemals selbst fälschlich geglaubt hat, ergiebt schon der Umstand, dafs eine Klage ad id quod interest einer ex stipulatu actio auf ein dare nicht nachgebildet, oder m. a. W. nicht als utilis ex stip. actio gegeben seyn könne. Eine andere Musterklage aber, wie sie doch bey jeder utilis actio vorausgesetzt wird — nachzuweisen, dürfte dem Vf. schwerlich gelingen; in der That bedarf es derselben aber auch überall nicht, weil ein durch Stipulation nicht befestigter und dennoch klagbarer Transact, wie alle praesc. verb. actiones, einen selbstständigen obligatorischen Grund hat. Dafs in den Basiliken das utilis fehlt, will Rec. nur beyläufig anführen, nicht eben um die Lesart der Hauptstelle verdächtig zu machen, sondern nur weil daraus mit Wahrscheinlichkeit hervor-

geht, daſs auch die Verfasser der Basiliken diese Bezeichnung der Klage als eine uneigentliche erkannten, und darum wegließsen. Noch weniger kann es einem Zweifel unterworfen seyn, daſs der Ausdruck utilis condictio est, in L. 1. C. de pactis convent. nur in der grammatischen Bedeutung zu nehmen sey. — Von einer andern sich im Buche hier anschlieſsenden Bemerkung über den Zweck der pr. verb. act. wird besser bey Gelegenheit der 3. Abhandl. die Rede seyn). Einen zweyten Hauptgegenstand dieser Abhandlung bildet eine theilweise sehr gelungene Entwickelung der arbitrariae actiones: Alle incertae obligationes hängen vom arbitrio judicis ab; von ihnen werden aber vorzugsweise arbitrariae diejenigen genannt, welche nicht zu den bonae fidei jud. gehören und dennoch im arbitrio judicis ihre Erledigung finden. Ausserdem daſs bey ihnen nicht ein auf der bona fides beruhendes Lebensverhältniſs die Norm für das richterliche arbitrium enthält, tragen auch die meisten (nur die meisten?) von ihnen den Character der Einseitigkeit an sich. Von diesen arbitrariae actiones nun haben manche das miteinander gemein, daſs sie mit Vindication anfangen oder aber sie vorbereiten oder auch sie ersetzen sollen. Die Rei vindicatio nimmt gegen den qui dolo desiit possidere und gegen den malae fidei possessor in subsidium eine Obligationennatur an; (seltsam genug wird dieser richtige Satz durch die Bemerkung fast so gut wie aufgehoben: «ohne daſs dieses Verhältniſs dadurch je als obligatio betrachtet wird«, wobey man nur über des Vf. Sicherheit erstaunen muſs, welcher nicht einmal der Mühe Werth gehalten, auch nur den Versuch zu machen, diesen schon zum zweytenmal hingeworfenen Satz durch irgend etwas zu begründen!) Umgekehrt verhält es sich mit den Obligationen, welche eine Vindication vorbereiten (ad exhib. actio) oder auch sie ersetzen sollen, (fin. reg. — quod met causa) und darum gegen Jedermann statt finden müssen; wird das in Anspruch genommene Object exhibirt oder restituirt, so hört die obligatio auf, wo nicht, so tritt das arbitrium judicis ein, wie oben bey der Reivindication; (ausser daſs es bey der quod. m. c. actio in feste Gränzen eingeschlossen ist). Es ist dies übrigens nicht der allgemeine Character aller arbitrariae actiones, wie man irrthümlich aus §. 31. I. de act. geschlossen hat. Es giebt arbitrariae actiones, die diesen Character keinesweges theilen, so z. B. die de dolo a., wenn nicht von Restitution einer Sache die Rede ist; ferner aq. pluv. arc. a.; funeraria a.; die a. de eo quod certo loco; die pr. verb. act. die nicht b. f. sind u. m. a. (Hier ist Wahres und Falsches durcheinander gemengt, weil der Vf. von der mit gar nichts erwiesenen Ansicht ausgeht,

alle incertae obligationes in der prätorischen Sphäre, so wie die pr. verb. actiones mit wenigen Ausnahmen seyen arbitrariae. Von den letztern kann hier noch nicht die Rede seyn, was aber den ersten Satz anbelangt, so darf man mit Grunde annehmen, daſs auch die prätorischen Klagen nicht blos certae und arbitrariae waren, sondern, wenn gleich die letztern hier viel mehr umfaſsten, wie im civilrechtlichen Klagesystem, daſs es sicher doch auch prätorische Klagen gab, die wie bon. fid. actiones behandelt wurden, als die funeraria actio, die nichts als eine etwas erweiterte negotiorum gestorum a. ist; L. 14 §. 3. de relig. vgl. Westenb. Pr. jur. Dig. XI. 7. §. 35 — Der Begriff aber der eigentlichen arbitrariae actiones dürfte für die Fälle, wo die obligatio auf einem andern Grunde als auf einem Delict beruht, so zu bestimmen seyn, wie von Justinian §. 31. I. de act. geschieht, als Klagen, wo das arbitrium judicis an die Stelle eines ursprünglich ganz andern Gegenstandes der Forderung tritt; nur bey den ex delicto entspringenden Klagen ist sicher der Character aller arbitrariae actiones, was sich selbst bey der a. de eo quod certo loco nicht verkennen läſst, wenn gleich das arbitrium hier auch auf das Interesse des Beklagten Rücksicht nimmt. — Uebrigens waren von den Interdicten nicht alle, sondern nur diejenigen arbitrariae, bey denen es nicht zu einer sponsio kam.

Die dritte Abhandlung (über Innominatcontracte und jus poenitendi, S. 169 bis zum Schluss) eröffnet eine Kritik der bisherigen Ansichten über Innominatcontracte, welche der früheren Lehre hauptsächlich zum Vorwurf macht: die Benennung und die gewöhnlich mit ihnen verknüpften Begriffe —, die dafür angeführten vier Formen, welche Generalformen für alle Verträge seyen, ferner die Stellung dieser Obligationen zu den Realcontracten und endlich das dabey angenommene jus poenitendi als allgemeines Kennzeichen dieser Obligationen. — Da die praescr. verb. actiones auch als Hülfsklage für nicht contractliche Verhältnisse vorkommen, so kann ihre Sphäre nicht mit dem Begriff der sogenannten Innominatcontracte zusammenfallen. Realcontracte vollends kann man sie nicht nennen, weil manche derselben als actiones similes emti, mandati, locati actionibus bezeichnet werden, wir also Realcontracte haben würden, die mit den Obligationibus quae consensu contrahuntur völlig zusammen treffen Paulus wollte in der L. 5. de praescr. verb. darthun, wann die pr. verb. actio andere Contractsklagen ersetze; er stellt daher die möglichen Formen für jede Zweyseitigkeit überhaupt auf und zeigt, wenn diese Formen mit einem bon. fid. neg. zusammenfallen oder nicht. — Liegt ein Geschäft vor, darunter der Begriff eines der bestimm-

teren bon. fidei negotia, gleichviel ob dieses ein Vertrag ist, oder ein anderes Geschäft — wegen einiger Mängel nicht ganz passen will, so wird statt der b. f. actio eine pr. verb. a. ertheilt, welche also stets eine utilis actio eines b. f. negotii ist. (Dafs eine pr. verb. actio keine utilis im e. S. seyn könne, ist oben gezeigt worden; hier will Rec. noch beyläufig auf den Widerspruch aufmerksam machen, welcher darin liegt, dafs eine utilis bonae fidei actio zugleich arbitraria seyn solle, wie dies bereits in der zweyten Abhandlung vom Vf. behauptet wurde. Hülfsklagen sind sie allerdings und zwar, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, nicht blos für Verträge, allein es ist kein Grund vorhanden, sie auf den Kreis der b. f. negotia einzuschränken, im Gegentheil läfst sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs sie zuerst für die str. jur. judicia entstanden, wenn sie gleich mit ihrem erweiterten Wirkungskreise auch ihre frühere Natur allmälig veränderten und aus blossen Einleitungsformeln (praescriptiones), durch welche die Anwendung einer vorhandenen bestimmten actio möglich wurde, sich allmählig ganz neue actiones entwickelten, die das Obligationensystem selbst erweiterten. Bey Gajus — IV. §. 130 sqq. — erscheint die praescriptio nur als Bevorwortung, wodurch der Sinn und die Bedeutung einer bestimmten Formel näher angegeben wurde, und in den von ihm angeführten Beyspielen, in so weit sie sich haben erkennen lassen, ist die Abweichung der demonstratio von der intentio in der That so gering, dafs man darin wohl die ersten Schritte erblicken darf, welche für eine liberalere Anwendung der vorhandenen Klagen geschehen. Als man weiter zu gehen anfing, begannen auch sofort die Streitigkeiten der Röm. Juristen hierüber, und in der That bedurfte es von Seiten der Proculejaner nur noch eines kleinen Schrittes, um die schmale Gränze zwischen den klagbaren und klaglosen Rechtsverhältnissen vollends zu verwischen. Nach und nach scheinen sich auch hierüber die Begriffe fixirt zu haben. — Die pr. verb. actio wurde entweder als condictio — certi oder incerti oder als actio incerti civilis gegeben; — aus dem precarium in beyden Formen, als incerti condictio mit Hinsicht auf die alte Natur des Precariums, — als actio incerti civilis, wegen dessen Aehnlichkeit mit dem Commodat, so dafs hier also eigentlich drey Klagen concurrirten, L. 2. §. 2. L. 1. §. 3. L. 19. §. 2. de prec. — Am häufigsten traten sie in den letzteren Formen ein, als Ergänzungsklage der bonae fidei actiones, deren Natur sie alsdann auch annahmen. Hier nun gab es einen dreyfachen Hauptgrund für diese Klage: a) materielle Aehnlichkeit mit einem bonae fidei negotium, — b) Modificationen, welche ein bestimmtes Rechtsverhältnifs durch pactum adjec-

tum oder sonst erhalten hatte, wohin auch ein noch stattfindender Mangel an dem vollständigen Daseyn eines Rechtsgeschäfts gezählt werden kann, in welchen Fällen übrigens manche Juristen die regelmässige Klage für genügend hielten und nur meinten, sicherer gehe man, wenn man praescr. verb. klage; — c) endlich konnte ein jedes auf Leistung und Gegenleistung gerichtete Pactum dadurch klagbar werden, dafs die Leistung erfolgt war, L. 8. in f. ht. »Nec videri nudum pactum intervenisse, quotiens certa lege dari probaretur,« L. 15 eod. —; unbestritten war dies freylich nur, wenn die erste Leistung pecunia oder res certa war, — L. 5. §. 3. eod. — doch mufs unstreitig die allgemeine Bestimmung als practisches Recht betrachtet werden, wenn gleich selbst Ulpian, der Vertheidiger dieser Meinung, gewissermassen zweifelnd hinzufügt: »nisi si quis in hac specie de dolo actionem competere dicat« — u. s. w.)— S. 179 sqq. enthalten gute geschichtliche Bemerkungen über str. verb. actiones und über die Gränze zwischen donatio und obligatio, wobey man freylich streng-historischen Beweis aller einzelnen Sätze mit Billigkeit nicht verlangen darf. Für völlig mifslungen mufs Rec. aber den S. 189 sqq. versuchten Beweis erklären, dafs auch in den Fällen, wo mit der Leistung der Anfang gemacht wird, nur die zweyseitige Uebereinkunft, dafs der andere etwas leiste, nicht aber die Thatsache des Gebens den Verbindlichkeitsgrund der Obligatio enthalte. Wo wäre alsdann wohl die Gränze zwischen nudum pactum und einer klagbaren Verbindlichkeit zu finden? dafs der Umfang desjenigen, was mit der praescr. verb. actio gefordert werden kann, von der lex contractus abhänge, versteht sich freylich von selbst. Dafs aber vor geschehener Leistung überall noch keine Verbindlichkeit vorhanden, ist so klar, dafs man nicht begreift, wie der Vf sagen könne: das Gegebenhaben, das Gethanhaben thue als solches nichts zur Sache! — Nach einigen Bemerkungen über das Verhältnifs der de dolo actio zu den in factum und praescr. verb. actiones kommt der Vf. im Schlufsparagraphen (§. 10. S. 197 sqq.) auf das von ihm als etwas Wunderliches, Ausserordentliches und schwer zu Erklärendes bezeichnete s. g. jus poenitendi. — Wenn Rec. dies jus poenitendi nun in Schutz nimmt, so braucht er wohl nicht erst zu erklären, dafs es ihm nicht in den Sinn komme, darin ein allgemeines Kennzeichen aller Obligationen zu erblicken, die eine praescriptis verbis actio erzeugen, sondern dafs hier nur von solchen die Rede seyn könne, die mit rei datio anfangen. Was nun aber diese anbelangt, so glaubt Rec. es lasse sich das jus poenitendi des Gläubigers bey ihnen wohl erklären, wenn gleich allerdings eine practische Anomalie darin zu liegen scheint, besonders seit man auch das facere als

obligirenden Grund zu betrachten anfing. Zwar, eben so gut, als aus jeder bonae fidei obligatio die Hauptklage mit der Condictionalklage concurriren konnte, mufste dies auch hier angehen; allein dafs es gewissermassen von dem Gebenden abhing, ob überhaupt der Contract für zu Stande gekommen angesehen werden solle, darin liegt hier das Anomale. Indessen macht der Umstand, dafs hier, aus einem zweyseitigen Geschäft erst durch die Leistung des Einen der Verbindlichkeitsgrund für den Andern entstand, es vollkommen begreiflich, dafs man die Verbindlichkeit des Ersten ebenfalls erst von der Gegenleistung abhängig machte, mithin bis zur Anstellung der Klage die obligatio als eine einseitige behandelte. An Beweisen aber für das Daseyn dieses jus poenitendi in unsern Rechtsquellen, fehlt es eben so wenig. Dies giebt der Vf. auch zu; er glaubt aber, dafs es sich auf die Fälle beschränke, wo Jemand Geld gegeben, unter der Bedingung, dafs der Empfänger einen Sklaven manumittire. In einer Constitution Marc. Aurels sey nämlich dem Geber es frey gestellt, bis zur wirklichen Vornahme der Manumission seinen Willen zu ändern, wovon der Grund der gewesen, dafs der Manumissor meistens dabey gar nicht interessirt, und das Geld nur zur Bestreitung der Kosten oder zur Entschädigung gegeben sey! — Rec. will nur beyläufig erinnern, dafs der eine Theil dieses Grundes durchaus unerweislich ist, der andere aber auch auf jeden andern onerosen Vertrag pafst; ferner dafs ein solches Recht, als Ausnahme für Manumissionsfälle, sich mit dem favor libertatis, wozu eben auch die in Bezug genommene Constitution wieder ein neues Beyspiel liefert, nicht allzuwohl vertrage. Er will dies alles zwar für Nebensache halten, den Beweis aber, dafs die Constitution eine besondere Bestimmung wegen des jus poenitendi enthalten habe, kann er dem Verfasser nicht erlassen, und daran fehlt es zur Zeit noch ganz. Der Inhalt dieses Rescripts ist, so wie wir ihn aus unsern Quellen kennen, kein anderer, als dafs ein solcher Sklave nach Ablauf des Termins, binnen welchem sein Herr ihn hätte frey lassen müssen, auch ohne Manumission die Freyheit erlangen solle; dafs aber, was über das hierbey mögliche jus poenitendi des Gebens hin und wieder vorkommt, eine blosse Anwendung eines viel allgemeiner gültigen Rechtssatzes sey, läfst sich nur unter der Voraussetzung bestreiten, dafs, so oft der Sklaven als Object einer Obligatio Erwähnung geschieht, im Zweifel allemal ein jus singulare angenommen werden müsse. Und auch dann würden immer noch diejenigen Stellen aus dem Wege zu räumen seyn, worin das jus poenitendi ohne alle besondere Beziehung auf Sklaven, mittelbar oder unmittelbar anerkannt ist; namentlich L. 1. §. 1. D. de c. c. d. c. n. s. und L. 5. pr. eod.

Hätte, in dem Falle des ersten Fragments. der Empfänger ein Recht schon aus dem Pactum erlangt, so durfte ihm dies durch das einseitige Ausschlagen des Gebens nicht mehr entzogen werden. Die zweyte Stelle aber nimmt darum keine Rücksicht auf Billigkeitsgründe, die für den Empfänger sprechen dürften, weil ja auf jeden Fall der Geber vor der Erfüllung hätte zurückfordern dürfen. Auf diesen Grund kommt es hier hauptsächlich an, und darum ist es ganz unerheblich, was der Vf. gegen die Argumentation aus dieser Stelle in der Note 5. S. 212 bemerkt. — Rec. kann also einem neuerdings über des Vf. Hypothese gefällten Urtheile »quae de jure poenitendi narratur fabula, eam egregie refutavit Gans,« nach bester Ueberzeugung nicht beypflichten, meint auch, dafs, um sich des vom Vf. gewählten Bildes zu bedienen, — es nicht erst einer Recension bedürfe, damit das jus poenitendi seinen jüngsten Tag wieder finde, indem das Buch nur einen Scheintodten »zu Grabe geläutet.«

Rec. glaubt durch diese ausführliche Anzeige dem talentvollen Vf. die Aufmerksamkeit, mit welcher er seine Schrift gelesen, bewiesen, zugleich aber sein im Eingange aufgestelltes Urtheil gerechfertigt zu haben, dafs aus einer civilistischen Arbeit, welche unmittelbar auf die Quellen fufst, stets ein reiner Gewinn für die Wissenschaft hervorgehen werde. Wo sich des Guten und Neuen in einer Schrift von so geringem Umfange, so vieles findet, wie in der gegenwärtigen, da würde es unbillig seyn, die schwachen Seiten besonders hervorzuziehen und über ausserwesentliche Dinge mit dem Vf. zu rechten. Nur wegen künftiger literärischer Arbeiten, die Rec. vom Vf. wünscht und hofft, kann er nicht umhin, noch einiger auffallender Untugenden des Buchs zu erwähnen. Er rechnet dahin: die Ungleichheiten und Nachlässigkeiten im Styl und in der Darstellung; ferner die Unfehlbarkeit, mit welcher der Vf. seine Behauptungen ankündiget, und überhaupt die Leichtigkeit, womit er Behauptungen für Beweise ausgiebt, (z. B. S. 167, 173 a. E.); sodann was Rec. schon in der Anzeige selbst verschiedentlich zu erwähnen Veranlassung hatte —, den Mangel an Bündigkeit und lichtvollem Zusammenhang der Beweise, vor allen Dingen aber, das dictatorische Absprechen über die Meinungen Anderer, wobey man denn mitunter, selbst durch die Wahl der Ausdrücke (z. B. S. 202.), an die etwas starke Polemik einiger jetzt entschlafener Zunftgenossen ziemlich lebhaft erinnert wird.

Dr. C. F. Mühlenbruch.

Römischrechtliche Untersuchungen für Wissenschaft und Ausübung. Von *Dr* L. J. Neustetel und *Dr* S. Zimmern. 1er B. Heidelb. 1821. 8.
De lege Voconia. Diss. auct. M. Kind. Lips. 1820. 4. 3 Gldn.

Die erste Schrift, eine Reihe von Abhandlungen, kann, den Gesetzen unseres Instituts zufolge, nur nach ihrem Inhalte angezeigt werden. I. Ueber das unregelmäfsige Depositum. Von N. Die Natur und das practische Bedürfnifs des Geschäfts, welchem die Neueren jenen Namen beygelegt haben, wird hier ausführlich und mittelst Exegese der einschlagenden Stellen entwickelt. II. Ueber die Locirung des Depositums im Concurse. Von N. Bezweckt hauptsächlich die Erklärung der widersprechend scheinenden L. 24. §. 2. de reb. act. jud poss. und L. 7. §. 2. 3. depos., und sucht daraus ein bisher unbekanntes privilegium exigendi des deponirenden Depositars nachzuweisen. III. Aus der Lehre von der Beschwerde über lieblose Ausschliessung. Von Z. 1) Ueber einiges Eigenthümliche der querela inoff. testam. Der Verf. sucht hier besonders den Character dieses Rechtsmittels in seiner ersten Zeit und daraus den Standpunkt nachzuweisen, von welchem aus die Entwickelung desselben zu betrachten sey. Besonders aber ist von der gewöhnlich nur theilweise dadurch bewirkten Rescission des Testaments die Rede. 2) Inofficiosa donatio. Eine ausführliche Geschichte derselben, von ihrer Quelle, der L. 87. §. 3. de leg. 2. an, bis zu ihrer letzten Umgestaltung durch Nov. 92,. namentlich zur Beantwortung der Frage, wie weit eine lieblose Schenkung rescindirt würde? 3) Ueber die Querel der Geschwister. Bezweckt eine geschichtliche Erläuterung des vor-Constantinischen Rechts. 4) Können die Notherben eines Kindes durch Pupillar-Substitutionen ausgeschlossen werden? Der Verf. kann diese Frage, deren Beantwortung auf die hier exegesirte L. 8. §. 5. D. de inoff. test. gegründet werden mufs, nicht unbedingt bejahen; und seine Theorie erklärt zugleich eine bisher unbegriffene Anordnung Justinians in L. 9. C. de imp. subst. — IV. Ueber das vorzugsweise Anwachsungsrecht bey testamentarischen Erben. Von Z. Dieses beruht auf demselben Grundsatze, der bey Legataren das Anwachsungsrecht überhaupt veranlafst hat, und von diesem Gesichtspunkt aus sucht der Verf. die hier aufgeworfenen Schwierigkeiten auf exegetischem Wege zu entfernen. V. Ueber langjährige Ersitzung der jura in re. Von Z. Die Haupttendenz dieser Abhandlung (mit der noch ein kleiner Zusatz in Nro. XV. zu verbinden ist) ist eine Kriegserklärung gegen jede auf feste Zahlen gegründete s. g. Acquisitivverjäh-

rung sowohl der Servituten, als gar der Emphytheusis und Superficies. Für die beyden letzten und für die Personal-Servituten läugnet der Vf. jede Ersitzung, und für die Real-Servituten gibt er nur soviel zu, dafs eine lange fortgesetzte, fehlerlose Ausübung endlich vom Richter als Recht betrachtet werden soll; doch die Frage: wie lang? mufs, da hier ohnehin die individuellen und localen Verhältnisse eine in concreto sehr verschiedenartige Beantwortung heischen, dem richterlichen Ermessen anheimgestellt bleiben, das freylich, wenn ihm eine unvordenkliche Ausübung vorliegt, die Anerkennung nicht verweigern darf. Da hier zugleich die Rücksicht der Römer auf Unvordenklichkeit in dieser Beziehung erörtert werden mufste, so hat der Vrf. in No. V. als Anhang nachzuweisen gesucht, in welcher andern Hinsicht noch die «Unvordenklichkeit im Röm. Rechte» vorkömmt. VII. Ueber das Verlassen des Besitzes aus Furcht. Von Z. Bezieht sich auf den bekannten Widerspruch der hier einschlagenden Stellen, und weicht von der in Savignys Besitz 3te A. S. 357—360. ausgesprochenen Ansicht gänzlich ab. VIII. Ueber fiduciaria tutela. Ein Beytrag zur Erläuterung der Institutionen des Gajus. XI. Bemerkungen zum ädilitischen Edicte. Von N. Eine historische Entwickelung der Lehre von der Praestation a) geheimer Fehler an der verkauften Sache, und b) der vom Verkäufer ertheilten Zusagen. Daher 1) Gewährleistung der Fehler nach Civilrecht, von den XII. Tafeln an nachgewiesen, eben so 2) Gewährleistung der Zusagen nach Civilrecht. 3) Inhalt des ädilitischen Edicts, wobey besonders die actio de eo quod adversus dictum promissumve sit, bestimmt wird. 4) Ausdehnung des ädil. Ed. 5) Bemerkungen zur redhibitorischen Klage, nämlich A) findet sie bey unbekannten Servituten Statt, B) Sind vitia animi bey Thieren redhibitorisch? 6) Ueber die stipulatio duplae. 7) Concurrenz der Klagen, nämlich der aus dem Civilrecht und der aus dem Edict hervorgegangenen — worauf denn das practische Resultat aus den vorangegangenen Untersuchungen in gedrängter Uebersicht beygefügt ist. X. Ueber Intercession durch Mandat und Constitutum. Von Z. Bezweckt besonders den Begriff des s. g. qualificirten Mandats festzustellen, und die Frage über das Verhältniss des constitutum debiti alieni zur fidejussio zu beantworten, und läugnet endlich die Anwendbarkeit der Römischen fidejussio im heutigen Rechte. XI. Geschichtliche Uebersicht der Pfandprivilegien. Von Z. Besondere Aufmerksamkeit ist dem s. g. Privilegium wegen versio in rem gezollt, und eine neue Erklärung der L. 28, de jure fisci versucht. XII. Ueber die Compensation während der Dauer eines

Moratoriums. Von N. Bejahend. XIII. Ueber die lex Voconia. Von Z. Der Vf. glaubt mit dieser Anzeige am zweckmäfsigsten die der anfangs erwähnten Schrift von Kind verbinden zu können, und bemerkt also nur zuvor, dafs er noch in Nro. XIV. Ueber die erste Ehescheidung in Rom seine Ansicht ausgesprochen hat, und dafs endlich Nro. XV. einige kleine Zusätze enthält. —

Kind setzt im ersten Cap. seiner Abh. die lex Voconia in das Jahr 576; gegen die gewöhnliche auf Cic. de sen. c. 5. gegründete Ansicht, wonach die Rogation in das Jahr der Stadt 585 fällt. Gegen jenes Zeugnifs kommt nun der vom V. aus dem verlornen Theile des 41sten Buchs des Livius künstlich entwickelte Grund gewifs nicht in Betracht. Aber K. wendet ferner ein: wenn die im J. 585 rogirte lex von der mit dem J. 580 begonnenen Censur des A. Postumius und Q. Fulvius an hätte gelten sollen, so würde sie ja selbst der von Cicero dem Verres gemachte Vorwurf rückwirkender Kraft treffen, und folglich seyen die bekannten Worte des Edicts nicht als Worte der lex zu betrachten, die vielmehr unter die Censur des M. Aemilius und M. Fulvius falle! Allein hier liegt eine Begriffsverwechslung zu Grunde. Wenn ich heute sage: »Wer unter den in der letzten Censur und in allen künftigen geschätzten Personen in Zukunft ein Testament gemacht haben sollte (Qui ab A. Postumio, Q. Fulvio censoribus postve ea fecerit,« — Futurum exactum, nicht fecit *), was gerade der illegale Verrinische Zusatz war —), so spreche ich nicht von allen gestern und vorher gemachten Testamenten, obgleich ich von einer in der Vergangenheit liegenden Censur spreche. Wie anders hätte sich denn eine nach vollendeter Censur rogirte lex ausdrücken können, wenn sie die (natürlich letzte) Censur zur Norm für eine blofs in futurum wirkende Verordnung machen will? — Das 2te Cap. handelt über die Gründe der Rogation. Das 3te beschäftigt sich ausführlich mit der Bedeutung des Wortes census, und so lobenswerth auch hier des Vfs Erörterungen über das Verhältnifs der Römisch. Münzen sind, so kann sich Ref. doch nicht überzeugen, dafs unter censi nur die auf C. M. aeris gravis Censirten zu verstehen seyen, wogegen er auch bereits in seiner Abh. trotz Gaj. II. 274. (welche Stelle auch offenbar nur von Sesterzien spricht), die Ansicht durchzuführen suchte, dafs censi alle Geschätzten, also alle cives, bezeichnete. Viertes Cap., oder erstes der lex, der hier nach der gewöhnlichen, in des Ref. Abhandlung bestrittenen,

*) Ref. mufs hier bemerken, dafs in seiner Abh. S. 317 durch einen Druck- oder Schreibfehler wirklich *fecit* statt *fecerit* steht.

Ansicht, ein völliges Verbot aller Erbeinsetzungen der Frauen zugeschrieben wird. 5tes Cap., zweytes der lex.: man könne blos keiner Frau mehr legiren, als dem Erben. Wie man für diese allen Zeugnissen widersprechende Behauptung eine Unterstützung in Cic. in Verr. I. 43. zu finden glaubt, der doch blos sagt: «quod si plus legarit,» nicht «si plus mulieri legarit» ist dem Ref. stets unbegreiflich geblieben. — 6tes Cap. Privatstrafen habe die lex Voc. nicht angeordnet. 7tes Cap. Abermals eine Vertheidigung der Meinung, daſs auch die Intestaterbfolge der Frauen in der lex selbst verboten worden sey. Daſs sie die fideicommissarischen Dispositionen unbeschränkt lieſs, ist dagegen eine vom V., schon ehe er die Bestätigung durch Gajus kannte, richtig gemachte Bemerkung. Das 8te Capitel beschäftigt sich mit dem Verschwinden unseres Gesetzes. Bekanntlich erklärt Gellius dasselbe für antiquirt; da nun der Vf., obgleich nach Vollendung seiner Abhandlung, noch durch Haubolds Güte die einschlagenden Stellen aus Gajus erhielt und abdrucken lieſs, so hätte er sich doch in einem Nachtrag über die Schwierigkeit erklären sollen, daſs Gajus ein Gesetz als practisch anführt, dem sein Zeitgenosse das Gegentheil nachsagt. — So wenig übrigens Ref. mit des Vfs. meisten Ansichten übereinstimmen kann, so muſs er dennoch gestehen, daſs diese Abhandl. mit dem gelehrten Fleisse gearbeitet ist, den man bey Leipziger Dissertationen anzutreffen gewohnt ist. — Noch die Bemerkung erlaubt sich der Ref., daſs das Restituiren alter Gesetze der Wortfassung nach doch jedesmal da unterbleiben möchte, wo die Beschaffenheit unserer Quellen von der Art ist, daſs nichts als völlig willkürliche Conjecturen herauskommen können.

Zimmern.

Die Serapions-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Dritter Band. Berlin 1820. Bey G. Reimer. 590 S. in 8. 2 Rthl. 12 ggr.

Eine Beurtheilung der beyden ersten Bände der Serapionsbrüder haben wir bereits in diesen Jahrbüchern von 1819 (No. 76, S. 1201—1215) niedergelegt. Hier thun sich nun uns abermals die Bilderhallen des h. Serapions auf. Wir treten, wie dort, in dieselben, erst in dem Einzelnen beobachtend, was sich uns darbietet, dann mit einigen allgemeinen Bemerkuugen schliessend.

Fünfter Abschnitt. Nachdem das Leben in dem Wechsel seiner Ereignisse die Freunde einige Monate auseinander gezogen, so trifft Ottmar wieder zuerst mit Lothar bey Theodor zusammen, den indessen ein lange bekämpftes Uebel auf das Lager gebracht hatte, und in der Hoffnung, »dafs dem wackern Kerne, den diese drey bildeten, wieder ein lebensfrischer Baum mit Blüthen und Aesten entkeimen werde,« bestimmen sie den letzten May zur Zeit, einen schönen, wenig besuchten Gastgarten zum Orte ihrer nächsten Serapiontischen Zusammenkunft.

Diesem Vorsatze gemäfs treffen alle zusammen, und Theodor erzählt in der vollen Lust seiner wieder gewonnenen Kraft auf das ergötzlichste, wie ihn Lothar in böser Krankheit mit dem Teufelsspucke seiner Chroniken gequält, und zur Genugthuung nöthigt er ihn, jetzt ein kleines »Teufelsprobestückle in,« das er ihm entwendet, vorzulesen Und ein toller Schwank ist freylich diese Geschichte von dem Manne, der ehrbare Leute nöthigt, mit ihm den wunderlichen Sprung zu machen, sie dann im Leichenkleide erschreckt, und der zuletzt, nachdem der kastanienbraune Schismatiker an das Licht getreten, als schwarze Fledermaus mit dem Pelze der alten Barbara aus den Flammen des Scheiterhaufens aufsteigt; aber auch eben so wenig schön und erfreulich sind diese Teufelserscheinungen, wie die in Cyprians »Kampf der Sänger« im dritten Abschnitte.

Die Freunde werden durch diese Erzählung zu einem anziehenden Gespräche über Hexenprocesse und das burleske Element in dem Character des Deutschen Teufels veranlafst, bis Lothar, zum Beweise, dafs es mit dem ihm von Theodor angedichteten Spleen eben so arg nicht sey, vorliest: Die Brautwahl, eine Geschichte, in der ganz unwahrscheinliche Abentheuer vorkommen. — Es ist das eine gar lustige Composition, die wir über »Nufsknacker« und »Mausekönig« setzen. und in der auf eine unvergleichliche Weise das Grauenhafte, die herrlichste Ironie und das wahrhaft Komische gemischt sind, so dafs wir zweifeln, ob auch der Ernsteste, selbst der, welcher für das Phantastische keinen besondern Sinn hat, der Macht von Scenen werde widerstehen können, wie z. B. die sind, wo Edmund und Albertine mit den Köpfen an einander stofsen, der Commissionsrath seine Malerkenntnisse preiset, oder mit dem Aviso sich malen läfst, der Secretair die Liebenden überrascht, und nachdem ihm das Gesicht grundirt worden, wie ein Pfeil zur Thüre hinausgeschnellt wird. Nur hätte an dem Schlusse der Commissionsrath nicht in den Spuk mit hineingezogen werden sollen. Denn so lange Leonhard, von dem es in einem künstlichen Dunkel gelassen wird, ob er nicht wirklich jener Leonhard

Turnhäuser aus dem Jahre 1582, so wie Manasse der verbrannte Münzjude Lippolt sey — so lange dieser vor dem geheimen Kanzelleysecretär als der gräuliche Hexenmeister, vor dem Commissionsrath als der einfache, redliche Goldschmied, vor dem jungen Maler als der geheimnifsvolle, vielerfahrene Alte da steht, bringt er in dieser seiner Dreygestalt eine köstliche Wirkung hervor. Darauf beruhet wieder der Schein; den »der Geheime« gewinnt, als ob, was er erleide, nur ein Spuk seiner eigenen Verrücktheit sey, und sein greller Contrast gegen den nüchternen Commissionsrath, der ihm eine ausschweifende Lebensweise vorwirft, indessen er mit aller Empfindlichkeit eines gekränkten Selbstgefühles die Solidität seines Characters vertheidigt. Alle diese Effecte hören auf, wo Leonhard entschieden vor allen den Character eines Schwarzkünstlers gewinnt; das Geheimnifsvolle verschwindet; der Dichter zerstört mit muthwilligem Uebermuthe die Einwirkung, die er auf den Leser hervorgebracht, und diesen vermögen auch die drey Kunststücke am Schlusse in seiner gestörten Empfindung nicht wieder zu versöhnen. Das freylich wird erlangt; daſs das Grauen, das überhaupt durch die ganze Erzählung, als mit dem einzigen vernünftigen Paare im Bunde und nur in den Neckereyen der Einfältigen hervortretend, nicht schreckt, vollends keine nachwirkenden Schauer zurück läſst, und mit dem Ausgange des Stückes löst sich die durch die grossen Vorbereitungen aufs Höchste gespannte Erwartung in ein blosses Nichts auf. —

Nach kurzem Zwischengespräche, und nachdem die Freunde bey der zunehmenden Abendkühle sich um den Theetisch in dem Gartensaale niedergelassen, liest hierauf Ottmar: der unheimliche Gast. Aber vielleicht mehr, als die vorhergehende, verdiente diese Geschichte den Beysatz: »eine Erzählung, in der ganz unwahrscheinliche Abentheuer vorkommen.« Denn in jener, die ihrem Wesen nach phantastisch ist, giebt es, als jenseits der Gränzen der wirklichen Welt, eigentlich gar nichts Unwahrscheinliches mehr; aber hier sehen wir mitten durch das Reich der Wirklichkeit, wie dunkle Macht — allerdings einen gar unheimlichen Gast — walten, wodurch alle natürliche Einwirkung der Personen aufeinander gestört wird.

(Der Beschluſs folgt.)

N^ro. 6. 1821.
Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Leçons du *Docteur* BROUSSAIS sur les Phlegmasies gastriques, dites fièvres continues essentielles des auteurs, et sur les Phlegmasies cutanées aiguës, par *E. de Caignou* de Mortagne et *A. Quemont*. A. Paris, chèz Méquiy Non-Marvis. 1819. XIV. u. 290 S. 3.

Der durch seine Histoire des phlegmasies chroniques bekannte D. Broussais hat seit mehreren Jahren eine Lehre vorgetragen, die in Frankreich täglich mehr Anhänger gewinnen soll, doch auch manche heftige Gegner gefunden hat, in Teutschland aber bis jetzt wenig berücksichtigt worden ist. Noch ist uns keine beurtheilende Anzeige der darauf sich beziehenden Schriften in irgend einem teutschen kritischen Blatte zu Gesicht gekommen; nur in Horns Archiv für med. Erfahr. 1819. Nov. Dec. 1820. März u. April ist die aus dem Journ. complém. du dictionn. des scienc. med. genommene Darstellung jener Lehre von Begin übersetzt, so wie auch im Leipz. Oster-Mess-Cataloge 1820. eine Uebersetzung der hier angezeigten Vorlesungen angekündigt, und ausserdem hin und wieder von Reisenden einige Nachricht über diese Lehre, besonders über den dadurch veranlaſsten ausserordentlichen Aufwand von Blutigeln, mitgetheilt worden.

Wie der D. Caignou in der Vorrede sagt, soll man zwar überall von der neuen Lehre sprechen, aber Wenige sollen sie gründlich kennen. Die einen sähen darin nur eine Erneuerung der Ideen von Chirac, oder der Aderlaſswuth des Botal: andere glaubten, daſs der Verfasser nur die Ansichten von Pujol über die verborgenen Entzündungen weiter ausgeführt habe. Es gebe auch manche, die sich einbildeten, das die Lehre aus dem Werke des D. Prost ausgezogen sey, weil dieser Arzt der Röthe der Schleimhaut des Darmcanals in Folge adynamischer und Nervenfieber viel Aufmerksamkeit gewidmet habe: mehrere Schriftsteller behaupteten, daſs sie viel Analogie mit der Theorie des D. Caffin über die wesentlichen Fieber habe, u. s. w. Allein es habe in der That die Lehre von Broussais nicht mehr Verwandschaft mit allen diesen Systemen als mit denen, welche vor denselben hergegangen sind. Der Keim seiner Lehre finde sich in keinem neuen Werke, und der von allen alten Schriftstellern, wo man

davon einige Spuren finden könne, sey ohne Widerspruch der einzige Hippokrates (?). — Etwas anderes äussert sich in letzterer Hinsicht Begin (Journ. complément du Dictionn. des scienc. med. T. II. p. 45.). Er gesteht nämlich zu, dafs man in mehr oder weniger alten Werken Ideen finde, die die gröfste Aehnlichkeit mit denen von Broussais hätten, dafs man in Baillou, Sydenham, Chirac, Bordeu, und selbst Brown Ansichten finde, von denen er habe Nutzen ziehen müssen, dafs endlich mehrere der von ihm vorgetragenen physiologischen Grundsätze schon von Lorenz, de Lamarck und einigen andern Schriftstellern dargestellt worden seyen. Doch ist er auch mit Broussais der Meinung, dafs die meisten dieser Ansichten, die nicht neu sind, ganz mifsverstanden oder als unrichtig angesehen waren, nach der Auctorität der neuen Aerzte. Und wenn auch mehrere Theile des Systems schon vorhanden gewesen seyen, so sey es doch unbestreitbar, dafs er sie in ein Lehrgebäude vereinigt habe. Uebrigens hat Begin (a. a. O. T. v. p. 247 sqq.) auch den Herausgebern dieser Vorlesungen den Vorwurf gemacht, dafs sie die neue Lehre weder durchaus richtig, noch vollständig dargestellt hätten. Wir werden daher auch bey mehreren wichtigen Puncten seine Darstellung, bey der er alle über Broussais Lehre erschienenen Schriften benutzt zu haben versichert, um so mehr berücksichtigen, als wir die angekündigte neue Ausgabe von Broussais Examen de la théorie médicale bis jetzt dabey benutzen zu können vergebens gehofft haben.

Das erste Capitel enthält allgemeine Betrachtungen über die Pathologie. Die krankhaften Veränderungen der verschiedenen Gewebe, von denen als allgemeine das Gefäfssystem (das in das rothe und weifse getheilt wird), und das des Nervensystems (das in das der Beziehung (de relation) und das der Ernährung zerfällt) angesehen werden, zeichnen sich (S. 7.) aus durch die Verminderung oder Vermehrung ihrer Lebenserscheinungen. Der erste dieser Zustände wird ab-irritation, der zweyte sur-irritation oder irritation morbide genannt. Alle Entzündungen und Blutflüsse werden durch Vermehrung der Thätigkeit und die surirritation des rothen Gefäfssystems bewirkt. In dem weifsen Gefäfssysteme bestimmt die Vermehrung der Lebenserscheinungen, oder die sur-inflammation, die von den Schriftstellern mit dem Namen engorgements lymphatiques, scrophuleux u. s. w. belegten Krankheiten; die Verminderung derselben oder die ab-irritation giebt Gelegenheit zu den Stockungen der Säfte.

In dem Nervensysteme wird die Vermehrung der Thätig-

keit unter dem Namen névroses actives, die Verminderung der Thätigkeit, oder mehr oder weniger vollkommene Lähmung, unter dem Namen névroses passives begriffen.

Auf diese Elemente sollen sich (S. 8.) alle Krankheiten bringen lassen. Selten seyen sie isolirt.

Diese Gegenstände sind übrigens von Begin umständlicher dargestellt worden. Wir wollen aus seiner Darstellung hier nur noch das anführen, dafs (T. II. p. 55-57. 137.) Broussais zwar weit entfernt seyn soll, die Zahl der durch Schwäche hervorgebrachten Krankheiten auf nichts zurückzuführen, jedoch sie für weit seltener halte, als die von Reizung abhängenden, dafs aber trotz der Schwäche diese Krankheiten von Reizung einzelner Theile des Organismus entweder nothwendig begleitet seyen (?), oder davon begleitet werden können; dafs auch (Tom. III. p. 56.) die névroses, weit entfernt, eine Classe von besondern Reizungskrankheiten zu bilden, als besondere Wirkungen der Phlegmasie der Organe bey gewissen Kranken, deren Sensibilität sehr erhöht sey, angesehen werden müssen (?), (dagegen in einer spätern Erklärung von Broussais selbst, T. IV. p. 238. 239., die névrose die Art der Reizung ausmachen soll, welche sich auf ungewöhnliche Bewegungen oder Empfindungen beschränkt, ohne Erhöhung der Wärme und ohne nahes Bevorstehen der Desorganisation); dafs endlich bey allen diesen Einseitigkeiten doch (Tom. IV. p. 38. 39.) bey der Erklärung des Scorbutes der Einflufs specifischer Veränderungen der Säfte anerkannt wird.

Sodann wird noch in diesem Capitel gehandelt von den Sympathien der verschiedenen Theile, (in Ansehung deren Begin, T. V. p. 250—251. zwar zugesteht, dafs diese Vorlesungen manches Wichtige über die entfernten Wirkungen der Reizungen jedes Eingeweides enthielten, doch übrigens die Darstellung der Herausgeber für zu beschränkt und in manchen Puncten irrig erklärt), so wie ausserdem von den Ausgängen der Entzündungen, von dem Verhältnisse des Fiebers zu örtlichen Veränderungen, von chronischen Entzündungen und von der Cur der Entzündungen.

Uebrigens wird von den Herausgebern dieser Vorlesungen, wie von Begin als ein Hauptvorzug von Broussais Lehre gerühmt, dafs sie sich auf Anatomie und Physiologie gründe. Das Bestreben, diese wichtigen Lehren genauer auf die Pathologie anzuwenden, wird gewifs jeder Kenner billigen. Aber es wird hier mit solcher Anmafsung an Broussais gepriesen, als wenn früher die Wichtigkeit der Sache gar nicht gehörig erkannt worden wäre. Die verdienstvollen Bemühungen älterer Aerzte hiergegen in Schutz zu nehmen, wird man uns

gern erlassen. Aber es wird wohl erlaubt seyn zu fragen, ob die wahre Anwendung der Anatomie und Physiologie darin bestehe, dafs man fast alle Krankheiten auf Reizung und insbesondere Entzündung beziehe (wozu wir die Neigung übrigens auch in Teutschland bereits erlebt haben) und als deren gemeinsten Sitz die Schleimhaut des Darmcanals annehme? Und kann man es läugnen, dafs schon längst der wichtige Einflufs der sympathischen Verhältnisse, insbesondere auch der der Verdauungsorgane, auf die Bildung der Krankheitserscheinungen bekannt gewesen und gewürdigt worden sey? Die Anmafsung geht aber selbst so weit, dafs in den Leçons (p. 87.) behauptet wird: die Verrichtungen des Magens seyen lange mifskannt gewesen, und unter seiner Beziehung zur Verdauung betrachtet, sey er als eine Art von trägem oder wenigstens auf seine Wirkung gegen die Nahrung beschränkten Recipienten angesehen worden u. s. w. Bichat habe allein den Weg gezeigt. Allein Bichat hat zwar die Schleimhaut des Magens für den Hauptgrund seiner Sympathieen erklärt, (was jedoch noch keinesweges von denen Aerzten, die auch den Nerven ihr Recht zukommen lassen, allgemein zugegeben wird), war aber sonst von solchen anmafsenden Behauptungen weit entfernt, indem er (allg. Anat. übers. v. Pfaff, Th. 2. Abth. 2. S. 54) sagt: »Man weifs, dafs kein Organ eine wichtigere Rolle in den Sympathien spielt als der Magen.« Auch war er gerechter als Broussais und dessen Anhänger gegen Pinel, indem er (a. a. O. S. 1.) diesem das Verdienst zuschreibt, dafs er zuerst die Nothwendigkeit gefühlt habe, die Schleimhäute in Beziehung auf Krankheiten auf eine allgemeine Weise zu betrachten. — Dafs ferner vermehrte Reizung einen Hauptcharakter sehr vieler Krankheiten ausmache, ist von den besseren Pathologen längst anerkannt worden. Auch haben diese nicht blofs von allgemein erhöhter oder verminderter Irritabilität gesprochen, nicht blofs den Körper en masse betrachtet oder nur den allgemeinen Zustand der Kräfte gewürdigt (wie es bey Begin T. II. p. 47. heifst, welcher Vorwurf nur rohe Brownianer trifft,) sondern das eigenthümliche Leiden der einzelnen Systeme und Organe zu erforschen sich bemüht. Wir wollen hier nur an das erinnern, was schon Gaub in seinen trefflichen Institutionen der Pathologie (§. 195.) gesagt hat: »Generales, qui ex irritabilitate »oriuntur, effectus reducere licet ad solidorum vibrationes tre»mulas, crispationes, tensiones, spasmos, convulsiones; ex »quibus iterum dolores, anxietates, cavitatum contractiones, »obstructiones, congestiones, inflammationes, et multiplex cir»culationis, secretionis, excretionis, aliarumque functionum im»pedimentum ac alienatio consequi possunt: uti facile est erue-

»re, si quis irregulares illos motus ad varias corporis »partes, membranas, vasa, viscera, glandulas, musculos, »fibras motrices, organa sensuum etc. applicat, habita si- »mul consensus ratione. Unde dubites, utrum huic par »affectio detur alia, quae tot tantisque hominem malis obno- »xium reddat.« Aber Gaub, wie andere bessere Aerzte haben freylich auch andere Veränderungen des Lebensvermögens, wie andere Eigenschaften des menschlichen Körpers, die den Krankheiten zum Grunde liegen können, berücksichtigt und sich frey von der Einseitigkeit gehalten, die in diesen Vorlesungen Broussais so auffallend ist.

Das zweyte Capitel ist zwar überschrieben: de la pathologie speciale, hat jedoch von den einzelnen Krankheiten bloſs die von Broussais für Phlegmasies gastriques gehaltenen zum Gegenstande, deren Betrachtung überhaupt den Hauptinhalt dieser Schrift ausmacht.

Hier wird vorerst (S 84—85., wie schon S. 15.) von dem Fieber im allgemeinen behauptet, daſs dasselbe eine Reizung des Herzens und des Magens, in der Mehrheit der Fälle, besonders in seinem Anfange, voraussetze. In Bezug auf die Reizung des Magens wird noch insbesondere auf die (S. 85.) aufgeworfene Frage: Ob das Fieber einen eigenen Zustand des Magens voraussetze? geantwortet: »Ohne Zweifel. Es setzt »Röthe, Hitze, Schmerz, Geschwulst, mit einem Worte, ei- »nen Zufluſs von Säften in das Gewebe dieses Organs voraus. »Es ist daher die Entzündung des Magens, die man studiren »muſs, um eine richtige Idee von dem Fieber zu erhalten.« Den Magen zu studiren, welcher roth und heiſs geworden und in einem Zustande, der sich dem die Rose hervorbringen, den nähere, sich befinde, heiſse den wesentlichsten Punkt der Pathologie, den gröſsten Theil der Krankheiten studiren. Die Entzündung des Magens sey jedoch (S. 85—86.) selten auf seine Schleimhaut beschränkt; fast immer sey sie von der des dünnen Darmes begleitet, und zuweilen geselle sich selbst die des dicken Darmes dazu. Dann erhalte die Krankheit den Namen gastro-entérite, welches die häufigste von allen sey, und welche man mit Recht als den Schlüssel der Pathologie ansehen könne.

Es soll aber ferner (S. 105.) die gastro-entérite sich in verschiedenen Formen darstellen, wornach sie von den Schriftstellern, die sie nicht erkannt hätten, verschiedene unbestimmte und unbedeutende Namen erhalten habe. Die erste Form biete alle Symptome des Gallen- oder gastrischen Fiebers der Schriftsteller dar. Die zweyte Form folge oft auf die erste, indem sie durch schlechte Behandlung oder andere Umstände

auf einen viel höhern Grad gebracht worden, und sey das Faulfieber oder adynamische Fieber der Neueren. Die dritte Form stelle das atactische oder bösartige Fieber dar. Die vierte Form sey nichts als eine bis zum höchsten Grade gesteigerte Gastro-entérite, deshalb Brennfieber (Causus) genannt. Die fünfte Form, welche bey Personen von schleimigem, lymphatischem Temperamente vorkomme, und wobey mehrere Schleimhäute ausser der des Darmkanales von Entzündung befallen seyen, charakterisire sich durch alle Symptome des vorgeblichen Schleimfiebers. Die sechste entspreche der Febris algida, die siebente der Febris singultuosa, die achte endlich dem Sudor anglicus (?).

Die Beweise der Entzündung der Schleimhaut in der gastro-entérite sollen sich (S. 122 — 124) aus dem Zustande dieser Haut während des Lebens und nach dem Tode, so wie aus den Sympathieen, welche sie auf die verschiedenen Organe ausübt, ergeben.

Bey der Bestimmung der Cur wird (S. 132.) vorerst gegen die Meinung gesprochen, dafs diese Krankheiten ihre bestimmten Zeiträume zu durchlaufen hätten. Nie sey es nöthig, sie diese ruhig durchlaufen zu lassen, sondern man solle sie im Gegentheil durch geeignete Mittel in ihrem Gange aufhalten, in welcher Periode sie sich auch befinden mögen. Der Verf. hält aber (S. 134.) die ausleerenden Mittel für mehr schädlich als nützlich, die tonischen aber für noch weniger passend. Galenus, Baglivi, Sydenham, Stoll u. s. w. hätten die Nothwendigkeit der Blutausleerungen in der gastrite erkannt und reichlich zur Ader gelassen. Wenn sie nicht ganz den gehörigen Erfolg erhalten hätten, so sey dies um deswillen geschehen, weil sie zu gleicher Zeit Brech-, Purgir- und stärkende Mittel angewendet hätten. Es sey aber (S. 135.) sicher und unveränderlich, dafs die allgemeinen Blutausleerungen, welche so vorzüglich nützlich im Anfange der Entzündungen der Eingeweide seyen, viel weniger in denen der Schleimhäute passen; dafs man aber hier sehr grossen Erfolg durch die Anwendung der Blutigel und des Schröpfens erreiche. Im Anfange sey er zu behutsam in Ansehung der Zahl der angewendeten Blutigel gewesen, und deshalb hätte selbst die Hitze und Reitzung der ersten Wege zugenommen; aber, nachdem er sie in grösserer Zahl, z. B. zwanzig, dreysig, vierzig, fünfzig u. s. w. angewendet, habe er oft die anfangenden gastrites in vier und zwanzig Stunden gehoben. Waren sie weiter vorgerückt, so habe er denselben Erfolg nur nach mehreren Anwendungen der Blutigel erhalten.

Wenn die Krankheit so weit gekommen sey, dafs die Zunge

rüssig geworden, Zittern der Glieder, grosse Niedergeschlagenheit der Kräfte, wahre Adynamie eingetreten, würden (S. 137 — 138) viele Blutigel nicht mehr denselben Erfolg haben und die Krankheit nicht unterdrücken können. Dann müsse man temporisiren, sich an verdünnende, mildernde Getränke, an kleine örtliche Blutausleerungen (5 bis 6 Blutigel wiederholt angewendet), an erweichende Bähungen, warme oder kalte, nach der Jahreszeit und dem Zustande der Brust, halten. Das Eis passe oft auf die Oberbauchgegend, den Kopf u. s. w. gelegt.

In Ansehung der Diät soll (S. 138 — 141.) im heftigsten Grade des Uebels, wo der Kranke Alles ausbricht, während zwey oder drey Tagen nichts in den Magen gebracht werden. Man soll blofs lauliche Bäder, Fufsbäder, Clystire, erweichende Umschläge auf den Unterleib, oder, wenn diese durch ihr Gewicht belästigen, blofs Bähungen anwenden. Wenn der Magen etwas vertragen kann, soll man mildernde Getränke, z. B. Wasser mit arabischem Gummi, sehr mit Wasser verdünnte und versüfste Säuren, efslöffelweise und in der Reizempfänglichkeit des Magens entsprechenden Zwischenräumen, verordnen. Bey Personen, welche die Säuren nicht vertragen, soll man sich an eine Abkochung von Gerste, Quecken, oder einen Aufgufs von den Blüthen der Malve halten; immer soll aber das Wasser nur wenig von diesen Substanzen enthalten: es sey selbst reines Wasser nöthig, wenn die Krankheit sich verschlimmert und der Kranke heftig nach diesem Getränke verlangt. — Fleischbrühe mufs verboten werden, so lang die Haut heifs, brennend, die Zunge trocken und belegt ist; auch Molken, Kalbfleisch- und Hühnerbrühe, die man als antiphlogistisch ansehe (?), müssen verbannt seyn, indem sie zu viel nährende Stoffe enthielten, und der Magen genöthigt seyn würde, zu sehr sich anzustrengen, um sie zu verdauen. Er habe beobachtet, dafs ein Efslöffel voll Wein oder Fleischbrühe hinreichend war, um die Symptome, die durch die Blutigel entfernt waren, wieder herbeyzuführen.

Bey dieser methodischen Behandlung soll man nicht selten die gastro-entérites in fünf oder sechs Stunden, oder wenigstens in Zeit von drey bis vier Tagen verschwinden sehen: unter hundert und mehr auf diese Weise Behandelten sehe man kaum vier oder fünf in den adynamischen Zustand übergehen.

Wenn aber die Krankheit sich verlängere mit den nervösen oder adynamischen Symptomen, müsse man sich doch immer an die mildernden Mittel halten: die nervösen Erscheinungen verschwänden gewöhnlich; die der Adynamie hielten noch an; aber nach und nach werde der Mund feucht, die Zunge sey nicht mehr belegt, und die Kranken verlangten zu essen. So wie das Fieber aufgehört habe, könne man leichte Fleischbrühe

erlauben, müsse sich aber wohl hüten Brod zu geben, weil der untere Theil der dünnen Gedärme noch krank sey.

Nach den antiphlogistischen Mitteln werden (S. 131 fg.) noch andere betrachtet, die gegen diese Krankheiten angewendet würden, nicht in der Absicht, die Entzündung aufzuhalten, weil diese nicht bekannt sey, oder wohl, weil man sie nicht eingestehen wolle (!), sondern um fälschlich angenommenen krankhaften Zuständen entgegen zu wirken. Sie werden von dem Verf. perturbateurs genannt und sind die Brech- und Purgirmittel.

Die Brechmittel sollen zwar manchmal eine leichte gastrite heben, indem sie eine Revulsion durch die Darmausleerungen und den Schweifs bewirken. In anderen Fällen aber sollen sie, nachdem sie dem Kranken eine Erleichterung von zwölf oder fünfzehn Stunden und manchmal eine kürzere verschafft haben, eine der stärksten Verschlimmerungen bewirken, und das Fieber, von dem nur die Vorboten vorhanden waren, soll sich in seiner ganzen Stärke äussern. Dann sollen die Aerzte (les médicins fatalistes) sagen, dafs sich die Krankheit charakterisirt habe; der Verf. erklärt sich dagegen dahin, dafs die Brechmittel die Entzündung verschlimmert hätten. Seit langer Zeit habe er daher die Brechmittel in allen Fällen verbannt, wo er die geringste Neigung zur Entzündung der ersten Wege bemerkt. Auch nach Begins Darstellung (Journ. compl. T. II. p. 150.) soll das Brechmittel un des remédes les plus funestes, doch nach der weitern Erklärung bey starker gallichter Absonderung die Anwendung von ausleerenden Mitteln in dem Zeitpuncte des durch die antiphlogistischen Mittel bewirkten Nachlasses erlaubt seyn.

Ueber die Purgirmittel urtheilt der Verf. eben so ungünstig. Ueberhaupt sagt er noch von Brech- und Purgirmitteln, es sey gewifs, dafs, wenn sie die Reizung nicht entfernten, sie dieselbe verschlimmerten: »c'est donc jouer à quitte ou double. Car sait-on, en les administrant, s'ils guériront ou s'ils exaspéreront la maladie?« Beyde sollen daher aus der Reihe der geeigneten Mittel gestrichen werden. Man solle sich ihrer enthalten, so lang Fieber, Hitze, Niedergeschlagenheit der Kräfte und Nervenzufälle vorhanden seyen, weil sie diesen Zustand verschlimmerten. Man könne sie gebrauchen im Anfange, wann die Digestion schlecht, wann Unreinigkeiten (embarras gastrique ou intestinal) ohne Zeichen der gastrite vorhanden seyen.

Dafs auch die Mittel, welche die Anhänger der Lehre Rasori's vom Contrastimulus empfehlen, so wie die tonischen, verworfen werden, ist ist hiernach nicht anders zu erwarten.

Aber selbst den Blasenpflastern ist Broussais nicht geneigt

(S. 147—148.). Würden sie in der Absicht, die Niedergeschlagenheit der Kräfte zu heben, angewendet, so seyen sie schädlich, indem sie die Entzündung, die jene hervorbringe, verschlimmerten. Man könne sie jedoch den Congestionen zum Kopfe und der Brust entgegensetzen, aber allein nach der Anwendung mehr oder weniger reichlicher Blutausleerungen. Auch in Ansehung ihrer Anwendung nach den Blutausleerungen erklärt er sich noch für unentschieden, indem er gesehen habe, dafs sie die gastro-entérite wieder hervorgebracht hätten. Nach Begins Darstellung (T. II. p. 151.) werden sie jedoch in denen Fällen, wo die Muskelschwäche, der kleine Puls, die Betäubung der Sinne u. s. w. anzeigten, dafs die phlegmasie gastro-intestinale ihren höchsten Grad erreicht hätte, und wo man die Blutausleerungen nicht mehr so, wie in der ersten Zeit, anwenden könne, für schicklich gehalten.

Den Beschlufs der Darstellung der hitzigen gastro-entérite macht (S. 149. fg.) die der hitzigen Entzündung des dicken Darmes (Colite ou dysenterie).

Dann wird (S. 165. fg.) die gastrite chronique abgehandelt, als deren Formen dyspepsie und hypochondrie angesehen werden, so wie (S. 189. fg.) die entérite chronique, von der die lienterie, diarrhée chronique und dysenterie chronique Arten seyen. Die Behandlung wird nach gleichen Grundsätzen, wie die der hitzigen Entzündungen, nur mit einigen Modificationen, welche der chronische Zustand erfordert, eingerichtet und hauptsächlich durch Blutigel, Schröpfköpfe, eine strenge Diät, erweichende Umschläge oder Bähungen, mildernde Getränke u. s. w. ausgeführt. Doch bey dem Durchfalle mag Broussais das Unzureichende dieser Behandlung in vielen Fällen wohl gefühlt haben, daher er denn hier (p. 216.) das Opium als ein wirksames Mittel anerkannt, und unter andern selbst den Catechusaft empfohlen hat, welcher durch die Zusammenziehung des Pförtners bewirken soll, dafs die Nahrungsmittel länger im Magen zurückgehalten, vollkommener verdaut und besser eingesogen werden (!).

Nach dieser kurzen Darstellung der Lehre Broussais von dem Fieber und den gastrischen Entzündungen lassen wir nun unser Urtheil über dieselbe folgen.

Dafs vorerst das Fieber eben sowohl eine Reizung des Magens als des Herzens in der Mehrheit der Fälle voraussetze, und dafs das Studium der Magenentzündung das des wesentlichsten Punctes der Pathologie sey, halten wir für eine ungegründete, auf jeden Fall höchst übertriebene Annahme. Wie viele Fieber giebt es nicht, die, auch abgesehen von den einfachen hitzigen oder entzündlichen, vielmehr eine Reizung anderer Theile voraussetzen, oder wobey der Magen höchstens consensuell gereizt ist,

wie die rheumatischen, katarrhalischen und mit so vielen andern örtlichen Entzündungen verbundenen u. s. w.

Etwas anders lautet zwar auch in Ansehung dieses Gegenstandes Begins Darstellung. Es soll nämlich (a. a. O. T. V. p. 252—253.) Broussais wohl die Sympathie des Magens für noch bedeutender halten, als die des Herzens, aber es sollen (T. II. p. 139 — 140.) alle örtliche Affectionen, die dem gastrischen Systeme fremd und lebhaft genug sind, um das Fieber zu erregen, diese Wirkung nur dadurch hervorbringen, dafs sie sympathisch das Herz und die Schleimhaut des Magens und der dünnen Gedärme reizen, woher es komme, dafs es fast keine bedeutende Krankheit gebe, womit diese Reizung nicht complicirt sey. Was nun diese Behauptung betrifft, so wird wohl Niemand läugnen, dafs ausser der idiopathischen Affection des Magens und der Gedärme in ursprünglich gastrischen Krankheiten eine sympathische in vielen Fiebern wie andern Krankheiten Statt finde. Allein als sympathische Affection setzt sie natürlich schon ein Leiden eines andern Theiles voraus, sie ist auch oft so wenig hervorstechend, oft, z. B. in den ersten Zeiträumen der Lungenschwindsucht u. s. w. gar nicht zu bemerken, dafs man einen eigentlich gastrischen Zustand anzunehmen durchaus nicht berechtigt ist, und noch weniger ihr die Erregung des Fiebers zuschreiben kann. Uebrigens hat auch Begin (T. II. p. 157) selbst wenigstens zugestanden und gegen Broussais bemerkt, dafs es Fälle gebe, wo die Zeichen der Reizung des Blutgefässesystems vor denen der Reizung der Schleimhäute hergingen.

Eben so halten wir die Behauptung für unerwiesen, dafs den gastrischen Fiebern immer eine wirkliche Magen- oder Darmentzündung zum Grunde liege. Dafs sich mit gastrischen Fiebern eine Entzündung verbinden, oder dafs die dabey stattfindende Reizung wohl in vielen Fällen bis zur Entzündung gesteigert werden könne, ist ein längst bekannter und allgemein angenommener Satz; aber dafs immer Entzündung statt finde, wird weder durch die Symptome, noch durch den Erfolg der Cur der Krankheit bestätigt. Die heftigen Schmerzen und andere Zeichen eines wahrhaft entzündlichen Zustandes, wie sie bey ächten und offenbaren Magen- und Darmentzündungen zu bemerken sind, findet man bey reinen, nicht wirklich inflammatorischen, gastrischen Fiebern nicht. Und wenn immer wahre Entzündung zum Grund läge, so würden die, freylich hier auch oft ohne Noth gegebenen oder gemifsbrauchten, Brech- und Purgirmittel u. s. w. weit weniger vertragen werden, und man hätte längst durch den offenbarsten Nachtheil von ihrer Anwendung in gastrischen Fiebern eben so abgeschreckt werden müs-

sen, wie es bey der wahren Magen- und Darmentzündung geschehen ist.

Wenn ferner der Verf. die Schleimhaut des Darmcanales als den Sitz der Krankheit ansieht, so paſst dies wenigstens auch nicht in Bezug auf die, eine so wichtige Art der gastrischen Fieber ausmachenden eigentlichen Gallenfieber, wo vielmehr eine Reizung der Leber beschuldigt werden muſs. Nach der an einem andern Orte (Exam. de la théorie med. p. 199. Journ. compl. T. II. p. 146.) gegebenen Erklärung soll zwar das Hinzutreten der gallichten Symptome von der Prädisposition des Kranken zur gallichten Absonderung abhängen. Aber es möchte nicht minder willkührlich seyn, hier bloſs die Anlage des Kranken zu beschuldigen, da es ja offenbar eben sowol Reize gibt, die die krankhafte Reizung der Leber und Absonderung der Galle verursachen, als solche, die auf die Schleimhäute wirken. An einem andern Orte, (Journ compl. T. III. p. 56.) wird auch bey der Betrachtung der Gelbsucht zugestanden, daſs die Leber primär afficirt werden könne, doch dabey willkürlich behauptet, daſs Fälle der Art seltener seyen.

Auch die Behauptung, daſs die höheren Grade der gastroentérite die Faul- oder adynamischen, oder Nervenfieber u. s. w. darstellten, halten wir theils für ungegründet, theils für einseitig. Denn theils giebt es Nervenfieber, die keinesweges von einer Magen- und Darmentzündung abhängen, und wobey davon keine Spur zu bemerken ist, theils ist in andern der entzündungsartige Zustand nicht bloſs oder vorzugsweise auf die Schleimhaut des Darmcanales zu beziehen. Was von Hildenbrand (über den ansteckenden Typhus, 2te Ausg. S. 141.) gegen Marcus, welcher das Wesen des Typhus in Entzündung des Gehirnes gesetzt hat, sagt, daſs dieser das Ganze in einem Theile suche, möchte auch auf Broussais Lehre anzuwenden seyn. Dabey bemerkt von Hildenbrand noch, daſs man den (ansteckenden) Typhus mit eben demselben Rechte eine Gedärmeentzündung nennen könne, da es keinen ohne entzündliches Leiden der Gedärme gebe, daſs jedoch der e n t z ü n d u n g s a r t i g e Zustand allgemein über die Schleimhäute verbreitet, und übrigens von wahrer Entzündung, die nur selten und unter eigenen Modificationen des Typhus statt haben könne, zu unterscheiden sey. Wo übrigens auch eine örtliche Entzündung bey einem Nerven- oder Faulfieber statt findet, reicht diese, unserer Ueberzeugung nach, doch nicht hin zur Erklärung aller Verhältnisse solcher Fieber. Eine wahre, reine Magen- und Darmentzündung verhält sich in ihrem Verlaufe ganz anders als ein Faulfieber, und kann noch so heftig werden, ohne daſs die Symptome des Faulfiebers eintreten.

In Bezug auf die von den Leichenöffnungen herzunehmenden Beweise wollen wir nur noch daran erinnern, daſs grosse Vorsicht bey der Ausmittelung einer vorhergegangenen Entzündung des Magens und der Gedärme nach dem Tode nöthig sey, und daſs die Schleimhaut oft ohne Entzündung stark geröthet seyn könne. Wer hierauf nicht die gehörige Rücksicht nimmt und Alles auf Entzündung zu beziehen geneigt ist, wird nur zu leicht getäuscht werden.

Was sodann die Cur des Verf. betrifft, so wollen wir zwar nicht läugnen, daſs sie in Bezug auf solche Fälle, wo wirkliche Entzündung des Magens und Darmcanales in gastrischen Fiebern statt findet, ihre guten Seiten hat. Aber diese Entzündung ist, wie schon oben gezeigt worden, keinesweges so allgemein hier anzunehmen, und es möchte daher die unbedingte Befolgung seiner Grundsätze sowohl zu einem grossen Miſsbrauche der Blutausleerungen, als zu einer nicht minder nachtheiligen Vernachlässigung mancher unter gewissen Umständen immer sehr wichtigen Mittel Veranlassung geben.

Daſs vorerst die Blutausleerungen in wirklich inflammatorische gastrischen Fiebern allerdings nöthig und nützlich sind, daſs sie hier in der Regel den andern sonst angezeigten Mitteln vorausgeschickt werden müssen, darüber ist unter guten Aerzten nur eine Stimme. Aber nicht minder halten wir es, durch eigne wie fremde Erfahrungen überzeugt, für ausgemacht, daſs sie in einfachen gastrisehen Fiebern weder allgemein nöthig, noch immer passend sind. Im Gegentheil sind bey hervorstechendem gallichtem Zustande besonders die Aderlässe oft vielmehr nachtheilig befunden worden, und selbst bey Peripneumonien mit hervorstechendem gallichtem Zustande fand Tissot, daſs Alle, denen zur Ader gelassen worden, starben, daſs diejenigen, wobey die Aderlaſs unterlassen worden, gerettet wurden. In Bezug auf solche Fälle sagt Stoll, Rat. med. T. II. p. 983. »Expertus assero non una vice, plus nocuisse sanguinem, ubi non oportuerat, missum, quam non missum, ubi oportuerat.« Wir wollen hier überhaupt nicht umständlich wiederholen, was Aerzte vom ersten Range, wie Tissot, Stoll, Frank, Vogel u. s. w. über die Anwendung der Aderlaſs in gallichten Fiebern gesagt haben. Aber wir können es denen, die etwa geneigt sind, durch Broussais Lehre zu einer gefährlichen Einseitigkeit sich verleiten zu lassen, nicht genug zur Beherzigung empfehlen.

Eher werden oft noch die freylich von Broussais vorzüglich empfohlenen Blutigel vertragen, und bey wirklich statt findender örtlicher Entzündung oder daran gränzender Reizung auch wohlthätig, sonst aber wohl auch nicht allgemein nöthig seyn.

Dafs der Verf. in Ansehung der innerlichen Mittel alle reizenden verwirft, auch Brech- und Purgirmittel in der Regel für nachtheilig hält, dafs er in dem heftigsten Grade des Uebels, wo der Kranke Alles ausbricht, mehrere Tage gar nichts nehmen läfst, ausserdem aber mildernde Getränke und die leichteste Nahrung empfiehlt, ist seiner Ansicht, dafs das gastrische Fieber eine gastro-entérite sey, ganz entsprechend, und wo man wirklich von dem Daseyn einer solchen Entzündung überzeugt seyn kann, wird wohl jeder gute Arzt ein solches Verfahren einschlagen und Brech- und Purgirmittel vermeiden. Aber auch in solchen gastrischen Fiebern, wo keine wahre Entzündung zu entdecken, sondern höchstens eine die krankhafte Absonderung bewirkende Reizung der Schleimhaut des Darmkanales anzunehmen ist, wollen wir gerne zugestehen, dafs ein ähnliches Verfahren oft nützlich und dem, wo man ohne Noth Brech- und Purgirmittel anwendet, vorzuziehen sey, indem letztere wenigstens bey hervorstechender Reitzung der Schleimhaut des Darmkanales diese leicht verschlimmern oder unterhalten. So haben wir selbst gegen so manche gastrische Fieber blos gelinde temperirende Mittel, mildernde säuerliche Getränke, magere Diät mit dem besten Erfolge angewendet. Auch fanden wir (wie schon an einem andern Orte*) bemerkt worden) den alten Erfahrungssatz bestätigt, dafs unvorsichtige und zu frühzeitige Anwendung der Purgirmittel in gastrischen Fiebern (besonders denen, die nicht von Ueberladung mit schwer-verdaulichen Dingen, oder verdorbenen Nahrungsmitteln, sondern von grosser Hitze oder dem Wechsel derselben mit Kälte oder einer besondern epidemischen Constitution abhängen) nur zu leicht schlimme Folgen hat, indem bey denen Kranken, deren Cur, ehe sie in unser Hospital gebracht wurden, mit Purgirmitteln eröffnet worden waren, ein erschöpfender Durchfall eintrat, die Krankheit überhaupt schlimmer war und dann leicht in den nervösen und faulichten Zustand überging.

Aber deshalb möchten wir keinesweges der in diesen Vorlesungen geäusserten Meinung beytreten, dafs Brech- und Purgirmittel in gastrischen Fiebern meistens nachtheilich und aus der Reihe der geeigneten Mittel zu streichen seyen. Es giebt ohnstreitig viele Fälle, wo starke Ansammlung von Unreinigkeiten und starke Turgescenz nach oben oder unten sie dringend erfordern, und hier haben wir gleich andern die herr-

*) S. meine Schrift über die Einrichtung der medic. Klinik im akad. Hospitale zu Heidelberg, S. 62.

lichste Wirkung derselben gesehen. »Fast unglaublich ist — (sagt mit Recht Vogel Handb. d. pract. A. W. Th. 1. S. 343.) — was Brechmittel hier für grosse Dinge thun, und »welche geschwinde Erleichterung in dem angstvollsten Zustande darauf erfolget. Mit grossem Vergnügen habe ich oft gesehen; und unzählige Andere haben dasselbe gesehen, wie der entsetzlichste Kopfschmerz, die grausamste Angst und Unruhe, ein quälender Husten, Rasereyen, gewaltsames Herzklopfen, Ohnmachten, ein heftiges Brennen in der Herzgrube, die beschwerlichste Harnstrenge, der peinlichste Gallenstich, selbst ein blutiger Auswurf u s. w nach und selbst noch während der Wirkung eines kräftigen Brechmittels fast augenblicklich ungemein erleichtert, ja beinahe gänzlich verschwunden sind.« u s. w. Auch sind sie nicht etwa nur anfangs (wo auch nach der hier gegebenen Erklärung, zumal bey schlechter Digestion und vorhandenen Unreinigkeiten ohne Zeichen der Entzündung, ihre Anwendung gestattet wird), sondern oft mehr späterhin bey eingetretener Turgescenz (den alten bewährten hippokratischen Grundsätzen gemäfs) angezeigt und haben hier in den häufigsten Fällen noch Rettung bewirkt, wo Aderlässe und andere Mittel nicht helfen konnten oder die Krankheit eher verschlimmert hatten. Wer dieses läugnen will, widerspricht den reinsten und häufigsten Beobachtungen der gröfsten Aerzte, er ist mit der Natur selbst im Widerspruche. Wäre Broussais Meinung die richtige, so würden unsere gröfsten Praktiker (die die wirklichen Magen- und Darmentzündungen übrigens wohl kannten und zu behandeln wusten), in den gemeinsten gastrischen Fiebern (die sie doch so glücklich heilten) nur eine höchst gefährliche, mörderische Praxis ausgeübt haben. Auch ist es durchaus falsch, wenn der Verf. behauptet, dafs andere Aerzte nicht den gehörigen Erfolg von den Blutausleerungen erhalten hätten, weil sie zu gleicher Zeit Brech-, Purgir- und stärkende Mittel angewendet hätten. Wenigstens der auch von dem Verfasser angeführte Stoll. wie Tissot haben zwar die Blutausleerungen, wo sie wirklich angezeigt waren, nicht versäumt, fanden aber in andern Fällen oft, dafs die Krankheit auf die anfangs allein angewendeten Blutausleerungen offenbar verschlimmert, hernach aber durch ausleerende Mittel gehoben wurde.

In Bezug auf Broussais Urtheil über die Blasenpflasser bemerken wir nur, dafs wir sie zwar eben so wenig bey wirklichen Magen- und Darmentzündungen, so lange sie noch sehr heftig und mit allgemeinem inflammatorischem fieberhaften Zustande verbunden sind, für passend, als bey einfachen gastrischen Fiebern für nöthig halten. Allein wenn die Heftigkeit des ent-

zündlichen Zustandes durch Blutausleerungen u. s. w. gemäfsigt ist, können sie, wie auch bey chronischen Entzündungen, allerdings mit Nutzen angewendet werden. Dafs sie nach Begins Darstellung auch bey eingetretener Schwäche für schicklich gehalten werden, ist oben (S. 39.) bereits bemerkt worden.

Auch die Anwendung anderer reizender Mittel wird nach Begins Darstellung (T. II. p. 152—153.) unter gewissen Umständen in Nervenfiebern zugegeben. Es kommt aber in Nervenfiebern, abgesehen von dem eigentlich fieberhaften Zustande, wie von etwa damit verbundener örtlicher Entzündung, nicht blofs die freylich oft späterhin eintretende Schwäche des Nervensystems, sondern oft auch die erhöhte Sensibilität und dann vorzüglich die Anwendung paregorischer Mittel in Betracht, welcher höchst wichtige Gegenstand wenigstens in diesen Darstellungen von Broussais Lehre gar nicht berücksichtigt ist.

Dafs Broussais von der Anwendung der Reizmittel abgeschreckt werden mufste, lag wohl zum Theil an der wirklich entzündlichen Natur der Krankheiten, in denen er sie anwandte, zum Theil an der zu frühzeitigen und allgemeinen Anwendung der Reizmittel nach der Weise roher Brownianer. Er behandelte (Leçons p. 135—136.) anfangs alle diese Phlegmasien mit Campher und Chinadecoct und verlor den gröfsten Theil der Kranken; er setzte dann den Baldrian und die Schlangenwurzel an die Stelle von jenen, die Sterblichkeit war weniger grofs; hierauf verordnete er blos Wein-Limonade und verlor noch weniger Kranke u. s. w. Alle Leichenöffnungen zeigten Entzündung der Schleimhaut des Darmkanales. Hier hat er die Reizmittel offenbar zur unrechten Zeit angewendet. Auch in Nervenfiebern, wo zumal in dem spätern Zeitraum die nervina oft so wichtig sind, pflegen gute Praktiker sie nicht so unbedingt anfangs zu geben, sondern ihnen, wenn der erste Zeitraum den inflammatorischen Charakter hat, kühlende, bey bedeutendem gastrischen Zustande nach den Umständen ausleerende Mittel vorauszuschicken.

Noch sieht sich Rec. veranlafst, seiner Beurtheilung von Broussais Cur der Phlegmasies gastriques Folgendes nachzuschicken. Es haben auch mehrere teutsche Aerzte die Meinung geäussert, dafs den gastrischen Fiebern, selbst den einfachen, Entzündung zum Grunde liege, jedoch dabey unter den antiphlogistischen Mitteln besonders auch Brech- und Purgirmittel empfohlen. Läge jenen Fiebern wirklich eine solche Entzündung zum Grund, so würde Rec. eher auf Broussais Seite treten. Denn in wahren Magen- und Darmentzündungen schaden allerdings Brech- und Purgirmittel eher durch Reizung des Darmkanales,

als dafs sie nützen, so wie sie auch, wie oben bemerkt worden, in reinen, nicht mit Entzündung verbundenen gastrischen Fiebern nicht immer nöthig und passend sind. Allein, wir wiederholen es, es findet nicht immer Entzündung statt. Und obgleich wir es (wie wir schon bey mehreren Gelegenheiten erklärt haben), für sehr gut halten, dafs man die so wichtige antiphlogistische Methode in Fiebern und Entzündungen wieder mehr an die Stelle der übertriebenen Reizmethode gesetzt hat, so können wir doch eine einseitige und übertriebene Anwendung derselben eben so wenig billigen und sind überzeugt, dafs in jenen Krankheiten auch Umstände eintreten können, unter denen ausser den antiphlogistischen Mitteln auch andere erfordert werden.

Mehrere andere in diesen Vorlesungen vorkommende willkürliche, durchaus nicht begründete Behauptungen, z. B. dafs die Hypochondrie eine gastrite chronique sey u. s. w., umständlich zu widerlegen, halten wir für überflüssig und sind der Meinung, dafs sie höchstens bey einseitigen und ununterrichteten Schülern von Broussais Glauben finden können. Doch können wir in Bezug auf die Hypochondrie nicht umhin wenigstens eine ganz der Erfahrung entsprechende Bemerkung in Erinnerung zu bringen, die Baldinger (Progr. de abusu sanguinis missionis in variis morbis. In opusc. med. p. 159.) gemacht hat: »Sensibilitas illa singularis hypochondriacis et »hystericis hominibus adeo familiaris, immo satis molesta, sae»pius est nihil aliud, quam effectus sanguinis missionis ni»miae, et recte dixere alii, malum hypochondriacum saepe »originem habere a sanguinis missione praepostere instituta.«

Im dritten Capitel wird von der Entzündung des Zellgewebes, im vierten von den Hautentzünndungen, der Rose und den Exanthemen gehandelt. Dafs auch hier vorzüglich Blutigel empfohlen werden, wird man nach dem Vorhergehenden nicht anders erwarten. Bey der Blasenrose, die zwar auch (S. 239.) gewöhnlich ein Symptom einer gastrischen Affection ist, soll man Blutigel auf die obere Bauchgegend setzen. Brech- und Purgirmittel seyen so sehr gemifsbraucht worden, hätten so oft die Krankhait verlängert, und selbst adynamische und Faulfieber herbeygeführt (?), dafs der Verf. nur mit Zittern davon sprechen kann (!).

Bey dem Scharlachfieber soll die Ursache derselben zuerst die Schleimhaut der ersten Wege und die der Lungen angreifen, eine Bräune, Katarrh und gastro-entérite erregen, hernach secundär die Entzündung der Haut bewirken. Auf ähnliche Weise soll es sich bey den Masern und Pocken verhalten. In allen wird blofs die antiphlogistische Methode, Blutigel auf den

Unterleib zu empfehlen. In der Vorrede (S. X.) heifst es selbst, dafs, wenn Broussais Methode den Praktikern bekannt gewesen wäre, wir nicht so sehr über das durch die Pocken u. s. w. bewirkte Unglück würden zu seufzen gehabt haben. — Rec. ist ganz von der Wichtigkeit der antiphlogistischen Methode in exanthematischen Krankheiten überzeugt, kann jedoch auch hier wieder Broussais so wenig als andern beytreten, die sie zu allgemein empfehlen und andere Mittel ganz verwerfen. Obgleich nemlich bei den Exanthemen das Fieber oft einen entzündlichen Charakter hat, so ist doch wohl zu merken, dafs es sich bey denselben nicht blos um Herabstimmung des Fiebers handelt, dafs das Fieber oft von selbst aufhört, so wie das Exanthem ausgebrochen ist, dafs eine zu starke Herabstimmung des Fiebers eher schadet, dafs oft vielmehr ein gewisser Grad der fieberhaften Bewegung zur gehörigen Ausbildung des Exanthemes erfordert wird, dafs manchmal die Fieberbewegung zu schwach ist, und die Natur, um den zögernden Ausbruch des Exanthemes zu Stande zu bringen, einer Unterstützung durch Reizmittel bedarf, dafs endlich das Fieber manchmal, wenn auch nicht immer anfangs, doch im weitern Verlaufe so entschieden und im hohen Grade nervös oder faulicht ist, dafs nothwendig eine andere als die antiphlogistische Methode eingeschlagen werden mufs. Was sodann die bey den Exanthemen statt findende Affection der Haut selbst betrifft, so ist diese zwar oft der Entzündung ähnlich. Allein sie tritt mehr in Folge des Fiebers auf, als dafs sie dasselbe bedingen sollte, und ist oft so unbedeutend, dafs defshalb keine starke antiphlogistische Behandlung nöthig seyn kann. Auch von der angeblichen gastro-entérite kann man hier das Fieber nicht ableiten. Denn wenn auch ohnläugbar manche Contagien anfangs besonders auch gastrische Symptome erregen, so ist doch keinesweges anzunehmen, dafs diese immer von Entzündung abhängen. Auch hier würden sonst die wenigstens oft mit Nutzen gegebenen Brech- und Purgirmittel gewifs nicht vertragen werden. Uebrigens schätzt Rec. wie billig das Verdienst derjenigen neueren Aerzte die, längst vor Broussais, den seit der Brownischen Periode eingeführten Mifsbrauch der reizenden Methode in diesen Krankheiten bestritten und die in den meisten Fällen bessere Methode empfohlen haben. Es hat sich aber bey Mehreren seiner Meinung nach hier nur wiederholt, was man früher schon erlebt hat. Vor Sydenham fand derselbe Mifsbrauch reizender erhitzender Mittel statt, und dieser grosse Wiederhersteller der hippokratischen Medicin setzte die antiphlogistische Methode in exanthematischen wie andern hitzigen Krankheiten in ihre Rechte ein. Allein es zeigte sich bald, wie Morton, Huxham

und andere näher nachwiesen, dafs diese Methode keinesweges immer hinreichte, dafs oft ganz andere Mittel erfordert wurden. »Centies forsan memini (sagt Morton opp. T. III. p. 88.) »aegrotantes regimine nimis frigido prius utentes, atque inde »in proximis morbi stadiis vigiliis, deliriis, fluxu alvi enormi, »frequentibus deliquiis, madore colliquativo, aliisque funestis-»simis symptomatis male mulctatos, et petechiis atque exan-»thematis ubique depressis et aridis carbone quasi nigro nota-»tos ope alexipharmacorum cum opiatis conjunctorum et vesi-»catoriorum assidua, ab ipsis orci faucibus aliquando derepen-»te, aliquando sensim ereptos.« Huxham (opp. T. III. p. 118.) gab, nachdem er früher getäuscht zum Schaden der Kranken zur Ader gelassen hatte, durch wiederholte Erfahrungen angetrieben im bösartigen Scharlachfieber in der angina maligna, alexipharmaca, cum successu satis patente et methodum medendi probante. — alius pulsus mirum in modum imminuebatur, et mira mox sequebatur anxietas et oppressio. Auch der grosse Boerhaave, der sonst Sydenhams Behandlung dieser Krankheiten so sehr empfahl, sah sich genöthigt, in solchen Fällen davon abzuweichen (vgl. besonders Van Swieten commentar. in Boerhaave aph. T. V. p. 69 sqq.) In einer Wiener Epidemie von Scharlachfieber verlor De Haen bey vielem Aderlassen viele Kranke, während Kirchvogel sie ohne Aderlassen rettete. Auch die gröfsten neueren Aerzte erkennen die Verschiedenheit solcher Fälle von den rein entzündlichen Exanthemen an und empfehlen eine andere Behandlung. Um zum Ueberflusse nur einige anzuführen, nennen wir vorerst hier J. P. Frank, welcher (Epit. de curand. hom. morbis Lib. III. §. 304.) von dem bösartigen Scharlachfieber sagt: »— nunc vero in-»signis mox virium prostratio, ac singula febris nervosae fu-»nestioris incipientem vix morbum comitantur symptomata: »atque tunc a detracto, vel pauco, cruore, irrevocabile aegro-»tantibus damnum infertur» etc. Ferner Vogel, welcher (Handb. der pract. A. W. Th. 3. §. 26.) von den Pocken sagt: »Ein schlimmer und fürchterlicher Zustand ist es; wenn so-»gleich mit dem Eintritte der Krankheit alle Kräfte darnieder-»liegen, und der ganze Zusammenhang der Umstände ein »Nervenfieber zu erkennen giebt, u. s. w. Es würde rasend »seyn, hier so zu verfahren, wie in den vorigen Fällen. Die »Naturkräfte müssen gehoben, die Krämpfe gestillt, und alles »vermieden werden, was jene noch mehr schwächen und diese »vermehren kann.« Auch Stieglitz, der sich in der neuern Zeit ein so grosses Verdienst durch Bestreitung des Misbrauches der erhitzenden Behandlung des Scharlachfiebers erworben,

war doch weit entfernt, blos die kühlende und ausleerende Methode dagegen zu empfehlen. »Mann wird (sagt er selbst in seiner Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers, S. 222.) hoffentlich finden, »dafs ich nicht einer Art von Mitteln allein vertraue und irgend ein Heilverfahren zu weit und überall hin ausdehne; »dafs ich Untersuchung verlange, wohin jede Behandlungsart »gehört, wie weit sie befolgt werden darf, wann sie modificirt, »combinirt, verlassen werden und eine entgegengesetzte an die »Stelle treten soll.« Möchten diejenigen Neueren, welche die antiphlogistische Methode zu allgemein empfehlen, diese Erfahrungen beherzigen, und nicht, indem sie von einer Einseitigkeit ablenken, einer andern sich hingeben! Aber bey vielen bestätigt sich leider, was gerade in Bezug auf diese Behandlung hitziger Krankheiten Huxham (opp. T. II. p. 101.) sagte: »Ast dum vitamus vitia, plerumque contraria committimus, »et assumta sententia alterum aliquando ita instigare potest, »ut fere flammam extinguat vitalem, atque alterum, »ut machinam incendat, ne deleterio miasmati in illa »concedatur locus.»

Uebrigens scheint wenigstens der Pemphigus seine oft bemerkte Hartnäckigkeit und Bösartigkeit auch gegen Broussais Lieblingsverfahren gezeigt zu haben, indem gegen ihn auch andere Mittel, ja wenn der Kranke schwach und ohne Entzündung sey (was also hier doch endlich sogar bey einer zu den Entzündungen gerechneten Krankheit für möglich erklärt wird (!), selbst analeptische und tonische Mittel empfohlen werden. Uebrigens möchte es noch gar manche ähnliche Fälle geben, gegen welche jenes Verfahren nicht hinreichend und wobey es sich auch zeigen würde, dafs das Studium der gastroentérite nicht zur Aufhellung aller Dunkelheiten dienen, nicht als ein allgemein passender Schlüssel der Pathologie angesehen werden könne!

J. W. H. Conradi.

Die Serapions-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Dritter Band. Berlin 1820. Bey G. Reimer. 590 S. in 8. 2 Rthl. 12 ggr.

(*Beschlufs der in No. 5. abgebrochenen Recension.*)

Und was dieser Macht vollends alle Unheimlichkeit verleihet ist, dafs sogar die jungfräuliche Seelenunschuld, die wir doch

als das von allem bösen Zauber unverletzliche betrachten, in dessen Nähe alle grauenhafte Einflüsse der Hölle zerrinnen müssen, — wie sie in Fouqué s Dichtungen in so wunderbar bewältigender Hoheit hervortritt, — daſs sogar die Reinheit der Seele gegen die Einwirkung dieser Macht nicht zu wahren vermag, und in des Menschen innerem, unabhängig von seinem Willen, in künstlicher Verblendung, Neigungen geweckt werden, vor denen er sich dann selbst entsetzen muſs. Zwar gelingt es dem unheimlichen Gaste nicht, seinen Sieg zu vollenden, noch zu rechter Zeit tritt helfend das gute Princip dazwischen, und der Augenblick der Nähe seines Gelingens ist der seiner eigenen Zernichtung. Aber die Unschuld ist doch wirklich von ihm berückt worden, und das Miſslingen scheint minder in der unheilvollen Macht selbst, als in ihrem unvollkommenen Werkzeuge seinen Grund zu haben. So bringen denn solche Dichtungen nichts weniger als eine wohlthätige, und gar nicht die Wirkung jener phantastisch-grauenvollen hervor. Wir fühlen uns recht eigentlich verwundet, wo wir die freye Willenskraft das Fundament, worauf alle moralische Welt beruhet, angetastet sehen.

Auch die Freunde zeigen sich dieser Erzählung nicht sehr geneigt, und ohne das von ihnen Bemerkte zu wiederholen, weisen wir nur noch, in Beziehung auf das, was im Anfange derselben von den tiefen Klagelauten der Natur gesagt wird, auf die laxas de musica hin, wie die Spanier jene unterirdischen Töne nennen, welche sich von Zeit zu Zeit bey Sonnenaufgang, denen einer Orgel ähnlich, aus den Spalten der Granitfelsen an dem Oronoko vernehmen lassen, und von denen uns Alexander von Humboldt, in dem dritten Bande seiner Reise nach den Aequinoctial-Gegenden des neuen Continentes, berichtet, indem der grosse Naturforscher zugleich die Ursache dieser Töne aufzufinden sucht, so wie ähnlicher, welche Französische Reisende wie den Laut einer zersprungenen Saite, aus einem Granitdenkmahle zu Karnas wollen vernommen haben. Die beyden phantastischen Freunde, Dagobert und Moriz, hätten ohne Zweifel hier neben dem Wehklagen auch die Seufzer der Natur gehört!

Die kleine Serapions-Gesellschaft hatte sich aber während des Vorlesens noch durch ein Mitglied vermehrt, durch Cyprian, der, selbst wie ein Gespenst, zugleich mit dem unheimlichen Gaste eingetreten war. Alle vier kehren zur Mitternachtsstunde nach der Stadt zurück.

Sechster Abschnitt. Auch Sylvester und Vinzenz finden sich wieder ein und die Brüder versammeln sich abermals in dem Gastgarten. Da Sylvesser durch die Aufführung eines klei-

nen, von ihm entworfenen dramatischen Stückes nach der Stadt war ge ogen worden, so giebt dies Anlaſs zu einem Gespräche über das Verhältniſs des Dichters zur Aufführung seines Stückes, bis er selbst der Unterredung, die er veranlaſst, dadurch ein Ende macht, daſs er vorliest: das Fräulein von Scuderi, Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. — Wir betrachten diese Dichtung als die gelungenste im ganzen Bande, und überhaupt als eine der vorzüglichsten Arbeiten des Verfassers, als das Muster einer Erzählung, in der das phantastische Element auf das verträglichste mit der Wirklichkeit vermählt ist. Mit grosser Kunst ist an den Ausspruch des alten dichterischen Fräuleins:

Un amant qui craint les voleurs
N'est point digne d'amour.

das grauenvolle Treiben Cardillacs und zugleich das Schicksal des jungen Paares geknüpft. Es waltet eine gewaltige Kraft und Frischheit durch die ganze Erzählung, die von ihrem Beginnen an anzieht, und die Spannung bis zu dem Schlusse in dem Leser erhält und — was der sicherste Probierstein der Aechtheit solcher Erzählungen ist — auch nach der Lösung ein Gefühl der Befriedigung zurück läſst.

Mit Recht findet daher diese Erzählung den vollen Beyfall der Serapions-Jünger, und wir hören von dem Dichter, wie das Bild von dem Goldschmiede in ihm durch die Geschichte von einem Venetianischen Schuster geweckt ward, der auch unter der Maske eines stillen, frommen Bürgers geheime Gräuel verübte.

Theodor liest hierauf: Spielerglück. Minder als die andern trägt diese Erzählung das eigenthümliche Gepräge des Geistes des Verfassers an sich; und schreckend freylich ist sie, wenn von den beyden Spielern der eine in den Lauten: perd — gagne — den Geist aushaucht, der andere aber, indem er die Bettvorhänge seines Weibes, dessen Besitz er auf das Glück einer Charte gesetzt, aufreiſst, in die entsetzlichen Worte ausbricht: »Schaut hin, — den Leichnam meines Weibes habt ihr gewonnen;« Aber auch diese Geschichte läſst, wie die von dem unheimlichen Gaste, einen verwundenden Stachel in der Seele des Lesers zurück, da das einzige bessere Wesen, das hier vorkömmt, nachdem es lange gemartert worden, zuletzt auf eine Weise stirbt, die dunkel bleibt, und selbst das kann uns mit dem abscheulichen Chevalier Menars nicht versöhnen, daſs er am Ende mit seiner Erzählung den Baron Siegfried von dem Abgrunde zurückschreckt, der ihn selbst in seine schauerliche Tiefe hinabgeschlungen hatte. —

Theodor erzählt ein Ereigniſs aus seinem eigenen Leben,

das ihm bey seiner Erzählung und der sonst sehr gelungenen Schilderung der beyden Spieler zu Hülfe gekommen, und worin gar artig der Mann paradirt, der in seidenem Rock und Strümpfen durch den Tannenwald nach dem Wasserfalle wandelt und auf das gemächlichste von dem Feldstuhle den brennenden Thurm betrachtet, sich dazwischen mit Makronen, Wein und Blumenstraufs erlabend. Auch findet die wackere Brüderschaft des wahnsinnigen Heiligen solches Wohlgefallen daran, dafs Lothar den Vorschlag thut: »einander einzelne Charactere, wie sie uns wohl in dem Leben vorkommen, aufzustellen, zu gemeinsamer Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anstrengenden Erzählung.« Der Vorschlag findet Beyfall und nun folgen zwey solcher Characteristiken, die der beyden Barone, von denen der eine überall auf seinen Reisen sich Aussichten eröffnet, der andere sich für den einzigen noch lebenden ächten Violinspieler erachtet; und in solchen Schilderungen ist denn der Dichter Meister, wie kaum ein anderer.

So schliefst sich der Serapions-Klubb auf das Heiterste, und nachdem der Leser mit demselbem in die unterirdischen Gänge des Grauens hinabgestiegen, und unten eine Zeit lang unter gespenstischen Gestalten gewandelt hat, so gelangt er zuletzt wieder herauf an das heitere Tageslicht.

Sollen wir am Schlusse unser Urtheil im Allgemeinen aussprechen, so ist dies im Ganzen dasselbe, wie über die beyden ersten Bände dieses Werkes. Auch hier ist Alles ächt Serapiontisch, d.h. was in der Dichtung hervortritt, wird wirklich geschaut, und nirgends fehlt es an der süssen Beygabe des ergötzlichen Wahnsinnes des h Serapion; und wir dürfen wohl sagen: eine unwiderstehliche Macht übet der Geist, der in diesen Dichtungen waltet. Wie ein Geist der Nacht steht er bald da und schreckt mit allen Lauten und Bildern gespenstischer Erscheinungen; aber indefs der Beschauer innerlich von Schauern sich erfafst fühlt, ergreift ihn plötzlich eine unsichtbare Hand, und wie durch einen Zauber sieht er sich in die heiterste Gesellschaft, unter die Gebilde der launigsten Ironie versetzt. Doch er hüte sich, unter denselben es sich zu wohl werden lassen, denn mit einem Male steigt wieder der Graus der Hölle herauf und stiebet vor seinem Blick alle die vergnüglichen Bilder auseinander. Ueberhaupt herrscht in diesen Abshnitten noch fast mehr, als in den frühern, das Grauenhafte vor, und solche Gestalten, wie wir deren einige bezeichnet haben, die minder die Ahnung eines tief verborgenen Geheimnisses wecken, als uns nur das Gräfsliche und Unheimliche zeigen möchten wir den Dichter bitten, mit seiner Zauberruthe nicht zu häufig herauf zu beschwören.

Der Dialog besonders schreitet überall rasch fort und reifst unwiderstehlich hin, aber auch eigentlich wie ein Strom fortrollend, der in seinen Fluthen manches Unreine mit sich führt, verschmähet er eben so wenig die fremden, in der gebildeten Unterredung sich einschleichenden Redensarten, als jene Kraftausdrücke, scherzhaft übertriebenen Lobeserhebungen und komisch derben Scheltworte, denen wir doch nicht zu oft zu begegnen wünschten. Denn in der mündlichen Rede wirken Ton, innere Stimmung und das Spiel der Mienen und Geberden zusammen, das Wort fliegt schnell vorüber, in dem grellern Ausdrucke durch den Laut der Stimme und den Blick des Sprechenden gemildert; aber in der Schrift steht es als festes Zeichen da, und hier mufs die Rede nothwendig mehr im Maafse eingeengt, etwas von ihrer Derbheit verlieren.

Von Druckfehlern wäre dieser Band mehr gereinigt zu wünschen. Wegen der vielen fremden Wörter, die besonders im Anfange vorkommen, — z. B. S. 2. conservire; S. 6. trillerirend; S. 14. vibrirte; S. 15. blamire; S. 36. deformirtes Gemälde; S. 52. deprezirend; S. 54. genieren; S. 60. Conversion, conversirt; S. 61. regradiren; S. 72. portraitirt; S. 85. placirt; S. 95. diverse Veilchen u. s. w. — sich gegen die Puristen zu vertheidigen, überlassen wir, mit Beziehung auf das so eben Bemerkte, dem Verfasser selbst. Wir aber schliefsen mit dem Wunsche, dafs er uns recht bald sein Versprechen erfüllen möge: dafs abermals der Vorhang sich aufheben und die Serapions-Brüderschaft ihr vergnüglich phantastisches Spiel von neuem beginnen solle.

H—i.

Poetische Versuche von AUGUST LINZ. Darmstadt, 1820.

Der Verfasser dieser Versuche wünscht nach seinem eigenen Geständnifs dieselben nicht angesehen als Früchte reifern Alters und höherer Bildung, sondern als gelegenheitliche Ergiessungen eines jugendlichen Herzens, geweckt durch das Lesen der vorzüglichern deutschen Dichter. Er hat somit für eine Beurtheilung in gewisser Hinsicht den Standpunct selbst angegeben.

Recensent hat die kleine Sammlung von Versuchen nicht ohne Vergnügen durchgelesen und die Ueberzeugung gewonnen, daſs der junge Verfasser Gefühl und Talent besitzt. Ob aber beide hinreichen zur Poesie, ist eine andere Frage. Allerdings muſs der Dichter, um dieses zu seyn, sich besonders eines reichen Gefühls und Gemüths erfreuen; allein nicht jedes auch selbst reiche Gefühl und Gemüth ist darum ein poetisches. Dieses muſs gleichsam aus seiner Individualität heraustreten, ohne sie jedoch ganz zu verleugnen, und so sich zum allgemeinen Menschengefühle erheben, in welchem, als solchem, sich das Ideale ankündiget. Hierin liegt dann auch zunächst der Grund, warum echte Poesie jede fühlende Menschenbrust anspricht, indeſs der Ausdruck eines blos individuellen subjectiven Gefühls bey aller Lauterkeit und Fülle oft den Leser kalt läſst. Vorzüglich muſs jenes eigentlich poetische Gefühl bey lyrischen Ergiessungen vorhanden seyn, welche ohne dasselbe fast ganz des dichterischen Werthes entbehren. Wir möchten nun mit Beziehung auf obige poetische Versuche behaupten, daſs ihnen das bezeichnete eigentlich poetische Gefühl im Ganzen abgehe, aber doch hier und da durchschimmere; so z. B. gleich in dem ersten Versuche »Gefühle« überschrieben, worin wirklich poetischer Anklang ertönt Wir rathen dem Vf., bey etwaigen ferneren Versuchen sich überhaupt mehr in der Region des sanfteren Gemüthslebens zu halten, als sich in die höhere der Ode oder Hymne zu wagen, wozu ihm der kühnere Aufschwung zu mangeln scheint. So ist z. B. S. 93. die Hymne durchaus ohne die Kraft und Tiefe, wie sie ein solcher Gesang vom Höchsten fordert. Auch möchten wir ihm nicht zu dem Epigrammatischen rathen; wenigstens ermangeln die gegebenen Proben (z. B. S. 47. und S. 134.) aller epigrammatischen Spitze und Gedankenfeinheit. — Uebrigens verdient das Streben des Verf. Lob und Ermunterung, besonders wenn derselbe sich um eine höhere ästhetische Bildung bemühen wird. Seine Sprache ist, wenn gleich nicht sehr poetisch, doch meistens rein u. richtig. Nur müssen wir die Freiheit rügen, welche er sich hinsichts des Reims nimmt. Das Horazische pictoribus atque poetis etc. wäheln die Herren sich nur zu gern zum Motto. So trifft man gleich in dem ersten Versuche auf Reime wie »beyde und Streite, drohten und Boden, glüht, Lied« u. s. f. Ausser dem genannten Versuche gefielen uns noch am besten »der Winter« S. 16. »an den Abend« S. 45. und »an den Bach« S. 82.

No. 7. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Geschichte der Badischen Gerichtshöfe neuerer Zeit. Mit Blicken auf die Vorschläge unsrer Tage, für mehr Oeffentlichkeit der Civil- und Criminal-Justiz, für das Plaidiren und die Geschwornengerichte, von *C. W. F. L. Freyherrn von* DRAIS, Grofsh. Badischem wirklichen Geheimenrath und Präsidenten des Oberhofgerichts, Grofskreuz des Ordens der Treue. Mannheim bey Schwan und Götz. 1821. XVI. und 338 S. 8.

Den Gesetzen unsers Instituts gemäfs, können wir von obigem Werke in einem gedrängten Auszuge nur folgende historische Nachricht geben.

Um auf eine der gröfsten, für das Gemeinwohl wichtigsten Controversen unserer Tage zu kommen, über die Frage: Welche Procedurgesetze die bessern für die Leistung der wahren Justiz seyen? hat der Verfasser den Gang gewählt. I. In einer Einleitung, durch historischen Ueberblick der ältern teutschen Gerichte, anschaulich zu machen, dafs sie uns als kein Muster innerer Güte angezogen werden können, man vielmehr seit Maximilians Zeiten die Nothwendigkeit, davon abzugehen, tief empfunden habe. II. In der sodann folgenden Geschichte der Badischen Gerichtshöfe neuerer Zeit wird ein, für Teutschland überhaupt interessanter Beleg geliefert, wie weit unter unserer Procedur die Justiz — nach ihren vier grossen Bedingungen der Redlichkeit, der Gründlichkeit, der Geschäftsförderung, und der Mäfsigung in den Kosten — schon mit Glück vorangeschritten sey. Zu den Hülfsmitteln, wodurch es dem Vf. als Präsidenten gelungen ist, eine erleichterte, gleichwohl scharfe Controlle über Relationen, und dabey die Lebendigkeit in Justiz-Dicasterien durchzuführen, rechnet er vorzüglich fünf Puncte: 1) die sogenannte Legentschaft jeder aufgelieferten Relation durch einen andern Rath, ohne dafs dieser mit der ganzen Last eines Correferats beladen wird; 2) die Beurkundung jeder abweichenden Stimme, die, gleich den Hauptverträgen, zur gestatteten Einsicht der Partheyen publik wird; 3) Die Decretur beschränkter Relationsgebühren für die einzelnen Hauptarbeiten. Ihre wesentliche Differenz von schädlichen andern Sporteln, und ihre psychologisch begründete Räthlichkeit, wird von einer

neuen Seite dargelegt. Dazu kam 4) die gute Wirkung der öffentlich verlesenen Jahresberichte an den Regenten, über den Stand jedes Gerichtshofes und die Summe seiner Geschäfte; 5) ein kurzer gleicher Griff im Vortrag der vielen Currenzien. — Mit diesen Mitteln haben die Badischen Gerichtshöfe die Schicksale einer ausserordentlichen Zeit übertragen.

Unter die eingestreuten Betrachtungen von einem ausgezeichneten Interesse gehören die über die Obergerichtsordnung, über das neue Landrecht, über die Rechtsbelehrungen, die privilegirten Instanzen, die standes- und grundherrlichen Gerichtsbarkeiten, die Wichtigkeit der Mittelgerichte, das Uebel der Abtheilung im Senate, die Entbehrlichkeit der standesherrlichen Justizkanzleyen und ihre noch mögliche Beseitigung, jedoch nur im Compositionswege.

Nicht weniger aber werden im Cap. V. Bekenntnisse von Procedurmängeln abgelegt, und die Abhülfsmittel in bestimmten legislatorischen Entwürfen aufgestellt. Ihre Tendenz zielt hauptsächlich gegen übermäfsige Instanzen, gegen überflüfsige Remissionen zu mittlerm oder unterm neuen Erkenntnifs, gegen den Verderb des allzu ausgedehnten Restitutionsmittels; gegen die zu nachsichtige Behandlung des Beweistermins; gegen den Mifsbrauch der Nullitätenklage; gegen Uebertriebenheiten in Sonderung der possessorischen und petitorischen Processe.

III. Da man indessen in unseren Tagen nicht bey der nähern Ausbildung der, über 300 Jahren gepflegten Justizverfassung stehen bleibt, sondern die Niederreissung des Gebäudes und Aufführung eines neuen zur Sprache bringt: so geht nun der Verf. zur Prüfung dieser Vorschläge über, setzt sich aber zum Plan — statt die bereits ermüdende Zahl der Controvers-Schriften mit einem langen Commentar zu mehren. — lieber einen bündigen, noch abgehenden Statum controversiae zu formiren, und dann die hervorragenden Puncte zu beleuchten. Er verbindet damit allenthalben die specielle Frage: welche Procedurgesetze für Baden die bessern seyen, die überrheinischen oder die diesseitigen? Es werden Grundsätze der Vergleichung vorausgestellt und dann geht der Vf. davon aus, dafs diejenige Gerichtsverfassung den Vorzug verdiene, welche für die Erreichung der obgenannten Hauptbedingungen guter Justiz die mehrere Garantie gebe. Aber auch in einzelnen Zügen soll die Benutzung des Bessern nicht ausgeschlossen seyn. 1) In Beziehung auf die Civiljustiz werden die Erscheinungen, die einer auftretenden Parthey begegnen, nach den Hauptschritten vorgeführt: die Friedensrichter, die Einre-

gistrirungen, die Kronanwälde, Advokaten, Notarien, Gerichtsboten, die Art der Urthelsfassung und Entscheidungsgründe, die Instanzenzüge, und die Executionen. Am meisten verbreitet sich der Verf. über die mündliche Verhandlung, und macht, bey deren gepriesener Oeffentlichkeit, auf den Contrast der Finsternifs aufmerksam, worin die Partheyen, Anwälde und Zuhörer darüber gehalten sind: ob und wie die richtenden Individuen selbst, welche sich in das geheime Berathschlagungszimmer begeben, die Verhandlung aufgefafst haben? So wenig einem rechtsgelehrten Zuhörer leicht wird, in den verwickelten Fällen, aus dem Chaos wider einander stehender Zeugenaussagen, Urkunden, Bekenntnisse, Gesetzauslegungen, und präsumtiver Folgerungen, ein sattes Resultat augenblicklich zu finden: eben so schwer wird es dem Richter, dem die Sache nicht in besserer Ordnung vorgetragen ist.

Da nun aus dem innern Zimmer wieder weggeeilt wird, so steht, sagt der Verf., das Wesen der geheiligten Justiz an einem geheimen dunkeln Abgrund, während auf des Vorsaals glänzender Bühne fortgespielt wird! — Er vergleicht sodann die bessere Deckung der Gerechtigkeit durch die Verfassung unserer Obergerichte, besonders durch die ruhige Muse eines, zum Studium der ganzen Acten verpflichteten Referenten, dessen geordneter Vortrag von den andern Richtern nothwendig leichter und sicherer aufgefafst wird. Für die Treue der Relation aber ist im Badischen durch ihre Controllen, so wie für die Munterkeit beym Zuhören durch die Kürze der meisten Vorträge, und durch andere Belehrungen, bereits gut gesorgt. Indessen räth der Vf. selbst noch einige Zuthaten an — besonders die schon vor der Aburtheilung den Partheyen zu gestattende Lesung des referentischen Acten-Auszugs (der von der Begutachtung, mittelst zweyer Relations-Hefte, zu trennen wäre); die noch zeitige Einbringung einer Note der Parthey hierüber; falls dabey eine factische Unvollkommenheit bemerkt wäre, ja selbst am Tage, da die Richter unter sich eine Final-Relation verlesen hätten, vor dem Abschlufs, das Eintreten der Partheyen und noch ein Redewechsel derselben. Ferner wird, nach dem Muster des französischen und preussischen Processes die nähere Befragung der Partheyen und der Zeugen, über dunkle Thatsachen, unter Vorsichten zugelassen. Hingegen wird der Tausch im Ganzen abgelehnt und vielmehr behauptet: »Wir haben durch unsere teutsche Art der Oeffentlichkeit, und durch unsere Referate sammt deren Controllen, mehr Garantie für die Tüchtigkeit der einzelnen Richter, und für die Gründlichkeit der einzelnen Rechtserörterungen.« 2) Hinsichtlich der Criminalprocedur behandelt der Verfasser

zuvörderst die allemal nöthigen Verbesserungen, auch unter Beybehaltung unseres teutschen Systems. Die dringende Erweiterug der Beweisnormen nimmt hier eine vorzügliche Stelle ein, indem, seit der glücklichen Abschaffung der Tortur, die immer nur von derselben ausgehende Carolina nicht mehr vernünftigerweise unsere Vorschrift in der Beweislehre, besonders in Bemessung des künstlichen Beweises, abgeben kann. Auch das badische Strafedict in §. 10. ist zu enge hier nach bemessen, und hat öfter die leidige Folge gehabt, dass, sobald es zufälliger Weise an einem directen Sinnenbeweise gebrach, die Richterämter — selbst bey ihren sichern Vernunftschlüssen auf die Wirklichkeit des begangenen Verbrechens — dennoch den läugnenden Thäter absolviren zu müssen geglaubt haben. Der Verf. nimmt die bekannten Grundsätze Kleinschrots, Tittmanns u. s. w. an, und schlägt in §. 18. eine Legislation vor, die sich mehr dem Römischen, als manchem neuern Gesetzbuche nähert.

Die weitern zulässigen Verbesserungen beziehen sich zunächst auf das Amt des Instructionsrichters, und vorzüglich auf eine erhöhte Feierlichkeit und Oeffentlichkeit seines Ratihabitionsacts; auch soll schon vor demselben (nach der im Uebrigen geschlossenen Untersuchung) der Defensor die Acten einsehen, und Ergänzungsbitten einbringen können, obgleich seine Hauptschrift erst beym Oberrichter exhibirt wird. Ein Hofgerichtsrath kann nach Befund zu dem Ratihabitionsact abgeordnet werden, und läfst alsdann sich allein noch den Inquisiten, am Tag vor dem Hauptact, vorführen, ob dieser nichts zu klagen oder zu bitten habe? — Beym feyerlichen Act selbst präsidirt er, ohne dem instruirenden Richter in seine Direction der Ratihabition einzugreifen; kann jedoch am Ende selbst noch Fragen stellen, und mitprotocolliren lassen. Ferner sollen gegenwärtig seyn: zwey bis vier, von Seiten des Richteramts, meistens aus landständischen Wahlmännern ernannte Urkundspersonen, und zwey von dem Inquisiten selbst dazu, ausser seinem Defensor erbetene unbefangene Männer. Eine genügende Versammlung für den öffentlichen Glauben.

Vor dem versammelten Obergerichte hingegen hält der Verfasser die öffentliche Verhandlung für unnöthig, für blendend und gefährlich. Nur kann auch hier (wie im Civilprocefs) die dem Urtheil vorangehende Einsicht des referentischen Actenauszugs, und am Tage der Referatsabhaltung, ein persönlicher Vortritt des redenden Defensors allein noch Statt haben, — als letzte Sollicitatur an den Verstand der Richter. Solchenfalls aber soll, nach ausgesprochenem Urtheil, kein weiterer Recurs Raum finden. Endlich kann die Staatsregierung, für ausseror-

dentlich-wichtige Fälle, noch Zuthaten (niemals Minderungen) in der Oeffentlichkeit vorbehalten. Die Behandlung aber der grossen Anzahl der Criminalien muſs in einem ausführbaren Compendium gehalten seyn; es sind solche Vorschriften als allgemeine zu verhüten, die meistens in leere Formen ausarten, und wozu weder Zeit noch Geld genug aufzubringen wäre.

Nachdem nun der Verfasser diese Besserungen an der teutschen Procedur als thunlich und rathsam voraus gestellt hat, kommt er an die Beurtheilung der entgegengesetzten Geschwornengerichte, und verwirft sie A) als Rechtsinstitut — nach allen Hauptcharacteren guter Justitz. Denn 1) die Redlichkeit der Richter ist weniger garantirt, wo der Betrug und der Leichtsinn erleichtert sind durch die Entbindung von aller Angabe eines Entscheidungsgrundes. 2) Noch weniger Garantie ist da für die Gründlichkeit des Ausspruchs, die vielmehr erschwert ist a) beym Mangel der wissenschaftlichen Festigkeit, an deren Stelle die Willkür (wenn gleich mit Ehrlichkeit) vortritt, und das Recht des Bürgers angreift, der fordern kann, daſs er nicht verurtheilt werde, ohne die gesetzlichen Merkmale der Criminalität an sich zu haben, daſs also seine Richter diese Merkmale aus dem Grund kennen sollen; b) Bey der Turbulenz, in der der Criminalfall den Richtern beygebracht wird, die von den wichtigen Instructionsacten beynahe getrennt bleibend, jetzt nur aus den einseitig gearbeiteten Vorträgen und den neuesten, unter der öffentlichen Zerstreuung ausgerufenen Zeugenaussagen die Wahrheit sogleich auffassen sollen; c) bey der unnatürlichen Trennung der Thatfrage von der Rechtsfrage des Strafgesetzes, wodurch alle Forschung nach Geist und Analogie der Gesetze ertödtet wird; d) bey der — auch als Quelle der Trägheit und Unlust hier aufzuführenden Entbindung von aller Verantwortung des richtenden Personals, ja sogar von aller Angabe der Entscheidungsgründe — wodurch zugleich das Begnadigungsrecht eines gewissenhaften Regenten seinen ersten Masstab verliert. e) Bey dem hinzukommenden Zwangsgesetz der Eile — wornach am Tage der geschlossenen öffentlichen Handlung gewöhnlich schon das Urtheil gefällt und publicirt werden muſs — leidet die Gründlichkeit noch mehr; zumal da f) auch diejenige Garantie derselben, welche in einem regelmässigen Berufungsmittel liegen würde, ausgeschlossen ist. 3) Im Fertigwerden mit den Criminalien stehen wir der überrheinischen Procedur nur im Scheine nach, sofern dort die öffentliche Verhandlung und der Ausspruch aneinander gerückt sind; aber die Gefangenen werden eher noch länger in den Kerkern gehalten, weil, nach vollendeter Instruction, die

Assise nicht darum sogleich abgehalten, ja die Sache öfter auf eine spätere Gerichtshaltung, aus mancherley Anlässen verschoben wird. Noch übler geht es dem Gerichtspersonal mit dem Fertigwerden; die vieltägige Qual desselben wird mit starken Exempeln beleuchtet. 4) Endlich werden die Kosten bey der Assiseneinrichtung, im Staat von einer Million Seelen, auf mehr als 100,000 Fl. Zuschufs jährlich überschlagen — ohne die personelle Last, die auf eine Menge einberufener Bürger, und darunter auf viele Familien- und Gewerbshäupter, drückt — nicht nur in der vierteljährigen Zahl der Geschwornen, sondern auch der vielen, überflüssigerweise zum zweyten, wo nicht drittenmal vorgeladenen Zeugen, so, dafs mit merklichem Schaden in der Nationalöconomie, die Kraft so vieler Personen aus ihren Werkstätten jeder Art weggehoben wird. B) Das Geschwornengericht als politisches Institut zu prüfen, wäre nicht einmal mehr nöthig, wenn es ausgemacht ist, dafs es als rechtliches verwerflich sey, weil die gute Rechtspflege selbst kein blosses Mittel im Staat, sondern einer seiner ersten Zwecke ist. Gleichwohl geht der Verfasser ins politische Feld noch ein, und findet auch da keinen Schatz verborgen. Dafs die Jury's, nach ihrer geschichtlichen Entstehung, Kinder der Revolutionen sind, entscheidet zwar nicht über den Werth oder Unwerth der Sache selbst. Eben so wenig läfst sich davon ausgehen, als ob sie sich gar nicht mit dem monarchischen Princip vertrügen, oder umgekehrt, als ob ohne sie gar keine landständische Verfassung gut seyn könnte; diese beyden Extreme finden weder in der Geschichte, noch in der Natur der Sache, einen genügenden Grund. Man kann also mit ungebundener Hand an die Erörterung gehen: ob es an sich politisch-rathlich wäre, diesseits Rheins die Geschwornengerichte einzuführen? Der Verf. läugnet es auch da, wo nicht eine geheime Absicht, dieses Institut als Brücke zu grössern Umwälzungen anzulegen, sondern der aufrichtige Wille obwaltet, es mit der constitutionellen Monarchie blos zu verbinden. Er bemerkt 1) die Einseitigkeit, mit der die Lobredner preisen, dafs der Bürger geschützt sey gegen alle Angriffe der Regierung die unter dem Schein Rechtens geschehen möchten, so lange nicht 12 Mitbürger das Schuldig über ihn aussprechen; sie vergessen denselben denkbaren Gewaltsmifsbrauch in den Händen des Volkes — sehen danebst blos auf Garantie für die Angeschuldigten, nicht für die Gesellschaft gegen die Verbrecher; 2) gräfsliche Beyspiele blutiger Gewaltstreiche, wozu die Geschwornengerichte, unter Tyrannen wie unter Volksgährungen, sich haben brauchen lassen. 3) Aber auch in gewöhnlichen stillen Zeiten ist der geheime Einflufs, wenn die Regierung ihn anlegen wollte, ihr leicht auf eine Jury, diese mag

von englischer oder französischer Art seyn (die hier näher verglichen werden). 4) Noch leichterer Einfluſs, den das Volk sich auf die Männer aus dem Volke macht, und daher manche grelle Lossprechung, die die Sicherheit und die Moralität untergraben hilft. 5) Im Gegensatz die feste Stellung unserer teutschen Obergerichte, zumal seit ihrer erklärten Independenz und lebenslänglichen Versorgung der Richter — Von andern politischen Abmahnungen werden noch genannt: 6) der öffentliche öftere Scandal, dessen Abwendung man bey der Jury nicht mehr in der Hand hat; 7) der Character unsers biedern teutschen Volks, das schon zu weit voran geschritten ist, um mit der Entziehung des soliden Rechtsgangs und der Unterschiebung eines formellen Scheinwerks, sich befriedigen zu lassen. Der Verfasser hofft vielmehr, daſs anderwärts, bei ruhiger Besinnung, die jetzt immer neu zusammen berufenen Geschwornen werden in ständige und rechtswissenschaftlich geprüfte Richter umgewandelt werden — sey es, daſs ein Volk durch seine Stände sie mit ernennt, oder daſs, zur Entfernung aller Spannung, die Ernennung dem Gouvernement überlassen, und an die bessern Garantieen, die die neuere Zeit in der richterlichen Independenz gegeben hat, sich gehalten wird.

An die reassumirenden Schluſsbemerkungen wird indessen der Compositionsvorschlag angefügt: »Jeder Staat bessere sein Procedur-System erst gehörig aus. Nach zehn Jahren wollen wir zur Wiederaufnahme der Controvers bereit seyn. Bis dahin aber muthe uns Niemand schon den Tausch zu.«

Während der Verfassen sein Werk schrieb, mehrten sich im Süden von Europa die Volksbewegungen — mit ihnen vielleicht die Geschwornengerichte. Derselbe wirft daher in einem Anhang die Frage auf, »müssen wir uns ergeben einem mächtigen Geist der Zeit?« und verneint sie in der Einkleidung einer väterlichen Rede an die teutsche Jugend; entwickelt den zu oft überschauten Grad des Bürgerwohls, welchen die Nation schon erreicht hat — daher den Unsinn der Nachahmungssucht, und setzt unsern grossen Beruf, beym Auftreten in dieser ausserordentlichen Lebenszeit vielmehr darein, bey allen Gelegenheiten einzuwirken mit Rath und That! »daſs wenn auch rundher revolutionäre Stürme losbrechen, dieser Bund im europäischen Centrum ihnen nicht unterliegt, und dennoch in allem Guten vorankommt!«

Probabilia de Evangelii et Epistolarum Joannis Apostoli Indole et Origine Eruditorum judiciis modeste subjecit CAROLUS THEOPH. BRETSCHNEIDER, Th. Dr. Consist. Supr. Gothani Consiliarius, et Ministror. Verbi divini in ducatu Goth. Antistes summus. (παντα δοκιμ. τ. καλον κατεχ.) Leipz. bey Barth. 1820. 226 S. in 8. 1 Rthl.

Eine wichtige und schwere Aufgabe bringt der Vf. auf eine sehr würdige, das ist, gründliche Weise und mit entsprechender Bedachtsamkeit in Bewegung. Selbst die Wahl der Gelehrten-Sprache fordert alle Gelehrten vom Fach, nur aber diese, welche allein hier zum Urtheilen die Data haben können, zum Beurtheilen auf. Nicht aber blos in Bewegung bringt Hr. Br. seinen schweren Gegenstand Mit ungewöhnlichem Scharfsinn, mit ruhiger Erwägung, kurz und deutlich hat er fast alle mögliche Momente, um den Stein bis an das Ziel fortzubewegen, in Wirksamkeit gesetzt. Nichts ist zugleich unerwarteter, als das Zusammentreffen des Lückeschen Commentares über das Johannes-Evangelium und dieser kritischen Arbeit. Dort Entzückungen bis in den dritten Himmel über all die Methaphysik oder Hyperphysik und Uebermenschlichkeit des Logos-Verkündigers, hier die bedachtsame Erwägung, dafs der praktische, göttlichwollende Lehrer eines heiligen Gottes und jener ächten in dessen Reiche vor Allem nöthigen Rechtschaffenheit der eigenlich nothwendige, gerecht- und seligmachende ist: so wie er in den 3 ersten Evangelien mit lebensthätiger Kraft und Macht, und nicht wie die ebenfalls viel dogmatisirenden Schriftgelehrten die Herzen des Volkes erhob. Dort, aus Vorliebe für das Transcendente, für unaussprechliche Gefühle von dem Ueberschwenglichen, entsteht sogar Herabwürdigung der drey ersten, offenbar geschichtlich angemessenen Evangelien. Hier eine ruhige, aber kräftige Würdigung und Ehrenrettung praktischer Weisheit, welche das, was höchstens der Wifsbegierde und dem Streben nach einer Geschichte der Geisterwelt ausser der uns nächsten und nöthigsten, Reiz und Nahrung gäbe, nicht überschätzen kann. Wohl möglich, dafs nicht Wenige sich durch das Gemüthliche, welches mit dem Theosophisiren verbunden ist, verwöhnt beweisen. Aber Gefühle, was lieblich zu hören sey, entscheiden nicht, wo von dem was geschichtlich wahr oder nicht glaublich sey, die ernste Frage wird. Kenner der Kritik werden sich überhaupt weniger kritischer Arbeiten erinnern, in denen der Gegenstand mit gleicher Sachkenntnifs, Schärfe und Ruhe von so vielen Seiten erwogen, gesichtet und in seine neue Stellung eingerückt wäre. Dennoch wendet der Vf., welcher sich durch diese Schrift als Nachfolger Löfflers vorzüglich legitimirt, Cicero's Erinnerung

an' Bescheidenheit auf sich an: »Ea, ut potero, explicabo. nec tamen tamquam Pythius Apollo, certa ut sint et fixa, quae dixero, sed ut homunculus unus e multis, probabilia sequens coniectura. Ultra enim quo progrediar, quam ut veri videam similia, non habeo.« Tusc. 1, 8. Einer Schrift dieser Art beweist Rec. sehr gerne durch ein vollständigeres Mituntersuchen ihrer Hauptmomente seine vorzügliche Schätzung.

Berührt wurde schon oft und viel, dafs Jesus in dem vierten Evangelium gar sehr anders sich ausdrücke, von ganz andern Dingen in ganz andern Wendungen der Gründe zu reden liebe und zum Theil andere Zwecke und Wünsche habe, als in den drey ersten Aufbewahrungen. Der Vf. stellt die Hauptunterschiede schärfer gegen einander. Hier, in den dreyen mehr hebraïzirenden Denkschriften (ἀπομνημονευματα) spricht Jesus in einem ungezierten populären Gang der Rede, wie ein hebraïzirender Jude, in Gleichnissreden und jüdischen Anspielungen, wie sie jeder nach Landesart verstehen mochte. Dort, im Logos-Evangelium, ist fast immer etwas zugespitztes, nur hingedeutetes, mystisches, absichtlich schwer verständliches, selbst in den wenigen eingefügten Gleichnissreden, wie von der Thüre 10, 9, von dem guten Hirten u. s. w. ist unläugbar eine Künstlichkeit, welche sogar unpassende Züge in einander mengt. Hier — Matth. 16, 13. Mark. 8, 27. Luk. 9, 18. — will Jesus nicht als Messias genannt seyn (die Leute sollen aus dem, was er thut und spricht, sich erst selbst denken und sagen, was er sey). Dort erklärt er sich selbst bestimmt dafür Joh. 9, 35. 37. 10, 25. und dies schon bald anfangs 4, 26. 42. nimmt dafür alle seine Handlungen zu Zeugen und läfst sogar manche Andeutung hören, dafs er in Herrlichkeit bey der Gottheit, dem Vater, praeexistirt habe, 17, 5. 6, 62. von dem Himmel herabgekommen sey 3, 13. wohl ein Elohim, ein θεος genannt werden dürfe, 10, 34. 35. so gut als die Obrigkeiten der Nation, denen Gott Ps. 82, 6. sage: Ihr sollt Götter (der Völker) seyn, aber ihr seyd oft das Gegentheil. Hier, in den frühern Aufzeichnungen, der erst mündlich geordnet gewesenen Diegesen, ist alles in praktischer Beziehung auf den menschlichen Hauptzweck gerichtet, auf den Zweck aller Religion, des göttlichen Reiches Mitbürger durch gottergebene Rechtschaffenheit, als das erste nöthige, zu werden, der in Heiligkeit vollkommeneren Gottheit ähnlich, von pharisäischer Heucheley, von Vertrauen auf Ceremonie frey zu seyn, wenn gleich Jesus selbst in den herkömmlichen Lehrvorstellungen, wie Körperauferstehung, körperlichem Dämonen-Einflufs u. dgl. den Pharisäern gleicher blieb, als den Sadducäern, welche skrupulös nach Einwendungen gegen hyperphy-

sische Kenntnisse zu forschen liebten. Dort, κατα Ιωαννην? wird meist Glaubensvertrauen auf Jesus verlangt 6, 47. wie er mit Fleisch und Blut unter ihnen sein Daseyn hatte und jetzt als gegenwärtig benutzt werden sollte 6, 53.—63. bis er einst nur noch als Pneuma benutzt werden könne. Selbst das Wiedergeborenwerden ist nicht vom Geiste allein, sondern auch vom Wasser abhängig gemacht 3, 5. während selbst bey Markus (16, 16.) sehr bedachtsam nur gesagt: »wer aber der Ueberzeugung untreu ist, ὁ απιστησας, wird verurtheilt,« ohne dafs Getauftwerden als nothwendige Bedingung genannt wurde. Auch in der Hauptsache, in der religiösen Moral, ist ein grosser, wichtiger Unterschied. Sentimentale Gemüther hören aus dem Johannes-Evangelium gar gerne, das: Liebet, liebet einander, (13, 34.) alle Glaubige sollen Eines zusammen seyn, als Glaubige zusammenhalten 17, 20. Immer gut. Aber wer nun eben einmal recht strenge, solche Hauptgedanken zu betrachten gewohnt ist, mufs dennoch finden, dafs das Joh. Evang. immer nur von Liebe der Gleichgesinnten spricht, dafs immer die Welt, also doch die meisten Mitmenschen, weggerückt werden von dieser Particularliebe, die an Mysticismus, an die stolze Meinung, dafs man das Geschenk von der »Gottesgnade« habe, gränzt. Nicht so gemüthlich wohl, aber viel grofsherziger und universeller spricht der Jesus der 3 ersten Evangelien, nicht als neues Gebot, sondern mit zwar altmosaischen, aber kräftigen Worten: Liebe deinen Nebenmenschen, wie dich selbst, d. i. Liebe den Menschen, weil er Mensch ist, wie du — nicht blos, wenn er auch Christianer ist. Wer dieses bey weitem nicht so empfindsame, aber desto menschenfreundlichere, liebe den Menschen, als selbst ein Mensch! tief gefafst hat, der schreibt nicht: »Wer zu Euch kommt, und diese Lehre nicht bringt, den nehmet nicht ins Haus und sagt ihm kein χαιρε! kein Willkommen« So 2 Brief Joh. vs. 10. Nur wer, wie das Joh. Evang. im 4 so absondernd gegen den κοσμος, die Weltkinder, eiferte und nur auf Mitchristen die Liebe zu beziehen sich gewöhnte, konnte, als ὁ πρεσβυτερος, jenes Ausschliessen rathen. Jesu Sinn war grofs: — Menschenliebe ohne Empfindeley und ohne Selbstsucht. Er wufste zu gut, dafs der Samariter liebenswürdiger handeln kann, als der Pharisäer und Levite.

Dieses alles möchte noch um vieles auffallender gemacht werden können, wenn der erste §. des Vfs. ganz speciell durchgeführt und die mancherley Hauptverschiedenheiten columnenweise einander gegenübergestellt würden.

Eben so würde, abgesehen vom Inhalt der Reden, besonders die Discrepanz der ganzen Redeweise u. Sprech-

art sehr auffallend werden. Waren auch in dem Gebet Jesu K. 17. alle Gedanken die seinigen, so ist doch das Zerlegen der Gedanken in kleine Sätze, der Hang zu Wiederholungen, das Umwenden dessen, was bejahend gesagt war, in gleichbedeutende, durch Verneinung gebildete Parallelismen, offenbar die eigenthümliche Manier und Schreibart des vierten Evangelisten. Wie der Sokrates des Plato, wenn wir auch vom Inhalt abstrahiren, in platonischer Art, der Xenophontische wie Xenophon selbst, spricht, eben so und noch viel mehr giebt das vierte Evangelium, wenn auch Jesu Gedanken und Hauptworte, doch gewiſs nur in der individuellen Einkleidung dessen, welcher den Prolog und die eingerückten ihm eigenen Reflexionen (3, 23. 24. 16—21. 31—36. 12, 37—50.) verfasst hat, in einer von der Bergrede, den Parabeln u. s. w. ganz verschiedenen Art des Ausdrucks, der Bildung der Sätze, der Redewendungen. Zwar bezweifelt Rec. um deſswillen nicht, daſs nicht in markirten Hauptstellen, wo auf Worte Jesu gebaut wird, wie 2, 19. 10, 29. 30. 8, 58. doch ipsissima verba beygebracht seyen (wie sie der alte Vf., nach der Ansicht, welche Rec. hier am Ende entwickeln will, von Johannes gehört haben mag.) Aber daſs Jesus in dem vierten Evangelium so unpalästinensisch redet, wie der Prolog dieses Evang. selbst, und daſs die drey andern Evangelien weit mehr die Wahrscheinlichkeit für sich haben: Jesus müsse zum Judenvolk so nach einheimischer Art und nicht »mystica illa et perplexa dictione, polemico isto dicendi genere« gesprochen haben, ist nicht etwa Gefühl, sondern klare Folge bestimmter Vergleichungen. Nach der Bergpredigt rufen die Volkshaufen bewundernd: Dieser spricht mit Kraft (Energie) und nicht wie die Rabbinischgelehrten. Sprach Jesus so umwunden und verschlungen, wie Joh. 10, 34—38. so ist kein Wunder, daſs man ihn dort nicht für gerechtfertigt hielt und das vom nothwendigen Trinken des Bluts Jesu Joh. 6, 53. haben bekanntlich nicht nur die armen Kapernaiten nicht verstanden. Auch ist in Wahrheit im Logos-Evangelium ein unaufhörliches Andeuten, daſs die Judäer, bald mehr bald weniger aus eigner Schuld, ihn unrecht ausdeuteten; wovon in den andern Evangelien weder Spur noch Anlaſs.

Alles dieses betrifft nicht nur etwa solche Diversitäten, welche natürlich entstehen, je nachdem die nämliche Person von anderen Materien, gegen Menschen anderer Art, nach anderer Zeit, Absicht und Tendenz spricht. Auch könnten solche durchgängige Diversitäten der Redeweise nicht etwa dadurch entstanden seyn, wenn der Apostel Johannes sogleich Jesu Reden aramäisch sich notirt und nach 60 Jahren übersetzt hätte. Der

beym Logos-Evangelisten redende Jesus redet, wie dieser Evangelist selbst; er ist in dessen ganz eigne Art übergetragen. Bey Lukas redet das ganze Evangelium anders, nämlich hebräischartiger, als Lukas, da wo er für sich im Eingang I, 1—4 redet.

Dieses bleibt unläugbar, wenn gleich Rec. manche einzelne Stelle, welche Hr Br. S. 40—64. als den redenden Personen nicht angemessen, folglich ihnen nur angedichtet, kritisirt, nicht so unstatthaft finden kann und das in seinem Commentar gesagte bestätigen möchte; wie etwa bey I, 27. dass der Ausdruck ἔμπροσθεν μυ γεγονεν. als gleichbedeutend mit לפני היה לנגדי היה oder על־פני היה nicht: esse prae me, (mehr als ich) sondern: esse coram me, oder in conspectum alicujus venire, bedeute. Der Täufer liebte das Paradoxon: der hinter mir Kommende (später als ich Auftretende) ist doch die Hauptperson! Deswegen steht auch 1, 17. ὁ οπισω μυ ερχομενος allein. Seit der Täufer aber die Taube bey der Taufe über Jesus als höchst bedeutungsvoll, als Symbol, ειδος, heiliger, göttlicher Geisteskraft, betrachtet hatte, sagte er: Dieser ist's, von dem ich als dem hinter mir Kommenden zu sprechen pflegte, ein Mann, welcher nun (beym Taufen) vor mir stehend geworden ist, so dass er mir weit vorgehend (der Messias selbst) war, vir, qui, quod me potior erat, ante oculos mihi positus est. Vorausgesetzt nämlich bleibt, dass der Täufer den ihm fast gleichzeitigen jungen Mann, Jesus, seinen Verwandten, zwar zuvor schon, nach Mt. 3, 14., sehr geachtet, aber doch ihn als den Messias nicht gewusst hatte, κκ' ηδει. Eben so zweifelt Rec. immer noch nicht, dass Joh. 3, 31—36. nicht der Täufer, sondern der Evangelist, in seiner Weise dazwischen rede, da dieser auch sonst, 3, 16—21. 2, 23—25. 12, 9—19. in eigener Person interloquiret, u. dgl. m.

Besonders muss Rec. bemerken, dass sich die Reden Jesu über sich selbst, wie 5, 17. 19. 10, 35, 38. sehr unterscheiden von dem, was der Vf. des Logos-Evangeliums zu seinem höchsten Satz gemacht hat, dass also dieser sie nicht nach seinem Dogma fingirt haben kann. Ihm für sich ist die Identität des Messiasgeistes mit der höchsten, aus Gott hervorgegangenen Intelligenz, dem Logos Monogenes, Hauptgedanke. Diese Identität ist sein Dogma. Zur Bestätigung desselben giebt er manche Aussprüche von Jesus selbst über seine Gottgleichheit. Aber er giebt sie so, wie sie waren, nur als dahin approximativ, er giebt sie also redlich, wie Jesus sie gesagt hatte; nicht, wie es Hrn. Br. scheint, mit seinen Abänderungen und nach der Besonderheit seiner Logologie. Jesus hatte zum Beyspiel darüber,

dafs er, im Gegensatz gegen ungöttliche Juden, die Gottheit seinen Vater, 5, 17., genannt hatte, zweyerley erklärt; zuerst: er sey durch genaue Beobachtung, was Gott gethan haben wolle, Sohn des Vaters, 5, 19. 20., also durch kindliche Anhänglichkeit und Folgsamkeit. Alsdann war Jesus noch höher aufgestiegen, seine Gottähnlichkeit, oder Sohnschaft von der väterlichen Gottheit, daher zeigend, dafs er in Erweckung zum geistigen Leben, wie der Vater im Geben des physischen Lebens, als ein Sohn der Gottheit sich betrage, und dadurch, vermittelst der Sache selbst, nicht durch ein willkürliches Gericht, Richter der Menschen sey, indem, wer sich nicht zum geistigen Leben erwecken lasse, nichts anderes als geistig-todt, schon abgeurtheilt, seyn könne. Beydes dieses nun führt der Logos-Evangelist so an, wie Jesus es vor Judäern gesagt haben konnte und also ohne Zweifel auch gesagt hat. Es liegt darin nichts von Vergleichung seines Seyns und Wesens mit der Gottheit; seines Willens und Thuns hohe Verwandtschaft mit Gott aber ist nachgewiesen. Und dabey läfst es auch der Evangelist, so dafs Rec. nicht mit Hrn Br. sagen kann: der vierte Evangelist habe seinen Logos in Jesu Reden hineingetragen, sie nach dieser Richtung geformt und gedichtet. Vielmehr nimmt nur der Evangelist, was ihm von dorther Vergleichbares bekannt wurde, gerne, doch aber blos so, wie es gesagt seyn konnte, nicht wie wenn er von Jesus eine Behauptung einer wesentlichen Logos-Erzeugung aus der Ueberlieferung wüfste, sondern, wie es war, als Sohnschaft von Seiten des Geistes und Wollens, aber in dem eminenten Grade der auch palästinensisch höchstgeachteten Gottessohnschaft des Messias. Selbst was Jesus von seinem Einesseyn mit dem Vater, der Gottheit, 10, 29. 30. gesagt hatte, giebt der Evangelist rein, wie es an sich glaublich ist, und also höchst wahrscheinlich gesagt war. Auch nach des Logologen Ueberlieferung behauptete Jesus: die Gottheit, mächtiger als Alles, also auch als Jesu Gegner, erhalte die Seinigen in der beseligenden Verbindung mit Ihm, weil er selbst mit Gott Eines sey. Hätte der Evangelist Jesus, als höchsten Logos, davon reden lassen wollen, dafs er selbst wesentlich Eines sey mit der Gottheit, so hätte er nicht anführen müssen: Jesus habe sich auf den Schutz des Vaters verlassen. Wenn er, das heifst, der Logos in ihm, von sich als wesentlich Eines mit dem Vater zu reden im Sinn gehabt hätte, so hätte er sich auf seine eigene, der Schutzkraft des Vaters gleiche, Kraft berufen müssen. So etwas unterlegt ihm aber der Evangelist nicht; er läfst ihn nicht einmal sagen: ich, als messianischer Geist, als ὁ υἱος τȣ θεȣ, habe von der Gottheit, dem Va-

ter, eigene Macht genug, um die Meinigen zu schützen. Rec. findet also nicht mit Hrn Br., daſs der Evangelist ein Logos-Verhältniſs in Jesu Reden zurück getragen habe. Nur zweyerley sehen wir; erstlich, daſs der Vf. des Prologs die Identität eines Logos Monogenes und des im Leib (Fleisch) erschienenen Messiasgeistes glaubte und behauptete, und dann: daſs er Reden Jesu über sich selbst, in sofern sie eine Präexistenz in Herrlichkeit bey der väterlichen Gottheit und das Einesseyn im Wollen und Wirken mit Gott ausgesprochen hatten, gerne aufsammelte und in dieser Beziehung und Richtung gleichsam in die Reihe stellte, so daſs er dadurch der Logos-Idee sich nähern, aber doch nur nähern konnte, und das Logosverhältniſs als die Spitze, als den Culminationspunct von diesen immer nur approximativen Erhebungen des Messiasgeistes, endlich zeigte, jedoch dasselbe nur in seinem eigenen Namen aussprach. Selbst die Kunde, daſs Jesus angedeutet hatte, wie er als Messias, als höchster Regent der Nation, sogar ein θεος genannt werden dürfte, weil ja nach Ps. 82, 2. alle Regierende wie Götter seyn sollten und er, was er seyn solle, wirklich sey (10, 34. 35.) giebt der Evangelist, wie es im palästinischen Sinn gesagt war, ungeachtet er ohne Zweifel wohl verstehen muſste, daſs dieser Anspruch Jesu auf den Namen θεος ein ganz anderer sey, als der, nach welchem er, der Evangelist, von dem Logos Monogenes sagen konnte: und ein Gott war dieser Logos, καὶ θεὸς ἦν ὁ λογος. Getreu giebt also der Johanneische Evangelist auch das, was seiner Idee nur von ferne sich annäherte, ohne es nach dieser umzugestalten.

Für den Rec. ist demnach das Resultat der von Hrn Br. klarer geltend gemachten Diversitäten darin zwar unläugbar, daſs der vierte Evangelist Jesu Reden in seine eigene Redeweise übergetragen habe. Aber daſs er Jesu Gedanken geändert und besonders das Logosverhältniſs in diese hinein gelegt habe, oder sonst wissentlich und absichtlich sie nach seiner eigenthümlichen Meinung oder λογολογια dogmatisch gewendet, dies kann Rec. weder selbst, noch aus den scharfforschenden Nachweisungen des Vfs ersehen.

Nicht zu verkennen hingegen ist, daſs der Logosevangelist in einigen schlichten Worten Jesu, wahrscheinlich nach seiner Denkweise, andere geheime Beziehungen und Andeutungen findet, die sie, auch nach den andern Evangelien, nicht hatten. Nach diesen fing Jesus erst spät an, von der Wahrscheinlichkeit zu reden, dass er als Rebell den Römern angegeben, am Kreuze werde sterben müssen. Von der Zusammenkunft mit den zwey Männern, welche Petrus für Mose und Elias hielt, Lk. 9, 31. zeigen sich dergleichen Ansichten nicht.

Vgl. Mt. 20, 17. Mk. 10, 32. Lk. 18, 31—54. wo Jesus noch gar nicht von den Aposteln verstanden wurde. Der Johanneische Evangelist aber bezieht alles mögliche und unmögliche dahin; schon 3, 21. Jesus sagt 8, 28. sehr einleuchtend den Judäern: »Wenn ihr mich, wie ich als Menschensohn bin, hoch hieltet, so würdet ihr auch noch tiefer einsehen, was ich bin (oder: daſs ich es, der Messias bin) und nach der väterlichen Gottheit Sinn und Willen lehre und handle.« Was er also hier unter ὑψȣν = הַגְבִּיהַּ dachte, war leicht zu sehen. Vorgefaſste Nichtachtung gegen Jesus verkehrte mancher Urtheil über ihn. Und so verstund Jesus auch das Bild der Heilungsschlange bey Mose 3, 14. ohne Zweifel davon, daſs auch er der Nation, wie etwas Hochemporgehaltnes gezeigt, und sie dadurch zur Anerkennung seiner bewogen werden müssen; wozu der angesehene Nikodemus viel beytragen konnte. Dennoch denkt anderswo der Logos-Evangelist gar zu leicht an ein Vorausdeuten auf die Todesart der Kreuzigung. Aber auch 12, 33. führt er wenigstens Jesu Worte richtig und ungeändert an, so daſs man das unrichtige der Auslegung aus des Auslegers Ueberlieferung selbst leicht entdeckt. Jesus sagte wirklich: »Jetzt ist eine entscheidende Zeit, eine Krisis für die Welt. Der Weltregent wird hinausgestossen (entweder der gute oder der böse!) »Werde ich von dieser Erde (weg in den Himmel) erhöht, so will ich alle zu mir ziehen.« Alle aber ans Kreuz hinauf zu ziehen, dies war doch gewiſs der Wortsinn nicht; also konnte auch unter diesen ὑψωϑῶ seine Todesart nicht verstanden seyn. Der Evangelist deutete unrichtig; er deutete so, wie der Apostel Johannes selbst höchstwahrscheinlich es nicht konnte. Er kann, denkt Rec., die Worte Jesu vom Apostel Johannes gehabt haben, aber die — unpassende — Deutung nicht. Dennoch umgedichtet hat der Evangelist auch hier den Inhalt der Rede nicht; er hat nicht, seinem System zu gefallen, anders erzählt, als dem Gedanken nach überliefert war.

Ebenso erklärt Rec. in manchen Beziehungen, welche sich Hr. B. im Kap. II. S. 65 — 82. zwischen der gnostischen Geschichte und einigen Ueberlieferungen des Johanneischen Evangelisten denkt, zwar die Gelehrsamkeit und Forschungskraft des Vfs. gar sehr, überzeugt sich aber doch davon nicht, daſs der Evangelist um seiner möglichen Beziehungen willen diese Erfolge erzählt oder gar gedichtet habe. Daſs Joh 3, 29. sich der Täufer mit einem Bräutigamsfreund verglich und Jesus dann den Bräutigam nannte, ist eben so schicklich, als daſs in einer andern Allegorie Jesus seine Lehrjünger als υἱȣς τȣ νυμφωνος darstellte. Warum sollte jenes erdichtet seyn? eines

das andre ausschliessen? — »Ueber die Absicht, warum Jesus seinen Jüngern die Füsse wusch, giebt der Joh. Evangelist selbst Jesu Auslegung 13, 13. 14. Warum sollten wir nun glauben, der Evangelist wolle, Jesus habe durch jenes Abwaschen die — vielleicht gnostische — Einwendung (welche Tertullian. de Baptism. c. 6. bemerkt) dafs die Apostel selbst nicht getauft, also nicht renati ex aqua et spiritu gewesen seyen, zu lösen die Absicht gehabt? Der Evangelist sollte einen so verborgenen Zweck gehabt, und diesen nicht, sondern sogar einen andern symbolischen, passenden, angegeben haben? Jesus sagt zu Petrus, der den Meister nicht des Hausdieners Geschäft an sich verrichten lassen wollte: Würde ich dir nicht thun, was ich den Andern that, so hättest du nicht (eben so viel) Theil an mir. Müssen wir denn alle solche Reden Jesu immer im Tone eines feyerlichen Dogma gesprochen seyn lassen? Petrus antwortet scherzend: O, dann lasse ich mich lieber vom Kopf bis auf die Füsse waschen! Ebenso war Jesu Wort ein freundlich scherzendes gewesen. Jesus war nicht der feyerliche, der ernste, wie der Täufer. Der reinen Tugend höchste Würdigkeit ist die mit der Philanthropie (Tit. 3, 4.) Affabilität und Gemüthlichkeit vereinigte. Dies ist das Bild, welches dem Rec. von Jesu Character und Betragen aus den Evangelien allen vorschwebt, das eigentliche Ideal der unbesorgt-reinen, der im Frohsinn unverletzlichen, am Tische des Pharisäers und des Zöllners heitern, ihrer selbst gewissen Tugend.

In der Geschichte von Lazarus Wiederauflebung möchten wohl die Worte 11. 4. ἱνα δοξασθῃ ὁ υἱος τȣ θεȣ δι' αυτης auslegende Parenthese des Evangelisten seyn. Vielleicht liegt auch in den Worten 11, 42. etwas Misverstandenes. Aber aus solchen Nebenumständen kann Rec. nicht mit Herrn Br. S. 79. folgern: »Tota igitur narratio conscripta est, ut consilio dogmatico inserviret.. Dogmaticum hic potius egit scriptor, quam historicum.« Sicher zu bestimmen ist freylich nicht, warum die andern Evangelien diese nächste Veranlassung, dafs jetzt auch die mächtigen Sadducaeer als Auferstehungsfeinde sich endlich schnell mit den Pharisäern wider Jesus vereinigten und gerade hierdurch die Beschleunigung seines Todes entschieden wurde, gar nicht berühren. Wollte Matthaeus und Lukas dem Hafs gegen Lazarus, den man auch tödten wollte 12, 10. nicht Nahrung gewähren, ihn nicht, so lange er lebte, in Gefahr setzen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 8. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Probabilia de Evangelii et Epistolarum Joannis Apostoli Indole et Origine Eruditorum judiciis modeste subiecit CAROLUS THEOPH. BRETSCHNEIDER, Th. Dr. Consist. Supr. Gothani Consiliarius, et Ministror. Verbi divini in ducatu Goth. Antistes summus. (παντα δοκιμ. τ. καλον κατεχ.) Leipz. bey Barth. 1820. 226 S. in gr. 8. 1 Rthl.

(Fortsetzung der in No. 7. abgebrochenen Recension.)

Dagegen kann auch Rec. die Ausdeutung, welche der Johanneische Evangelist 11, 51. macht, nur für ein Misverständniſs halten, welches dem Apostel schwerlich zuzuschreiben seyn möchte. Dem Rec. ist es schwer, zu glauben, daſs Johannes, der Apostel selbst, dem Kaiphas, wie dieser noch so feyerlich auf dem Hohenpriesterstuhle sitzend, sich gebärdet hatte, eine wirkliche Prophetenbegeisterung zugetraut habe. Nicht der Stuhl, sondern der Mann prophezeyht; und daſs ein prophetischer wahrer Gottesgeist auch dem Unreinsten, blos weil demselben das Amt gegeben wäre, zu Theil werde, da er durch den unreinsten Mund amtlich wahr rede und wie ein reines Wasser durch einen unreinen Canal gehen wolle, geht über die Glaublichkeit. Dergleichen Data leiten, dünkt uns, dahin, den Johanneischen Evangelisten von dem Apostel Johannes zu unterscheiden, jenem die Einkleidung, jenem auch einzelne Misverständnisse, diesem aber die Ueberlieferung solcher Hauptpuncte zuzutrauen, welche denn doch der Johanneer im wesentlichen nicht geändert, für seinen Zweck benutzte.

Das Wort ὁ λογος, alles was man dadurch Hyperphysisches dachte, und der ganze Prolog ist dann ohnehin Sache des Johanneers, wie in der Apokalypse 19, 14. Ausspruch des Apokalyptikers. Der Johanneer unterscheidet es, als sein eigenes, redlich genug auch dadurch, daſs er es in der Tradition selbst nicht einmischt. Vielmehr giebt er aus Jesus und des Täufers Mund nur Prädicate a) von herrlicher Präexistenz des Messiasgeistes bey dem Vater, der Gottheit selbst, b) von einer dem Vater nachahmenden Sohnschaft, und c) von unanstöſsiger Anwendung einer den obrigkeitlichen Göttern zukommenden Benennung auf den höchsten von ihnen, den Gottgesalbten oder

Messianischen Gottessohn. In K. 5, 18. unterlegt, soviel Rec. sieht, der Evangelist nicht, wie Hr. Br. es ansieht, den Judäern einen noch höhern Begriff, eine Logologie, statt der hohen Idee vom ersten, ächten Gottessohn, dem Messias. Jesus hatte von Gott gesagt: «Mein» Vater; mit dem Nachdruck, dafs die Juden wohl hörten, Jesus deute ihnen an, wie wenig sie in ihrem Wollen und Handeln die Gottheit als ihren Vater zeigten. Darüber also sind sie erbittert, dafs Jesus im Gegensatz gegen sie und ihr Betragen die Gottheit seinen Vater nenne, sich als der Gottheit gleichwollend, gleichhandelnd andeute, um sie als ungleich gesinnt zu bezeichnen. So eifern sie, nicht um ein Dogma, sondern um ihre eigene Auctorität und Reputation. Ebenso erscheinen die Judäer 10, 33. Jesus hatte gesagt: Ihr seyd Meine Schaafe nicht. Wer mein ist (von Herzensgrund), den kann ich durch Gottes Macht ewigseelig lebend machen. Denn Ich und die über alles mächtige Gottheit sind Eines. Daraus folgern die Judäer, dafs Jesus sich, wie selbst ein Gott, an die Gottheit anschliesse, und zwar so, dafs daraus gegen sie die Blasphemie (= die Injurie) entstehe, sie seyen um so weniger Eines mit der Gottheit. Jesus giebt dieses auch, wie es sein Sinn war, zu, und sagte: ich schliesse mich so an die Gottheit an, wie es dem Messias zukommt. Alle Regenten, sagt Gott im Psalm, sollen seyn Götter. Ein solcher, und zwar der höchste unter ihnen, der Messias über alle jene Könige, die man Messiase und Gottessöhne nannte, war Jesus, also war er befugt, von sich wie von einem θεος zu reden, dem die Macht der allmächtigen Gottheit seine Angehörige erhalte und sie durch ihn beseeligen lasse. — Dafs der Johanneische Evangelist den einen nicht judäischen Messiasbegriff unterlegt hätte, kann demnach Rec. nicht finden. Der Vrf. des Prologs im Joh. Evang. giebt den Juden und Jesu weder seinen Logosbegriff, noch sonst einen patristischen, sondern den, welchen Jesus durch Ps. 82, 2. rechtfertigte. Und wer könnte denken wollen: Jesus habe erst Joh. 10, 29. 30. mehr gesagt und sey sodann vs. 34—36. wieder auf ein Minderes zurückgetreten? Der Judäische Vorwurf: Du machst dich zu einem Gott, setzest dich als Eines mit der Gottheit, als der Gottheit gleich! mufs nur nicht aus der dogmatisch-polemischen Stimmung angehört werden, welche seit den kirchlichen Controversien über die Gottheit Jesu nur deswegen die natürliche scheint, weil sie die angewohnte ist. Wenn von einem, welcher sagt, dafs Gott alles für ihn thue, weil er mit Gott eines sey, der Andere ausruft: Du machst dich zu einem Gott und uns zu Feinden Gottes, so ist der Sinn der populäre, und nicht so zu deuten, wie wenn

sie an Vertheidigung eines Dogma von der Unität Gottes gegen eine Triunität dächten oder als daran denkend eingeführt würden. Denn wer sich als wesentlich Eins mit Gott beschreiben wollte, könnte dann doch nicht die Macht der Gottheit und die Seinige so bestimmt unterscheiden wollen. Auch hierin ist also das Johanneische Evangelium richtige, d. h. den redenden Personen angemessene, Gedanken-Ueberlieferung.

Ebenso Joh. 6. Erst gebraucht Jesus, weil die Judäer ein Himmelbrod wollten, die Allegorie, sich selbst überhaupthin, vornehmlich aber dem Geiste nach, durch welchen er die Gottheit wie anschaulich kenne (vs 46) als ein Manna für die Judäer zu bezeichnen. Weiterhin Vs. 51. 53. steigert er die Allegorie: Selbst insofern er leiblich, mit Leib und Blut da sey, sollten sie ihn zu geniessen, ganz und gar aufzufassen und zu benutzen eilen. Denn 6, 62. einst, sobald er (der herrlich präexistirende Messiasgeist) wieder zur Gottheit zurückgegangen seyn (nicht mehr mit Leib und Blut unter ihnen da seyn) werde, sey sein Leib, die leibliche Gegenwart, nicht mehr für sie zu benutzen; alsdann würden sie sich an den Geist allein, an das, was er geistvoll und wahr gesprochen, halten müssen und doch sey ihnen das Geistige ja immer das schwere. Einen Anachronismus als Beziehung auf die Eucharistie findet Rec. nicht, weder in den Worten selbst, noch in der Darstellung des Ueberlieferers. Hätte man nicht, leider! den Kopf einst allzuvoll gehabt von Abendmals-Geheimnissen, auch Zwingli und Melanchthon als Philologen hätten den Anachronismus nie begangen, zu meinen, Jesus habe von dem, was er erst ein Jahr später am Abend des Scheidens unvorbereitet und augenblicklich, ohne irgend eine mysteriöse Deutung zu geben, sprach und that, schon ein Jahr früher mystisch so gesprochen, dafs ihn gewifs der Zuhörer keiner zu verstehen vermocht hätte.

Endlich vermag Rec. auch nicht zu finden, dafs der Evangelist durch Geschichtdata von den andern Evangelisten so abweiche, wie es der Apostel nicht gekonnt hätte. Rec kann nicht finden, dafs Jesus in dem Johanneischen Evangelium als am Tage vor dem Essen des Paschalamms gekreuzigt beschrieben werde, da er nach den 3 übrigen Evangelien nach diesem Mahle gekreuzigt worden ist. Hr. Br. folgert, dafs der Johanneer also hierin behaupte, was der Apostel Joh. auch vermöge der Tradition aller Asiaten das Osterfest der Christen betreffend, nicht behauptet habe. Rec. findet folgende ganz vereinbare Data: Sechs Tage vor dem Pascha kam Jesus, Joh. 12, 1. nach Bethanien, den Tag darauf 12, 12 wird er von dort durch vieles Volk aus Jerusalem mit Jubel wie der Messias abgeholt. Alsdann aber blieb er nicht

zu Jerusalem, (Hr. Br. schreibt p. 101. Hierosolyma intravit, ubi nunc versatus est) vielmehr hielt er sich verborgen, 12, 36. απελθων εκρυβη απ αυτων. Er ging aus Jerusalem jeden Abend, und nach dem was Matth. 23, 38. 39 erfolgt und gesagt war, blieb er endlich ganz vom Tempel weg. Hierauf sagt Joh. 13, 1. vor dem Feste des Pascha schon habe Jesus die äusserste Gefahr gewufst, sey aber doch zum Mal, zum δειπνον, hereingekommen. Wo wäre eine Spur, dafs dieses Mal nicht selbst das δειπνον κατ εξοχην war, das Paschamal, vor dessen Anfang Jesus wufste, was ihm drohe, aber dennoch der Pflicht, innerhalb Jerusalem es zu essen, zu rechten Zeit folgte. Der Ausdruck: Vor dem Feste des Pascha, geht auf das, dafs er wusste u. s. w. ειδως, οτι εληλυθεν αυτυ ἡ ωρα etc. Das Paschalamm wurde mit Anfang des Paschafestes, d. i., nach Sonnenuntergang gegessen. Nächst gegen Abend kam Jesus, weil er am Feste selbst nicht weit gehen durfte, nach Jerusalem hinein. Der vor diesem Abend laufende Tag war der, an welchem die Lämmer geschlachtet, die ungesäuerten Brode bereitet werden mufsten. Während dieses Tags hatte auch Jesus Mtth. 26, 17. Mk. 14, 12. (τη πρωτη ἡμερᾳ των αζυμων, οτε το πασχα εθυον) Lk. 22, 7. die Jünger zu diesem Paschabereiten in die Hauptstadt hineingeschickt. Während dieses Tags =,προ της εορτης τυ πασχα Joh. 13, 1. wufste er schon des Judas den Mord beschleunigende Verrätherey, kam aber doch zum Deipnon. Dafs am folgenden Morgen, nachdem alle Juden auch das Paschalamm gegessen hatten, die Hohenpriester den Procurator Provinciae zu einem öffentlichen Gerichthalten bewegen, durch die Erklärung, dafs sie, damit sie das Pascha essen dürften, nicht in seinen, von ungesäuertem Brode nicht gereinigten Heydenpallast eintreten könnten, ist ganz in der Ordnung. Denn das Paschaessen, το πασχα φαγειν, ist nicht auf das Essen des Lammes allein eingeschränkt. Sie hatten 7 Tage lang nur ungesäuertes Brod als Paschaspeise zu essen, wozu sie sich rein halten mufsten. »Ueber das Paschalamm hinaus« עָלָיו ad iuxta et ultra illud Deut. 16, 3. waren sie zum אֲכֹל חָמֵץ αζυμα zu essen verbunden, das Brod der Bedrängung, als festliche Erinnerung an das Elend, welches beym eilenden Zug aus Aegypten sie einst kein gesäuertes backen liefs. Wegen der ungesäuerten Mazzen ist das Fest sieben Tage lang חַג מַצּוֹת. Der Name Pascha, Uebergang aus Aegypten in die Freyheit, ging

zwar zunächst auf den ersten Tag des Mahls, doch auch über das ganze siebentägige Festleben. Vgl. 2 Chron. 35, 13 — 18. Wo Joh. 19, 31. von der Paraskeve, dem Vorbereitungstage spricht, ist ausdrücklich der Vorbereitungstag auf den wichtigen Sabbat der Festwoche, der Freitag angedeutet, an welchem Jesus gekreuzigt ward und auch um des Sabbats willen abgenommen wurde. Dieser nämliche Tag, vom vorigen Abend bis zum Abend der Kreuzabnehmung war eben der Hauptpaschatag, den man mit dem Deipnon zu feyern anfing. Was Hr. Br. Paraskeve des Pascha nennt, war der Tag vorher bis zum Abend, wo Lamm und Paschaspeise bereitet wurde = ἡ πρωτη τ. αζυμων. Uebrigens wird dieser Tag weder von Joh. noch von den 3 andern Evangelien παρασκευη (τȣ πασχα) genannt. Es ist demnach, wie Rec. schon im Commentar Th. III. ausgeführt hat, keine Disharmonie, wenn nur das το πασχα φαγειν Joh. 18, 28. in seiner Weite verstanden wird, da die Pflicht αζυμα φαγειν auch noch zum πασχα φαγειν gehörte. Auch hierin kann also Rec. der Kritik des Vfs, als ob etwas factisches, das durchaus nicht Johanneische Ueberlieferung seyn könnte, in dem Evang. sich entdecke, nicht bejahen.

Dennoch aber bleiben ausser denen bereits angedeuteten noch mehrere andere, nur kleinere Umstände, die Johannes selbst nicht geschrieben haben würde, die aber der — in den Hauptsachen zuverläſsige — Johanneer wohl, als Grieche, minder genau faſste, oder worin er einen der Sache mehr Fremden unabsichtlich kund giebt und also die Unterscheidung zwischen ihm selbst, als Vf. des Joh. Evangeliums, und dem Apostel, als dem Ueberlieferer oder μαρτυρων der Hauptmomente veranlaſst. Hätte Johannes seblst, auch für Nichtjuden, geschrieben, dennoch würde er, der geborne Jude, nicht überall das unterscheidende und gleichsam von sich wegschiebende των Ιȣδαιων hinzugefügt haben. Er, als Jude, hätte gewiſs genug gehabt, zu schreiben το πασχα, ἡ σκηνοπηγια. Einen Nichtjuden bezeichnet es, daſs 2, 13. und 11, 55. aber als το παχα τῶν Ἰȣδαίων, 7, 2. ἡ ἑορτη τῶν Ιȣδαίων ἡ σκηνοπηγια geschrieben ist. Wer anders als Juden, möchte man sagen, hatte dann το Πασχα und das Laubhüttenfest? Wodurch konnte ein damit ganz bekannter Vf. immer zu dem Zusatz veranlaſst seyn? Dahin gehört auch das Hinüberweisen in die Formeln εν τ. νομῳ τῷ ὑμετέρῳ 8, 17. εν τω νομω αὐτῶν 15, 25. ὑμεῖς ηλπικατε 5, 45. ὁ νομος ἡμῶν 7, 51. Ein jüdischer Rabbi hätte gewiſs gesagt εν τῳ νομῳ oder εν τ. νομῳ τȣ θεȣ בתורת יהוה und ein jüdischer Apostel hätte, auch an Griechen schreibend, an keine andere Formel gedacht. Eben so würde er auch das ihm selbst gar zu bekannte ῥαββι

Μεσιας 1, 39. 42. zu übersetzen wohl nie gedacht haben. Ob er an dem Apostel Joh. das sprachunrichtige Umdeuten von Σιλωαμ in απεσαλμενος zuschreiben dürfe, mögen Andere sich selbst fragen; wie auch, ob Er den Necknamen συχαρ שִׁכֹּר 4, 5. für das Samaritische σιχεμ geschrieben haben würde. Der Apostel Joh. konnte ferner nicht meinen, die Pharisäer hätten dem Nikodemus überhaupt abgesprochen, dafs irgend ein Prophet (προφητης ohne Artikel) aus Galiläa kommen können, da doch Jonas, Nahum, Elias, Elisa — nicht Judäer waren. Jene müssen ὁ προφητης, der Hauptprophet, הַנָּבִיא, gesagt und darauf gedeutet haben, dafs der Messias bekanntlich ein Davids Nachkomme seyn müsse. Nur der griechische Johanneer, als Nichtjude verstund solche Einwürfe nicht so genau.

Der scharfsinnigste und gelehrteste Theil der Probabilia ist das IV. Kapitel, worin Hr. Br. durch sehr specielle Geschichtkenntnifs die Zeitumstände und Zeitmeinungen nachweist, welche bey der Entstehung des Johanneischen Evangeliums sich zur Berücksichtigung anboten und wirklich als berücksichtigt erschienen.

I. Nach Dialog. c. Tryphone Jud. p. 234. schickten die Judäer (wie nach Aeg. 28, 21 dergleichen warnende Benachrichtigungen aus Judäa nicht selten gewesen seyn müssen) überall hin, um gegen die Christenparthie als eine αιρεσις ἄϑεος einzunehmen. Darin wurden die Juden nach Zerstörung Jerusalems noch heftiger. Dial. p. 335. und Vieles in dem sogen. λογος αληϑης des Celsus (— s. dagegen Origenes wider Celsus, welcher lange schon, ηδη και παλαι 1, §. 26. gestorben war) ist offenbar jüdische Feindseligkeit. Um so mehr ist das Evangelium des Johanneers gegen die Ιεδαιας gestellt; und um so mehr waren die Christen früher geneigt, den Logos Monogenes der Alexandriner als Eines mit ihrem Messiasgeist zu denken und dadurch den Heyden zu zeigen, dafs sie nicht blofs einen unsichtbaren Nationalgott, wie die Juden, sondern auch einen sich manifestirenden Gott für die ganze Menschheit verehrten, also nicht Ungötterey, auch nicht einen monotheistischen Nationalismus verbreiten wollten.

II. Von antidämonischen Wundern spricht das Joh. Evang. gar nicht. Diese wurden von den Juden selbst immer mehr getrieben, Jos. Archaeol. 8, 2. 5. Dial. c. Tryph. p. 311. und waren daher, besonders bey griechischen Lehrern, um so mehr ausser Auctorität, Origen. contra Cels. I, §. 68. Daher

giebt das spätere Evangelium dergleichen nicht. (Es führt überhaupt sein nach 20, 31 bezwecktes Ueberzeugen, daſs man Jesus als ächten beseligenden messianischen Gottessohn anzuerkennen habe, ganz richtig dadurch, daſs es einzelne Geschichten angiebt, wo bald diese bald jene Eigenschaft, die der Messias haben sollte, von Jesus, als ihm eigen, gezeigt war. Sein Schluſs ist also sehr bündig: Jesus war, wie der Messias seyn soll, also war er der Messias. Cui competunt praedicata, ille est subjectum Oder praedicata ipsa sunt τα σημεια subjecti.)

III. Das Johanneische Evangelium wählt von Jesus die Notizen aus, wo er mehr dogmatisirte, und giebt diesen in der dem Evangelisten eigenen Darstellungsart seine Einkleidung. Warum? Viele Christen wendeten sich schon mehr vom Practischen zur Gnosis, zur Theorie. Man beredete sich, s. Clemens. Alex. bey Euseb. KG II, 1 Jesus habe besonders durch Jacobus, Petrus, Johannes, den Andern nach der Auferstehung erst την γνωσιν übergeben. Diese war denn bey vielen schon auf das Ideal eines Logos Monogenes gerichtet, wogegen besonders Celsus eifert, (und auf die Frage, ob Jesus einen wahren Leib gehabt habe?) Ueberhaupt muſsten die Bestrebungen eines Kerinthus, Menanders, Harpokrates und Anderer, über die Apparenz hinausgehen, auch auf die historischer bleibende Christen doch ihren Einfluſs haben. Und nicht umsonst, denkt Rec., schrieben die KVV. dem Simon Magus alles jenes hyperphysischen Unheils Anfang zu. Er hatte den Gedanken, eine Kraft, Eigenschaft des höchsten Gottes, könne, als eigene Subsistenz oder Hypostasis, in einem Menschenleib eingekörpert erscheinen, unter die Samariter, und dort den ersten Christen nahe gebracht. Der Gedanke war einmal da: ὗτος εστιν ἡ δύναμις τȣ̃ Θεȣ̃ καλȣμενη μεγάλη. Simon wollte seyn, was die Kabbala הַגְּדֻלָּה nennt. Aeg. 8, 10.).

Hr Br. giebt hierauf mehrere specielle Vergleichungen des Joh. Evangeliums mit den Einwendungen, welche nach Celsus und Justin contra Tryphon. um den Anfang des II. Jahrhunderts gangbar waren, also zur Auswahl besonderer historischer Gegensätze veranlassen konnten.

Den Schluſs aus εστι 5, 1. daſs das Evangelium Jerusalem als noch unverwüstet voraussetze, (welchen auch Rec. in seinem Commentar machte) weiset Hr Br. ab, weil εστι für ἦν stehen möge. Daran zweifelt nun zwar Rec. sieht aber jetzt wohl, daſs 5, 2. richtiger übersetzt werden könne: es ist (noch) zu Jerusalem ein Badeteich u. s. w., weil dieser sich auch nach der Zerstörung der Stadt erhalten konnte. Denn daraus, daſs p. 69. Tertullian de Baptismo c. 5. wie Hr Br. bemerkt,

sage: et piscina Bethsaida (Bethesda?) usque ad adventum Christi curando valetudines ab Israël desiit deinde a beneficiis möchte Rec. keinen historisch sicheren Beweisgrund, dafs der Teich späterhin nicht mehr war, oder gar nie gewesen sey, nennen, da Tertullian Vieles wie Thatsache ausspricht, was nur seine Muthmassung war, auch die Stelle höchstens sagt: das (ohnehin nie beständig wirksame) Wasser sey — unter den Ruinen — vollends unwirksam geworden. Rec. bemerkt zugleich, da die Stelle: desiit deinde a beneficiis nicht in libro de Baptismo selbst, vielmehr nur in der Compilation contra Judaeos cap. 13. in einem blos declamirenden Zusammenhang sich findet und also um so weniger als historisches Datum gelten kann.

Das wichtigste ist, dafs nach C. V. VI. die kirchliche Tradition dafür, dafs das vierte Evangelium κατα Ιωαννην oder von Johannes dem Apostel sey, so spät anfängt. Für die Apokalypse als Apostolisch-Johanneisch spricht Justin der Märtyrer (circa a. 140.) mit Vorliebe. Vom Evangelium kein Wort ausdrücklicher Anführung. Der Stelle Joh. 1, 13. ziemlich ähnlich ist im Dial. c. Tryphon. ed. Wirzo. p. 170. (Vgl. p. 140, 204.) ὡς τυ αιματος αυτυ (Jesu) υκ εξ ανθρωπειυ σπερματυς γεγγεννημενυ, αλλ εκ θεληματος Θευ; es sind aber doch nur ein Paar Ausdrücke ähnlich, nicht der Sinn. Bey Joh. ist von denen, welche Gotteskinder durch Jesus werden, bey Justin soll von Jesus selbst die Rede seyn. Es sind also nur übliche cursirende Worte aus der Kirchensprache. Von der Kleidertheilung u. Verloosung wird in Apol. I, p. 70. und contra Tryphon. p. 256. etwas weitläufiger, als Mt. 27, 35. und Lk. 23, 34. gesprochen, doch ist nichts der Stelle Joh. 19, 23, 24. eigenes zu bemerken, ausser dafs Justin davon auch auf den Ps. 22. übergeht; was er mit und ohne diesen Anlafs thun konnte. Aus des Täufers Munde wird einmal vor: αλλα φωνη βοωντος u. s. w. angegeben: υκ ειμι χριστος, was bey Matth. nicht, aber Joh. 1, 20. steht. Doch ist die ächte Leseart bey Joh.: ἐγὼ υκ ειμι ὁ χριστος; also wieder nur entfernte Aehnlichkeit. In der II. Apologie c. a. 153. werden Jesu die Worte p. 95. zugeschrieben: ὁ εμε ακυων, ακυει τυ αποστειλαντος με — Vergleichbar mit Joh. 5, 24. 13, 20. 44. Aber vielleicht auch nur ein allgemein cursirendes Wort, ohne Citation. P. 94. erinnert man sich allerdings an Joh 3, bey den Worten: και γαρ ο χριστος ειπεν· αν μη αναγεννηθητε, υ μη εισελθετε εις τη βασιλειαν των υρανων. Οτι δε και αδυνατον εις τας μητρας των τεκυσων τυς ἁπαξ γεννωμενυς εμβηναι φανερον εστι. Ob aber das ο χριστος ειπεν Citation einer mündlichen oder schriftlichen Ueberlieferung seyn sollte, wer vermag dies zu bestimmen?

Und so zeigt dann Hr Br., dafs nicht bey Barnabas, nicht bey Clemens Rom., nicht in der kürzeren Ausgabe der Briefe

des Ignatius, dessen Tod circa 116. gesetzt wird, eine Bekanntschaft mit Eigenthümlichkeiten des Johanneischen Evangeliums sich finden lasse, das doch so vieles Idiomatische hat. Nicht einmal im Briefe des Polykarpus, der doch Schüler des Johannes, Bischof zu Smyrna, und circa a. 157. für des Johannes Tradition vom Pascha sprechend, unter Aniketus zu Rom war (s. Iren. III,3.) ist ein solcher Johanneischer Ton- u. Gedankengang oder eine Logologie zu bemerken. Auch Hermae Pastor, auch die ältern Pseudepigrapha und Apokrypha des A. und N. Es haben nichts aus dem 4ten Evangelium, so sehr dessen Ton ihnen der nächste hätte seyn mögen.

Der Sibyllinischen Bücher Ursprung unter den Christen ist an sich ungewiſs. Sie haben zwar *ὁ λογος* als *θεος ἡμων*, aber im übrigen nicht auf die bestimmtere Art des Joh. Evang. Die einzige im Dogmatischen mit diesem zusammentreffende Stelle ist B. 8. p. 746. ed. Gal.

γνωθι τις ἐσθ' ὁυτος και τον γενετηρα τοτ' οψει

Vgl. Joh. 12, 45. 14, 7. 9. Aber wie alt ist diese Zeile selbst? Von einem historischen Umstand, der Seitenverwundung heiſst es p. 184.

και στεφανον φορεση τον ακανθινον ηδεγε πλευραν νυξωσι καλαμοισιν

und p. 651. B. 8.

πλευραν νοξωσι καλαμῳ δια τον νομον αυτων.

Wegen des Ausdrucks *νυττειν* möchte wohl mancher, da der Gelehrte so gar leicht meint, Andere müſsten auch gerade von dem, was ihn interessirt, voll gewesen seyn, schnell an den Text Joh. 19,34. gleich als an die offenbare Quelle denken. Aber wieviel sprechender ist dagegen der Unterschied in dem zweymaligen *καλαμοι*, *καλαμος*, da nach Joh. eine *λογχη*, und zwar von einem Römer, also nicht *δια τον νομον ἀυτων*, den Stich machte. So unsicher ist die Beziehung solcher Anspielungen! Man hatte und mischte im Alterthum mancherley im Gedächtniſs, aber die Massen zum Citiren lagen nicht so um die Schriftsteller her, wie unsere Büchermenge.

Nicht einmal dieses, daſs die Logos-Idee gerade aus dem Joh. Evangelium unter die Christen ausgegangen sey, ist historisch darzuthun. Justin hat sie sehr. Aber gerade nicht in Johanneischen Ausdrücken. Hätte er sie aus Joh. geschöpft, würde er nicht des Evangeliums, des Prologus, leicht so tief sich einprägenden Logos-Beschreibungen zugleich angenommen haben? Erst aus Tatian Orat. ad Graecos (circa a. 172.) hat Hr. Br. p. 193. eine dem Prolog des Joh. entsprechende Logologie anzuführen. Celsus s. Origen. adv. Cels. II. 30. 31. weiſs, daſs die Christen ihren Sohn Gottes *λογος* nennen, und

αιτολογος. Probabilia p. 127. Aber nichts charakteristisches ist dabey, das uns zeigte: sie nannten ihn so nach Joh. Evang. Eine Stelle §. 36 L II. Origen. contra Cels. bezieht sich auf das vergossene Blut Jesu. Celsus spottet, ob es wie ιχωρ gewesen sey. Aber nicht Celsus, sondern Origenes selbst erst denkt dabey gerade an die Seitenwunde und beruft sich wegen dieser auf τα σπκδαια ευαγγελια (auf die mit Fleiſs gemachte) Daſs Montanus sich selbst den Paraklet, nach dem Joh. Evangelium genannt, also wohl diese aus dem Joh. Evang. geborgt habe, ist den früheren Datis von ihm entgegen. Euseb. KG. 5, 3. Epiphan. (circa a 360) haer. 48. Ο Μονταvος ἑαυτὸν δοξαζει μόνον, καὶ λεγει ειναι πατερα παντοκρατορα (er sagt: der Vater sey allmächtig) καὶ εν αυτω ενοικισαι. Erst Anhänger Montans, wie Tertullian, glaubten: paracletum per Montanum et Priscillam locutum esse. — Nach Irenäus III, 11. sogar: non admittunt illam speciem Evang. quae est sec. Johannis evangelium infelices, qui Pseudoprophetae quidem esse volunt.

Was das auffallendste ist, selbst Valentinus, welcher circa 120 und später unter Bisch. Hyginus bis Aniketus zu Rom war (Iren III, 4) schöpfte nicht aus dem Joh. Evangelium. Irenäus I, c. 3. c. 6. c. 8. führt die Schrifsteller an, auf welche Valentin sich berufe. Er baute auf Manches aus dem Alten Test. auf Parabeln Jesu, nach den 3 Evangelien. . Erst Valentinianer (Fol. 40. ed. Massuet.) wollen zeigen, Johannes habe auf ihre ογδοας gedeutet μεμηνυκεναι. Geschöpft wollten auch sie also aus ihm nicht haben, wenn sie gleich sich desselben, nach Iren. plenissime bedienten, um ihre Meinungen hierin zu erklären.

Man darf nicht davon ausgehen: die uralte Tradition ist für Johanneischen Ursprung. Wo sind entscheidende Gründe dagegen? Man muſs vielmehr strenge sich selbst sagen: bis A. 150. haben wir über dieses Evangelium, sein Daseyn, seine Ableitung, gar keine Tradition. Lebte der Apostel wirklich bis unter Trajan — bis 98 oder 100., wie kommt es, daſs sein Evangelium erst nach 50 Jahren in die Logoslehre einwirkt?

Dies ist denn nun auch eigentlich die historische Stellung, auf welcher sich der, welcher, vorgefasster Meinungen leer, die Entstehungsdata des Johann. Evangeliums ins Aug fassen will, zuvörderst festhalten muſs. Geschichtlich weiſs man von einem Einfluſs desselben nichts — bis auf Tatian, bis auf den Valentinianer, Herakleon, welcher eine durch Excerpte bei Origenes bekannte gnostische Ausdeutung und Umdeutung von diesem Evangelium machte. Herakleon wird von Irenäus II, 4. neben dem Valentinianer Ptolemäus genannt, welcher nach I, 2. §. 2. ihm, dem Irenäus, gleichzeitig war. γνωμην „των νυν (!) παραδιδασκοντων, λεγω δη των περι πτολεμαιον, απανθισμα κσαν της

ουαλεντινου σχολης. Irenäus war seit 170 Presbyter, nachher Bischoff zu Rom. Ihm waren vier Evangelien nothwendig gewifs, aber warum? Weil man vier Winde und weil die Erde vier Ecken wie Säulen habe u. dgl. s. contra haer. III, 11. §, 7. Von einem historischen Forschen, ob Apostel, und wann, diese Vierzahl vollständig gemacht und der Kirche anbefohlen hätten, ist bey ihm wenigstens keine Spur. Er sagt III, 1. von den andern Evangelien sehr unhistorisch, wie wenn Marcus des Petrus Verkündigung, Lukas die des Paulus aufbewahrt und Matthäus hebräisch geschrieben habe. Wie schlimm charakterisiren dergleichen dem Innern der Evangelisten nicht gemäfse Behauptungen die Forschungen des Irenäus nach ächten Ueberlieferungen. Und gerade nach diesen Unrichtigkeiten tradirt er weiter: Postea et Joannes, discipulus domini, qui et suprapectus ejus recumbebat, et ipse edidit Evangelium, Ephesi Asiae commorans. Aber eben dieser Irenäus sagt auch II, 23. §. 5. ganz entschieden: alle Aelteste, die mit Johannes in Asien umgegangen, bezeugen, Johannes, der Jünger Jesu, welcher bis auf Trajans Zeiten gelebt, habe überliefert, dafs Jesus mehr als 40 Jahr alt geworden sey. Baue auf einen solchen Ueberlieferer, wer das Talent hat, einem, der zwey- dreymal das unrichtige ganz wie zuverläfsig tradirt, doch zuzutrauen, dafs man sich das viertemal mit Zuversicht auf ihn verlassen könne. Baue man in dieser schweren Frage auf die Tradition des Schriftstellers, welcher sagt: Johannes habe durch sein Evangelium den von Kerinthus unter die Menschen gesäeten Irrthum und den noch viel früheren der Nikolaiten wegnehmen wollen, (auferre volens III, 11. c. 1) da doch klar ist, dafs Kerinth in alles, was im Johannes-Evangelium vom Logos gesagt ist, ohne Bedenken hätte einstimmen können. s. des Rec. Selecta Capita Introductionis in N. Test. Diss. de Historia Cerinthi.

Soviel zeigt sich aus allem diesem, dafs wir wenigstens nicht wissen, wann das Johanneische Evangelium vor Irenäus Zeit bekannt wurde, wann, und durch welche Auctorität ein quadriformes Evangelium kirchlich-gültig geworden sey. Ueber 150 nach Christi Geburt zurück reichen unsere Blicke nicht. Selbst die Logos-Lehre ist bey Justinus c. 140. nicht mit Johanneischen Formeln.

Nichts bleibt also übrig, als aus dem Innern dieses Evangeliums selbst über seinen Ursprung soviel zu erforschen, wie möglich. Rec. macht den Versuch mitzutheilen, was ihm, nachdem er mit Hrn. Br. geforscht und zum Theil gleiches anerkannt, zum Theil manches in milderem Lichte (doch nicht gerade um der Milderung willen, sondern nach jetziger Ein-

sicht) erblickt hat, nunmehr das Wahrscheinliche dünkt. Die Prüfung Anderer, welche dergleichen Dinge klar genug zu betrachten vermögen, führe die Entscheidung weiter. Die Materie ist folgenreich genug, um uns zu rechtfertigen, wenn wir durch unsere Jahrbücher eine hinreichend motivierte Stimme darüber in die allgemeine Beurtheilung bey Zeiten übergehen lassen.

Findet sich nicht, wenn wir aus dem vorherigen die bleibenden Dissonanzen zwischen der Art des Johanneischen Evangelium· und den übrigen zusammenfassen, gar manches, was wir dem Johannes, als apostolischen Schriftsteller, nicht wohl zutrauen können? Findet sich dabey aber nicht auch ein redlich beybehaltener, bedeutender Unterschied zwischen den Hauptmomenten, die als Ueberlieferung von Jesus gegeben sind, und dem Prolog, nebst den andern eigenen Ausdeutungen des Vfs.? Ist das erste wahr, so ist nicht Johannes, der Apostel selbst der Verfasser. Ist das zweite — worinn Rec. am meisten von Hrn. Br. abgeht — richtig, so ist das Evangelium doch wohl *κατα Ιωαννην*, Abfassung eines Johanneers, der den Jünger, welchen Jesus liebte, allen andern vorzog, vor andern in der Ueberlieferung benutzen konnte, doch aber ihn so deutete, wie nun eben er es vermocht hat.

Was, gleichsam als hinleitend auf die Logoslehre, doch aber dieselbe bey weitem nicht in der Vollständigkeit, wie der Prolog des Evangeliums selbst aussprechend, aus der Ueberlieferung von einigen Aussprüchen Jesu im historischen Contraste gegeben ist, erscheint nicht als erdichtet, weil es mit derjenigen Palästinischen Vorstellungsart, welche den Messiasgeist übermenschlich hoch stellte und von der Ebionitischen, nur einen *ψιλον ανθρωπον* anzunehmen, sehr verschieden war, übereinkommt.

Dafs der M e s s i a s g e i s t b e y d e r G o t t h e i t i n e i n e m v o r z ü g l i c h e n Z u s t a n d p r ä e x i s t i r t habe, mufste ohne Zweifel auch von vielen Palästinischen Juden gedacht werden, da sie Daniels K. 7, 13. 14. vor sich hatten. Die Prophezeihung hat dort zunächst angedeutet, dafs nach dem Umkommen des kleinen verderblichen Horns vom vierten Thiere (des Antiochus Epiphanes) was das Uebrige der Thiere (die übrigen Reiche persischer und griechischer Abkunft) betrifft, fortgehend gemacht worden sey, ihrer Herrschaft und ihnen noch eine längere Lebensdauer gegeben werde auf Zeit und Frist. Hierauf noch eine längere Zeit, um zu herrschen, fährt die Prophezeihung fort: Ich war sehend in Gesichten der Nacht und siehe, mit W o l k e n d e s H i m m e l s wie ein S o h n e i n e s M e n s c h e n k a m (Einer) und ging bis zu den Uralten; und vor denselben

näherten sie Ihn. Und ihm wurde gegeben Herrschaft und Kostbarkeit und ein Königthum; und alle Völkerschaften, Nationen und Spracharten werden ihm dienen, und seine Herrschaft ist eine fortdauernde, welche nicht vorübergehen wird und sein Königthum ein solches, das sich nicht verderben wird.«

Nicht wohl zu bezweifeln ist, dafs Jesus selbst vor dem Hohenpriester und Synerium Matth. 26, 64. diese Prophetenschilderung im Sinn hatte, da er auf die beschwörende Gerichtsfrage: dafs du uns sagest, ob du bist der Gesalbte, der Gottessohn? erwiederte: Du hast es ausgesprochen. Ueberdiefs sage ich euch, von nun an werdet ihr diesen Menschensohn sehen sitzend zur rechten Seite der Macht, auch kommend über den Wolken des Himmels. Der Hohepriester erkannte hierin die Schilderung des Messias im höchsten Sinne als des auf Himmelswolken kommenden, wie ein Gottesgeist. Nicht der Idee nach, sondern nur durch die vollständigere Ausbildung, unterscheidet sich hiervon, was auch Paulus an die Kleinasiatischen Gemeinden, Ephes. 1, 20. 2, 1. Coloss. 1, 15-21. von dem Messiasgeiste als dem über andere sehr hohe Engelordnungen erhabenen, aussprach. Dieses alles ist eine und eben dieselbe, immer mehr ausgemalte Gedankenreihe, nicht erst von der griechisch-alexandrinischen Logoslehre ausgehend.

Aber diesen bey der Gottheit herrlich praeexistirenden Messiasgeist, durch welchen Gott auch die Zeiten schuf u. s. w. mit der Benennung ὁ Λογος κατ εξοχην, ὁ Λογος μονογενης auszuzeichnen, ist nicht palästinisch; diese Benennung und was alsdann weiter aus ihr abgeleitet wurde, findet sich für uns zuerst bey Philo, ohne dafs erst dieser sie hervorbrachte, da er vielmehr schon alle sich manifestirende Intelligenzen der Geisterwelt, gleichsam Sprechgeister = λογοι zu nennen gewohnt ist, den in seiner Art einzigen Logos aber über sie alle erhaben, als diejenige sich offenbarende Intelligenz den Weisheitsgeist, den Sprechergeist denkt, wodurch die Gottheit selbst Alles, was wird, werdend mache. Dieser Alexandrinische Sprachgebrauch, den höchsten der Geister ὁ λογος ὁ μονογενης zu benennen, war dann leicht auch in der verwandten Handelstadt Ephesus, bekannt, und schon der Vf. der Apokalypse, (welche vor*) der Zerstörung Jerusalems verfafst seyn

---

*) Hr Br. schliefst aus 18, 20., wo και οἱ αποστολοι sich im Himmel über Babels Untergang freuen, dafs die Apokalypse spät, nach der Apostel Tode, verfafst sey. Allein diese Andeutung setzt doch nur voraus, Babels Untergang werde so erfolgen, dafs die Apostel schon unter den himmlischen Heiligen Gott dafür würden lobpreisen können. Vielmehr

mufs. weil sie 11, 23. 24. davon nur ein Zehntheil umkommen, das übrige sich bekehren läfst) nahm es ohne weitere Erklärung auf, dafs sein Messias auch ὁ λογος τȣ θεȣ zu benennen sey.

Da die Begriffe zunächst einerley waren, nämlich den Messiasgeist als den höchsten der Geister bey der Gottheit anzuerkennen, warum sollte man Anstand genommen haben, ihn auch durch die Alexandrinische Benennung ὁ λογος, wie durch die Palästinische ὁ υιος τȣ θεȣ ὁ ερχομενος επι ταις νεφελαις τ. ȣρανȣ zu bezeichnen? Weiterhin gebrauchten die, welche tiefere Kennereinsicht, Gnosis, haben wollten, den Alexandrinischen Namen ὁ λογος ὁ μονογενης schon wieder zu weiteren, wie sie wohl meinten, Erhebungen des Messiasgeistes, bald (schon in Kerinth und andern Doketen) hielten sie ihn zu rein für einen eigentlichen Menschenkörper, gaben auch andern ihm untergeordneten Machtgeistern (θρονοις, εξȣσιαις bey Paulus) als fortdauernden Wesen (αιωνες, aeviterni) eigene Namen und Abstufungen. Valentinus dichtete wie eine Genealogie von 4 und 4 und 10 und 12 (=30) Geisterpaaren, vermuthlich nur als eine Allegorie über die Eigenschaften, die in Gott immanent, und über die andern, in denen die Gottheit emanirend oder nach Aussen wirkend sey. Sein Pleroma, seinen von allen wesentlichen Gotteskräften als selbstbeständigen Geistern erfüllten Aeonenraum, konnte er gewifs nicht aus dem Johannes-Evangelium 1, 16. nehmen. Sein eigener Gedanke, dafs das ganze Pleroma sein Bestes in den »Heiland« zusammen gegeben habe, der alsdann in das Aeussere hinaus wirkte, ist vielmehr Auslegung des Paulinischen, dafs der Messias sey ὁ τα παντα εν πασι πληρομενος. Ephes. 1, 23. und dafs in demselben das ganze Pleroma einzuwohnen beliebt habe. Coloss. 1, 19. Derley ins Unendliche vermehrbare, nicht einmal etwas Neues, noch weniger etwas den Menschen Heilbringendes lehrenden Phantasiespiele zu beschränken, war gewifs eine ächtchristliche Aufgabe.

Rec. vereinigt sich alle hierüber durch Hrn Br. klarer gewordene Data auf folgende Weise. Einer der Bekannten des Apostels Johannes hatte von diesem, mit Hinsicht auf dergleichen gnostische Zeitmeinungen allerley Andeutungen, wie auch Jesus sich als den in der Herrlichkeit praeexistirenden, mit der

---

ist eine andere Stelle von den 12 Aposteln, wo nur auf diese Jerusalem, das neue, gebaut ist, 21, 14., abermals ein Indicium früher Verfassung der Apokalypse. Wäre damals schon Paulus der ausgezeichnete Apostel gewesen, wie er es wurde, so hätte gewifs auch er als ein Fundamentalstein, θεμελιος, genannt seyn müssen.

Gottheit, dem Vater, innig vereinten Messiasgeist gedacht und alles Gute und Grosse, was man in Palästina vom Messias erwartete, in sich gefunden und gezeigt habe, so daſs er, der König des immerwährenden Königthums, auch aus Ps. 82, 6. die Worte: »Ihr sollt seyn Götter! auf sich als solcher anwenden konnte. Alles dieses nimmt er, dieser Johanneer, — aber in seiner Schreibart, Manier und Verständniſs, — zusammen, um einigen Nichtjuden, die er an Jesus glauben machen möchte, 20, 31., durch den ganzen Aufsatz hindurch lauter Eigenschaften und Prädicate darzustellen, von denen das Resultat eben das war, was er dort selbst als seine Absicht bestimmt ausspricht: Wer dieses Alles in der That war und von sich selbst behaupten konnte, der ist als der ächte Messias, als der Gottessohn, zu glauben (= überzeugungstreu anzuerkennen) und zwar so zu glauben, daſs dieser Glaube zum wahren Leben (nicht zu einer gnostischen, auf Gottkenntniſs stolzen, in Eigendünkel, ja in Sittenverderbniſs ausartenden Speculation) führe. War nun Jesu Geist der wahre praexistirende, erhabenste Messiasgeist, wie in der ganzen Sammlung seines Evang. jeder Abschnitt durch einen Theilbegriff davon aus den Johanneischen Ueberlieferungen nachzuweisen sucht, so war ebenderselbe dann auch das, was die Alexandriner, und schon auch von dorther die Ephesier, als den über alle die Gottheit manifestirenden Intelligenzen (Engel) erhabenen, ὁ λογος, ὁ μονογενης, zu nennen pflegten.

Das Eigene des Johanneers ist also, daſs er aus den von Johannes erhaltenen Notizen die einzelnen Belege sammelt, um mit dem palästinischen Sprachgebrauch vom Messiasgeist nach allen dort ihm beygelegten Prädicaten und in Jesus erprobten Eigenschaften den Alexandrinischen Sprachgebrauch, der ihn den in seiner Art einzigen Logos nannte, zu verbinden und als synonym zu zeigen. Somit konnte zwey Hauptpartheien Genüge gethan seyn. Zugleich aber gab dann der Evangeliumsverfasser ein wahrscheinlich für Viele wirksames Beyspiel, daſs man wohl so weit gehen könne, aber nicht noch weiter mit den christlichen Gnostikern in eine phantasirte äonische Geisterwelt ausschweifen solle. Er gab von dem Messiasgeist so viel Geistigerhabenes, als er aus der Ueberlieferung folgern konnte. Er vereinigte den υιος τε θεε κατ εξοχην mit ο λογος ο Μονογενης als Prädicate für das nämliche Subject. Aber gegen weitere Abschweifungen und Transcendenzen konnte sein in dieser Hinsicht immer noch einfaches Elogium des Messiasgeistes ein Präservativ werden.

Da war kein Pleroma, keine örtliche Aeonenfülle, als Geisterraum, mit einer durch die Phantasie jenes Allegoristen vernehmbaren und veränderlichen Menge von Aeonen, welche

wie eigene, in Substanzen ausgebohrne Realitäten der Gottheit gelten sollten. Joh. 1, 16. erlaubt die Grammatik nicht: πληρης χαριτος κ. αληθειας aus dem vorhergehenden αυτȣ und μονογενȣς zu verbinden. Es gehört zu Ιωαννης. Der Täufer hatte Jesu seine ersten Schüler vorbereitet, zugewiesen. Aus seiner Fülle nahmen sie, daſs Jesus sey ὁ αμνος τȣ Θεȣ, daſs der Geist als Taube ihn dem Täufer als den ächten Messias bezeichnet habe. Johannes der Täufer war dem Apostel dieses Namens, 1, 35. und vielen andern das Pleroma, die Fülle von wohlthätiger Wahrheit gewesen, woraus sie Kenntniſs von dem ächten Gottessohn schöpften. So hebt es dann der Johanneische Evangelist heraus, besser als die, welche unter den Christen Johannes des Täufers hohe Verdienste um die Sache miſskennen. Die Fülle von Gotteshuld, das »Pleroma« welches in dem schon durch seinen Namen Gotteshuld, Jochanan, dazu ausgezeichneten grossen Zeugen für Jesus zu den Johannesschülern (Andreas, Johannes der Apostel, Petrus u. s. w.) gesprochen hat, diese Fülle war es, aus welcher (nicht aus der Valentinischen Aeonenfülle) sie alle nahmen oder schöpften (1, 16.) um von Jesus als Messias, als dem vom Täufer selbst für geistig-grösser, hoch-gepriesenen, äusserst hoch zu denken, insofern selbst der, welcher ihnen zuerst ein Mann voll Gotteshuld (1, 15.) mit Recht gewesen war, jetzt gegen ihn, den Messias sich, kaum ein Knecht zu seyn würdig achtete.

Da sollte jetzt überhaupt keine Gelegenheit mehr seyn, andere Aeonen sich einzubilden, indem der Messiasgeist allein auch als der Logos Monogenes zu denken war, bey der Gottheit praeexistirend und von Anbeginn zu allem Wirken Gottes, des Vaters ohne jene immer nichts erklärende Zeugungen und Abstufungen anderer Aeonen, genügend. In diesem Sinn hatte der Johanneer durch Vereinigung einer einzigen hyperphysichen Hauptidee vom Logos, als weltschöpferischen höchsten Mittelgeist, mit dem was in der Idee vom Messiasgeist schon hyperphysisch war, eine Gnosis, aber eine noch einfache Gnosis hervorgebracht, welche man im Unterschied von den viel weiter ausschweifenden, grundlosen theosophischen Muthmaſsungen als antignostisch verstehen, und anwenden konnte. Und bey diesem nicht zunächst historischen Zweck mag es dem Johanneer hinreichend scheinen, von Johannes Hauptworte Jesu über das, was er gewesen und noch sey, und er leisten wolle, erhalten zu haben, deren sich der Apostel in Verbindung mit äusserm Erfolge und besonders mit allerley judäischen Miſsverständnissen nach so langer Zeit noch erinnerte.

(Der Beschluſs folgt.)

No. 9. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Probabilia de Evangelii et Epistolarum Joannis Apostoli Indole et Origine Eruditorum judiciis modeste subiecit CAROLUS THEOPH. BRETSCHNEIDER, Th. Dr. Consist. Supr. Gothani Consiliarius, et Ministror. Verbi divini in ducatu Goth. Antistes summus. (*παντα δοκιμ. τ. καλον κατεχ.*) Leipz. bey Barth. 1820. 226 S. in gr. 8. 1 Rthl.

(*Beschlufs der in No. 8. abgebrochenen Recension.*)

Diesen in seiner eigenen Sprachart, Einkleidung, Zusammenkettung, Ausdeutung, darzustellen, hatte der Johanneer kein Bedenken, wie kein alter Schriftsteller, wenn die Absicht nur auf Hauptpuncte gerichtet ist, sich ein Bedenken zu machen pflegte, wenn etwa eine Rede zu bilden war, die gewifs eben so wenig, als Jesu letzte Tischreden und sein Gebet in den Augenblicken grosser Gemüthsbewegungen der Apostel, wörtlich ins Gedächtnifs gefasst worden seyn konnte. Und so werden auch Mifserklärungen von Worten Jesu (wie 3. 21. 22. 21, 19.) oder unpassende Einmischungen von Nebenumständen, wie dergleichen von Hrn. Br. manche unläugbare bemerkt sind, bey Voraussetzung einer solchen Entstehungsart und Beabsichtigung des Ganzen nicht unerklärlich und doch minder anstöfsig.

Immer noch war auf diese Weise das Evangelium Johanneisch, es war *κατὰ Ιωαννην*, wenn gleich nicht *Ιωαννȣ*. Es wird ferner begreiflicher, dafs von Johannes ohne Namen 1, 35. (gewöhnlich: ein Anderer 18, 15, oder der Andere Jünger: *ὁ αλλος μαθητης* 18, 16. 20, 3. 4. 8) gesprochen ist. Nur wenn ein Anderer schrieb, mag ein solches nichtssagendes Sagen erklärbar werden. Noch mehr aber dies, dafs das Umschreiben mit Prädicaten geschieht, die Ioh. selbst doch schwerlich so gehäuft hätte, wie 21, 20. (*ος και ανεπεσεν εν τω δειπνω επι το στηθος αυτȣ κ. ειπε· κυριε, τις εστιν ο παραδιδȣς σε*), Selbst das gewöhnliche *ὸν ηγαπά Ιησȣς* 3, 23. 19, 26. 21, 7. 20. *ὸν εφιλει* 20, 2. ist als Bezeichnung von einem Andern sehr schicklich. Da man aber eine solche gegen die andern Apostel offenbar zurücksetzende Bezeichnung dem Johannes selbst zuschreiben und wie eine Bescheidenheit ausdeuten konnte, war dem Rec. oft unbegreiflich. Modestius enim haud dubie fuis-

set, nomen simplex Ιωαννης scribere, quam se (ipsum) formulis ὁ μαθητης, ον ηγαπα, εφιλει ο Ιησυς, insignem facere. Br. p. 112.

Auch daſs der Johanneer seinen griechischen Lesern sogar Rabbi und Messias und Kephas ins Griechische übersetzt 1, 39. 42. 43. und bey Σιλωαμ 9, 7. an απεσταλμενος, das heiſst bey שִׁלּוּחַ emissio sc. aquae, an שָׁלוּחַ missus sc. homo denkt und daſs er überhaupt gar gerne und mehrmals unrichtig deutelt, wird bey einem Ephesisch - Griechischen Johanneer erklärbar; was es bey Johannes selbst schwerlich werden kann.

Erklärbar wird ferner das Sonderbare, daſs der alte Vf. an einer einzelnen Stelle 19, 35. sich selbst sehr angelegentlich das Zeugniſs der Wahrhaftigkeit giebt. Wer, wenn er selbst der Vf. ist, würde niederschreiben: Der, welcher es — das Herausrieseln von Blut und Wasser aus Jesu Seitenverwundung gesehen, hat es bezeugt und wahrhaft ist seine Zeugschaft und er wuſste, daſs er wahres sagt, so daſs auch Ihr glauben möget? Sind dies nicht viel natürlicher Worte eines Dritten, eines Johanneers, welcher bey dem einzelnen Factum, als einem Beweis, daſs Jesu Leib ein wahrhaft wässrichter und Blut enthaltender Leib war, die Aussage des Augenzeugen gegen die Asketen - Gnosis als genau erfragt und aus sicherer Erinnerung geschöpft, auszeichnen wollte? Hätte Johannes das Ganze geschrieben, so muſste seine Wahrhaftigkeit gleich sehr über das Ganze verbreitet seyn. Höchstens hätte er bey der einzelnen, wegen der Anwendbarkeit wichtigen Thatsache sagen können: Der dieses schreibt, hat es selbst gesehen, so daſs Ihr es sicher glauben könnet. Aber von sich selbst schreibt doch gewiſs niemand: Und seine Zeugschaft ist wahr und er weiſs (noch) daſs er wahres sagt. Immer wird der behutsame Kritiker aus dergleichen — sobald der Apostel als solcher selbst schrieb, gewiſs ganz unnöthigen — Versicherungen der Glaubhaftigkeit und Bemühungen um Auctorität (mit Hrn, Br. p. 112) die kritische Ahnung schöpfen, daſs der Schriftsteller nicht ein solcher war, der ohnehin überall schon Glauben und Vertrauen zu haben vorauswuſste. Inde vero, schlieſst Hr. Br., simul causa cur in toto libro Joannem non nominaverit, intelligitur. Noluit nomen celebratum diserte usurpare. Quo magis lector ipse sibi suo judicio hoc nomen auctoris invenisse videbatur, eo minus de veritate suae coniecturae dubitabat.

Die Stelle 19, 35. erinnert an die ähnliche 21, 24. wo die Worte: Wir wissen, daſs desselben — des von diesen Dingen zeugenden Jüngers — Zeugenschaft wahr ist, vielen, auch

Hrn. Br. noch (Rec. begreift nicht wie?) als Worte der nämlichen Person gelten sollen. Der Schriftsteller soll in ebendemselben Satz von sich in der ersten und in der dritten Person reden können. Wir soll hier gleichsoviel seyn als Ich. Es sey. Aber könnte denn z. B. jetzt hier der Rec. schreiben: Ich weiſs, daſs seine Meinung richtig ist? oder im gewöhnlichen recensirenden Ton: Wir (der Rec.) wissen, daſs Er (der Rec.) recht hat. *Οιδαμεν* kann freylich ein Schriftsteller von sich selbst sagen, aber nicht zugleich *Οιδαμεν οτι αυτου* (sc. *εμου*) *μαρτυρια αληθης εστιν.* Selbst, da der Vf. des Evangeliums sonst immer von Johannes in der dritten Person spricht, wäre schon das *οιδαμεν* oder das in der ganzen Schrift nicht vorkommende Auftreten des Johannes als Vfs. in der ersten Person schlechterdings unerwartet und unstatthaft. Der wahre Gang der Rede müſste seyn:

ουτος εστιν ο μαθητης ο μαρτυρων περι τουτων καὶ γραψας ταυτα καὶ οἶδεν, οτι αληθης εστιν ἡ μαρτυρια ἀυτοῦ.

nicht aber:

καὶ οἴδαμεν, οτι αληθης εστιν η μαρτυρια ἀυτοῦ.

Dieses nicht zusammenpassende *οιδαμεν* und *ἀυτου* erscheint als noch unpassender, weil gleich darauf ein *οἶμαι* in der ersten Person des Singularis folgt.

Fangen wir aber einmal die Betrachtung der ganzen Stelle davon an, daſs in dem Wort *οἶμαι*, welches am wenigsten bezweifelt werden kann, der Redende in der ersten Person des Singularis auftritt, so wird das wahrscheinlichste, daſs er vorher eben so sprach, also *οἶδα μὲν* zu lesen ist. Dies angenommen, ist die ganze Reihe der Sätze so zu fassen und zu verbinden:

»Dieser — von welchem Jesus sagt: wenn ich will, daſs er bleibe, bis ich komme, was betrifft dies dich? — Dieser ist derselbe Jünger, welcher von diesen Dingen zeugt. Und der, welcher diese Dinge geschrieben hat. »ich selbst weiſs zwar auch,« daſs die Zeugschaft desselben wahr ist; es giebt aber auch andere so viele Dinge, welche Jesus gethan hat. Wenn solche in Eines geschrieben würden, meine ich, die Welt selbst würde die geschriebene Bücher nicht annehmen.

Gerade, wenn man in Uebereinstimmung mit *οιμαι* auch durch das getheilte *οἶδα μὲν* einen gleichen Singular in der ersten Person erhält, entsteht eine passende Beziehung zwischen *μεν* und dem nachfolgenden *δε*, auch bekommt das *αυτου* seine Beziehung auf den Wahrheit redenden *μαθητης*, ohne dass dieser sich selbst, in zwey verschiedenen Personen redend, seine Wahrhaftigkeit bezeugt haben soll. Vielmehr tritt der *γραψας* selbst, das ist, der, welcher das von Johannes bezeugte, als Schriftsteller uns giebt, mit der in seinem Munde schicklichen Versicherung hervor: Und der, welcher dieses schrieb, ich

selbst weiſs auch zwar, daſs es sehr wahr ist, daſs es aber auch noch vieles zu schreiben gäbe, welches jedoch leicht allzuviel werden möchte.

Alles also hängt gut zusammen, wenn man nur von den jetzt gewohnten Interpunctionen abgeht. Der Text ist:

ϐτος εστιν ο μαθητης, ὁ μαρτυρων περι τϐτων. Καὶ ὁ γράψας ταυτα καὶ οἶδα μὲν, οτι αληθης εστιν ἡ μαρτυρια αυτϐ, ἔστι δὲ καὶ αλλα πολλα οσα εποιησεν ο Ιησϐς. ἅτινα εαν γραφηται καθ ἐν, ϐδε αυτον, οἶμαι, τον κοσμον χωρησαι τα γραφομενα βιβλια.

Zu bemerken ist nur noch, daſs in *Και ὁ γραψας* das ὁ nach Cd BD cant. veron. restituirt ist.

Wird nun diese Stelle, deren Schwierigkeiten indeſs immer gefühlt wurden, so gefaſst, so tritt zugleich der von dem bezeugenden wahrhaften Jünger, Johannes, sich selbst wohl unterscheidende Verfasser, *ὁ γραψας ταυτα*, am Schluſs offenbar hervor. Der zu Lösung vieler andern zum Theil oben schon bemerkten Umstände und Sonderbarkeiten angenommene Unterschied zwischen Johannes, als dem Gewährsmann der hauptsächlichsten Worte Jesu und solcher zu Schluſsfolgen wichtiger Erfolge, wie 19, 35. und zwischen dem Johanneer, als Verfasser des Ganzen, wird somit aus der Schrift selbst, nach einer bisher unrichtig interpungirten und nie befriedigend verstandenen Stelle, endlich zu entdecken und zu bestätigen.

Wer nun nach dieser Ansicht, daſs der Bearbeiter seinen 20, 31. bestimmten Zweck hatte, beseligenden Glauben an Jesus, als göttlich erhabenen Messias, zu begründen, daſs er dafür treffende Data vom Apostel Johannes gesammelt hatte, bey der Ausführung in jedem Abschnitt, was den Hauptpunct betraf, sich an die überlieferten Worte Jesu hielt, übrigens aber, wie es nach so langer Zeit sogar dem Johannes selbst nicht anders möglich gewesen wäre, Schreibart und Einkleidung und Nebenumstände aus seiner Kenntniſs und Ansicht nahm, wer, sage ich, nach dieser Ansicht aufs neue das Ganze durchlesen mag, wird zuerst Hrn Br. dafür, daſs er auf diese nothwendige Unterschiede zwischen Joh. und dem Johanneisch Vf. gleichsam hinnöthigte, gerne sehr dankbar seyn, er wird aber doch sich alle Schwierigkeiten, ohne die etwas zurückschreckende Behauptung, daſs ein ungenannter Verfasser sich allzuvieles Erdichten erlaubt habe, aufzulösen vermögen.

Hinzukommen mag noch, daſs selbst der Johanneische Verfasser, *ὁ γραψας* einer von den vielen war, welche sagen konnten: wir haben gesehen das Herrliche Jesu, als Herrlichkeit (Vortrefflichkeit) eines Einzigen vom Vater. Ein solcher konnte er seyn, ohne gerade selbst Apostel, oder von den 70 Jüngern gewesen zu seyn. Waren doch, nach Apost. Gesch. 19, 1—7.

gerade auch zu Ephesus 12 Männer, welche Johannes des Täufers Taufe »auf den Kommenden« erhalten hatten, noch ehe Jesu Taufe dem Täufer selbst diesen als den Kommenden, als den, der als Messias mit Geist taufe, entdeckt hatte. So gut der Apostel Johannes noch selbst bis unter Trajan lebte, so dafs der Johanneer das den Logos und Messiasgeist vereinigende Evangelium in den Hauptsachen auf seine Aussagen gründete, eben so gut konnte dieser Johanneer ums Ende des ersten und Anfang des 2ten Jahrhunderts noch einer von denen seyn, die einst, das heifst, vor 66 — 70 Jahren, auch selbst den Herrn gesehen, und Manches, das sein Ansehen, seine Würde = δοξα, sehr erkennbar machte, bewundert hatten. Dies setzt nur etwa einen Mann von 90 Jahren voraus, welcher um so eher sich in dem 2ten und 3ten Briefchen als ὁ πρεσβύτερος bezeichnen konnte.

Uebrigens bleibt zugleich, während Rec. von dem affinxisse, ausser den Nebenumständen und manchen Theilen der Einkleidung, keine genügende Ueberzeugungsgründe findet, vielmehr dieses ihm unläugbar, dafs der Johanneer oft einen solchen Ueberlieferer, wie der Apostel Johannes war, gehabt zu haben beweifst, einen solchen nämlich, welchem die Begebenheit als Selbsterfahrung noch mit Umständen, wie heute erfolgt, lebhaft vor Augen stand: wie 1, 38 — 40. 18, 15 — 18. Auch wird sich wohl noch sonst wo umständlicher nachweisen lassen, dafs der Johanneer das Evangelium Lukas in so fern vor sich hatte, dafs er, was dort ist, als bekannt voraussetzte, und das Seinige in die nämliche Reihenfolge einrückte, ohne dafs er gerade nach der Absicht zu suppliren arbeitete.

Wohl zu bemerken ist dann, dafs nach 20, 31. dieses κατ Ιωαννην nicht an entschiedene Christen, also auch nicht an eine Gemeinde ursprünglich geschrieben war. Eine Gemeinde von Christen konnte nicht erst bedürfen, dafs man sie durch neue Reden und Thaten aus Jesu Leben zu glauben bewege, Jesus sey der göttliche erhabene Messias. Anfangs mufs also der Aufsatz eine besondere Schrift für noch nicht überzeugte Nichtjuden gewesen seyn. Um so erklärbarer wird alsdann, dafs, wenn sie auch circa a. 100 verfafst war, sie doch noch dem Justin dem Märtyrer und Andern, circa 150 — 162., die schon die Logoslehre hatten, unbekannt seyn konnte, und dafs die Logoslehre nicht zunächst in ihren Formeln und Redensarten in der Kirche aufkam. Um diese Zeit, da, man weifs nicht wie, die Kirche ein Evangelium quadriforme bekommen sollte, wurde zu den 3 schon bekannteren, schon von Valentinus gnostisch benutzten, auch dieses in öffentlichen Gebrauch und als Johanneisch um so mehr in Ansehen, weil es der Gnosis etwas, doch

nicht allzuviel Spielraum zum Ueberspringen in die Aeonenwelt gebend, folglich vermittelnd, erschien. Strenger seinen Ursprung zu prüfen, war nach 50 Jahren die Zeit nicht. Man denke sich nur aus der Studierstube in die wirkliche Welt und frage sich, wieviel, wenn man auch etwas forschender als Irenäus wäre, dazu erfordert würde, um die Entstehungsart einer vor 50 Jahren an einige Privatpersonen gerichtete Privatschrift jetzt — bey all unsern Hülfs- und Communicationsmitteln — historisch ins Reine zu bringen. Wäre freylich dieses κατα Ιωαννην anfänglich von Johannes oder von dem alten Johanneer zu einem kirchlichen Aufsatz für alle oder viele Christengemeinden bestimmt gewesen, so würde er wohl nicht, ohne eine Durchsicht von dem Apostel Johannes selbst, ausgegeben worden seyn. Allein ausserdem, dafs seine erste Bestimmung für Nichtjuden aus dem Ganzen, und für Nichtchristen aus 20, 31. erhellt, würde es auch nicht erklärbar seyn, wie ein von Johannes edirtes, so sehr dem Philosophiren der Zeit sich näherndes, Evangelium nicht allgemein bekannt gewesen, ja nicht einmal vom philosophirenden Apologeten, Justin, von dem in sein eigenes Pleroma aufsteigenden Valentinus, für die Logoslehre benutzt worden wäre. Es mufs also ursprünglich nicht eine öffentliche Schrift und nicht an Gemeinden — die doch gewifs alle einer Uebersetzung von Rabbi und Messias nicht bedurft hätten — mit Auctorität gerichtet und abgegeben gewesen seyn.

Und dies möge denn für jetzt unser Versuch seyn, alle innere Data und Eigenheiten dieses Evangeliums als Probleme zu betrachten, für welche der kritische Geschichtsforscher die den Umständen gemässe Auflösung zu suchen habe. Man kann keinen andern Weg nehmen, als das Vorhandene als die Wirkungen vielseitig aufzufassen, um für dieselbe eine genügende, an sich probable, mit den bekannten Verhältnissen zusammen treffende Entstehungsursache zu entdecken.

Archäologische Schriften von Böttiger und Müller.

I. *Amalthea* oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Boettiger, Oberaufseher der K. Antikensammlungen in Dresden, auswärtigem Mitgliede der K. K. Akademien etc. 1ter Band mit 6 Kupfertafeln. Leipz. bey G. J. Göschen. 1820. XLIV u. 366 S. in gr. 8. 2 Rthl. 12 Gr.

II. *De tripode Delphico* dissertatio. Professionem philosophiae in Academia Georgia-Augusta extraordinariam in se suscepturus scripsit Car. Odofr. Müller, Dr. Ph. A. A. LL. M. Gottingae mense Januario MDCCCXX. Typis Henrici Dietrich. 22 S. in 4.

III. *Minervae Poliadis* sacra et aedem in arce *Athenarum* illustravit C. O. Müller, Professor in Universitate literaria Gottingensi extraordinarius. Adjecta est interpretatio inscriptionis Atticae, quae ad architecturam aedis hujus pertinet. Cum tribus tabulis aere incisis ab Ernesto Riepenhausen. Gottingae e libraria Joann. Fried. Röwer. MDCCCXX. VIII u. 56 S. in gr. 4 (mit einer Dedication an Se. Excellenz den Hrn. Minister und Curator der Universität Göttingen, *von Arnswald*) 1 Rthl.

Wenn wir mit Bedauern die Unterbrechung der Welckerschen Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst, wovon seit dem dritten Heft des 1sten Bandes keine weitere Folge erschienen ist, ansehen mufsten, so ist die Erscheinung dieser schon vor einiger Zeit angekündigten und von allen Freunden des Alterthums sehnlichst erwarteten Zeitschrift, welche im Ganzen denselben Gegenständen, nur in grösserer Ausdehnung gewidmet ist, desto erfreulicher, zumal wenn ein Mann von so vielseitigen Kenntnissen, von einer so ausgedehnten Gelehrsamkeit, von einem so geübten Kunstblick, wie Hr. Hofr. Böttiger, dies Unternehmen leitet, wenn ferner Männer von anerkannter Gelehrsamkeit und vielfachen Verdiensten, auf die unser Vaterland mit Recht stolz ist, Hr. Thiersch, Jacobs, Hirt und Andere den verdienten Herausgeber in seinem preifswürdigen Unternehmen unterstützen. Wir halten es daher für überflüssig, uns über den Werth dieser Zeitschrift — denn er liegt vor Augen — so wie über das Verdienstvolle des Unternehmens, näher zu erklären, wir wollen auch nicht wiederholen, was über Veranlassung, Anlage, Zweck dieser Zeitschrift und dgl. mehr in dem, auch in gelehrtem Betracht so schätzbaren Vorbericht des Hrn. Herausgebers gesagt worden ist, wir gehen unmittelbar zur Anzeige dieser Amalthea selber über, die, wie einst jene Urziege, durch die reiche und gesunde Nahrung, die sie darbietet, auf gleiche Weise jetzt uns geistig stärken und erquicken soll.

Den Anfang macht, weil ja aller Anfang vom Zeus ist, eine Abhandlung des Herausgebers, betitelt: »Amalthea, oder der Cretensische Zeus als Säugling, nebst 4 Beylagen; zur allgemeinen Einleitung und Erklärung des als Titelkupfer gegebenen Basreliefs aus der Galeria Giustiniana« S. 1—74. Ehe aber Hr. Böttiger die genannte Vorstellung in ihren einzelnen Theilen durchgeht und erläutert, giebt er eine Uebersicht der verschiedenen Verzweigungen des Cretensischen Mythus von der Ernährung und Erziehung des auf Creta gebornen Götterkönigs Zeus, in der Weise und mit der bekann-

ten Gelehrsamkeit und vielseitiger Belesenheit des Hrn. Vfs., wie wir sie schon aus andern Schriften desselben, mythologischen und archäologischen Inhalts kennen gelernt haben. Nur was die Deutung dieses ganzen Mythus betrifft, mag es Ref. vergönnt seyn, zu bekennen — was er nicht verhehlen zu dürfen glaubt —, dafs ihn die euhemeristische Ansicht, auf welcher die ganze Erklärung beruht, und wofür sich der Hr. Verf. fest auch im Vorbericht erklärt hat, nicht begnügen kann, dafs er unbefriedigt davon scheiden mufs, wenn jener Zeus nichts anderes und nichts weiter wäre, als ein auf Creta geborner und begrabener Häuptling eines kriegerischen Stammes, der die Bewaffnung des Erzes zu Eroberungen und zu Begründung einer andern Dynastie zu benutzen wufste, wenn die Rettung dieses Zeus in eine Höhle, wo die Kureten ihn mit ihrem Waffentanz umklirren, blos das historische Datum enthalten solle, dafs der in Creta ausgebildete Waffentanz die erste Liturgie oder Ceremonie des noch jungen, neuen Juppiterdienstes wurde, und dafs die Geburt dieses Königs in Creta als eine Art geheimer Weihe dramatisch in besondern Scenerien und Ceremonien, dargestellt worden, wobey die Ministranten Kureten hiefsen, wenn also die ganze höhere religiöse astronomische Beziehung auf Himmel, Planeten und Gestirne, überhaupt auf siderische Verhältnisse verworfen, oder doch wenigstens nicht angenommen wird; in diesem Sinn war denn auch nach des Hrn. Herausgebers Vermuthung (S. 18.), die berühmte Idäische Grotte eine alte Erzgrube, die später zu einer Pagode für geheimen Gottesdienst gebraucht wurde (?). Haben denn auch wohl ähnliche Gründe obgewaltet, bey jenen Indischen Grottentempeln zu Salsette, und anderwärts, bey den Mithrasgrotten durch Persien und Kleinasien, bey den andern heiligen Grotten in Griechenland und Italien? Wenn Ref demnach mit den Ansichten des Hrn. Böttiger, was die Deutung des ganzen auf die Geburt und Erziehung des Zeus sich beziehenden Mythenkreises betrifft, nicht übereinstimmt, so fühlt er sich gleichwohl verpflichtet, hier öffentlich dem verdienstvollen Gelehrten für die vielfache Belehrung aller Art, die er aus diesen und den folgenden Untersuchungen gewonnen hat, seinen wärmsten und innigsten Dank zu zollen Er theilt gleichfalls den Wunsch, dafs doch bald neuere Reisende dieses so merkwürdige und im Verhältnifs zu andern Theilen Griechenlands minder bereiste und bekannt Eiland Creta durchwandern und aus dem Ergebnifs ihrer Forschungen neue Aufschlüsse, neues Licht in diesen dunkeln Mythenkreis fallen lassen möchten. Vielleicht hat des Engländer Cockerell's Reise

diesem Wunsche einigermassen entsprochen (s. Vorbericht p. XXII f.). In dem eben herausgekommenen Specimen rerum Creticarum von Neumann (Göttingen bey Dietrich 1820.) sind noch keine neueren englischen Reisebeschreibungen, wozu sich Hr. Böttiger Hoffnung machte, benutzt, hingegen das bereits Bekannte mit lobenswerthem Fleisse aus den verschiedensten Autoren ältern, wie neuern zusammengetragen.

Von S. 31—54. folgt nun die eigentliche Erklärung des zum Titelkupfer dienenden Basrelief aus der Galeria Giustiniana (T. II, p. 61. s. Amalthea p. 7. f.) das wahrscheinlich, nach Hrn. Böttigers Vermuthung ins Zeitalter der Antonine zu setzen ist. Es stellt die Incunabeln des auf Creta gebornen Zeus vor. Die gelehrte Erklärung, die Hr. Böttiger hiervon giebt, kann als Muster allen Archäologen empfohlen, und wenn irgend etwas, als gelungen und befriedigend angesehen werden. Einen Schatz von Gelehrsamkeit enthalten die vier angehängten Beylagen oder Excurse.] A. Ueber das Namensfest. B. über den Waffentanz der Kureten. (Herrliche Beyträge zur Geschichte der Ausbildung und des Verfalls griechischer Kriegskunst. Nur was die religiöse Grundanschauung des Ganzen anbelangt, kann Ref. mit Hrn. Böttiger auch hier sich nicht vereinigen, dafs nämlich dieser Kuretentanz eine Erfindung des kriegerischen, eroberungssüchtigen Minos-Zeus sey, um seine rohen, des Eisens ungewohnten Krieger an den Gebrauch eherner Waffen zu gewöhnen, und dafs derselbe erst nachher in Kleinasien mit dem orgiastischen Reigen der Korybanten zusammengeschmolzen worden. Eben so wenig kann er sich zu der Ansicht Dornseiffens von den Tänzen der Salier — der Römischen Kureten — bekennen, als einem Ueberreste jener alten barbarischen Vorzeit, wo diese wilden rohen Völker, gleich den Wilden Amerika's noch heut zu Tage, ihre Freude über erfochtene Siege und dgl. durch solche Tänze zu äussern pflegen. (S. Heid. Jahrb. 1820. Nr. 31. S. 486.). Blos die höhere Beziehung dieser Tänze auf siderische Verhältnisse, als eine Versinnlichung des Laufs der Planeten, und auf ähnliche damit zusammenhängende oder doch in Verbindung stehende Vorstellungen, wie sie Creuzer in der neuen Auflage seiner Symbolik an mehreren Orten II. Th. p. 309. 980. 988. und IV. Th. p. 423 ff. der ersten Ausgabe, aufgestellt hat, kann ihm genügen). C. Die Cretensischen Bienen. Eine weitere Entwickelung, so wie Zusätze zu dem was über die Bienen bereits von Creuzer im Th. IV. der Symbolik S. 421 ff. gesagt worden war. Nur das wollen wir im Bezug auf das eben angeführte Werk herausheben, dafs der dort auf den Fliegenzeus, auf den Zeus ἀπομύιος bezogene Jup-

piterskopf auf einer Fliege, nach der, Tafel V. Nro. 3. abgebildeten Gemme (s. Th. I. S. 86. 487. 531.), von Hrn. Böttiger nicht minder passend auf den Cretensischen Bienenzögling Zeus gedeutet wird, unter dessen Kopf hier eine Biene gestaltet sey. D. Das Horn der Amalthea. E. Der Giebeladler.

Nach dieser Abhandlung, die als eine Art von Einleitung, wie auch als Muster Archäologischer Untersuchungen mit Recht dem Ganzen vorgesetzt ist, folgt der Erste Abschnitt: Erläuterung einzelner Denkmäler; und zwar erste Abtheilung: Bemerkungen zu ägyptisch-persischen Denkmälern. 1. Ueber Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegyptier. Erstes Fragment von F. A. W. Spohn, S. 77 — 90. Enthält nicht sowohl ein neu geschaffenes System zur Deutung der Aegyptischen Hieroglyphik, als vielmehr eine Critik der bisherigen, sowohl früher, als auch in neuern Zeiten von Zoega, Mahne etc. besonders aber von Sickler gemachten Versuche zur Entdeckung eines Deutungsprincip's der Hieroglyphen, das keineswegs auf Paronomasie allein beruhen könne. Wir sehen mit großer Erwartung der weiteren Folge dieser Fragmente entgegen, wo »der Beweis, daß das, was man wenigstens bisher Verwandtschaft der Sprachen genannt hat, zwischen der Aegyptischen »und Hebräischen nicht Statt finde, durch die Sache selbst »wird geführt werden, indem die ägyptische Inschrift des Raschidischen Steines schon jetzt größtentheils entziffert, dann »mitgetheilt werden soll.«

2. Persische Ikonographie, auf babylonischen und ägyptischen Kunstwerken. Erster Beytrag, von G. F. Grotefend S. 93 — 103. mit der Kupfertafel Nr. 2. Erklärung einer Walze aus Caylus Recueil Tom. III. pl. XII. nr. 1., welche auf der einen Seite den Nationalstolz der Perser, zur Zeit ihres höchsten Glanzes, auf der andern aber die unterscheidenden Merkmale des Persischen und Aegyptischen Kunststyls, der hier mit einander verbunden ist, einfach und lehrreich darstellt Die eben so scharfsinnige, als genügende Erklärung des Hrn. Prof Grotefend verdient alle Aufmerksamkeit, gestattet hier aber keinen Auszug. Außerdem wird hier an den Gebrauch der Cylinder zu Siegeln erinnert, dann einige andere geschnittene Steine mit merkwürdigen Verschlingungen erläutert, und in der beygefügten Kupfertafel in Abbildungen mitgetheilt Der Herr Herausgeber hat diesen Aufsatz mit einer Beylage »über die vorgeblichen Schlangen am Merkuriusstabe« begleitet (S. 104 — 116). Er legt hier noch einmal, mit neuen Gründen unterstützt, die schon früher vor-

getragene Ansicht über die symbolische Bedeutung der sich zwiefach durchschlingenden Schlange am κηρύκειον (Caduceum – Herold- und Wunderstab des Hermes) zur Prüfung vor, »dafs nämlich damit ursprünglich Nichts Anderes als der kunstreich geschürzte Knoten von Bändern und Schnüren gemeint »sey, womit die ältesten Kaufleute des Mittelmeers, den Phöniziern ihre Kisten und Waaren zu verwahren und zu sichern »pflegten « (?)

Die zweyte Abtheilung befafst: Griechische Denkmäler, und zwar: 1) Ueber die Tripoden. Erste Abhandlung von K. Ottfried Müller. S. 119 — 136 mit der Kupfertafel Nr. III. darstellend Dreyfüfse von verschiedener Form und verschiedenem Ursprung, in einfacher und ursprünglicher Gestalt nach Münzen und andern Antiken. Es begründet sich dieser Aufsatz auf die von demselben Hrn. Vrf. beym Antritt der ihm zuertheilten Professur der Alterthumswissenschaften zu Göttingen jüngst verfafste Abhandlung (s. oben Nr. 2. der angeführten Schriften) und ist daher die Beurtheilung beyder Abhandlungen nicht wohl von einander zu trennen. Wenn wir hier etwas genauer in die Prüfung der von Hrn. Müller aufgestellten Sätze eingehen werden, so erheischt dies theils die Natur des Gegenstandes selber, theils wollen wir auch hiedurch dem von Wahrheitsliebe beseelten Forscher die Aufmerksamkeit und das Interesse beweisen, das wir an seinen Forschungen in diesem dunkelen Felde der Wissenschaften genommen haben, und ob wir gleich in manchen Punkten die Ueberzeugung des Hrn. Vrf. nicht theilen können, so müssen wir doch den anerkannten Bemühungen desselben, seinem Scharfsinn und seiner glücklichen Combinationsgabe, in einem so schwierigen Gegenstande volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Nach einigen Vorbemerkungen giebt Hr. Müller nach der bekannten classischen Stelle des Athenäus II, p. 37. eine doppelte Classe von Tripoden an, 1) τρίποδες λοετρόχοοι oder ἐμπυριβῆται oder auch τρίποδες λέβητες: Kessel mit drey Füfsen, die gewöhnlich auf dem Heerde standen und das zum Waschen nöthige warme Wasser lieferten, 2) τρίποδες κρατῆρες: eine Art von Mischkrügen, worin zwar der Wein bey feyerlichen Mahlen u. dgl. gemischt wurde, deren religiöser Gebrauch aber beym Gottesdienste u. s. w. verneint wird, während dagegen Dreyfüfse der ersteren Classe zum öfteren in dem Cultus der Hellenen vorkommen. «Atque primum, sagt Hr. Müller, S. 8, existimo tripodem sacrum fuisse ἐμπυριβήτην. Nam in cratere pedes tres, si erant, minime erant necessarij, insistere poterat et semper fere insistit uni tantum basi. Contra λοετρόχοος vix esse potest nisi tripes. Crateras tripodes unquam sacris esse

admotos nescimus, lebetes saepe adhibebantur etc.» Aber hiemit stehen die Worte in der angeführten (von Hrn. Müller jedoch nicht in ihren einzelnen Worten vollständig mitgetheilten) Stelle des Athenäus in offenbarem Widerspruch: — καὶ γὰρ ἐκ τρίποδος λέγειν, heifst es dort, φαμὲν τοὺς ἀληθεύοντας· δεῖ δὲ νοεῖν τρίποδα τοῦ Διονύσου, τὸν κρατῆρα. Dann folgt die bemerkte zwiefache Eintheilung der Tripoden. Von der letztern Classe. von den κρατῆρες wird dann weiter gesagt: ἐν τούτοις δὲ τὸν οἶνον ἐκίρνων· καὶ οὗτός ἐστιν ὁ τῆς ἀληθείας οἰκεῖος τρίπους — διὸ Ἀπόλλωνος μὲν οἰκεῖος, διὰ τὴν ἐκ μαντικῆς ἀλήθειαν· Διονύσου δὲ διὰ τὴν ἐν μέθῃ *) Solche Stellen zu verwerfen oder zu übergehen, indem man das, was in das gefafste System oder zu der einmal aufgestellten Hypothese pafst, heraushebt, das Uebrige verschweigt, wer berechtigt uns hiezu? Freylich könnte sich hieraus vielleicht gar das Gegentheil der von Hrn. Müller aufgestellten Hypothese erhärten lassen, so dafs der delphische Dreyfufs kein λέβης, sondern ein κρατήρ gewesen, und von letzterer Classe erst jene den Namen erhalten. Nicht minder bedeutend sind in dieser Hinsicht die gleich anzuführenden Worte des Semos von Delos, des durch Apollinischen Dienst so berühmt gewordenen Eilandes: Τρίπους χαλκοῦς, οὐχ ὁ ποδικὸς, ἀλλ' ὃν νῦν λέβητα καλοῦσιν· οὗτοι δ' ἦσαν οἱ μὲν ἄπυροι, εἰς οὓς τὸν οἶνον ἐξεκεράννυον· οἱ δὲ λοιτροχόοι, ἐν οἷς τὸ ὕδωρ ἐθέρμαινον καὶ ἐμπυριβῆται· καὶ τούτων ἔνιοι ὠτάεντες, τρίποδα δὲ τὴν ὑπόβασιν ἔχοντες τρίποδες ὠνομάζοντο. **) Ist hier nicht bestimmt und deutlich ausgesprochen, dafs der Pythische Dreyfufs kein λέβης oder Kessel war.

Die nächste Frage, die nun Hrn. Müller beschäftigt, ist die Frage nach der Bestimmung der Dreyfüsse und ihrem religiösen Gebrauch. Da wird nun behauptet, es sey der Dreyfufs keineswegs allen Göttern geweihet, sondern blos dem Apollo und Dionysus. Denn von den Dreyfüssen, wovon hier die Rede sey, müfsten die hundert Dreyfüsse um den Altar des Juppiter von Ithome streng geschieden werden, sie wären vielmehr mensae tripodes, wie man sie bey Gastmahlen gebrauchte. (p. 3.) Es war der Dreyfufs ursprünglich dem Dionysus geweihet und nicht dem Apollo, aus dem Grunde, weil die von den Titanen zerrissenen Glieder des Dionysus-Zagreus in einen

*) Die Erklärung des Philochorus, dafs der Crater darum dem Apollo Pythius geweihet, weil der Wein bewirkt, dafs man die Wahrheit rede, Apollo aber die wahrsten Orakel ertheile verwirft Hr. Müller kurzweg, mit dem Zusatz: „*quod ego, si quid aliud, ridiculum puto.*“

**) Bey Athenäus am oben angeführten Orte.

Dreyfufs (τρίπους oder λέβης ἐμπυριβήτης) gelegt worden waren, was man zu Delphi in einem ἱερὸς λόγος lehrte (p. 11.). Als aber Dionysischer Cultus am Parnafs sich mit dem ihn umgebenden von Creta stammenden Apollinischen Cultus verband, nahm letzterer, wie so manches Andere, auch den heiligen Dreyfufs in sich auf. Denn in Creta, woher doch der ganze Apollinisch-Delphische Cultus stamme, zeige sich weder auf Münzen, noch sonst, der Dreyfufs, dagegen im Dionysischen Kreise desto häufiger.

Gegen diese Sätze des Hrn. Müller sind aber Rec. manche Bedenklichkeiten und Zweifel aufgestossen, die er hier freymüthig der gelehrten Welt zur weiteren Prüfung und Beurtheilung vorzulegen wagt, ohne jedoch dadurch die Verdienste des Hrn. Verf. schmälern oder verkleinern zu wollen.

Vorerst wäre ja noch die Frage zu beantworten, warum gerade in einen Dreyfufs die zerstückelten Glieder des Dionysus aufgenommen worden. Von der Beantwortung dieser Frage hängt die ganze Deutung und religiöse Beziehung des Dreyfusses ab, und so lange diese nicht geschehen ist, kann Hr Müllers Annahme nie als befriedigend gelten. Ferner scheint Hr Müller uns durch seine Sätze das Alter der Apollinischen Religion zu Gunsten der Dionysischen, die doch nach den Homerischen Gedichten und nach bestimmten Stellen alter Autoren als die jüngere, in Griechenland eingeführte erscheinen mufs, herabgesetzt zu haben (s. Herodot. II, 52. ἐπύθοντο ἐκ τῆς Αἰγύπτου ἀπικόμενα τὰ οὐνόματα τῶν θεῶν τῶν ἄλλων, Διονύσου δὲ ὕστερον πολλῷ ἐπύθοντο; vergl. II, 49.). Wir sind gerade anderer Meinung und möchten die Sache, so wie Hr Müller sie vorstellt, gerade umkehren. Apollinische Religion, und das ist unsere Meinung, war die ältere Religion, die vom Norden herstammend, bereits zu Delphi Wurzel gefafst, ehe Bacchischer Cultus dorthin sich verbreitet. Wir stützen diese unsere Meinung hauptsächlich auf die Angabe des Pausanias X, 5. §. 4: Βοιὼ δὲ ἐπιχωρία γυνὴ ποιήσασα ὕμνον Δελφοῖς ἔφη κατασκευάσασθαι τὸ μαντεῖον τῷ θεῷ ἀφικομένους ἐξ Ὑπερβορέων τούς τε ἄλλους καὶ Ὠλῆνα· τοῦτον δὲ καὶ μαντεύσασθαι πρῶτον etc. Ref. weifs wohl, dafs von mehreren Neuern*) die Gründung des Apollo-Orakels zu Delphi von Creta her abgeleitet wird und zwar mit nicht so leicht zu verwerfenden Gründen; eben deswegen sieht er in dieser Angabe, wenn sie an-

*) *Raoul-Rochette* histoire de l'établiss. des Colonies Grecques Tom. II. lib. II. cap. 16. p. 104 ff. — *Hüllmann* Anfänge der Griech. Gesch. p. 69 ff.

ders ihre Richtigkeit hat, eher eine zweyte Gründung oder vielmehr eine Erneuerung der alten Orakelanstalt, vielleicht auch eine Reformation derselben, die durch Stämme mit ähnlichem — ja vielleicht, demselben Cultus, vom Süden von Creta her, auf einem andern Wege bewerkstelligt wurde. Jene ältere Apollonische Colonie — aus dem Hyperboreerlande — sie brachte wohl schon den Dreyfuſs mit nach Delphi, und erst späterhin, als Dionysche Religion sich auszubreiten anfieng, als die blutigen Kriege, welche nun unter den Anhängern des alten reineren Lichtdienstes und denen des neuen orgiastischen Naturdienstes ausbrachen, durch eine Versöhnung und theilweise Verschmelzung beyder Religionspartheyen geendigt waren, da erst scheint der Dionysische Cultus, der auch bey Delphi Wurzel gefaſst, den Dreyfuſs aus dem Apollonischen Dienste aufgenommen zu haben, da muſste dann auch nach dem *ἱερὸς λόγος*, ein d r e y f ü ſ s i g e r K e s s e l die Glieder des zerrissenen Dionysus aufnehmen. Daſs der Dreyfuſs in der Dionysischen Religion nicht von Anbeginn an heilig war, dafür könnte man vielleicht auch daraus noch einen Beweis herleiten, daſs in Aegypten, von wo aus doch, wenn wir nicht den Vater der Geschichte Lügen strafen wollen, Dionysus nach Griechenland später, als die andern Götter kam, keine Spur von heiligen Dreyfüſsen angetroffen wird. Es ist aber und bleibt immer für die Deutung und religiöse Beziehung dieser Gefäſse, das bekannte Dresdner Relief *), das auf der einen Seite den Kampf des Herkules und Apollo um den Dreyfuſs, darunter die Cortina mit dem dreyfachen Umhange zeigt, auf der andern die Befestigung der Säule, von höchster Wichtigkeit. Es ist der Dreyfuſs — und darum kommt er dem Herkules eben so gut zu, wie die drey Aepfel, die er in seiner Hand führt — ein Symbol der d r e y J a h r e s z e i t e n. **) Apollo, der Sonnen- und darum auch der Jahresgott, der das Jahr in seinen drey Jahreszeiten herbeyführt, muſs den Dreyfuſs haben, so gut wie die dreysaitige Lyra ***). Herkules, die warnende Sonne, ist als solche gleichfalls Jahresgott, Bringer der Jahreszeiten; darum hat er den Dreyfuſs. Endlich Dionysus, der Herr der bunten Na-

---

*) Beckers Augusteum I. Tab. V — VII.

**) Vgl. Creuzer Symbolik II. p. 200. B. I. p. 779. und den dort angeführten Suidas p. 505. T. III. Kust.: *τρίπους κατὰ τοὺς τρεῖς χρόνους μαντευόμενος* etc.

***) Wir wollen hier zugleich an die Benutzung des Dreyfuſses zu einem musikalischen Instrument erinnern, wovon Athenäus eine genaue und ausführliche Beschreibung liefert.

tur, der als solcher auch zugleich grosser Jahresgott ist, dem man Trieteriden feyert, muſs auch den Dreyfuſs aus den oben angeführten Gründen erhalten. Eine ähnliche Beziehung möchte sich denn auch in jenen mensis tripodibus entdecken lassen, welche sowohl in Tempeln, als bey Gastmahlen gebraucht wurden. Auch durch sie sollte man erinnert werden an die grossen Jahresgötter, welche die drey Jahreszeiten mit allem ihren Seegen und mit aller ihrer Fülle bringen, denen wir jegliche Gabe, die wir geniessen, zu danken haben, die in dieser Beziehung auch zu Tischgöttern werden.

Und ein solches Symbol des grossen Jahres- und Lichtgottes Apollo, des Eröffners des Weltenjahres, wie eines jeden einzelnen Jahres, stand über einem tiefen mit Finsterniſs bedeckten, von unterirdischem Wasser durchrauschten, kalte Dünste aushauchenden Erdschlund, einem Bilde jenes Urschlundes, in dem von Finsterniſs umhüllt, alle Elemente in chaotischer Mischung, begraben lagen, bis aus dieser Urnacht das ordnende, beglückende Licht hervorstieg, Apollo, der jetzt über diesem, durch ihn aufgehobenen, vernichteten Urdunkel hochthront. Hiermit soll jedoch auch nicht, besonders was das Orakelgeben betrifft, der Glaube der Vorwelt ausgeschlossen werden, die an Orten, wo auſserordentliche Naturerscheinungen und ihre wunderbare Wirkungen, wie hier der aus dem Schlund emporsteigende, betäubende Hauch, sie ganz in Anspruch nahmen, eine unmittelbare Nähe der Götter vermuthete; auch nicht der Glaube von der begeisternden Kraft der Erdkräfte, insbesondere der aus dem Innern der Erde aufsteigenden Dünste.

Demnach würde der Dreyfuſs nicht blos dem Apollo und Dionysus, sondern auch andern Jahresgöttern geheiligt seyn, demnach würde seine ursprüngliche Heiligkeit und Bedeutsamkeit eher in Apollinischem, als Dionysischem Cultus begründet seyn, wie denn dafür gewiſs auch die alten Münzen der Dorisch-Sicilischen und Italischen Städte mit Apollinischem Cultus sprechen, die schon den Dreyfuſs aufzeigen, während wir ihn noch nicht auf ähnlichen Dionysischen Denkmalen erblikken. Man betrachte nur die alten Münzen von Crotona, Syracusae, Catana, Tauromenium u. s. w.; s. Dorville Sicula II, pag. 329. 490. Auch auf Münzen von Melita oder Malta sehen wir den Dreyfuſs, wovon mehrere bey Dorville a. a. O. p. 452 aufgeführt sind, unter andern eine goldene, welche auf der einen Seite das Haupt der Ceres, verhüllt, auf der andern einen oben mit drey Kränzchen geschmückten Dreyfuſs zeigt; eine andere, die ein mit einem Helme bedecktes Haupt gleichfalls mit dem Dreyfuſse zeigt. Wohin, fragen wir Hrn. Müller,

gehören denn solche Dreyfüſse? Denn weder Apollinischem, noch Dionysischem Cultus gehören sie doch offenbar zu.

Der andere Theil der Abhandlung sucht die schwierige Aufgabe nach der ursprünglichen Gestalt des Dreyfusses zu lösen; wobey wir nicht umhin können, dem Scharfsinn des Hrn Verf., wodurch er diesen so dunkeln Punct zu erhellen gesucht hat, das gebührende Lob zu ertheilen. Die in der Amalthea fortgeführten Bemerkungen erläutern diesen Gegenstand noch mehr, insbesondere durch den beygefügten Umriſs. Hiernach bestand der Delphische Dreyfuſs zuvörderst aus einem Kessel, in ein Gestell mit drey Füssen gehängt; drey Ringe oder Handhaben, oberhalb der Füsse befestigt, trugen eine platte Erzscheibe, worauf die Pythia sitzen konnte, den Holmos (ὅλμος; daher auch mensa Delphica); dazu kam ein Schellgefäſs (ἄξαν, cortina) von dünnem Erzblech, das seiner halb eyförmigen Gestalt zufolge umgestülpt und mit der Wölbung nach unten in den phialenförmigen Kessel hineingesetzt worden zu seyn scheint, um den aufsteigenden, in den Kessel eindringenden Erdhauch aufzufassen und von ihm bewegt und erschüttert zu tönen. Doch weil es bey aller Abbildung des Dreyfusses fast nie in seiner rechten Lage erscheint, so wäre es schwer, hierüber zu einem sichern Ergebniſs zu gelangen. So z. B. sehen wir es auf der Apotheose des Homer in jener Form eines halbirten Eyes auf dem Boden liegend. — Nach diesen Untersuchungen geht Hr Müller die übrigen Dreyfüsse an andern Orten Griechenlands durch, die Weihetripoden, die sich von Delphi aus nach allen Richtungen verfolgen lassen, indem sie aus älterer Zeit wohl meist in bestimmtem Bezug an Orakel oder Apollodienst, später allgemein an Weissagungen und dergl. erinnern (p. 124.) Daher der Drreyfuſs auf den alten Münzen von Croton, von den Dorischen Städten in Sicilien und sonst; lauter Punkte, die Hr. Müller nur bey seiner früheren Entwickelung von der Heiligkeit des Dreyfusses und seiner ursprünglichen Beziehung besser hätte würdigen sollen. — Wenn nun in der Folge die Tripoden bey Apollinischer Feyer sich verlieren, so erhielt sich dagegen der Dreyfuſs bedeutend länger als Preis Dionysischer Festchöre (p. 127.). An diese Beyträge zu einer Geschichte der Dreyfüsse, schliessen sich noch Bemerkungen über den Dienst des Apollo Ismenius zu Theben, und über die Dodonäischen Kessel und Dreyfüsse; sie enthalten jedoch manches, was leicht Einspruch veranlassen könnte, das wir jedoch hier des Raumes wegen übergehen müssen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

N^ro. 10. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Archäologische Schriften von Böttiger und Müller.

I. *Amalthea* oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Boettiger, Oberaufseher der K. Antikensammlungen in Dresden, auswärtigem Mitgliede der K. K. Akademien etc. 1ter Band mit 6 Kupfertafeln. Leipz. bey G. J. Göschen. 1820. XLIV u. 366 S. in gr. 8. 2 Rthl. 12 Gr.

II. *De tripode Delphico* dissertatio. Professionem philosophiae in Academia Georgia-Augusta extraordinariam in se suscepturus scripsit Car. Odofr. Müller, Dr. Ph. A. A. LL. M. Gottingae mense Januario MDCCCXX. Typis Henrici Dietrich. 22. S. in 4.

III. *Minervae Poliadis* sacra et aedem in arce *Athenarum* illustravit C. O. Müller, Professor in Universitate literaria Gottingensi extraordinarius. Adjecta est interpretatio inscriptionis Atticae, quae ad architecturam aedis hujus pertinet. Cum tribus tabulis aere incisis ab Ernesto Riepenhausen. Gottingae e libraria Joann. Fried. Röwer. MDCCCXX. VIII u. 56 S. in gr. 4. (mit einer Dedication an Se. Excellenz den Hrn. Minister u. Curator der Universität Götting., *v. Arnswald*) 1 Rthl.

(*Beschlufs der in No. 9. abgebrochenen Recension.*)

Nach dieser etwas ausführlicheren Digression, wie es freylich die Natur des zu behandelnden Gegenstandes mit sich brachte, kehren wir zur Anzeige der folgenden Abhandlungen der Amalthea zurück. II. Ueber die mythologische Bedeutung der auf Aegina gefundenen Bildsäulen. S. 137 — 160. Hr. Hofrath Thiersch vermuthet — und er weifs diese Vermuthung zu einem Grade von Gewifsheit zu erheben, — dafs die in zwey Gruppen vertheilten Bildsäulen in den Gibelfeldern eines dem Zeus Hellenius auf Aegina geweiheten Tempels, welche lauter Krieger, theils lebende, theils gefallene vorstellen, in der Mitte durch Pallas Athene getrennt, sämmtlich eine religiöse Beziehung hatten, (wie denn überhaupt die ältere Kunst der Griechen ganz und allein auf religiöse Gegenstände und Darstellungen der Götter und Heldensage beschränkt war.) Es erscheint hier die Göttin, den Kämpfenden selber, die ihr Geschäft fortführen, unsichtbar, (ihre Gegenwart soll nur andeutend, nur symbolisch seyn), als die Lenkerin der Schlachten und als die Beschüzerin des mit Besonnenheit geführten Muthes, sie erscheint, um die Freunde mit Muth zu erfüllen und sie zu behüten (p. 146.). Die vier weiblichen Figu-

an den vier äussersten Winkeln der beyden Gibelfelder deutet Hr. Th. auf die Keren oder Todesgöttinnen (jedoch s. Vorbericht p. XXXII.); die Kämpfenden sind Nachkommen des Aeacus, des Zeusgeborenen, es sind die in Pindars Hymnen vielfach besungenen Aeaciden. Es ist daher als eine dankbare Zugabe anzusehen, daſs Hr. Th. alle Stellen dieses grossen Dichters, welche auf Aegina und die Aeaciden sich beziehen, in teutscher Uebersetzung beygefügt hat.

III. Medea und die Peliaden nach einem antiken Relief von A. Hirt mit der Kupfertafel Nr. 4. S. 161—168. Es stellt die Colchische Medea vor bey den zwey Töchtern des Peleus, die sie durch Zauberkünste beredet hat, ihren alten Vater Pelias zu zerstückeln, und die Stücke dann in einem Kessel auszukochen, damit er wieder verjüngt werde. Eine ähnliche bereits mit wenig Unterschied von Böttiger (Vasengemälde I. 2, p. 64.) gedeutete Darstellung auf einer Hamiltonschen Vase ist beygefügt, so wie ein Zusatz des Hrn. Böttiger (S. 169—174.) über das ausländische Costume, worin hier Medea erscheint, über die herabhängenden Oberkleidsärmel, die wahrscheinlich aus den nördlicheren gebirgigen Gegenden des Orients stammen.

IV. Amor und Ganymedes die Knöchelspieler, von Hrn. Prof. Levezow S. 198—204. — Erklärung einer drey Fuſs hohen marmornen Antike im Königl. Preussischen Lustschlosse zu Charlottenburg (wovon die Kupfertafel Nro. IV. eine Copie liefert), darstellend ein naktes Kind don drey bis vier Jahren, lächelnd und zwar auf eine schalkhafte Weise, die Schläfe mit einem Diadem umgürtet, und in der linken Hand ein Vorrath von Spielknöcheln, Astragalen. Nach diesen und andern Spuren bleibt, wie der Hr. Vf. richtig bemerkt, kein Zweifel übrig, daſs diese Statue einen Amor vorstelle, den man sich in Gesellschaft mit dem Ganymed mit Knöcheln spielend zu denken habe, der aber schlau seinen Gegner überwunden, und nun triumphirend, fröhlich mit seiner Beute davongeht. Gerade so schildert ihn uns Apollonius von Rhodus, Argonaut. III, 111., auch andere Bildwerke bestätigen die von Hrn. Levezow gegebene, völlig befriedigende Erklärung. Was die religiöse Beziehung dieses Gegenstandes betrifft, so hat sich Ref. beym Durchlesen an die ähnliche Scene erinnert, die Welker in der Zeitschrift f. a. Kunst I, Heft 3 S. 475 ff.) erläutert hat, an den Kampf des Eros mit Pan. In beyden, wie in ähnlichen verwandten Denkmalen erscheint Eros als Ἔρως εὐπάλαμος ἐναγώνιος, als der gewandte, sinnreiche Spieler und Kämpfer, der auch deshalb Vorsteher der Gymnasien wurde; vgl. Creuzer Symbolik III. Th. p. 542 f. der neuen Ausg.

Ueber eine alte Münze von Zankle, von Hrn. Hofrath Fr. Jacobs. S. 198—204. Treffliche Bemerkungen für die alte Münzkunde, Geschichte und Paläographie verleihen dieser, wenn auch kürzern Abhandlung, desto grössern Werth.

Zweyter Abschnitt. Kunstgeschichte und Kritik. Der erste Aufsatz S. 207 — 270. des Hrn. Hofrath Hirt handelt: «über das Material, die Technik und den Ursprung der verschiedenen Zweige der Bildkunst bey den Griechischen und den damit verwandten Italischen Völkern», eine Fortsetzung und Vervollständigung dessen, was der Verf. bereits über diesen Gegenstand in den Abhandlungen der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften (von 1798 — 1803) gesagt hatte, und gleichfalls vorgelesen bey dieser Akademie im Jahr 1805. Hier wird geredet in vier Abschnitten von der Plastik, von der Bildschnitzerey, von der Bildhauerey und von der Bildkunst in Metall. Neu hinzugefügte Verbesserungen und Zusätze in Anmerkungen erhöhen den Werth dieser Vorlesungen. — Bemerkungen über antike Denkmale von Marmor und Erz in der Florentinischen Gallerie von H. Meyer. S. 271 — 291. Schätzbare Bemerkungen und Berichtigungen über die im ersten Bande der Galleria Reale di Firenze (Florenz bey Molini, Landi e Comp. seit 1812.) enthaltenen Werke, auf ähnliche Weise, wie sie Zoega über einen grossen Theil der im Museo Pio-Clementino herausgegebenen Marmorwerke in Welckers Zeitschrift für Gesch. und Ausleg. der alten Kunst geliefert hatte. Die hier mitgetheilten Bemerkungen betreffen vorerst die einzelnen Figuren der Gruppe der Niobe (Taf. 1 — 15 des gedachten Werkes), mit Rücksicht auf die früheren Aufsätze des verdienten Hrn. Verfassers im 2ten und 3ten Stücke der Propyläen IIten Bandes, obwohl er im Ganzen den dort aufgestellten Ansichten treu bleibt; dann erstrecken sie sich auf die übrigen Tafeln 16 — 57 womit die 24ste Lieferung schliesst, dargestellten Werke —

Ueber die neue Ausgabe der Werke und Schriften des Visconti. von H. C. E. Köhler (in Petersburg) (S. 292 — 308. Wichtige Bemerkungen sind überall eingestreuet, wie S. 303 über eine Camée, den Visconti für ächt anerkannte, dessen Unächtheit aber, nach den von Hrn. Köhler vorgebrachten Beweisen, unbestreitbar ist. Die Kupfertafel Nr. VI. liefert davon eine Copie.

Dritter Abschnitt. Museographie; 1. Bemerkungen über das vormalige Museum Borgia in Velletri. Von A. H. L. Heeren. S. 311 — 320. Zuvörderst einige Nachrichten über den Besitzer dieser Sammlung, dann über die einzelnen Bestandtheile dieser reichen

Sammlung, über Münzen, geschnittene Steine (deren Zahl sich im Jahr 1800 auf 454 belief), über verschiedene Geräthschaften, Idole u. drgl., worunter sich besonders ein Harpokrates und Einiges Indische auszeichnet; über die Koptischen Handschriften, 400 an der Zahl, und über andere Merkwürdigkeiten. Diese herrliche Sammlung soll jetzt für königliche Rechnung in Neapel angekauft, dort aber noch unausgepackt stehen!!

2. Ueber die Glyptothek des Kronprinzen von Baiern in München. Von Fr. Schlichtegroll S. 321—328. Voran geht eine Ankündigung des Hrn. Hofbau-Intendanten, Leo Klenze, über das von ihm über die Glyptothek, deren Erbauer er ist, zu erwartende Werk, welches in 3-4 Bänden in groſs Folio dieſs groſse, wahrhaft eigenthümliche Gebäude selbst («wo Bau und Inhalt, der Tempel und die darin wohnenden Genien in ergreifender Harmonie stehen werden») und die Hauptantiken, die es enthält, darstellen und beschreiben soll. Die folgenden Worte des Hrn. Schlichtegroll, zeigen theils das Schwierige der Aufgabe, die der Architekt hier zu lösen hatte, theils die innere Einrichtung, Eintheilung und Bestimmung des Gebäudes.

Vierter Abschnitt. 1) Neue Ausgrabungen und neu aufgefundene Kunstwerke.

1. Ueber die Ausgrabungen von Velleja, verbunden mit einer Anzeige der verschiedenen hierüber in Parma herausgekommenen Schriften; vom Herausgeber S. 331—342.

2. Brief des Hrn. Fr. Osann, über eine vor Kurzem zu Pompeji ausgegrabene Hermaphroditen-Statue. S. 342—351. Es ist diese Statue von parischem Marmor und Griechischer Arbeit. In der Zugabe S. 332—366 hat sich der Hr. Herausgeber über die Bildung der ganzen Fabel des Hermaphroditus, besonders nach den von Creuzer in der Symbolik vorgetragenen Ideen verbreitet, und hiernach ihren Grund in der orientalischen Ansicht eines, verbundenen, zeugenden wie empfangenden Princips ausgemittelt.

Nach diesen Proben glauben wir nun nicht nöthig zu haben, noch im Besondern unsere Wünsche für das fernere Gedeihen dieser Amalthea, und ihre baldige Fortsetzung auszusprechen.

Nro. 2. Um die Frage nach der alten ursprünglichen Gestalt der Minerva in der Burg von Athen zu bestimmen, muſs vorerst der ganze Attische Mythenkreis in zwey Theile getheilt werden, wovon der ältere alle früheren Mythen bis auf die Reihe der Jonischen Fürsten befaſst, der jüngere aber auf diese Fürsten von Aegeus an sich bezieht. In jenen gehört nun Minerva. »Illas fabulas, sagt Hr. Müller p. 2., dico Minervales, quia hu-

jus potissimum deae cultum commendant, neque alia ei admiscent numina, quam Volcanum et Mercurium Neptunumque eum, qui Erechtheus dictus ab Eteobutadis colebatur: omnes autem sensum tenebris vetustatis obsoletum et fere mysticum produnt: quippe multa insunt portentosa et quae horrore quodam perfundunt audientis animum«. In den andern Kreis fallen alle Mythen von Xuthus, Ion, Aegeus, Theseus und dessen Nachkommen, wo das Heroenelement mehr hervortritt (»heroicum ea spirant animum«), hier ist auch die Beziehung sichtbar auf Apollo, und den zweyten Neptun, dem die Jonier die Ποσειδώνια feyern, dem zu Ehren auch die Attischen Könige die Isthmischen Spiele eingesetzt; daher die Tempel dieses Jonischen oder Hellenischen Stamms in der unteren Stadt Athen, das Pythium, Delphinium und Olympicum, während der Minerventempel in der Burg weit älter ist. Es hat aber Apollo in den Attischen Mythen nichts mit der Minerva gemein (»Apollini in fabulis Atticis nihil commune cum Minerva Poliade.«) — Ref. gesteht, daſs er diese Behauptung keineswegs annehmen kann, schon um der classischen Stelle des Plutarch willen, (Vit. Alcib. 2), wo Alcibiades das Flötenspiel der Athener verwirft, während er das Plectrum und die Lyra einzig einem edelgeborenen Atheniensischen Jüngling für angemessen erachtet. Diese Erklärung sucht Alcibiades durch die bedeutsamen Worte zu rechtfertigen: »Ἡμῖν δὲ τοῖς Ἀθηναίοις ὡς οἱ πατέρες λέγουσιν, ἀρχηγέτις Ἀθηνᾶ καὶ πατρῷος Ἀπόλλων ἐστίν· ὧν ἡ μὲν ἔῤῥιψε τὸν αὐλὸν, ὁ δὲ καὶ τὴν αὐλητὴν ἐξέδειρε.« Ohne uns hier in Erörterungen des Wortes ἀρχηγέτις einzulassen, (s. Bähr de Apolline Patricio et Minerva Primigenia, p. 2. 3.) bemerken wir nur, wie dieser Begriff Ἀρχηγέτις fast ganz mit dem Begriff, der in dem Worte πατρῷος liegt, verbunden ist, und wie eben aus ihm die andern Begriffe und Beziehungen, welche die Beynamen πολιάς, πολιοῦχος und ähnliche in sich schlieſsen, hervorgehen, ferner wie dieses Wort auf Abstammung aus der Fremde, aus einer andern Stadt deutet, wo diese Gottheit als höchste Schutzgottheit verehrt ward und als solche auch in die Colonie übergehen muſste, (Ἀρχηγέτις - πατρῷος, s. a. a. O. die Zeugnisse) mit ähnlichen Attributen und Beziehungen, so daſs wir die Worte des groſsen Spanheim ad Callimachi Hymn. in Apoll. 57 kein Bedenken tragen, zu unterschreiben, es sey der Apollo Ἀρχηγέτης derselbe, der auch als πολιεύς oder πατρῷος zu Athen verehrt werde. Und die Saiterin Minerva, glauben wir, wurde eben dadurch zur πολιάς, weil sie Ἀρχηγέτις war. Jenen Apollo aber nennt Joh. Lydus de menss. p. 105, der Athener Ἀρχηγέτης und Sohn des ersten Vulcanus, eines Sohnes des Coelus, und nach Cicero d. Nat. Deor. III, 22. p. 599. erzeugte

dieser Vulcanus mit der Minerva den Apollo, den Beschützer von Athen (custodem Athenarum). *) Eben diese Genealogie, und dieses Göttergeschlecht, das die Vulgärreligion, die eine stete Jungfrauschaft der Athene lehrte, nicht aufnehmen konnte, **) beweist, wenn man auch alle äufsere glaubenswürdigen Zeugnisse verwerfen wollte, am besten den innerlichen Zusammenhang oder vielmehr die Abstammung alt-Attischer Religionsideen von Aegyptenland, und Hr. Müller, da er diese Beziehungen nicht anerkennt, verwickelt sich eben dadurch ganz natürlich in Schwierigkeiten, deren Lösung dann freylich nicht nach Wunsch auf eine befriedigende Weise ausfallen kann. Es ist über dieses Aegyptisch-Saitische nach Athen verpflanzte Göttersystem bereits in diesen Jahrbüchern (1817 nr. 49. S. 778—782) sowie von Creuzer in der Symbolik II. Th. p. 659 neu. Ausg. genug gesagt worden, so dafs Ref. mit Beziehung auf die dort gelieferten Zeugnisse der Alten hier nur kurz die Hauptsätze niederlegen will: Neith-Isis (Athene) ist Mutter der Sonne***), des Licht- und Sonnengottes Horus-Apollo ****); der Vater ist Vulcanus (Phthas), das immaterielle Licht als männliche Substanz gedacht, dasselbe als weibliche Substanz ist Neith-Athene; aus ihrer Verbindung geht das materielle Licht (Horus-) Apollo hervor. Und hieraus allein ist die hohe Verehrung, die Minerva als Schutz- und Stammgöttin in der Burg der Athener genofs, erklärbar, daraus auch die Verehrung des Apollo-Horus, der nachher mit dem Dorisch-Cretischen und Delphischen Apollo verschmolzen wurde, †) er-

*) Wenn Hr. Müller sagt: Levissima sunt, ut multa ejusmodi, quae „Cicero de Nat. D. III, 22 ex Aristot. de Apolline, Minervae filio. „Respicit fortasse ad unum e Tritopatoribus minus apte Apollinem dictum „(Philochor. p. 11 Sieb.) Sed Apollo πατρῷος deus est Jonum. Plato „Euthyd. 302 c.“ so ist damit so gut wie Nichts gesagt, und auf diese Weise könnte man leicht mit jeder Stelle, die einer einmahl vorgefafsten Hypothese widerspricht, fertig werden.

**) Es freut uns hier, mit Hrn. Müller Uebereinstimmung gefunden zu haben; er sagt p. 5.: „ἱερὸν igitur quendam γάμον Minervae cum „Volcano, sive caloris terreni cum aëris temperatum, celebrasse videtur „mythus pervetustus, cui postea Attici, ne virginitas deae interimeretur, „commentorum spurcitiem obduxerunt.“

***) nach der bekannten Inschrift zu Sais, bey Plutarchus de Isid. et Osirid. p. 433 Witt. und dem Zusatz des Proclus in Plat. Tim. p. 30. ὃν ἐγὼ καρπὸν ἔτεκον, ἥλιος ἐγένετο.

****) Herodot. II, 144. J. Lydus de menss. p. 15.

†) s. die Zeugnisse bey Bähr de Apoll. Patricio p. 10, und dort die Stellen des Alciphron Ep. II, 4. p. 138 Wagn. und Demosthenes pro Corona cap. 46. p. 284 Harles.

klärbar. Hr. Müller dagegen erklärt jene Ehe der Minerva und des Vulcanus für eine Verbindung der Erdwärme (calor terrenus) und der Luft (aëris temperatura) p. 8. Doch findet er diese Erklärung der Minerva als temperatura coeli so wenig hinreichend, als die, welche Aristoteles aufgestellt und worauf auch das Fackeltragen bey den Panathenäen deutet, dafs nämlich die Minerva Mond sey. »Potius homines prisci, sagt Hr. Müller p. 6, idem »numen multifariam operari putantes, sata novella a Minerva »non calore tantum, sed etiam humore enutriri et lactari com»pertum habebant. Neque enim cum Volcano solo, sed etiam »cum Neptuno Erechtheo eandem aedem tenet etc.« In ähnlichem Sinne feyerte Tegea und Mantinea seiner Athene Ἀλέα Feste; diese Ἀλέα aber ist nichts anders als die linde Wärme, die der jungen frisch aufkeimenden Saat so förderlich ist (»calor al»mus atque lenis, qualis novellis maxime satis conducit«). Was den Streit der Minerva mit Neptun um den Besitz des Attischen Landes betrifft, so kann er allerdings auf physische Anlässe, auf die Natur des Bodens bezogen werden, ob wir gleich völlig überzeugt sind von dem, was Hr. Müller p. 7. richtig hinzufügt: »Tamen suspicor, et his sensum inesse magis reconditum, quem »Athenienses ipsi penitus obscuraverant vanae gloriolae capidio»res, quam vetustae religionis.» *)

Wir unterlassen unsere Bemerkungen zu so manchem Anderen, was reichlichen Stoff dazu darbieten könnte, wie z. B. zu der Behauptung, dafs die ältesten Bewohner Griechenlands, die Pelasger ein ackerbauendes Volk gewesen, und dafs hierauf zunächst alle ihre Mythen und religiösen Gebräuche hinweisen, dafs daher die ersten Vorsteherinnen des Minervalischen Cultus (der sich also ganz auf agrarische Cultur, auf Ackerbau beziehet), die Töchter des Cecrops, Gottheiten des Ackerbaues (ἀγραύλιδες) sind, was ihre Namen beweisen, eben so wie die Töchter des Erechtheus, dafs endlich daher Minerva selber Ἄγραυλος und Βουδεία, in Böotien Βοαρμία und Σιτωνία heifse, demnach von der Ceres nicht sehr verschieden sey, (— daher beyden das Gorgonenhaupt), und dafs, wie Eleusis an die Spitze agrarischer Cultur Ceres, Orcus und Proserpina gestellt, so Athen Minerva, Vulcan und Erechtheus, (?) wäh-

*) S. Creuzer Symbolik II, 657 f. p. 660. vrgl. IV. Th. p. 367. 375. Ebendaselbst II. p. 707 ff. ist auch von der Athene γλαυκῶπις, wovon Hr. Müller p. 5. sagt: „γλαυκώπιδα quoque Ἀθηνᾶν dixisse arbitrer poetas, non tam ad terribilem oculorum folgorem significandam, quam solennia numinis epitheta a vatibus antiquioribus edoctos“, die wahre Deutung gegeben.

rend Merkur beyden gemeinschaftlich sey. Wir unterlassen, wie gesagt, unsere Bemerkungen über diese in der Geschichte der religiösen Entwickelung der Griechen so wichtigen Punkte, um nicht allzu weitläuftig zu werden, wir wollen zu dem, was Hr. Müller S. 7. f. über die Verehrung der Minerva πολιάς an andern Orten, als Athen bemerkt hat, noch die einzige Bemerkung hinzufügen, dafs jener Minerva πολιοῦχος zu Trözen von Pausanias (II, 30 §. 6.) gleichfalls Aegyptischer Ursprung zugewiesen wird, dafs sie ferner dann erst dort Verehrung genossen, als nach einem Streit zwischen ihr und Neptun über den Besitz des Landes, eben derselben durch einen Richterspruch des Zeus das Land zugefallen war; fast ganz auf ähnliche Weise, wie die alte Fabel von Athen meldete. So sah man auch noch zu Pausanias Zeiten in Argolis, auf dem Gipfel des Berges Pontinus, die Ueberreste eines Tempels der Saitischen Athene (ἱερὸν Ἀθηνᾶς Σαΐτιδος; Pausan II, 36. §. 8.)

Der zweyte Abschnitt handelt nun von den Eteobutaden, einem Stamme, welcher in Athen zunächst den Dienst jener agrarischen Gottheiten (»deorum arvalium«) besorgte. Da die Annahme von erblichen Priesterstämmen, die wir doch im ganzen Alterthum aus der patriarchalischen Verfassung hervorgehen sehen, verworfen wird, so wird denn auch das Daseyn solcher Familien in Athen, die ausschliefslich mit der Besorgung des Götterdienstes, ohne an andern Staatsdiensten Theil zu nehmen, sich befafste, verworfen, mit einziger Ausnahme der Eumolpiden, die Thracischen Ursprungs sind. Bey den übrigen sämmtlich war es der Fall, dafs etwa Einer oder der Andere sich dem Gottesdienste widmete, die übrigen aber, ausser wenn sie bey feyerlichen Aufzügen erscheinen mufsten, ihre Geschäfte, ein Jeder, besorgte. So waren demnach die Ceryces, die Hipponici, die Lycomeden, die Phytaliden und Butaden keineswegs »gentes sacerdotales.« Quis enim, heifst es p. 11., has »gentes sacras esse dixerit, quia semel per annum sacrificio »publico assistere jussi erant? — Nulla ab initio tribus sa»cerdotum, quam Strabo (ex hierarchica gente prognatus) »ementitus est (VIII, 383, C.). Contra omnes gentes et eupa»tridarum et agricolarum et opificum et pastorum, propria et »sua olim habebant sacra γενικά vel ὀργεωνικά, quibus populus »non carebat, qui cuivis negotio religionem inesse putabat. »Inter quae cum nonnulla majore fruerentur auctoritate et fre»quentia; haec tacito omnium consensu publica esse et in »fanum publicum transferri coeperunt, neque tamen ab ea gente »segregari poterant, cujus casta officia deo jam dudum placue»rant.« Daher es dann gekommen, dafs der Dienst der Polias

und des Erechtheus von den Eteobutaden besorgt werden mußte, die, wenn sie auch gleich zu dem Stamm der den Eupatriden, durch eine Abgabe untergeordneten Ackerbauer, der Teleonten gehörten, dennoch, da sie in der Stadt unter den Eupatriden wohnten, fast gleiche Ehre und Ansehen genossen, als die Alcmäoniden, Codriden, u. s. w., keineswegs aber zu den Eupatriden selber gehörten. Daher ferner »nullum e sacerdotibus ἐκ γένους »neque a civitate, neque a magistratu publico neque ab alio »sacerdote creari vel cooptari potuisse (intelligitur). — Ad haec »(sacra ab origine gentilicia) obeunda vel jure quodam successionis vel sorte accedi poterat).« Wir haben, um nicht mißverstanden zu werden, diese Theorie des Hrn Müller, die das Daseyn von erblichen Priesterfamilien in Griechenland — worauf doch, ausser der Analogie, so vieles Andere bestimmt hinweist, — läugnet und den Ursprung des allgemeinen Volkscultus aus den sacris gentiliciis herleitet, größtentheils mit des Hrn Verf. eigenen Worten gegeben; das Urtheil einsichtsvollen, vorurtheilsfreyen Lesern überlassend, welche die Schwierigkeiten und Widersprüche, in die ein solches System nothwendig fallen muß, einzusehen vermögen; glauben auch durch eingestreuete Winke unsere eigene Ueberzeugung angedeutet zu haben. Schon die Annahme der Teleonten (wozu die Butaden gehören — Βούτης παῖς Τελέοντος*), als des den Eupatriden untergeordneten ackerbauenden Stammes, mußte den gelehrten Hrn Verf. irre leiten. Ref. rechnet freylich auch die Butaden unter die Τελέοντες (wie die richtige Leseart ist), als dem vornehmen Priesteradel, der von einer edeln Kriegerkaste — analog der Aegyptischen und Etrurischen Einrichtung — den Eupatriden oder Hopleten, umgeben war, welche die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten besorgten und als Besitzer von Grund und Boden das Land durch ihre Clienten bebauen liessen. Diese, schon früher aufgestellte und vertheidigte Ansicht ist durch die neuen Untersuchungen von Schömann und Platner noch mehr bestätigt worden (s. Creuzers Symbolik III. Th. S. 53 u. 54. die Note, zweyt. Ausg.).

Hierauf folgen die Angaben über den Dienst der Eteobutaden bey den Festen der Athene Polias, bey den Scirrophorien (»dem ältesten Fest der Athene, woraus im Verlauf der Zeit Vieles in die Panathenäen überging, das aber den Eteobutaden zunächst sich eignete, und dessen meiste Ceremonien auf

*) Aber auch Sohn des Pandion I, und Bruder des Erechtheus, nach Apollodor III, 15, 1. Priester des Neptunus und der Minerva. Daher auch im Etymolog. Magn. p. 210. Sylb. Βούτου τοῦ Ποσειδῶνος υἱός.

agrarische Cultur sich bezogen«), und bey den Buphoieen. »In quibus religionibus, heifst es dann p. 16, omnia sunt tam »nativa(?) et ex se ipsis prognata, atque ad Atticae solum mari »cinctum, tenue et calidum respiciunt: ut aliunde sacra Buta- »dica advecta esse, strenue negaverim, nedum e Nilotico luto »provenisse, quanquam diis satis fecundo« (?!!). Daher kann dann auch die von Ritter aufgestellte Beziehung der Butaden und der Athene Budea zu Athen auf die Indischen Religions- ideen von Buddha nicht angenommen werden; Hr Müller setzt mit einem Anschein von Bescheidenheit und Freymüthigkeit, wohinter jedoch eine gewisse Anmassung gegen andere Gelehrte, denen Hr Müller noch lange nicht gewachsen ist, dem Kundi- gen nicht verborgen bleiben wird, hinzu: »quod libere profi- »teri malui, quam decreta aliena quamvis docta rationibus meis »ita immiscere, ut legenti ne de mea quidem sententia constaret.«

Was den Namen der Butaden betrifft, den Ritter und schon früher Fr. Schlegel auf eine so geistreiche und scharfsinnige Weise in dem Indischen Buddha wiederfindet, und diese Ety- mologie auch durch innere Verwandtschaft der Ideen zu bestä- tigen weifs, so mag es Ref. erlaubt seyn, eine Etymologie hier vorzulegen, welche die Herkunft der Butaden als einer Prie- sterfamilie aus dem Orient rechtfertigen soll. Hr Müller wird diesen Versuch uns um so weniger verargen können, als er selber an mehreren Orten auf ähnliche Etymologien, so weit sie ihm passen, Gewicht legt; s. z. B. S. 3. 16. ff. Unter den Medischen Stämmen, welche Herodotus I, 101 aufzählt, kom- men auch Budier vor und Magier. In Bezug darauf sagt Hr v. Hammer in den Wiener Jahrbüch. 1820. 9r B. S. 12.: »die »Magier sind bekanntermassen die alten Feuerpriester, die »auch Budier (Bed), die Anbeter heissen, welche Benen- »nung sich noch in ihrer heutigen hierarchischen Benennung »von Hirbed, Mobed und Mobed Mobedan erhalten hat*).« Sonach wären die Butaden die Budier oder Magier des alten Athen, die Anbeter vorzugsweise genannt.

III. De aede Palladis historica. S. 18—21. Eine Geschichte des Tempels der Athene Polias auf der Burg von Athen; — der alte Tempel ward im Perser Kriege zerstört, der

*) Vergl. ebendaselbst S. 9. und dort die Note zu dem Wort Meha- bad. d. i. die grossen Gottesanbeter. Das Persische Bad und das Deutsche Beten sind Ein Wort, verwandt mit Bud oder Buda, daher im Persischen das Substantiv buden, d. i. seyn, eigentlich den Begriff eines religiösen Daseyns einschliefst. So auch im Ulphilas Beda und Budan.

Bau des neuen erst Olymp. 92, 4. unter des Diocles Archontat angefangen u. Olymp. 93. vollendet; seine Ruinen stehen noch jetzt, nachdem er sammt seinen Heiligthümern bis auf die Zeit der Türken unversehrt geblieben war.

IV. De dispositione cellae et porticuum. S. 21—23. Das ganze Gebäude, das durch einen beygefügten Plan erläutert wird, bestand aus zwey Haupttheilen, wovon der eine gegen Osten, das eigentliche Erechtheum mit den Altären des Zeus, Neptun, Butas, und Vulkan (vergl. Creuzers Symbol. IV. Th. p. 375.), enthielt, nebst einer Porticus am Eingang; der andere gegen Westen das Heiligthum der Minerva, in zwey Theilen, wovon der innere der Göttin selber, der andere kleinere, der Pandrosos geweihet war. An letztere schloſs sich gegen Mittag zur einen Seite die Porticus der Caryatiden an, worin der heilige Baum stand; zur andern Seite eine andere Porticus, die den Eingang in das Heiligthum der Minerva verherrlichte. Das Grab des Cecrops war in einem Winkel der Pandrosos, nahe bey der Porticus der Caryatiden.

V. Aedis descriptio. S. 24 — 33. Hier werden die einzelnen Theile des Tempels mit ihren Heiligthümern der Reihe nach beschrieben, und genauer, als bisher geschehen, vom Peplus, von dem Feste der Plynterien, von der Schlange οἰκουρὸς ὄφις, die im Tempel genährt wurde, von dem heiligen Oelbaum, von dem Meere des Erechtheus u. s. w. gehandelt. — Wir würden gern zu manchen dieser Gegenstände unsere Bemerkungen und Einwendungen hinzufügen, wenn wir nicht befürchten müſsten, bereits die Gränzen einer Anzeige überschritten zu haben. Nur die Deutung der im Tempel von der Pallaspriesterin gefütterten Schlange — wo doch die Beziehung auf den Aegyptischen Schlangendienst und Schlangenverehrung in den Tempeln so nahe lag*) — wollen wir unsern Lesern mittheilen: »Quem Erichthonium (serpentem) ut supra cum »satis tenellis, deorum coeli, terrae, infernorum numine nutri»tis et lactatis comparavimus, ita jam intelligitur omne vitale, »quod, cum antea latuerit, nunc imperfectum adhuc et informe »progerminat, ea forma exhiberi.« Wir fragen hier unsere Leser, ob sie sich durch solche Erklärungen befriedigt finden können?

VI. Architectura comparata. S. 33—39. Eine interessante Vergleichung der Attischen und Jonischen Bauart, die

*) S. Creuzer Symbolik II. Th. p. 727. Woher soll denn wohl, nach Hrn Müllers Ansichten, das Crocodil, das auch der Athenischen Minerva beygegeben wird, nach Athen gekommen seyn? War es vielleicht auch ein in den ältesten Zeiten in Attika einheimisches Thier!!!

insbesondere noch darzustellen sucht, was die Attiker von der Jonischen Bauart aufgenommen, und was sie darin verändert haben.

VII. De sculptura Caryatidum. S. 40 — 42. Das erste Epimetron S. 43. giebt eine Genealogia Eteobutadarum, das 2te p, 46. die inscriptio architectonica, p. 46. nicht sowohl nach Chandler (Inscriptt. antt. P. II, 1.), als vielmehr nach Wilkins. Auf der einen Columne stehen die Griechischen Worte der Inschrift, in die gewöhnliche Schreibart umgesetzt, auf der andern die Lateinische Uebersetzung, unter dem Text sind erläuternde Noten beygesetzt.

Wenn wir auch in Manchem, besonders was Deutung und Erklärung alter Symbole und Religionsideen betrifft, unsere Ansicht von der des Hrn Vf. trennen mufsten, wenn wir darüber freymüthig unsere Bemerkungen mitgetheilt haben, so soll doch damit der Werth dieser reichhaltigen und in mehr als einer Beziehung schätzbaren Schrift, keineswegs herabgesetzt werden, wir glaubten vielmehr diese Aufmerksamkeit dem thätigen und eifrigen Hrn Vf. beweisen, und ihn dadurch auffordern zu müssen, seine archäologischen Forschungen vorurtheilsfrey mit gleichem Eifer und gleicher Beharrlichkeit fortzusetzen.

B.

Die Rheingegenden von Mainz bis Cölln. Von Gerning. Mit einer Karte. Wiesbaden, gedruckt bey L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker. 1819. XVIII. und 247 S. 8. 3 fl.

Wenn es uns gleich nicht an interessanten Schilderungen unserer herrlichen Rheingegenden fehlt, sowohl in historischer und antiquarischer, als in geographischer und statistischer Hinsicht, so möchte doch darum die Erscheinung vorliegender Schrift keinesweges für überflüssig zu betrachten seyn, ja wir glauben sogar, dafs sie nöthig und unentbehrlich für einen Jeden seyn wird, der diese Gegenden mit Verstand durchwandern will, der nicht blos bey einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenstände, die seinen Sinnen unmittelbar und gleichsam von selbst sich darbieten, stehen bleiben, sondern diesen classischen Boden näher kennen lernen, der mit den Schicksalen so mancher jetzt zerstörten Schlösser und Burgen, so mancher jetzt zu elenden Dörfern herabgesunkenen, einst blühenden und volkreichen Städte sich vertraut machen will, dem es aber zugleich an Mufse wie an Lust gebricht, aus alten Chroniken

und Jahrbüchern sich mühsam ein Bild der Vergangenheit zusammenzustellen. Diesem Bedürfniſs abzuhelfen, war der Zweck des Hrn. Verf. bey dieser Schrift. »Der Verfasser dieses Buches — heiſst es in der Vorrede pag. XII. — giebt auf »seine Weise hier eine gedrängte Darstellung und Anleitung, »womit gebildete Reisende die verschiedenen Gegenstände, »nach einer bestimmten Reihenfolge, getreulich unterrichtet, »betrachten können. Er wollte weder oberflächlich noch weit»schweifig seyn, um Kennern einiges anzudeuten, und Lieb»habern etwas mehr als Unterhaltung darzubieten. Kurze Schil»derungen der Burgen sind mit eingewebt und beliebte »Volkssagen, in ihrer ursprünglichen Gestalt enthüllend, hi»storisch berichtigt, ohne die, schon genugsam poetische Ge»gend romanhaft zu verzieren; da, wo man lieber die Wahrheit »zur Seite der Geschichte sehen mag, als Dichtung und Fabel, »neben Erzählung und Erdichtung, auch lieber belehrt als »beleert seyn will.« Und, soweit wir gefunden haben, hat Hr. Gerning diesen Zweck vollkommen erreicht. In einer angenehmen gefälligen Schreibart führt er den Reisenden von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg den Rhein entlang, mit sorgfältiger Berücksichtigung alles dessen, was in irgend einer Hinsicht merkwürdig, die Blicke des verständigen Beobachters auf sich ziehen könnte. Die Naturschönheiten sind kurz und bündig, aber mit Kraft und Nachdruck gezeichnet, alte Sagen im angenehmen Gewande vorgetragen, die Hauptmomente der Geschichte eines Ortes in guten Ueberblicken zusammengestellt. Weniger Rücksicht ist auf die neueste Geschichte, so wie auf eine statistisch-politische Beschreibung dieser Gegenden genommen, da diese Gegenstände in andern Schriften hinreichend ausgeführt sind, was wir nicht anders als billigen müssen, zumal da der Reisende auch hier, so viel er gerade für den Augenblick zu wissen wünscht, hinlänglich bemerkt findet. Grosse Sorgfalt ist dagegen auf Untersuchung Römischer Ueberreste verwendet, was der Schrift in den Augen des Gelehrten noch besondern Werth giebt. Denn obschon wir über mehrere einzelne Puncte gute Monographien besitzen, so fehlt es doch bey vielen andern Orten an einer faſslichen Zusammenstellung und bequemen Uebersicht der Reste Römischer Herrschaft. Auch die interessanten und viel besuchten Nassauischen Badeorte, zum Theil schon in Römerzeit bekannt, wie Wiesbaden u. andere hat der Hr. Vf. mit in seine Darstellung aufgenommen; ein schätzbarer und dankenswerther Zusatz. Dann geleitet er weiter den Reisenden durch die lachenden Fluren des Rheingaus nach Bingen und von da, eingeschlossen in enge Felsenwände, nach dem reizenden Coblenz, »wo sanft

und innig verschmolzen ist das Erhabene mit dem Schönen.« Eingewebt ist die Geschichte der zahlreichen Burgen und Schlösser zu beyden Seiten des Rheins. Auf gleiche Weise wird von Coblenz aus die Reise nach Cölln fortgesetzt. Was bey dieser Gelegenheit über die Römische Bonna, zum Theil nach Minola bemerkt wird, hat sich durch neuere Untersuchungen bestätigt; s. Ruckstuhl, Nachgrabungen bey Bonn im Jahr 1818 und 1819. S. 54 ff. (vgl. Heidelb. Jahrb. 1820. Nr. 41.). Cölln selber wird von S. 182—216. geschildert. Der Leser findet hier eine gute Uebersicht des Vielen, was diese grosse Stadt Bemerkenswerthes in sich faſst, ohne daſs irgend Etwas von einiger Bedeutung übergangen wäre, beherzigungswerthe Winke sind an manchen Orten eingestreut, wie z. B. S. 195 196 ff., treffende Urtheile ausgesprochen, wie am eben a. O. über die »altteutsche Bilderstürmerey,« über den Werth altteutscher Gemälde in Vergleich mit Italienischen, deren Character gut bezeichnet wird. Darum tragen wir kein Bedenken Einiges zur Probe mitzutheilen: »Stehen beyde (Teutsche und »Italische Gemälde) neben einander, so fühlt und sieht der »unbefangene Kenner leicht den Unterschied im Totaleindrucke der Letztern, den ihre kunstreiche Gestaltung und »Vollkommenheit und naturgemässe Farbenverschmelzung »hervorbringt. Wie junge Mädchen reizend und schön sind, »ohne noch an Körper und Geist ausgebildet zu seyn, erscheinen jene Gemälde zwar anziehend in einzelnen Theilen, »durch ihren gemüthlichen und kräftigen Ausdruck frommer »Liebe, Demuth und Einfalt, (auch Einfältigkeit) und blendenden Farbenschmelz, wobey man den steifen Faltenwurf der »Figuren und die Mängel des Ganzen mit Nachsicht überschaut.« (S. 196.) — Von S. 216—221. wird Neuwied beschrieben, wo ein »groſsentheils bald wieder verschüttetes teutsches Herculanum und Pompeji« entstand. Den Schluſs (S. 222.) macht ein lesenswerther, für den Alterthumsforscher wichtiger Abschnitt: »Julius Cäsars Rheinübergänge.« Bey den vielfachen, einander so entgegengesetzten Meinungen hierüber, wagt der Hr. Vf. zwar keine bestimmte Entscheidung, »ob nämlich Caesar bey dem heutigen Engers, etwas oberhalb »Neuwied (vgl. S. 219.) oder bey Mainz zweymal über den »Rhein ging,« da, sonderbar genug, in dieser, wie in jener Gegend zwey Plätze für den Uebergang sprechen. Sollte etwa, fragt dann Hr. Gerning, Caesar zuerst gegen die Sigambrer an jenem und zuletzt gegen die Sueven an diesem Orte hinübergegangen seyn? Doch, wir gestehen es, die Stelle bey Caesar, de bello Gall. VI. 9. ist und bleibt für uns immer noch ein Stein des Anstosses. — Die vielbestrittene ara Ubio-

rum befand sich wahrscheinlich, nach Hrn. Gerning, bey Cölln; auf dem erhabenen Platze der vormaligen Rheininsel, noch jetzt auf der Are genannt, wobey die Arengasse liegt (S. 200.)

Ein Anhang enthält »Erklärungen der Karte« mit schätzbaren historischen Notizen, besonders was die Sitze der Römer in den Gegenden des Taunus, der Lahn u. s. w. betrifft. Die Karte selber, Feder- und Kreidezeichnung auf einer Platte, entworfen vom Hrn. Architekten Ulrich, gedruckt und ausgeführt in dem lithographischen Institut zu Carlsruhe von C. F. Müller, enthält den ganzen Lauf des Rheins von Mainz bis Cölln mit den nächsten Umgebungen, das ganze Herzogthum Nassau mit Einschluſs von Gieſsen, Wetzlar und Hanau, als die äussersten östlichen Puncte gegen Norden und Süden hin. Einer ähnlichen Beschreibung der das Taunusgebirge umgeben Lahn- und Maingegenden, wozu uns Hr. Gerning sichere Hoffnung macht, sehen wir mit Verlangen entgegen. B.

Das Riesen-Faulthier, *Bradypus giganteus*, abgebildet, beschrieben und mit den verwandten Geschlechtern verglichen, von Dr. Chr. Pander und Dr. E. d'Alton. Bonn in Commission bey Ed. Weber. 1821. in Quer-Folio. Ladenpreis 1 Frdd'or in Gold.

Diese Schrift enthält nach der Natur verfertigte, ganz vorzüglich schöne Abbildungen des Gerippes eines der merkwürdigsten Thiere der Vorwelt. Dieses Gerippe, welches sich gegenwärtig in der königlichen Naturalien-Sammlung zu Madrid befindet, wurde im Jahr 1789. am Rio-Luxan, ohnweit Buenos-Ayres hundert Fuſs tief unter der Oberfläche der Erde, und etwa dreyſsig Fuſs über der Meeresfläche, in einer Sandschicht gefunden, und vom Marquis von Loretto, damaligen Vicekönig jener Provinz, als eine groſse Merkwürdigkeit nach Spanien gesendet. Brü stellte das Gerippe in der Naturalien-Sammlung auf, zeichnete und beschrieb es. Gariga machte dessen Arbeit in einer besondern Abhandlung bekannt, unter dem Titel: Description del esqueletto de un quadrupedo moy corpullento y raro. Noch ehe diese Schrift in Spanien erschien, hatte Hr. Cuvier Copien jener Abbildungen erhalten, die er mit den Skeletten anderer verwandter Thiergeschlechter verglich. Er zeigte, daſs das Gerippe einer, dem Faulthier nahe verwandten Thiergattung angehört habe, der er den Namen Megatherium beylegte. Da die Verfasser während ihres Aufenthaltes in Madrid fanden, daſs die bisherigen Abbildungen nicht genau seyen, verfertigten sie vorliegende bessere und vollständigere, wofür wir ihnen allen Dank schuldig sind.

Die Länge des Gerippes von der äussersten Spitze des Kopfs bis zum Ende des Kreuzbeins beträgt vierzehn, und die gröſste Höhe vom Hintertheil sieben spanische Fuſs. Der Scheitel hat viele Aehnlichkeit mit dem der Faulthiere, besonders des Aï, und ist mit sechszehn flachkronigen Zähnen bewaffnet, von denen vier auf jeder Seite eines Kiefers sitzen. Nach den flachen Kronen zu urtheilen, nährte sich das Thier von vegetabilischen Substanzen.

In der vorkommenden gewöhnlichen Anzahl von sieben Halswirbeln steht es dem Unau näher als dem Aï. Es sind sechzehn Brust- und drei Lendenwirbel vorhanden. Das Kreuzbein besteht aus fünf zusammengeschmolzenen Wirbeln. Die Schwanzbeine fehlen; ihre Zahl kann indeſs nach der Schmalheit des hintern Endes des Kreuzbeins zu schliessen, nicht groſs gewesen seyn. Das Becken zeichnet sich durch ungeheuer grosse flügelartig ausgebreitete Darmbeine aus, und ist dadurch von den der Faulthiere verschieden, steht aber dagegen dem Becken anderer colossalen Säugethiere, des Elephanten und Nashorns, nahe.

Die Schulterblätter und Schlüsselbeine sind sehr groſs und stark, und letztre sollen, was merkwürdig ist, nicht an das Brustbein, sondern an die erste Rippe eingelenkt seyn. Das maſsive Oberarmbein articulirt mit dem Schulterblatt und Schlüsselbein. Die Speiche ist beweglich mit dem Ellenbogenbein verbunden. In der Handwurzel kommen sieben Knochen vor; in der Mittelhand fünf. Von den fünf Zehen sind nur drei mit einem Nagelglied versehen. Das Oberschenkelbein ist bedeutend lang und dick. Schienbein und Wadebein sind gröſstentheils verwachsen. Die Fuſswurzel besteht aus sechs Knochen. Von den drei Zehen ist nur eine mit einem Nagelglied versehen.

Dieses äuſserst plumpe und schwerfällig gebaute Thier konnte sich, nach dem Gerippe zu schlieſsen, nur sehr langsam und schleppend bewegt haben. Kaum denkbar ist es, daſs dieser Koloſs, gleich den ihm verwandten Faulthier Bäume bestieg, es scheint sich vielmehr in Höhlen aufgehalten zu haben. Der Meinung der Verfasser, die jetzt noch lebenden Faulthierarten seyen durch allmählige Metamorphosen umgewandelte Riesen-Faulthiere, kann Rec. nicht beitreten, sondern er hält das Megethe für ein Thier sui generis, das bei einer Revolution unseres Planeten untergegangen ist.

Die Abbildungen des Gerippes, so wie die der beigefügten Skelette des Aï und Urau sind vorzüglich schön und eigentlich musterhaft zu nennen.

Tiedemann.

N° 11. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Bernerischen Hochgebirgs. Ein Beytrag zur Bestimmung der Vegetationsgränze Schweizerischer Holzarten, des Einflusses der Waldungen auf die Cultur des Hochgebirgs, des Verhältnisses der Forstwissenschaft zur Landwirthschaft, und der Bedinge für Verbesserung der Alpenwirthschaft. Von KARL KASTHOFER, Oberförster, Mitglied der allgem. Schweiz. Gesellschaft f. d. Naturkunde, und der Herz. Sächs. Goth. u. Meinung. Gesellsch. f. d. Forstkunde. Zweyte vermehrte u. verbesserte Auflage. Aarau 1818. Heinrich Remig. Sauerländer. gr. 8. XVI u. 196 S. (1 Th. 4 Gr.)

Vorlesungen über die Cultur der Küh-Alpen; gehalten in der Versammlung der Schweizer-Gesellschaft für die Naturkunde, in Lausanne den 28. Heumonat 1818, von KARL KASTHOFER, Oberförster. Bern, bey J. J. Burgdorfer, Buchhändler, 1818. 8. 35 S.

Die erste dieser lehrreichen Schriften ist, wie der ausführliche Titel sagt, zunächst der Forstwirthschaft u. der Landwirthschaft des Bernerischen Oberlandes gewidmet, aber in beyden Beziehungen von allgemeinem Interesse für alle hohen Gebirgsländer, besonders der unermeſslichen Alpenkette. Diese Schrift erscheint hier verbessert und vermehrt, im Vergleiche mit der ersten Auflage in Meyers Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Baiern, 4r Jahrgang, Heft 2 und 3, München 1816, von welcher auch einige besondere Abdrücke veranstaltet worden waren. Der sehr gründlich und vielseitig gebildete Verf. hat sich in Deutschland mit seinem Berufsfache, der Forstwirthschaft, zuerst bekannt gemacht, und den Grund zu dieser Bildung ehemals in Heidelberg gelegt; er ist seit mehr als zwölf Jahren bereits als Oberforstbediente im Bernerischen Oberlande angestellt, und also mehr als seine nicht häufigen Vorgänger in dem Falle, gründlich belehrende Aufklärungen über jene wichtigsten Zweige, die Forstwirthschaft, und die Landwirthschaft (Alpenwirthschaft) der Hochalpen mitzutheilen. Wirklich hat sich auch derselbe dieses zur besondern Aufgabe gemacht, daher man ausser diesen ersten Bemerkungen noch Manches über beyde Gegenstände aus seiner Feder erwarten darf.

Verf. handelt in der ersten und gröſsten Hälfte des Buches bis S. 127 in 10 Abschnitten von den wichtigsten Momenten der Waldwirthschaft des Oberlandes, und wir theilen (ohne mit einer vollständigen Abschrift der Inhaltsanzeige weder unsere

Leser noch uns ermüden zu wollen) einiges hiervon zur Beurkundung des hohen Interesse mit, welches seine Bemerkungen mit vollem Rechte in Anspruch nehmen. In dem ersten Abschnitte: Bäume der oberländischen Waldungen, theilt der Vf. genauere, auf eigene Versuche gegründete Angaben, über die Vegetationsgränze unserer Holzarten im dortigen Alpengebirge mit, welche nicht immer mit jenen des verdienten Schweden Wahlenberg (de vegetatione et climate in Helvetia septentrionali inter flumina Rhenum et Arolam observatis, et cum summi septentrionis comparatis, tentamen. Turici Helvet. 1813.)*) übereinstimmen, und in Ansehung deren der Verf. mit richtiger Bescheidenheit bemerkt, dafs sie nicht als Regel, sondern

*) So sehr viel Interessantes und Belehrendes dieses Werk auch in der That enthält, so sehr ist es gleich gewifs, dafs beydes vorzüglich Lappland, und die so merkwürdige Entwicklung des Clima und der Vegetation der Lappländischen Alpen, im Vergleiche mit den Helvetischen, betrifft. Der Verf. hielt sich nur während eines Sommers in den letztern auf, er konnte seinen Beobachtungen in diesen bekannteren Gegenden nicht durch öftere Wiederholungen oder genauere Anstellung die erforderliche Gediegenheit ertheilen; er hat die höchsten und merkwürdigsten Gebirgsgegenden der nördlichen Schweiz, wie schon der Titel seines Buches sagt, nämlich die Gegenden des Bernerischen Oberlandes jenseits der Aar, zwischen Meyringen, Grindelwald, Lauterbrunn, nicht bereiset; die höchsten und merkwürdigsten der Schweizerischen Berge, Finsteraarhorn, Jungfrau, Schreckhorn, Wetterhorn u. s. w. sind gar nicht genannt, und der Tödi im Canton Glarus scheint dem Verf. der höchste Berg in der Schweiz zu seyn; er hat öfter die zufällige tiefere Erscheinung mancher Holzarten für wesentlich angenommen, und mehrere derselben unter die Buche gesetzt, welche nach allgemeiner Kenntnifs und Erfahrung über dieselbe gehören, oder ihre Vegetationsgränze über der Buche als rauher und ausdauernder haben: er setzt den Umstand, dafs die Buche bald oberhalb Chur, nach Angabe der Einwohner, von Jahr zu Jahr seltner wird, und Fichten ihr folgen, auf Rechnung ihrer Vegetationsverhältnisse, während dies doch nur die constante, allgemein und oft beobachtete Folge nachlässiger oder von Kenntnifs entblöfster forstwirthschaftlicher Behandlung der Buche ist, welche überall durch die Fichte verdrängt wird, wenn die Forstwirthschaft es nicht zu verhindern weifs: er hat die Arve (*P cembra*) gar nirgends zu Gesicht bekommen, daher ihre Vegetationsgränze nicht angegeben, und äussert sich nur sehr unbestimmt über diese Holzart, so wie über Lerche und Kiefer. — Höchst merkwürdig sind dagegen die Angaben des Verf. über die Vegetationsverhältnisse Lapplands, besonders über das ausgebreitete und freudige Vorkommen der Birken in den Alpengebirgen des hohen Nordens, wo diese unterhalb der Region des ewigen Schnee's die Stelle der Fichten in den Helvetischen einnehmen, während letztere in Lappland beträchtlich tiefer als jene und erst in bereits bewohnten Gegenden erscheinen, worüber der Verf. folgendes Bild (p. XXXV.) entwirft: *ab alpi-*

nur als Beytrag zu der zu suchenden Regel anzusehen seyen. Die absolute Höhe von 7800 Fuſs über das mittelländische Meer bezeichnet nach Verf. das Ende alles vegetabilischen Lebens in diesen Alpen, die Höhe von 6500′ aber die äusserste Gränze der Holzvegetation, weil Alprosen (Rhododendron ferrugineum, zur Käsebereitung hin und wieder in den höchsten Alpen wegen Mangel an anderem Holze angewendet) öfter diese Höhe erklimmen. 6350′ üb. d. m. M nimmt Verf. als Vegetationsgränze der Arve (P. cembra) an, welche, Nachbarin der Gletscher, ihren aufrechten, baumartigen Wuchs beständig noch da behält, wo die Fohre zur Legfohre (Alpenkiefer) entartet ist, die Lerche sogar rankend über den Boden streicht, und auch die Fichte krüppelhaft erscheint. Vegetationsgränze der Fichte ist nach

---

bus lapponicis descendentibus nobis obvia est sylva betulina laetissimo virore splendens et cacuminibus flexilibus ventis amice obsequens, quam circumvolant myriades culicum et apium alpinarum, nec non circumsaltant alacres illi Rhenones; ibique tota natura a die perpetuo et sole continuo laetitiam et alacritatem incomparabilem accipit. Contra in Helvetia sylvam obscuram abietinam primum intramus u. s. w. Die grössere Wärme des kurzen Sommers im hohen Norden, die Beständigkeit der stets heiteren Witterung, des durch keine Nacht unterbrochenen Tages, erhöhen diesen Genuſs. *Botanicus in Lapponia peregrinans* (sagt Verf. p. XCII.) *per alpes circumerrat per integros menses tentorio suo levi culices tantum avertente contentus, a coelo nihil metuens; cum contra Botanicus helvetus per unam alteramve noctem in alpibus permanens se vix satis securum putet in stabulis illis lapideis alpinis contra violentiam grandinum et ventorum.* Er führt S. XCIV. das Beispiel eines am Pilatus gelegenen Buchwaldes an, der im Julius durch einen heftigen Hagelschlag Blätter nicht nur, sondern auch seine Zweige verloren hatte, und fügt bey *tale quid in tranquilla sylva betulina nunquam vidit Lappo.* Freylich bilden die als Folge von grösserer Wärme, stets heiterem Himmel, ununterbrochenem Tag, beständiger Witterung, hervorgehende Dürre und Trocknung die unangenehmsten Gegensätze um so mehr, da die Kürze des Sommers ohnedies in dem unwirthlichen Clima die Entwicklung vollkommener Pflanzen so wenig gestattet, während die häufigere Witterungsabwechslung und die grössere Feuchtigkeit in den Helvetischen Alpen die dortige Fruchtbarkeit der fettesten Alpenweiden erzeugt. *Terra ipsa* (sagt Verf. p. LVIII) *in subalpinis et alpinis Lapponiae triste spectaculum plurimum praebet, ubi aridae Andromedae cum Lichenibus de principatu certant* u. s. w. Ferner p. XCIV: *Exinde fit ut maxima pars terrae lapponicae Lichene rangiferino tantum obducta sit, qui aestate tam exsiccatur, ut pedes peregrinatoris fere exurat, quasi in arena desertorum Africae iter faceret. Pedes rangiferorum morbo quoque proprio laborant ex terra nimium exsiccata orto, quo etiam coguntur ad alpes nivales aestate quaerendas. Exinde fit ut Lapponia fere ericetis siccissimis et paludibus tantum tegatur, et ut pascua tantum inveniantur ad margines paludum et lacuum eaque uliginosa caricibus duris repleta, adeo ut si Betulis et Salicibus tali aestate gaudentibus destitueretur, in desertum fere completum converteretur.*

Verf. 6200', die der Lerche 6000', die der Kiefer ungefähr dieselbe. Es giebt zwar einige wenige Beispiele, daſs die Lerche local einige Hundert Fusse über der Fichte angetroffen wird, daſs die Fohre auch die Lerche übersteigt, aber beyde Holzarten haben ihren vortheilhaften hochstämmigen Wuchs verloren, und erscheinen theils als Legfohre (Alpenkiefer), theils als gleichunbedeutendes Bäumchen bereits in Höhen, in denen die Fichte noch ein bedeutender Baum wird, daher Arve und Fichte die für die Vegetation in den hohen Alpen geeignetsten Bäume sind, und Verf, auch den letzteren das gerechte Lob beylegt, daſs die Natur sieh derselben vorzüglich zu bedienen scheine, um die Fortschritte des Winters und der Verwilderung auf dem Hochgebirge des Alpenlandes zu hemmen; ferner, daſs wo dieser Baum in den höhern Regionen mit den Wurzeln in Felsenrisse dringen kann, er den Stürmen besser widerstehe, und oft auf isolirten Felskuppen allen Gletscherorkanen trotze, so wie endlich, daſs der Borkenkäfer ihm im Hochgebirge nicht gefährlich zu seyn scheine, indem dieser sich bekanntlich über 3000' Höhe äusserst selten oder gar nicht mehr vorfindet, und eben so wenig wie in Schweden und Norwegen Verwüstungen bisher angerichtet hat. — Wir enthalten uns der Mittheilung weiterer Angaben über die nun mit mehreren andern folgenden Birken, Ahorne, Tannen, Weiſserlen, Vogelbeerbäume, welche letztere mit den gleichfalls hoch aufsteigenden Saalweiden, und mehreren andern Arten dieses so schwachen Geschlechtes, gleichwohl für Halden, welche Schneelavinen ausgesetzt sind, zur Hemmung dieser sich so sehr nutzbar bewähren, und erinnern nur an die Merkwürdigkeit der Vegetation in den Helvetischen Alpen, daſs Birken so selten vorkommen, daher im Vergleiche mit Lappland eine so untergeordnete Rolle in der dortigen Vegetation spielen, während sie in nicht fernen Deutschen Forsten, z. B. in den Fichtenwaldungen des Bayerischen Hügellandes, zwischen dem Alpengebirge und der Donau, so ausnehmend häufig im schlechten Grandlande, das ihnen besser wie der schwere Boden der Alpen zusagt, vorkommen, und den allervorzüglichsten, allen Hindernissen trotzenden Wachsthum zeigen. (Auffallend war es Rec. über die Bergerle, Drossel, Bergdrossel, Betula alnus viridis, Suter flor. helvet., in diesem Abschnitte nichts zu finden, da dieses Strauches doch in Zschokke Alpenwälder so oft Erwähnung geschieht; gelegentlich benennt Verf. denselben in dem Abschnitte über Alpenwirthschaft S. 159, auch unter den Alpenunkräutern S. 102.).

Von ähnlich wichtiger Bedeutung sind des Verf. Angaben über die im verkehrten Verhältnisse zur steigenden Höhe progressive Abnahme der Holzproduction im Alpengebirge, wo sich

das Resultat ergiebt, daſs in der Gegend des Thunersee's in der Höhe von 3800′ über d. m. M. drey Jucharte, von 4800′ acht Jucharte, von 5800′, folglich an der Gränze der Fichtenvegetation, aber dreyssig Jucharte erforderlich seyn dürften, um so viel Fichtenholz zu erzeugen, als am Ufer des See's 1800′ über d. m. M., (nach des Verf. nicht näher erörterter Annahme) in gleicher Zeit auf einem Juchart erwächst.

Die Wichtigkeit der Bewaldung der Berghöhen des Alpengebirgs, welche Zschokke bereits trefflich dargethan hat, erhärtet unser Verf. noch näher. So wahr es ist, daſs Verminderung allzuhäufiger Waldungen in Ebenen und im hüglichen Lande das Klima veredelt, gegen Versumpfung schützet u. s. w., eben so richtig erscheint die Bemerkung, daſs unvorsichtige Entblössung des Hochgebirges der Alphöhen von Holz, so wie dadurch das Land und seine Bewohner allen physischen Uebeln, denen diese Gegenden vorzugsweise ausgesetzt sind, als Lavinen aller Art, Erdfällen, (wovon ein eigenes Kapitel S. 83. umständlich handelt), im ungleich erhöheten Maasse preiſsgegeben werden, auch das Klima derselben unwirthlicher mache, und die Gränze der Holzvegetation mehr hinabrücke, oder zur Verwilderung der Gebirgshöhen beytrage, indem da, wo sonst Wald in diesen Höhen sich befand, so leicht keiner mehr nachgezogen werden kann, hauptsächlich wegen Mangel an Schutz, öfterer Hinabschwemmung des Grundes, Verwitterung der Felsen, grösserer Dürre, weidendem Vieh, besonders Geisen, diesen für diese Gegenden so nutzbaren, aber auch so höchstschädlichen Thieren, überhaupt wegen aus diesen und verwandten Gründen höchstgesteigerter Unwirthlichkeit. Daſs die Holzvegetation in der Vorwelt sich in den Alpen weit höher hinauf erstreckt habe, ist unläugbar, und selbst mit Ueberbleibseln von starken Arvenstämmen, unter torfartigem Grunde in Gegenden ausgegraben, wo jetzt in einigen Quadratstunden umher keine Spur einer Holzart mehr zu entdecken ist, und alles Pflanzenleben ausgestorben scheint, zu erweisen. Leider hat in so vielen, und so auch in diesen Alpengegenden, der unselige Hang, die ohnedies so reichlich vorhandenen Sommerweiden zu vermehren, die völlige Sorglosigkeit einer starken Bevölkerung, die bey sichtbarer Abnahme und Unzulänglichkeit der Waldungen sich in dem wohlhergebrachten Rechte der Waldverwüstung jeder Art nicht leicht irre machen läſst, hinsichtlich der Befriedigung ihrer Holzbedürfnisse schon viel zu viel gethan; die noch vorhandenen sehr ausgelichteten Wälder sind in zu geringer ungenügender Beträchtlichkeit auf jene steilen Abhänge meist beschränkt, die wenigstens für Rindvieh zur Weide nicht brauchbar sind, dagegen aber von Ziegenheerden durch drey Viertheile

des Jahrs verwüstet werden. Ueberhaupt deckt der würdige Vf. manche sehr zu beklagende Schattenseiten von Landstrichen auf, die der flüchtig Reisende, der diese herrlichen Gegenden nur mit höchstem Entzücken durchwandern kann, kaum zu ahnen vermag, und man mufs bekennen, dafs die Forstwirthschaft dieser Gegenden, so wie mit den gröfsten physischen Uebeln, auch mit Mifsbräuchen zu kampfen hat, gegen welche das Viele, was man in monarchischen Staaten hierüber kennt, in der That verschwindet. Unbestimmte Holzrechte für alle Holzbedürfnisse, von der (unter Begünstigung einer wahrscheinlich beyspiellosen, gewifs schädlichen, und gesetzlich zu beschränkenden Vertheilung des Landes) wachsenden Bevölkerung selbst u. beynahe beliebig exercirt; unmäfsiges Streurechen; sehr grofse Geisenheerden, den vielen Armen, die gar kein Land, oder nicht Land genug um eine Kuh halten zu können, oder mindestens keine Alprechte besitzen, zum Theile aber auch sogar Wohlhabendern gehörig, Mähen der Schläge und Waldblösen, diese und andere Uebel müssen sich ohne kräftigeres Eingreifen einer wohlwollenden Regierung an dem zu unbesorgten Hirtenvolke in nur zu sehr absehbarer Zukunft auf allzu furchtbare Weise rächen. Sogar die zum Schutze einzelner Orte gegen Lawinen nicht selten vorhandenen Bannwälder sind den Gaisenheerden geöffnet, verfehlen demnach ihren Zweck, indem das vorhandene alte Holz nach und nach überständig und abgängig wird, junges aber nicht nachwachsen kann, die Menschen also ihren Hausthieren hier einen Genufs einräumen, den sie sich selbst versagen. — Doch wollen wir vor der Hand die freylich auf wichtigen Gründen beruhenden Besorgnisse des Vf. dafs eine nachtheilige Uebervölkerung dieser Gegenden bereits vorhanden sey, noch nicht völlig theilen, da seine mitgetheilte Schätzung doch immer nur Schätzung ist, und die ökonomischen Verhältnisse derselben gröfstentheils noch so sehr nach seinen eigenen Angaben unentwickelt sind. Erst wenn bey höchstindustriöser Entfaltung derselben die Production dem Bedürfnisse nicht mehr genügen sollte, dürfte die Rede von Uebervölkerung in der That seyn können. Die desfalsige Regierungsaufgabe, jene bedürftigen Aenderungen allmählig herbeyzuführen, so wie der aus Mifsbräuchen hervorgehenden übermäfsigen Zunahme der Bevölkerung angemessene Schranken zu setzen, wird freylich in dem Charakter dieser Gebirgsvölker, so wie in der Landesverfassung vielleicht mehr Hemmungen als in den meisten andern Ländern finden.

Aber gewifs wird man lieber die gröfsten im Wege stehenden Hindernisse durch alle nur immer anwendbaren Mittel bekämpfen, als von dem für jede väterliche Regierung schreck-

lichsten und widrigsten aller Auskunftsmittel, auf die Auswanderung der eigenen Staatsgenossen Hoffnung setzen zu müssen, Hülfe erwarten wollen. — Da wir für des Verf. Bemerkungen über Alpenwirthschaft noch einigen Raum gewinnen möchten, so bedauern wir, uns auf manche in das Gebiet der reinen oder auf das Forstwesen angewendeten Staatswirthschaft (Forstdirectionslehre) gehörige interessante Mittheilungen desselben nicht mehr einlassen zu können, und gehen zu diesem Gegenstande über.

Auch in diesem Gebiete ist der Verf. mit Gründlichkeit und wohlwollendem Sinne bemühet, durch Verbesserung des hauptsächlichsten Gewerbszweiges seiner Gegend dem bedrohten Wohlstand einer starken Bevölkerung neue Hülfsmittel darzubieten. Ohne sich in umständliche seinem Zweck fremde Darstellungen einzulassen, berührt er gleichwohl die Materie von Verbesserung der Alpenwirthschaft mit sonst noch nirgends gefundener Reichhaltigkeit, und geht in näheren Vorschlägen hierüber weiter, als dieses bisher (einschliesslich der neuesten Beschreibung der Alpenwirthschaft in der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, 3. B. S. 203—214. von 1819.) geschehen war, liefert auch der ökonomischen Gesetzgebung in diesem noch wenig von ihr berücksichtigten Zweige beherzigungswerthe Materialien, durch höhere Beurtheilung mancher Verhältnisse, welche die, in jedem dieser Thäler verschiedenen alten Landrechte derselben oft auf sehr abweichende Weise bestimmen. Da wir auch hier nicht seinen Gang umständlicher verfolgen können, so beschränken wir uns auf folgende kleine Auswahl. Belehrend und auch das über die Waldungen des Alpengebirges vorgesagte zum Theil genauer bestimmend, so wie auf die meisten dieser Alpengegenden in ähnlicher Art anwendbar, ist die an ähnliche Eintheilungen erinnernde, in der natürlichen Beschaffenheit des Landes gegründete Abtheilung desselben nach seiner Kulturfähigkeit: 1) in die Thalregion, wo neben Wiesencultur, Getreide- und Obstbau statt findet, und Verf. die Vegetationsgränze des Nufsbaumes, die sich bey 1500′ über den Thunersee, also bey 3300′ ü. d. m. M. erhebet, als Scheidungslinie annimmt. 2) in die Region der Voralpen, welche bis an den Rücken der Gebirgshänge hinanziehet, und 4000′ über dem mittelländ. Meere durch die Vegetationsgränze des für diese Gebirgsgegenden wichtigen wilden Süfskirschbaums begränzt wird; sie fafst nicht nur die Gründe, auf welchen die Kühe vor und nach der eigentlichen Alpfahrt weiden, sondern auch die meisten der vorgedachten Waldungen in sich, ist also auch die eigentliche Waldregion, aus deren so sehr

geschwächten Forsten alle Holzbedürfnisse einer starken Bevölkerung, mit einziger Ausnahme des gröfsten Theiles von dem bey und durch die Alpenwirthschaft auf den höher liegenden Kühalpen verbrauchten Holze, gezogen werden müssen. 3) Region der Kühalpen, begreift den Rücken des Gebirges bis zur Gränze des Holzwachsthums, durch Arven und Bergrosen bezeichnet, oder bis zu 6500' ü. d. m. M. in sich; die in dieser Region noch vorhandenen Wälder werden meist seit Jahrhunderten von den Alpenbesitzern als eigenthümlich angesprochen und so behandelt; es lassen sich in diesen Höhen, in denen die sich hier in den Sommermonaten aufhaltenden Hirten, eben so erhaben über Polizeygesetze dünken, wie sie erhaben über Dörfer und Städte sind, die erforderlichen beschränkenden Maſsregeln am wenigsten durchsetzen; diese Waldungen sind daher häufig bereits verschwunden, oder im Verschwinden so sehr begriffen, daſs, wie mit allem Grund befürchtet werden muſs, die meisten Oberländer Alpen in Zeit von einem Menschenalter von dem der Alpenwirthschaft so höchst unentbehrlichem Holze entblöſst seyn werden. 4) Region der Schaafalpen, enthält den Gürtel der Vegetation vom Ende des Holzwachsthums bis zum Ersterben alles Pflanzenlebens in der Höhe von ohngefähr 7800' ü. d. m M.; diese Region ist ausser Berührung mit der Alpen-Forstwirthschaft, und auch, wegen Mangel an Holz zu den mannigfaltigen Bedürfnissen der Alpenwirthschaft; weniger wirthschaftlicher Verbesserungen fähig. Hier ist die wohlfeilste Gelegenheit zur dreymonatlichen Sommernahrung von Schafen und Ziegen vorhanden, (obgleich die Schaafalpen gewöhnlich auch von Kühen im hohen Sommer auf kurze Zeit beweidet werden), dagegen aber der neunmonatliche weitere Unterhalt um so schwerer fällt.

Diese Eintheilung legt Verfasser zu Grund, und handelt in eben so vielen Abschnitten von der Wirthschaft der Thalregion, von den Voralpen, den Kühalpen, endlich von den Schaafalpen.

Die hauptsächlichste Wirthschaftsverbesserung in allen Schweizerischen und Nicht-schweizerischen Alpenländern besteht in möglichster Vermehrung des Winterfutters, um das drückende Missverhältniſs zu beseitigen, das zwischen überflüssiger Sömmerung und mangelnder Winterung sich überall vorzufinden pflegt. (Aus einer ungedruckten Abhandlung über das Salzburgische Gebirgs- oder Alpenland entnimmt Rec. die Angabe, daſs in demselben Winterfutter zur Sommerweide sich wie 1 : 4 verhalten soll. Die Folge ist, daſs das im Winter darbende Vieh elend aus den Ställen im Frühjahre kömmt, und

man den Zeitpunkt kaum erwarten kann, wo man es über die aufkeimenden Wiesen herfallen läfst, um den ersten Ertrag dieser zu verderben, oder zu bewirken, dafs die vortreflichsten Wiesen gleichwohl nur einmätig seyn können). Diefs läfst sich bewirken: a) durch angemessenere Benutzung der Grunde der Thalregion, möglichste Beschränkung des Weideganges auf den Wiesen (im Frühjahr), und auf Allmenten, höhere Kultur letzterer, künstlichen Futterbau; vervollkomneten Kulturwechsel u. s. w. b) hauptsächlich durch höhere Benutzung der Voralpen, die grofsentheils als Wiesen behandelt werden, und viel Heu, unbeschadet der Herbstweide, nach der Alpfahrt liefern könnten; endlich c) durch Beyhülfe der Kühalpen selbst, in denen sich häufiger von mit zu trockenen Befriedigungsmauern verwendeten Steinen gereinigte wohlgelegene Alpwiesen befinden sollten, deren nach so vielen Beyspielen trefflichstes Heu sich zum gröfsten Theile auf verschiedene Weise zur Verlängerung des Winterfutters anwenden liefse. Da die meisten Verbesserungen der Alpenwirthschaft durch vieles Holz zu Ställen (auch öfter aus trockenen Mauern mit nothdürftiger Bedachung hinlänglich tauglich zu errichten *), und zu so vielen andern Bedürfnissen bedinget werden, so ist in jedem Falle eine der wichtigsten Verbesserungen der Alpenwirtschaft in der Erhaltung, Vermehrung, Wiedererhebung der zu sehr geschwächten Alpenwälder, durch Anbau von Arven, Fichten, Lerchen, Ahorn und Eschen u. s. w. gegründet, daher auch Alpen-, Land- und Forstwirthschaft, im engsten Verbande stehen, und letztere sich vor allem erheben mufs, wenn jene auf höhere Stufen gebracht werden soll.

Sogar die Frage: über die Möglichkeit eines künstlichen Anbaues wohlgelegener Alptheile mit den besten Alpenfutterkräutern (deren Saamen auf Alpenwiesen gesammelt, oder besonders gezogen werden müfste) und mit andern passenden Pflanzen bringt Verfasser zur Sprache, und theilt interessante von ihm gesammelte Beobachtungen über die Höhen mit, auf welchen Wurzelgewächse, Futterkräuter und Sommergetreide noch fortgekommen oder gereifet sind. Da der gemeine teutsche Klee

*) Vor einigen Jahren sah Rec. auf der schönen, unweit Bergtesgaden am Watzmann gelegenen ehemals herrshcaftlichen Reutalp, was er vorher nie gesehen hatte. Der dermalige industriöse Besitzer, ein Wirth von Reichenhall, hatte den Alpenkalkstein auf Ort und Stelle brennen, und gemauerte Gebäude sammt Ställen auf jeder Abtheilung (Stafel) errichten lassen. Hier bieten sich demnach dem Naturfreunde und Beobachter die hohen Annehmlichkeiten und Merkwürdigkeiten der Alpenwelt und des Alpenlebens mit sonst selten gefundener Bequemlichkeit an.

noch bey 6000′ hoch, bis zur Vegetationsgränze der Arve unter isländischem Moos im üppigen Wachsthum gefunden wurde (S. 136 u. 164.), da schon nach v. Haller die gemeine Esparzette wild im Kalkgebirge noch bei 5000′ hoch vorkömmt: da weifse Rüben (Turneps der Engländer) in der Höhe von 6400′, Möhren in der Höhe von 5100′, in ähnlicher Höhe auch Kohlrüben sammt den Schwedischen Rüben, (die blos Abart der Kohlrüben sind, s. L. W. Medicus Landwirthschaft S. 102.), da Flachs in der Hohe von 5000′ Kartoffeln, Gerste und Sommerdinkel in der Höhe von 4000′ meist noch gedeihen, so ergiebt sich, dafs auch in dieser Beziehung, am meisten auf den Vor- und den untersten Theilen wohlgelegener Kühalpen manches zu thun seyn dürfte, so auffallend auf den ersten Anblick der Vorschlag erscheinen mag, das alterthümliche Werkzeug unserer Landwirthschaft, den Pflug, auf die jungfräulichen Flächen der Hochalpen zu erheben. (Rec. getraut sich nicht zu entscheiden, ob in der vom Vf. S. 185. angeführten Stelle aus Arthur Young ökonomischer Reise durch Frankreich, die sich in der teutschen Bearbeitung von Zimmermann im 2. B S. 122. findet, dieser die Absicht hatte, den Anbau einer eigentlichen Alpengegend zu empfehlen). Verf. fand auf einer 3500′ hohen Alp einen eingefriedigten Platz, der rein mit Thaumantel (Alchemilla vulg., nach Vf.; Alch. alpina soll nach S. 161. irrig als gutes Futterkraut gerühmt worden seyn) bewachsen war, und gedüngt wie ein Kleefeld gemäht wurde; er verspricht nicht nur weitere Resultate der Art zu sammeln, sondern auch auf einer kleinen Privatalp, die er besitzt, Versuche über diesen Gegenstand anzustellen, welche nach des Rec. Vermuthen nicht alle hier vorläufig genannten ökon. Pflanzen zu dem bemerkten Zwecke tauglich erweisen dürften. Wir wünschen dem Vf. die benöthigte Unterstützung und hegen das Vertrauen, dafs er in diesem Falle auch um die für alle Hochgebirgsländer so höchst wichtige Alpenwirthschaft sich ähnliche Verdienste erwerben werde, wie sie sich sein verdienter Mitbürger Fellenberg um die Landwirtschaft überhaupt erworben hat.

Die zweyte Schrift des Vf., welche blos von der Kultur der Kühalpen handelt, aber den gröfsten Theil der Voralpen mit zu denselben rechnet, haben wir im Vorstehenden schon nach Möglichkeit berücksichtigt.

L. W. M.

Die bevorstehende Winterwitterung, von der Mitte des Novembers 1820. bis Frühlingsanfang 1821. nebst einer Naturgeschichte der vergangenen Sommerwitterung, einigen Gedanken über klimatisches und Lokal-Wetter etc. von DITTMAR, Königl. Professor und exped Consistorial-Secretair zu Berlin; ordentlichem Mitgliede der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam etc. Berlin 1820. VIII und 62 S. 8.

Der Verf. gehört unter die allerneuesten Wetterpropheten, und findet, wie sich dieses von selbst versteht, viele gläubige Anhänger. Letzteres wird noch so lange der Fall seyn, als er selbst seine Vorhersagungen mit Dreistigkeit und Zuversicht ankündigt, denn das Ansehn der Calender, welche das Wetter nach dem Regimente der sieben Planeten vorausbestimmen, erhält sich, wie das Regiment des Mondes über den Luftkreis unserer Erde, in der Idee vieler noch immer aufrecht. Schwerlich wird es seiner Autorität auch grossen Abbruch thun, dafs er S. 20. bestimmt erklärt: »Es ist durchaus bey »aller Kenntnifs des Erdballs und seiner täglich veränderten »Lage gegen den Sonnenkörper, unmöglich eine bevorstehende »Witterung zu bestimmen, die überall, ohne alle Ver»schiedenheit eintreffen müfste.« Zugleich aber mufs er sich hüten, für diejenigen Gegenden, worin seine Prophezeyhungen muthmafslich bekannt werden, Schnee und anhaltenden Frost für den Sommer, und schwüle Luft nebst Gewittern mit abwechselnder Dürre in den Winter zu setzen, sondern dieses umgekehrt als Regel annehmen; dann aber vorzüglich seine Vorhersagungen über eine möglichst weite Strecke, wenigstens über ganz Teutschland, allenfalls über ganz Europa ausdehnen, indem jede Prophezeihung alsdann zuverläfsig, wenigstens an einigen Orten eintreffen wird, wenn auch auf bestimmte Tage heftige Gewitter, grosse Dürre, Schnee, Reif u. s. w. angekündigt sind. Dafs aber solche Arbeiten die eigentliche Witterungskunde keinesweges fördern, wollen wir uns erlauben durch nähere Prüfung des Büchleins nachzuweisen.

Von S. 1—20. giebt der Vf. eine Naturgeschichte der Sommerwitterung von 1820., welche er als eine Folge des vorangegangenen Winters ansieht, ohne jedoch den innern Zusammenhang zwischen beyden nachzuweisen, indem aus der Beschreibung des Sommerwetters gar nicht hervorgeht, ob der Sommer seinem Hauptcharakter nach warm oder kalt, trocken oder nafs genannt werden müsse. Die starken Ueberschwemmungen, namentlich des Rheins im Anfange des Jahres 1820. waren allerdings ein auffallendes Phänomen, und es wird daher angeführt, dafs schon der 9te October vorher viel Schnee auf die teutschen Berghöhen gebracht habe, dieser aber nach-

her durch afrikanische Winde geschmolzen sey. Wenn es unbestimmt bleibt, von welchen Höhen die Rede ist, so läſst sich über diese Behauptung nicht streiten, aber gewiſs ist es, daſs sich der October des Jahres 1819 durch ungewöhnliche Wärme im südlichen Teutschlande auszeichnete, so daſs die Trauben an vielen Orten ungemein an Güte gewannen, weil sie vermöge sehr vernünftiger polizeylicher Verfügungen gegen den Willen der Winzer nicht frühzeitig gelesen werden durften. Erst am 21sten October Abends zog ein starkes Gewitter an den Vogesen hin, und dann erfolgte, wie dieses immer der Fall zu seyn pflegt, eine anhaltende Regenperiode. Die Menge des in der hiesigen Gegend herabfallenden Regens war so groſs, daſs die Höhe desselben in diesem Monate nach Angabe des Regenmaſses 4, 5 Zoll par. erreichte, und nur 0, 5 Zoll hinter der Summe der drey vorhergehenden Monate zurückblieb. Eine gleiche Geneigtheit zu ungewöhnlich starken atmosphärischen Niederschlägen zeigte sich gerade 2 Monate später, indem vom 19ten bis 21sten Dec. im anhaltenden Regen 2, 5 Zoll Wasser herabfielen, eine wahrhaft seltene Erscheinung, welche allerdings Ueberschwemmungen hervorbringen muſste, wenn wir annehmen, daſs sie sich bis nach den Schweizergebirgen hin erstrekte. Aus welcher Gegend diese Regenwolken ursprünglich kamen, dürfte schwer zu entscheiden seyn, ausgemacht aber ist, daſs sie beyde Male durh WSW. Wind herbeygeführt wurden.

Der Frühling hatte nach der gegebenen Beschreibung nichts Ausgezeichnetes, denn Nachtfröste am Ende des Monats April und im May sind im nördlichen Teutschlande nicht ungewöhnlich, wie die Anecdote von dem Gärtner beweiset, welcher Friedrich dem Groſsen auf den Pancratius aufmerksam machte; ob sie aber vom Aufgehen des Eises in nordöstlichen Gegenden verursacht wurden, dürfte groſsen Zweifeln unterliegen, um so mehr als dies schon am 17ten April eintrat, und die kalten Luftströme doch unmöglich so lange unterweges zubringen konnten. Weit natürlicher wäre es anzunehmen, daſs die warmen Luftströmungen, welche vom 12ten bis 15ten April in Berlin eine ungewöhnliche Hitze hervorbrachten, am 17ten in Petersburg das Aufgehen des Eises bewirkten. Ueber die Höhe der angegebenen, vom Vf. in Berlin beobachteten Temperatur will Rec. nicht streiten, aber daſs das Thermometer dort in der Mitte des April 24° R. erreicht haben soll, dünkt ihm nach langen Beobachtungen im nördlichen Teutschlande doch in der That zweifelhaft, da in hiesiger Gegend die ungewöhnliche Wärme desselben Monates am 14. nur auf 21°, 5 stieg. Am Schlusse deutet der Verf. darauf hin, daſs die Som-

merwitterung genau mit seiner Vorhersagung übereingekommen sey, welches auch nach der oben bemerkten Allgemeinheit und folglich Unbestimmtheit seiner Angaben gar nicht zu verwundern ist. Wenn hierunter aber auch die S. 19. angegebene Bemerkung verstanden werden soll, daſs am 13ten October der erste Schnee in Jütland, und am 19. und 20. desselben Monats auf die Berner Alpen gefallen sey, so ist dieses Letztere ein Irthum von gerade einem Monate, denn nach fast vierzehntägiger groſser Wärme kam es am 18. Sept. Abends zu einem starken Gewitter, welches fast den ganzen Strich von Straſsburg bis Würzburg durchzog, und am folgenden und nächstfolgenden Tage fiel eine solche Menge Schnee auf den Berner Gebirgen, daſs die zahlreichen Reisenden sehr dadurch gehindert wurden, und die Bewohner der Gegend versicherten, er werde sich bis zum Frühlinge behaupten.

Durch einen zweyten Abschnitt, welcher von S. 20—33 einige Gedanken über klimatische Witterung enthält, will der Verf. wahrscheinlich zeigen, daſs er in den Regeln bewandert sey, welche man bey der Bestimmung des Wetters zu befolgen hat; allein Rec. zweifelt, daſs ihm dieses bey Sachverständigen gelingen wird. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir mit Uebergehung vieler Unbestimmtheiten nur einige als allgemein gültig angegebene Behauptungen prüfen. Wenn es S. 22. heiſst: »Alle Länder, welche über den 48sten Grad N. B. liegen, »haben im July die gröſste Wärme;« so ist dieses falsch, und findet in der Regel in allen den Jahren nicht statt, welche im July eine anhaltende Gewitterperiode haben. Namentlich aber war hier in Heidelberg unter 49°,5 im Jahre 1819 den 2n Aug. der heisseste Tag, und im Jahre 1820 war das Mittel der höchsten Temperaturen im August = 19,8, im July aber nur 17°,5. Am auffallendsten findet Rec. folgende Stelle S. 27. »Jeder Wolkenzug, der sich von S. oder SW. nach den nord- und nord-»östlichen Ländern verbreitet, senkt sich zuerst von den Hoch-»gebirgen der Alpen, Pyrenäen, Karpathen u. s. w. herab, und »würde, wäre er nicht von andern Luftarten unter ihm ange-»zogen, sich sehr bald in Gasarten (!) zersetzen. — Sobald sich »Wolken aber in abdachende Länder herunter lassen, dann fol-»gen sie in ihrem Laufe gewissen Evaporationssäulen. »Darunter verstehe ich jene feinen Flüssigkeiten, die ein eigen-»thümliches Gemisch von Gasarten bilden, und sich, ihrer »Leichtigkeit wegen, zu einer beträchtlichen Höhe erheben.« (Wie werden sich die Unkundigen über diese neue Entdeckung freuen.)

Weder mit dem Titel der Schrift im Einklange, noch auch eigentlich zur Sache gehörig, ist S. 33. ff. die bekannte Vor-

schrift zur Vertilgung der Wickelraupe. Die Anwendbarkeit derselben ist, so viel Rec. als Unkundiger dieser Sache weifs, längst erprobt, aber ein Kenner sagte einst darüber, es würde gut für die Baumzucht seyn, wenn es nicht mehrere schädliche Insekten, als die eine unbeflügelte Species der Wickelraupe gäbe. Von S 43. au giebt der Verf. eine Beschreibung der Wolkenzüge aus einer Peripherie von 25 Meilen Radius nach dem Zenith von Berlin. So wie die Darstellung vorliegt, sollte man glauben, es beständen bestimmte Hauptstrassen für die Wolkentransporte nach der Hauptstadt der Preussischen Staaten, ohne dafs, wie sonst bey den Diligencen gewöhnlich ist, weder Seitenrouten der Hauptwege, noch auch Rückfuhren existirten. Wenn man sich vorstellt, dafs fast jeder Ort der Erde als ein solcher Centralpunct der Wolkenzüge angesehen werden kann, der in höheren Regionen sich durchkreuzenden Luftzüge nicht zu gedenken, so mufs die vorliegende Ansicht allerdings sehr seltsam erscheinen. Endlich folgt am Schlusse die Vorausverkündigung der Winterwitterung, auf die Basis des frühen, auf allen Hochgebirgen gefallenen Schnee's gebaut. Hiernach soll der Winter auf der Nordseite von Europa, d. h. diesseits der hohen Bergwand (Schweizeralpen, Riesengebirge und Carpathen?) zu den schneereichsten und mittelmässig kalten zu zählen seyn. Was die Allgemeinheit dieser Bestimmung betrifft, so haben wir in hiesigen Gegenden seit Mitte Nov. bis jetzt, Ende Januars, gar keinen Schnee, die Kälte dagegen war wenigstens so strenge, dafs der Rhein, und (ein höchst seltener Fall) selbst die Elbe bey Glückstadt zuging. Der Verf. hat sich hierbey offenbar zu wenig vorgesehen, denn obgleich er zuletzt am 16ten Nov. seine Verkündigung niederschrieb, ohne die mit diesem Tage anfangende, für jene Zeit ganz unerhörte Kälte zu ahnen, wagte er es, die Temperatur von — 7° bis höchstens — 8° als eine solche vorauszusagen, welche nicht vor der Mitte des Decembers eintreffen würde. Uebrigens hat er indefs die Regel, dafs man sich vor zu grofser Schärfe, hauptsächlich bey der Angabe von Zahlengröfsen sorgfältig hüten müsse, genau beobachtet, z. B. »der December wird Schnee bringen, aber »es werden sich auch einige helle Mittagsstunden in der ersten »Hälfte einfinden; oder: auch werden sich in diesem Jahre »noch einige starke Winde erheben;« oder »diese kalten Süd- »und Südwestwinde — müssen selbst nach der Mitte des Ja- »nuars in der andern Hälfte desselben, noch empfindlich kalte »Tage bringen.» u. s. w. Endlich soll die stärkste Kälte erst nach der Mitte Januars eintreten, nur 3 bis 4 Tage dauern, und doch das Zugehen der grossen Flüsse bewirken — wenn dieses anders in diesem Winter statt findet.

Armin. Taschenbuch für Teutsche auf 1821. Mit Beyträgen von Aman, Hohenbicher, Kayser, Kohlrausch, Mannert, Pahl, v Schlichtegroll, Siebenkees, v. Wiebeking u. A. München b. Fleischmann. 2770.

Das Titelkupfer zeigt 20 kleine Figuren um eine Tafelrunde. Nach S. XI. soll es eine Sitzung der Herrn Bundestagsgesandten vorstellen, mit besonderer Erlaubnifs an Ort und Stelle aufgenommen. Vergebliche Mühe, in dieser Miniatur nur einigermafsen das charakteristische geben zu wollen. Schon die Aufgabe des Gedankens verräth nicht den Künstler. — Eben so wenig ist das Bild von Fr. Heinr. Jacobi getroffen. Nr. II. das Fest zu Aachen, wo am Tage der Leipziger Schlacht sich die 3 anwesenden Regenten vor dem Altar öffentlich die Hände reichten. Nr. III. der Dom zu Regensburg, wovon S. 180 — 202 einiges von architectonischer Beschreibung von Ritter v. Wiebeking. Nr. V. der Versammlungssaal der Bayer. Ständeversamml. 2ter Kammer. (Schwer mufs es hier seyn, hörbar zu werden. Sprachen deswegen so wenige? und diese desto lauter?)

So verziert, giebt dieses der Liebe zum teutschen Lande gewidmete Taschenbuch im übrigen kurze Aufsätze. Unter den mehreren unbedeutenden ist noch hervorstechend die Schlacht von 1288. bey Weringen, den grofsen Wallfisch in der Maas zu fangen — den Hzg. von Brabant mit vielem Adel. Graf Adolph von Nassau (nachher Kayser) gefangen, sagte ihm muthig, dafs sein Schwerdt auf Ihn gewetzt gewesen sey. (S. 29) Dafür wurde der Herzog sein Freund und liefs ihn frey. — Auch Sebast. Schärtlin S. 203 — 227. ist lesenswerth. Der Mann ward 1515 zu Tübingen Magister und dann erst der bekannte Kriegsobriste. Von Georg v. Frundsberg wäre mehr zu wünschen, als das Fragmentarische S. 228 — 43. Besonders aber über die Freyheitkämpfe der Ditmarsen hätte Rec. entweder nichts, oder anziehenderes erwartet, als S. 35 — 39 nur hingeworfen ist. Weit besser ist S. 67 — 100 von Pahl: der Aufstand des armen Konrad 1514 im Ramsthal. Hier war aber auch neuerlich die treffliche Darstellung: der Tübinger Vertrag oder die Wiederherstellung der Würtemberg. Verfassung unter Herzog Ulrich. (Stuttgart 1816.) zu benutzen. Die Klage war (S. 84.) »Man landtagt nur Schazungen — S. 123. erinnert nach Gatterers Abrifs der Genealogie, dafs das historische Leben des höhern Adels im 11ten, der andern Adelichen Familien frühestens mit dem 12ten Jahrhundert anfange. Sollten denn doch von den letzteren nicht manche jenen gleichzeitig seyn? —

H. E. G. Paulus.

Asclepiadeae, recensitae a Roberto Brown. — Ex idiomate anglico translulit D. Carolus Boriwogus Presl. Edidit Casparus Comes Sternberg. Pragae 1819. 68 S. 8.

Robert Browns botanische Schriften sind sämmtlich mit so ausgezeichnetem Fleisse, mit so treffender Beobachtungsgabe, und dabey so frey von jenem Dünkel bearbeitet, der bey vielen nach höheren Ansichten haschenden Naturforschern herrscht, daſs mit Recht sie unter die vorzüglichsten Erzeugnisse, die für die Botanik in neueren Zeiten geliefert worden sind, gerechnet werden; es haben daher die Herren Presl und v. Sternberg eine sehr verdienstliche Arbeit übernommen, die in englischer Sprache geschriebenen Schriften dieses Naturforschers in Teutschland bekannter zu machen; nur scheinen sie die rechte Zeit verfehlt zu haben, indem gerade jetzt die neue Bearbeitung des Linnéschen Systema Vegetabilium bis zu den Asclepiadeen gelangt ist, und somit auch Robert Browns Arbeit über dieselben, welche die Herausgeber ganz benutzten, in die Hände aller Botaniker brachten, folglich eine ausführliche Anzeige des Inhalts eine völlig überflüssige Sache seyn würde, zudem hat Herr Nees von Esenbeck eine deutsche Uebersetzung der kleineren Brownschen Schriften angekündigt.

Indessen enthält die Abhandlung doch etwas, was weniger bekannt und dabey höchst interessant ist, nämlich eine genaue Untersuchung der Genitalien einiger Asclepiadeen zu verschiedenen Zeiten ihrer Entwickelung; dieser in der Vorrede enthaltene Aufsatz ist keines Auszugs fähig, man muſs ihn selbst lesen, und in der Natur das Gesagte vergleichen. Ganz besonders dürften ihn diejenigen Botaniker beherzigen, die kürzlich so übereilt den Pflanzen alle Geschlechtsverhältnisse absprachen, und in dem Bau der Asclepiadeen eine starke Stütze ihrer sonderbaren Meinungen zu finden glaubten; sie werden sich überzeugen, daſs gerade dieser eigenthümliche und ungewöhnliche Bau, den wir bisher so wenig genau kannten auf das vortrefflichste die Wahrheit lehrt: es giebt ein Pflanzengeschlecht, und ohne Pollen wird kein Saame erzeugt. —

P.

N^ro. 12. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. FRIEDRICH WILHELM CARL UMBREIT, ausserordentlichen Professor der Theologie und Philosophie in Heidelberg. Göttingen, bey Vandenhöck und Ruprecht, 1820. 162 S. 8. 16 gGr.

So kündigt sich ein neuer Versuch, das hohe Lied als ein Werk eines Dichters darzustellen, dem Publikum an. Schon der Titel des Buches zeigt, dafs der Verf Herder's Bearbeitung desselben Gegenstandes, welche die Fülle des germanisch-orientalischen Geistes ihres Urhebers in sich tragend, in der Geschichte der Erklärung des h. L. Epoche machte, bey der seinigen vorzüglich im Auge hatte. Die Lieder der Liebe müssen jeden Verehrer reiner und heiliger Natur begeistern, so dafs man mit Recht sagen kann: Herder hatte wahrhaft selbst ein hohes Lied dichten können! Aber gerade deshalb glaubte der Verf. bedauern zu müssen, dafs Herder'n die geschmacklosen Auslegungen seiner Vorgänger, welche das h. L. für ein Ganzes hielten, den unvergleichlichen Genufs, den gerade die Betrachtung des Gedichts als eines einzigen, wohlgeordneten, planmäfsig zusammenhängenden gewährt, rauben mufsten. Immer im Kampf mit seiner Zeit zerpflückte er die einfach-rothe Rose der Liebe in einzelne mehrfarbige und verschieden duftende Blüthen, die erst eine spätere Hand zusammengebunden habe. »Als ich aber, sagt der Verf. des neuen Versuchs der Wiedervereinigung des zerrissenen Liedes S. 40., »zuerst in genufsreicher Einsamkeit, jeden Führer verschmähend, um zu einem selbstständigen Urtheile zu gelangen, den duftenden Frühlingsgarten des h. L. durchwanderte, glaubte ich eine gegenseitige Beziehung der einzelnen darin vernehmbaren Stimmen und einen harmonischen Zusammenklang derselben zu einem einzigen Grundtone zu hören. Ganz von selbst verwandelten sich vor meinen Augen Herders Lieder der Liebe in ein Lied der Liebe und diesem erst glaubte ich den Preis der ersten Schönheit vor allen erotischen Gedichten des Morgenlandes zuerkennen zu müssen.«

Nach dieser Erklärung des Titels zur genauern Darlegung des Inhaltes des Buches. Zuerst eine Einleitung in das

hohe Lied, welche in vier Abschnitte zerfällt. 1. Vom allgemeinen Inhalte des hohen Liedes. »Das Lied singt, wenn wir seinen wirklichen Eindrücken folgen, und sie uns nur gestehen wollen, Liebe, Liebe,« sagt Herder. Aber ob der Dichter von göttlicher oder menschlicher Liebe gesungen, und ob demnach das Lied mystisch oder wörtlich zu deuten sey, ist die berühmte Streitfrage, welche vom Anbeginn der Schrifterklärung bis auf die neueste Zeit alle Erklärer in zwey Partheyen zertheilt hat. Gerade weil in der neuesten Zeit die allegorisch-mystische Auslegung, welche seit Herder ziemlich in den Hintergrund getreten war, von bedeutenden Männern aufs neue hervorgezogen und in Schutz genommen worden ist, glaubte sich der Verf. zu einem tiefern Eindringen in die Gründe und das Wesen jener Erklärungsweise verpflichtet. Seine Meinung darüber läuft ungefähr auf folgende Hauptpunkte hinaus. 1. Der Mensch überhaupt, insofern er sich nicht begnügen kann mit der Betrachtung, Berechnung, Vergleichung und Ausmessung der Formen der Dinge, sondern von einer höhern Potenz des Geistes, die man nennen mag, wie man will, wenn man sich ihrer nur bewufst ist, zu dem, was hinter und über der Form liegt, getrieben wird, ist nicht nur gerne geneigt, äussere Erscheinungen in der Natur als symbolische Redezeichen einer tiefern Geheimsprache von Gott und göttlichen Dingen zu betrachten, sondern selbst Worte, Lieder, Reden, welche durch Inhalt, Verfasser und äussere Geschichte eine besondere Heiligkeit erhalten haben, indem sie dem sinnlichen Ausdruck nach auf Irdisches sich beziehen, als das Himmlische geheim bedeutende zu verehren. 2. Diese symbolische Deutung der Natur und Schrift ist recht eigentlich im Orient zu Hause, wie dessen Mythologie und Poesie sattsam beweist. 3. Vorzüglich ist die Liebe zwischen Mann und Weib, die sich, psychologisch betrachtet, als ein mystisches Zusammenfallen des Geistigen mit dem Sinnlichen kund giebt, ganz vorzüglich symbolischer Deutung günstig, so nämlich, dafs der Mensch sich gerne geneigt fühlt, die sinnliche Seite der Liebe als bloses Symbol der geistigen zu betrachten, woher es gekommen, dafs man im Orient eine eigene Gattung mystisch-erotischer Poesie findet, welche unter Bildern von sinnlicher Schönheit und Geschlechtsliebe religiöse Wahrheit und Andacht verbirgt, so dafs man sich also nicht wundern darf, wenn man nun auch eben im Orient Lieder, die gewifs nur von Wein und irdischer Liebe singen wollen, auf Gott und geistiges Leben beziehet und, zum Beyspiele, den Hafis eine mystische Zunge nennt, der doch nur in wenigen seiner Geselen diesen Bey-

namen verdient. 4) Da nun diese mystische Deutung der erotischen Poesie, wie besonders die Geschichte der neuesten persischen Dichtkunst beweist, im Orient wirklich vorhanden ist, so wurde gewiſs dieses allegorischer Auslegung so vorzüglich fähige hohe Lied nicht als ein blos classisch - erotisches Gedicht, sondern als ein tief mystisches in den Canon aufgenommen, ja es könnte sogar seyn, daſs der Verf. desselben irgend eine mystische Tendenz dabey gehabt habe. 5. Aber selbst nur wörtlich und eigentlich ausgelegt bleibt das hohe Lied immer ein würdiges Stück des alten Testaments in seinem Verhältnisse zum neuen, insofern dieses erst die sinnliche Natur der erotischen Poesie vergeistigte, gleichwie es der mehr im Irdischen sich bewegenden Moral eine himmlische Richtung gegeben hat. — Vom besonderen Inhalte des hohen Liedes. Der Verf. forscht nun nach dem besondern Thema, welches der Dichter aus dem weiten Gebiete der Liebe aufgegriffen und behandelt habe. Dazu lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers auf die einzelnen Stimmen, welche aus dem Lilien- und Cypressenduft des alten Blüthengartens heraustönen, erklärt sie ihrem Inhalte nach und findet ihren harmonischen Zusammenklang in der eben so schön gefühlten als ausgesprochenen Wahrheit:

Stark, gleich dem Tode, ist die Liebe,
Fest, wie das Todtenreich — so ist ihr Wille!
Ihre Flammen — Feuerflammen,
Feuergluth des Herrn!
Groſse Wasser können nicht das Liebesfeuer löschen,
Ströme können es nicht überfluthen.
Und wollt' ein Mann auch alle Habe seines Hauses um die Liebe geben —
Spott und Verhöhnung würde ihm!

Mit diesen das Thema des Gedichts enthaltenden Worten schlieſst der Dichter. Kunstvoll hatte er sie ans Ende gesetzt. Denn die noch folgenden wenigen Verse scheinen auf keinen Fall zum Vorhergehenden zu gehören, sondern wurden gewiſs nur vom Sammler des obigen Liedes passend, nach seiner Ueberzeugung, angereiht. Auch sie zerfallen wieder in zwey für sich bestehende nicht mit einander zusammenhängende Theile, deren erster (Cap. 8, V. 8—13.): Die altklugen Brüder und die spöttisch-naive Schwester, oder: Jeder hüthe sein Eigenthum selbst vom Verfasser überschrieben worden ist; den zweyten Theil (Cap. 8, V. 13 bis ans Ende) hält der Verf. gar nur für ein Fragment eines gröſsern Ganzen und giebt ihm die Ueberschrift: Der verunglückte Besuch auf dem Lande. 5. Von der eigenthümlichen

Form des hohen Liedes. Der Dichter ersann zur äussern Beglaubigung der psychologischen Wahrheit, von deren Hoheit er begeistert wurde, einen besondern Fall. Ein junges schönes Hirtenmädchen, von seinen Brüdern zur Hütherin eines Weinbergs bestellt, wird von da in Salomos Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber sie fühlt sich nicht heimisch in den prächtigen Gemächern. Alle Gunstbezeugungen Salomos rühren sie nicht; ihre Liebe hat sie schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath geschenkt. Bey ihm ist ihr Geist im Wachen und im Traume. Und auch er, der liebende Jüngling, empfindet die Qualen einer unendlichen Sehnsucht. Endlich wird sie feyerlich zur ersten Königin eingeweiht. Aber nicht diese hohe Ehre, nicht der Glanz und die Pracht der Umgebung kann dem Könige ihr Herz zuwenden. Gegen alle Liebkosungen und süſse Schmeichelreden seines Mundes bleibt sie kalt. Ihre Liebe zum fernen Gespielen der freundlichen Heimath ist unzerstörbar wie die seinige zu ihr. Der König sieht sich genöthigt, sie wieder in ihre Thäler ziehen zu lassen. Die getrennten Liebenden werden wieder vereinigt und besiegeln den ewigen Bund ihrer Herzen unter dem Apfelbaume ihrer ersten süssen Zusammenkunft. Diese Geschichte von der felsenfesten Treue zweyer Liebenden, die selbst ein Salomo (was will das nicht sagen?) nicht zu trennen vermochte, sehen wir aber gleichsam erst entstehen; wir blikken unmittelbar in das Leben mehrerer Personen, die in einem gewissen poetischen Verhältnisse stehend, durch ihre gegenseitige Einwirkung auf einander, eine allgemeine Idee in ihrer Wahrheit darstellen. Demnach glaubt der Verf. dem Gedichte den Namen eines dramatischen geben zu dürfen, sobald man nur die Form eines solchen nicht einseitig von den Mustern dieser Dichtungsart, wie sie im Occident erscheint, abstrahirt, sondern sie ihrer innern psychologischen Natur nach nimmt, mit besonderer Berücksichtigung des eigenthümlichen morgenländischen Geistes der sie beseelt und der rednerischen Einfachheit des hohen Alterthums, in welchem das Gedicht entstanden. 4. Vom Verfasser des hohen Liedes. Nur kurz wird angedeutet, daſs der in der Ueberschrift genannte Salomo weder Verfasser, noch Hauptperson des dramatischen Gedichtes seyn könne, sondern blos nach seiner historisch-erotischen Bedeutung zur Ausführung des bereits angegebenen Planes des Stücks sehr passend auftrete. — Nach dieser in genannte vier Hauptheile zerfallenden Einleitung folgt die Uebersetzung des hohen Liedes. Nach mög-

lichster Treue und Kürze des Originals strebend, sucht sie in einem allgemeinen rhytmischen Wohlklange, wie er dem augenblicklichen Gefühle des Verf. bey Lesung des Textes von selbst entgegenkam, dem occidentalischen Aesthetiker zu gefallen. Indem der Uebersetzer den Faden der Einheit, der das Gedicht (bis auf wenige oben angezeigte am Ende stehende Verse) zu einem dramatischen Ganzen vereinigt, durch eigene zwischen die einzelnen Uebergänge, und Scenen eingelegte Worte gehörig nachzuweisen sich bemüht, wünscht er dem ruhigen abendländischen Leser die Mühe, dem kühnen Fluge orientalischer Phantasie zu folgen, zu erleichtern, was er auch früher durch die versuchte Versenkung in die aufgeregte und wogende Seele Koheleths bezweckte. — Erläuterungen zum ästhetischen Verständnifs des hohen Liedes beschliessen gegenwärtige Bearbeitung desselben. Sie beziehen sich vorzüglich auf die Schönheits-Vergleichungen unseres Liedes, welche durch ihre Kühnheit den europäischen Lesern von jeher aufgefallen sind. Der Verfasser sucht ihre Bedeutung und Schönheit im Lichte des orientalischen Geistes zu zeigen, indem er ähnliche, zum Theil noch kühnere Bilder und Vergleichungen anderer östlichen Poeten, besonders Arabischer und Persischer, mit den Hebräischen zusammenstellt. Diese an einander gereihten Bilder hat er vorzüglich aus dem Auszuge entlehnt, welchen von Hammer in seiner Geschichte der schönen Redekünste Persiens aus der Poetik des türkischen Commentators persicher Gedichte, Sururi's giebt, durch welche Benutzung des von Hammerschen Werkes er seinem Büchlein einen nicht geringen, zugleich aber kurzen und schnellen Zuwachs an Werth gegeben zu haben glaubt. Philologischer Gelehrsamkeit enthält sich der Verf. bey der bezweckten allgemeinen Verbreitung, welche er der gegenwärtigen Bearbeitung des hohen Liedes wünscht, hier ganz und verspart sie für den bereits angekündigten vollständigen philologischen Commentar, sowohl über das hohe Lied, als über die Sprüche und den Prediger, den er, von den gelehrten und günstigen Beurtheilern seiner Bemühungen um Aufhellung des dunkeln Koheleth in öffentlichen Blättern freundlichst dazu ermuntert, bald ans Licht treten zu lassen hofft.

Anmerkung: S. 6. Z. 11. v. O. der angezeigten Schrift fehlt vor dem Satze: »auf himmlische Sphären bezöge« das Wörtchen: nicht, durch dessen Auslassung der ganze Satz in Nichts zerfallen ist. Der Vf. bittet daher den Leser, dieses unangenehme Versehen selbst zu verbessern.

Fried. Wilh. Carl Umbreit.

Tentamen systematis amphibiorum auctore Bl. Merrem. Marburgi sumptib. F. Ch. Krieger. 1820. 8. XV u. 188 S. cum tab. aen. 3 Gldn. 9 xr.

Obgleich wir überzeugt sind, dafs die blosse Anführung des Titels des vorliegenden Werkes von dem so rühmlich bekannten Vf. der Beyträge zur Naturgeschichte der Amphibien, genügen würde alle Herpetologen auf dasselbe aufmerksam zu machen, so können wir uns dennoch nicht das Vergnügen versagen, eine kurze Inhaltsanzeige davon in unsern Blättern mitzutheilen.

Der Hr. Verf. hatte dies System im Wesentlichen schon viel früher ausgearbeitet, in Folge einer Aufforderung, welche er im J. 1800 von Seiten des Hrn Kammerrath Bechstein erhielt, einen Supplementband zu dessen Uebersetzung von Lacepede's Naturgeschichte der Amphibien zu liefern; allein dieser Plan kam nachmals nicht zur Ausführung, und die angefangene Arbeit, welche zugleich eine kritische Uebersicht aller bekannten Arten enthalten sollte, wäre vielleicht ganz liegen geblieben, wenn den Vf nicht, wie er selbst sagt, zur besonderen Herausgabe desselben theils das Unangenehme und zugleich Ehrenvolle angetrieben hätte, dafs er das, was ihm vor 19 Jahren ausschliefslich eigen war, von später Forschenden und zwar mit Recht jetzt als ihr Eigenthum vorgetragen sahe, theils aber auch die übernommene Bearbeitung der besonderen Geschichte der Amphibien für die allgemeine Encyclopädie von Ersch und Gruber, wobey ihm ein eigenes System unentbehrlich war.

Der Vf. gesteht, dafs er namentlich mit Bezug auf die Nattern, noch immer der vor 30 Jahren ausgesprochenen Meinung sey, dafs man die Arten bis jetzt noch viel zu wenig kenne, um ein natürliches, dauerndes System zu errichten, aber wir glauben mit ihm und gegen die noch immer nicht geringe Anzahl derjenigen, welche geneigt sind, alle Neuerungen in den zoologischen Systemen gegen Linné für Rückschritt in der Wissenschaft zu halten, dafs schon jetzt gemachte Versuche der Classification des Bekannten nicht anders als erspriefslich für Gegenwart und Zukunft gehalten werden können. Mag dadurch immerhin das Register der Synonyma vergrössert und dem Anfänger das Studium erschwert werden, welches letztere vielleicht nicht einmal wahr und wohl noch weniger ein Uebelstand zu nennen ist, der wesentlichen Merkmale werden so immer wenigere übersehen, Entdeckungen erleichtert und das Unhaltbare geräth ohnehin bald in Vergessenheit!

Dem Ganzen geht eine schätzbare Begründung des Standpuncts der Amphibien unter den übrigen Wirbelthieren voraus, wobey Anatomie und Physiologie gehörig berücksichtigt sind,

und Anatomie allein bestimmte auch den Vf. bey ihrer höhern Abtheilung in Classen und Ordnungen, wie das besondere Rationes für jede ausweisen, und wovon wir hier beyspiel weise die der Classen herausheben.

Classis I. Pholidota. Corpus pholide tectum i. e. cute vel cornea, vel coriacea rugibus mollioribus tenuioribusque distincta, squamas aut scutella aut utraque mentiente. — Vertebrae colli plures, — Costae perfectae — Aspera arteria ex annulis conflata. — Respirant solummodo pulmonibus, nec unquam branchiis praedita sunt. — Cordis ventriculus in loculos plures divisus inter se communicantes arteriis duabus sanguinem emittit, per venas duas in duplicem sinum reversurum. — Penis unus vel penes duo. — Ovorum putamen molle.

Cl. II Batrachia. Corpus cute molli vel glabra, vel verrucosa tectum. — Vertebra colli una — Costae aut omnino nullae aut imperfectae solaque costarum rudimenta — Aspera arteria membranacea. — Respirant quidem pulmonibus in statu declarato, ante metamorphosin autem branchiis, et quaedam hujus classis animalia per integram vitam pulmonibus aërem, branchiis aquam — Cor ventriculo unico itemque unico sinu constans, unica arteria sanguinem fundit, unica eum recipit vena. — Penis nullus — Ova absque putamine.

Diese 2 Hauptabtheilungen, an denen wir nur den Gebrauch des Namens »Classe« tadeln möchten, weil er der herkömmlichen Anwendung dieses Abtheilungsgrades in der Zoologie widerspricht, scheint uns bey weitem den Vorzug vor der neuesten Classification von Cuvier (Regne anim. vol. II.) und vor der älteren des Oppel zu verdienen. Ersterer hielt sich bekanntlich an Brogniarts 4 Ordnungen: Cheloniens, Sauriens, Ophidiens und Batraciens, ohne nach Oppels Beyspiel die zweyte und dritte Ordnung zu vereinigen, und es läfst sich nicht läugnen, dafs diese Ordnungen vollkommen ihren Zweck erfüllen, wenn von blosser Erleichterung im Bestimmen der Amphibien die Rede ist. Aber seitdem die Systematiker in der Zoologie zur grossen Förderung der eigentlichen Wissenschaft, wenigstens für die Classen nur den inneren Bau glauben als Richtschnur annehmen zu können, mufs immer mehr auch in den Subdivisionen der niedere Zweck dem höhern nachstehen, und nur diejenigen Thiere einer Classe können in gleichnamigen Subdivisionen zusammen gestellt werden, bey denen die Verschiedenheit der Organe gleich wichtige Momente darbietet. So aber erhält es sich nicht mit jenen 4 Ordnungen des Brogniart! denn seine Chelonier, Saurier und Ophidier stehen einander mit Bezug auf das Gerippe, die Organe der Respiration, des Kreislaufs, der Zeugung u. s. w. viel näher, als die Batra-

chier den Amphibien einer jener Ordnungen in gleicher Beziehung, und so fehlte also dem Ganzen logische Richtigkeit: Oppel fühlte offenbar den grösseren Abstand der Batrachier, und in der That spricht er in der ersten Tabelle seines Systemes indirect gerade die 2 Hauptabtheilungen unsers Verf. aus, verliert aber den Vortheil in der weiteren Classification durch Erhebung der 3 Sectionen zu gleichnamigen Stufen (Ordnungen). Des Verfassers Anordnung dagegen hebt die ganze Schwierigkeit, erleichtert die fernere Abtheilung und wir finden dabei auch die für die 1ste Classe gewählte Benennung Pholidota sehr passend, wenn sie auch nicht ganz im Sinne des Aristoteles gebraucht ist, von dem sie entlehnt wurde.

Die Ordnungen der Pholidoten sind I. Testudinata, II. Loricata, III Squamata. Die lezte dieser Ordnungen würde mit der eben so benannten Oppels zusammen fallen, wenn dieser nicht die Crocodille, welche des Verfassers Loricata bilden, in einer besonderen Familie mit dahin gezogen hätte, und in so fern wäre hier eine andere Benennung zu wünsehen gewesen. Gegen die Erhebung der Crocodille zu einer eigenen Ordnung lässt sich gewifs nichts Erhebliches einwenden, denn ihre ganze Organisation hält würklich so wunderbar das Mittel zwischen der Organisation der Schildkröten und der Saurier, dass sie wenigstens auf keinen Fall wohl mit diesen und zugleich den Schlangen zusammen gebracht werden konnten; genug, dass sie eine Hauptabtheilung vereinigt!

Die Sectionen der Testudinata entsprechen denen des Oppel in Chelonii und Amidae, und erstere ist durch die Gattung Sphargis für T. coriacea vermehrt, leztere aber zerfällt in die 2 Gattungen Trionyx und Testudo, von denen diese wieder 3 Untergattungen enthält, nämlich 1. Matamata - labia carnosa (T. fimbriata und bispinosa Daud.) 2. Emys Brogn. 3. Terrapene — sternum lobo anteriore aut utroque mobili (T. Boscii, nämlich Daudin's 3te Varietät von T. pensylvanica, T. odorata Latr. u. A.) Beyläufig gesagt, scheinen uns die sous-genres des Cuvier kein Gewinn für die Systematik; sie entsprechen bald dem Begriff einer eigentlichen Gattung und deuten auf ein Schwanken dessen, der sie aufstellte, bald aber einer blossen Abtheilung in der Gattung, und vermehren in beyden Fällen unnöthig das Namen-Register.

Squamata: Tribus I. Gradientia. — Pedes posteriores omnibus, plerisque quoque anteriores. Digiti omnes antici.

*) Quadrupedia. A) Ascalabotae — Träge, Gattungen: Gecko Brogn., Anolis Dum, Basiliscus Laur. Draco Lin., Iguana Daud., Polychrus Cuv., Pneustes - aures latentes. Palmae tetradactylae. Plantae pentadactylae. Alae

nullae (Agama prehensilis Daud.), Lyriocephalus — Aures latentes. Pedes pentadactyli. Alae nullae. Daher blos Lac. Scutata und die übrigen Lophyri des Dum. unter Agama. — Calotes. — Aures apertae. Caput et truncus squamosa. Digiti simplices; zwey Untergattungen. 1) Agama. — pori femerales nulli. 2) Uromastix — pori femorales — Zonurus — Caput et abdomen scutata. Dorsum squamosum. Gula imbricata (Lac. cordylus Lin.) B) Saurae. Gattungen: Varanus (monitors proprement dits Cuv., die Tupinamben der alten Welt) Tejus (die der neuen Welt mit Einschluſs der Amaives, Dragonnes und Sauvegardes des Cuv.) — Lacerta Cuv., Tachydromus Daud. C) Chalcidici. Gattungen: Scincus Lin., Gymnophtalmos — Caput scutatum. Corpus squamosum. Palmae tetradactylae, Plantae pentadactylae; (Sc. quadrilineatus Daud.) — Seps, Tetradactylus (Chalcides tetradactylus Daud.), Chalcis (Chalcides tridactylus Daud.) Colobus (Ch. monodactylus Daud.). Der Verf. hielt wahrscheinlich die Affengattung Colobus des Illiger für unbegründet, was doch den neuesten Entdeckungen zufolge, nicht der Fall ist. Ueberhaupt glauben wir, daſs diese Gattung füglich mit der folgenden, Monodactylus für Seps monodactylus Daud. hätte vereinigt werden können. — Bipes (anguis bipes Lin.) Pygodactylus (Seps Gronovii Daud.), wobey der Verf. es für nicht unwahrscheinlich hält, daſs die zweyte kleinere Hinterzehe von Gronovius und Daudin übersehen worden sey, so, daſs dieses Thier in der That von Lac. bipes nicht verschieden wäre. Pygopus (Bipes lepidopus Lac.), Pseudopus (Lac. apoda Pall.)

Tribus II. Repentia. Pedes nulli. Palpebrae. Gattungen: Hyalinus (Ophisaurus Dum.), Anguis und Acontias Cuv.

Tribus III. Serpentia. Pedes nulli. Palpebrae nullae. A) Gulones — aut caput et truncus squamata aut abdomen scutatum. a) Innocui. Gattungen: Acrochordus Hornst. (allein A. javanicus, bey welcher seltenen Schlange, wir in den Synonymis die schätzbare Abhandlung und Abbildung von Dr. Keppelhout in der Naturk. Verhandlungen van de Holl. Mas K. der Wetensch. von 1817. vermissen). Rhinopirus (Erpeton Lac.), Tortrix Oppel., Eryx Daud. Boa Lin., Python Daud.. Scytale Gron., Coluber. Abdomen scutatum. Caput scutis pilei 8—9. etc. Untergattung: 1) Hurria Daud. — scuta subcaudalia integra et divisa. 2) Natrix — omnia divisa. 3) Dryynus — scutum rostrale mobile (Colub. nasutus und micterizans). b) Venenati, telis et dentibus solidis in maxilla Interessant ist, was

der Vf. über die noch nicht gehobene Schwierigkeit sagt, die Giftzähne mit Sicherheit zu erkennen. »Unica telorum nota in illo consistit, quod canalem formant ad effundendum venenum; utrum autem cavi sint nec ne, propter eximiam eorum tenuitatem saepius investigatu est difficillimum« etc.) Gattungen: Bungarus Daud., Trimeresurus Lac. und Hyurus Schneider mit den 3 Untergattungen des Cuvier, Chersydrus, Pelamis und Hydrophis (hier Enhydris). c) Venenati, telis nec dentibus solidis in maxilla. Gattungen: Platurus Latr., Elaps Schneid. (der Vf. untersuchte 6 Arten ohne sich Gewifsheit verschaffen zu können, ob sie Giftzähne besitzen oder nicht.) — Sepedon (Vipera haemachates Latr.), Ophryas (Acanthophis Daud.) Naja Laur., Pelias (Col. berus u. niger) Vipera mit den 2 Untergattungen Echis (Scytale Latr.) und Echidna (Vipera et Cobra Laur.) — Cophias (Lachesis Daud. Trigonocepalus Oppel) Crotalus Lin., Langaha Brug.

B) Typhlini. Gattungen: Typhlops Schneid., Amphisbaena Lin.

Tribus IV. Incedentia. Pedes anteriores tantum, postici nulli. Gattungen: Chirotes Cuv.

Tribus V. Prendentia — pedes quatuor, digitis quinque quorum bini ternique coadunati et oppositi sunt. Gattung. Chamaeleon Lin.

Classis II. Ordo I. Apoda. Genus: Caecilia Lin. nach Oppel, doch nur fraglich, weil ihr Athmen durch Keimen in unvollkommenem Zustande noch immer zu den unerwiesenen Hypothesen gehört. Ordo II. Salientia. Gattungen: Calamita (Hyla Laur.), Rana Laur., Breviceps — oris rictus parvus (Rana gibbosa Lin.), Bombinator — parotides (?) nullae. Dorsum fornicatum. Oris rictus amplus. — Pipa, Bufo Laur. parotides magnae. Ordo III. Gradientia. Trib. 1. Mutabilia, Gattungen: Salamandra Laur., Molge (Triton Laur.) Trib. 2. Amphypneusta. Gattg. Hypochthon (Proteus Laur. die interessante Abhandlung von Rusconi u. Confl. ist noch nicht benutzt).

Dies System enthält offenbar auch in Ordnungen und den Stellungen der Gattungen des Vortrefflichen viel, ist dem Stand der Wissenschaft vollkommen angemessen, und der Hr. Vf. wird sich gewifs eines allgemeinen Beyfalls zu erfreuen haben, so weit dies an und für sich möglich ist, bey einem Gegenstande, dem sich so vielseitige Gesichtspuncte abgewinnen lassen, als der Systematik in der Zoologie. Sehr gelungen scheint uns z. B. die Zusammenstellung der Genera Ophysaurus, Anguis und Acontias in einem eigenen Tribus zwischen den laufen-

den und kriechenden Schuppen-Pholidoten, und der Uebergang von Amphisbaena zu Chirotes, worauf Cuvier nur aufmerksam gemacht hatte: aber sollte die letzte Gattung doch nicht besser den Beschlufs der Classe mit Rücksicht auf die folgende der Batrachier gemacht haben, als Chamaeleon? Allerdings ist es schwer, diesem Genus seinen richtigen Platz anzuweisen und die Absonderung desselben in einen eigenen Tribus hat viel für sich, aber die Chamäleone scheinen uns doch den squamatis gradientibus (Polychrus, Agama) näher zu stehen, als den hüpfenden Batrachiern; vielleicht liesse man sie am besten gleich auf die Ordnung Loricata folgen. — Am wenigsten lobenswerth erscheint uns die nicht seltene Veränderung der generischen Namen, wo der Begriff derselbe geblieben ist, als Hyalinus statt Ophisaurus, Ophryas statt Acanthopis, Calamita statt Hyla, ein Vorwurf, der den Verfasser auch rücksichtlich der veränderten specifischen Benennungen trifft. Mag immerhin der alte Name unpassend seyn, das Ohr ist daran gewöhnt, und die Beybehaltuug desselben ist die Wissenschaft schon dem Andenken dessen schuldig, der ihn zuerst gebrauchte!

Was endlich noch die Aufzählung der Arten anbelangt, so bot der Verf. mit ächt deutschem Fleisse, alles auf, was in seinen Kräften stand, um die Fehler seiner Vorgänger zu vermeiden, und überall finden sich Berichtigungen in den Kennzeichen und den synonymis, der Hinzufügung neuer oder bisher verwechselter Arten nicht einmal zu gedenken. Wir heben hier nur beyspielsweise Einiges heraus:

Der Verf. beschreibt unter dem Namen Emys depressa eine neue brasilianische Art »fimbriis duobus ad maxillam inferiorem« welche er der Mittheilung des Prinzen Maximilian von Neuwied verdankt — Testudo tricarinata Schöpf und Retzii Daud. sind wieder vereinigt; Gekko maculatus scheint neu; Iguana coerulea Daud. ist als blofse Varietät zu delicatissima gezogen, und Cuviers nudicollis als eigne Art anerkannt. — Agama calotes var. 3 steht hier als eigene Art unter dem Namen ophiomachus, und die wahre Agama calotes heifst gutturosa, weil jene Benennung zur generischen erhoben ist, und Seba II. t 8. F. 6 und 7 ist A. aculeata des Verf. — Lacerta longicauda (Seba I. 75. f. 2 und 76 f. 2 Stellio viridis und tesselatus Laur.) und Lac. viridula Latr. stehen als die langschwänzigsten Arten in der Gattung Lacerta Cuv. voran; Lac. depressa neue species vom Cap, der ocellata Daud sehr ähnlich; maculata Dand nach dem Verf. allerdings eine eigene Art. Cuvier hielt noch im R. A. die Lac. stirpium und arenicola Daud. für besondere Arten, da sie doch ausgemacht, wie schon Wolf in Sturms Fauna Deutschlands zeigte, Männchen und Weib-

chen der wahren agilis Lin. sind. Daher mufste denn auch die agilis Daud. welche Cuvier gleichfalls unter diesem Namen beibehielt, und welche Linnéé gar nicht kannte, einen neuen Namen haben: der Verf. nennt sie passend muralis, weifst ihr aber mit Unrecht nur Frankreich und England als Vaterland an, da sie doch auch in der Schweiz und in Deutschland z. B. in der Pfalz sehr gemein ist. Die Lac lateralis des Verf. dürfte das junge Thier seyn, welches Daudin gar nicht beschreibt und dagegen das alte Männchen als Varietät 2 aufführt. Die Gattung Coluber ist durch viele neue Arten bereichert z. B Natrix Schneideri, Daudeni, Cuvieri, Maximiliani, Palassii, Tiedemanni, Bechsteinii, Blumenbachii u. s. w., und mit besonderem Fleifse ist auch die Gattung Molge bearbeitet. Schade, dafs die Herausgabe dieses Systems mit der der Beiträge zur Zoologie von Dr. Kuhl zusammen fiel; aber noch mehr, und seit Oppels Tode doppelt Schade, dafs Merrem nicht selbst die gröfsten Museen Europas benutzen konnte!

Bei Bestimmung der Arten sind die Farben gar nicht berücksichtigt, eine allerdings wissenschaftliche Methode, die aber bis jetzt unmöglich für alle Fälle genügen kann. Denn um nur von Gestalt und Zahl der Schuppen und Schilde zu reden, so scheint es gar keinem Zweifel unterworfen zu seyn, dafs sie sehr nach dem Alter variiren und doch nahmen bisher die Amphibiologen auffallend genug noch gar nicht auf die Alters-Verschiedenheiten Rücksicht. Die dem System gegenüber stehende deutsche Uebersetzung scheint der Verf. mit Bezug auf die deutsche Encyclopädie für nöthig gehalten zu haben, und das Kupfer giebt die Bestimmung der Kopfschilder von Coluber carinatus und Lac. ocellata. Möchte die versprochene Fortsetzung der Beyträge bald erscheinen!

B.

Die wichtigsten Bäder Europa's zur Empfehlung der Bäder für Gesunde und Kranke. Berlin 1820. 314 S. 8. Mit dem Bildnisse des Geheimen Ober-Medicinal-Raths Dr. *Welper*. 1 Gldn. 16 kr.

Dem vorstehenden Titel nach könnte man hier eine genaue Beschreibung der besuchtesten und vorzüglichsten Badeorte in allen europäischen Ländern mit gehöriger Angabe der Badeeinrichtungen, der Kräfte und Bestandtheile der Heilquellen u. s. w. erwarten, allein man findet sich getäuscht, indem für die Beschreibung der einzelnen Badeorte mit ihren Gesund-

brunnen, nur ein verhältnifsmässig kleiner Raum in diesem Buche verwendet ist, auch schon der unbedeutende Umfang desselben nichts Ausführliches zuläfst. —

Der ungenannte Hr. Verfasser, welcher, wie aus vielen Stellen erhellt, practischer Arzt ist, hat seinen Gegenstand im Ganzen recht gut behandelt, seine Schreibart ist rein und angenehm, ja wenn auch gleich nicht weniges vorkommt, das zu den schon hundertmal geschriebenen Dingen gehört, so liest man es dennoch hier, durch die Eleganz des Stiles angezogen, gerne wieder. Die Hauptabsicht des Hrn Verf ist die Wichtigkeit des Badens für die Erhaltung der Gesundheit zu zeigen, zum öftern Gebrauche der Bäder aufzumuntern, und wo möglich zu veranlassen, dafs in allen Städten Deutschlands, ja selbst in Dörfern Anstalten zu öffentlichen Bädern möchten getroffen werden.

Dieser Tendenz gemäfs enthält das erste Capitel eine kurze Geschichte des Badens, das zweyte handelt von der Wirkung der Bäder im Allgemeinen, das dritte von den Arten zu Baden; die Bäder theilt der Hr. Vf. ein: 1) nach ihrer Form in luftförmige, nasse und trockne Bäder, 2) nach ihrer Temperatur in kalte, laue und heisse Bäder, 3) nach ihrer Mischung in einfache, oder in aus allerley thierischen, vegetabilischen oder mineralischen Stoffen zusammengesetzte Bäder, 4) nach ihrer Applicationsart a) in allgemeine, in Halb- und örtliche Bäder, b) in Stürzbäder, Wannenbäder, Flufs- uud Seebäder, Douchebäder oder Tropfbäder, Spritzbäder u. s. f. von denen einzeln gesprochen wird. In dem Abschnitte von den allgemeinen Bädern findet sich etwas, das man wohl nicht gesucht hätte, nämlich eine Anleitung schwimmen zu lernen. — Die Arzneysubtanzen, welche öfters zu Bädern gemischt werden, sind ziemlich vollständig aufgeführt, aber sehr oberflächlich von den Fällen gesprochen, in denen sie nützen: so ist die Rede von Milch-, Molken-, Oel-, Wein-, Seifen-, Lauge-, Ameisenbädern und vielen andern. Um ein Pflanzenbad zu bereiten, z. B. aus Kamillen, Münze, Melisse, Rosmarin, Thymian, Salbei u. dgl. sollen zwey reichliche Händevoll mit dem Badewasser gekocht werden; ein solches Bad möchte wenig Nutzen bringen; was kann man von zwey Händevoll einer eben nicht stark wirkenden Pflanze äusserlich im Badewasser erwarten? zumal wenn durch das Kochen die flüchtigen Theile verloren gegangen sind. Dergleichen Pflanzen müssen Pfundweise genommen und nicht gekocht, sondern blos angebrüht werden, wenn das Bad etwas leisten soll; dagegen dürfte ein Pfund Alaun, oder auch ein Pfund Schwefelleber, wie hier empfohlen wird, (S. 79.) für ein einziges Bad nur in wenigen

Fällen anwendbar seyn. Auch hätte bemerkt werden dürfen, dafs Schwefelbäder nie in metallenen Wannen bereitet werden sollen, die der Hr. Verf. unbedingt empfiehlt. Das vierte Capitel spricht von der Wirkungsart der einzelnen Bäder. Was von der Wirkung des lauen Bades gesagt wird, ist im Ganzen sehr richtig, aber die Behauptung doch etwas zu allgemein, wenn der Hr. Verf. (S. 87) sagt: »Es ist durchaus nicht »wahr, dafs man sich nach dem Bade leichter erkälte, als »ausserdem« indem ganz offenbar die Haut empfindlicher durch das Bad für die Eindrücke der atmosphärischen Luft wird. — Ganz besonderes Lob wird den Dampfbädern gegeben und ihre allgemeine Einführung dringend empfohlen, ja der Hr. Verf. geht so weit zu behaupten, dafs die in Deutschland so häufig vorkommende Lungensucht dem Mangel an Anstalt zu dergleichen Bädern zugeschrieben werden müsse. — Diesem mörderichen Uebel könne nur durch das Dampfbad und Fleischgenufs (??) abgeholfen, oder es doch dadurch verhütet werden. Ungemein gewagt scheint dem Recens. die Erklärung des Hn. Verf. von der Wirkung kalter Bäder: er sagt S. 102.: »Man „hat lange geglaubt, dadurch, dafs die Kälte das Blut aus den „äussern Theilen wegtreibe, veranlasse es grosse Anfüllung der „Centralgefässe, aber dies ist ganz irrig. Denn da müsste „sie den Puls vermehren, und sie vermindert ihn, sie müsste „innere Blutungen befördern und sie stillt sie; sie müfste Fie„berbewegungen erregen und sie mindert sie. Alles also, was man „je von der Gefahr der Congestionen nach innen gesagt hat, „die durchs kalte Bad erregt werden möchten, ist vollkommen „grundlos und wieder die Erfahrung« Dieses ganze Raisonnement ist so offenbar falsch und grundlos, dafs Rec. es für ganz überflüssig hält, sich mit dessen Widerlegung beschäftigen zu wollen; auch widerspricht sich der Hr. Vf. selbst, wenn er S. 116. sagt: »ein grosser Theil der beym Baden Ertrinken»den stirbt nicht durch Erstickung, sondern durch Schlagflufs, »welcher offenbar durch die Erkältung allein veranlasst ist, wie »die Sectionen dies aufs allerdeutlichste beweisen.« Das fünfte Capitel ist überschrieben, Diät beym Baden. Es werden darin folgende Fragen beantwortet 1) Welche Arten zu Baden passen für die nach Alter und Geschlecht verschiedenen Menschen, und wie müssen dieselben baden? 2) Welche Arten von Bädern sind in gewöhnlich und häufig vorkommenden Krankheitsanlagen die rathsamsten? 3) Welche Regeln gelten für den Gebrauch einiger besondern Bäder? — Durchgehends bekannte Dinge, belehrend und schön vorgetragen. Im sechsten Capitel werden die berühmtesten Mineralbäder in Deutsch-

land, und im siebenten die ausserhalb Deutschland sehr kurz beschrieben.

Der Hr. Verf. scheint die neueste Litteratur über Heilquellen nicht zu kennen, oder doch nicht benutzt zu haben, wie aus vielen Stellen hervorgeht, so sagt er unter andern von Baden im Grosherzogthume, das jetzt einer der besuchtesten Badeorte Deutschlands ist. «Von diesem uralten hochberühmten »Bade fehlt uns eine genaue chemische Analyse gänzlich, ja »wir wissen nicht einmal den Grad der Wärme, den dies Wasser bey seinem Hervorquellen aus dem Bade hat.« Solche Unkunde ist doch etwas stark bey einem Schriftsteller über die Bäder Europas. — In dem achten Capitel ist die Rede von den Badeanstalten einiger Hauptstädte Europas, besonders von denen in Berlin. Hier findet man eine genaue Beschreibung der Welperschen und Pochhammerschen Einrichtungen zu Bädern in Berlin, die lesenswerth ist, und bey Errichtung ähnlicher Anstalten berücksichtigt zu werden verdiente; dagegen ist das sehr kurz zusammengefafst, was der Hr. Verf. von den Badeanstalten anderer Städte sagt. Das neunte und letzte Capitel ist überschrieben: Von dem Werthe der Bäder in einigen besondern Krankheiten. — Ein interessanter Abschnitt, wenn er gleich besser sich in ein therapeutisches oder pharmakologisches Werk, als in gegenwärtige Schrift geschickt hätte. Der Hr. Verf. geht die wichtigsten Krankheits-Formen durch und zeigt auf viele und langjährige Erfahrungen sich stützend den Nutzen oder Schaden der Bäder von verschiedener Art. Zu berücksichtigen scheinen besonders seine Bemerkungen über das Begiessen mit kaltem Wasser bey entzündlichen Ausschlagskrankheiten und vorzüglich beym contagiösen Nervenfieber. ferner über die Schädlichkeit der Bäder in einigen Fällen chronischer Gicht, über Schwefelräucherungen, über den Gebrauch der Bäder bey Gemüthskrankheiten u. s. w. Recens. erlaubt sich nur wenige Anmerkungen. Als entschieden beurkundet hält der Hr. Verf. dafs in allen Entzündungskrankheiten, bey welchen die Brustorgane örtlich leiden die lauen Bäder nichts nützen, noch weniger die heifsen und kalten. Dies letzte wird man gerne zugeben, aber lauwarme Halbbäder empfehlen die besten Aerzte in der Lungenentzündung; (Man sehe Conradi Grundrifs der Pathologie und Therapie 2r Theil S. 289.) ferner sagt der Hr. Verf. sind in allen katarrhalischen und rheumatischen Fiebern die Bäder unzweckmäfsig und nachtheilig. Dies ist wohl auch zu allgemein angegeben, denn die Anwendung der Dampfbäder ist in beiden Fällen nicht selten angezeigt und von augenscheinlichem Nutzen, ja in asthenischen Catarrhen empfiehlt Conradi (a. c. O. S. 185.) selbst warme Bä-

der, Schwefelbäder, Fufsbäder u. s. w. Da hingegen empfiehlt der Hr. Verf. als ein Hauptmittel warme Bäder gegen den gutartigen weifsen Flufs, und nennt es ein Vorurtheil, wenn man glaube, dafs warme Bäder erschlaffen und die Schleimflüsse vermehren. Recens. bekennt aufrichtig, dafs er auch diesem Vorurtheile zugethan ist, denn obgleich er wohl weifs, dafs Schwefel und Stahlbäder nicht selten den weifsen Flufs heilten, so ist doch nicht zu vergessen, dafs die besten Pathologen den Mifsbrauch warmer Bäder zu den Ursachen der Entstehung des genannten Uebels zählen, und diefs gewifs nicht mit Unrecht. Interessant ist endlich die Beschreibung, die der Hr. Verf. von einer Vorrichtung gibt auf eine sehr einfache Art mittelst einer Weingeistlampe Kranke schnell in Schweifs zu bringen: wir erfahren hier, dafs auf hohen Befehl eine dazu nöthige Maschine im Königl. Charitékrankenhause zu Berlin ist angeschafft worden, und dafs die Resultate der Anwendung derselben zu seiner Zeit bekannt gemacht werden sollen.

Taschenbuch zur Geognosie für Kameralisten, gebildete Oekonomen, Baukünstler, Strassenbeamte und Technologen überhaupt, so wie (für) alle Freunde der Natur, von K. F. Richter, Königl. Sächsischem Hüttenmeister u. s. w. Freiberg, bei Craz und Gerlach. 1818. IV. u. 278. 12. 1 Rthl.

Dafs Werner und seine Verdienste um das Erdstudium unvergefslich sind, ist eine von Niemand bestrittene Sache; recht dringend aber wünschten wir, man vergäfse das ewige Wiederholen längst bekannter Dinge, die in keinem der ältern Lehrbücher vermifst werden, oder nähme sich wenigstens die Mühe, das Unrichtige davon abzuscheiden und die neuen Entdeckungen des fortschreitenden Wissens ihm beizufügen. — Das vorliegende Werkchen, für gebildete Freunde der Natur, wenig Ausbeute gebend, scheint meist durch Benutzung eines der bekannten Freiberger geognostischen Hefte entstanden.

Gtt.

Die fünf merkwürdigsten Tage Neapels. Uebersetzung der italien. Originalschrift eines Carbonari. Mit dem Denkspruche: *Mäfsig und standhaft.* Altenb. b. Christ. Hahn. 1820. 8. 43. V. 6 gGr.

Eine kurze Geschichte der neuesten Neapolitanischen Revolution, in den Tagen v. 2—6 Juli 1820. — von einem Freunde der neuen Ordnung. Die Schrift enthält nur wenige Thatsachen, die nicht schon aus den Zeitungen bekannt wären; und gleichwohl würde z. B. eine genaue Nachricht von den so berüchtigten Carbonari und ihrem Antheile an dieser Revolution meistens im Auslande sehr willkommen gewesen seyn.

N° 13. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Dr. C. F. Bucholz, Fürstlich-Schwarzburg-Sonderhäusischen Hofraths Professors uud Apothekers zu Erfurt, Ehrenmitglieds des pharmaceutischen Vereins in Baiern, Correspondenten der Königl. Akademie in München und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften Mitglieds, *Katechismus der Apothekerkunst* oder Grundzüge des pharmaceutischen Wissens in Fragen und Antworten für Lehrer und Lernende; besonders aber zum Leitfaden junger Pharmaceuten bestimmt und in systematischer Ordnung abgefaſst. Aufs neue durchgesehen und vermehrt herausgegeben von Rudolph Brandes, der Weltweisheit Doctor und Apotheker zu Salzuflen, Ehrenmitgliede des pharmaceutischen Vereins in Baiern, Correspondenten der naturforschenden Gesellschaft zu Halle und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Bd. Erfurt Mahring 1820. 420 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Buchholz und Brandes Handbuch der pharmaceutischen Wissenschaft. Erster Band enthaltend den naturhistorischen und mechanischen Theil. Erfurt 1820. Zweiter Band enthaltend den physikochemischen Theil. 303 S. Preis beyder Bände 4 Rthlr.

Der Hr. Herausgeber erklärt in seiner Vorrede, er habe den Plan des ersten Theils dieses Werkes unverändert gelassen, nur habe er von denjenigen Stoffen, die analisirt worden wären, die Bildungstheile genau angegeben, und auch die dahin gehörige Literatur angeführt; mehrere Pflanzen seyen ausführlicher beschrieben worden, als dies Bucholz that, auch ganz neue, die in den letzten Zeiten als brauchbare Arzneymittel bekannt geworden sind, seyen aufgenommen: andere aber jetzt seltener gebrauchte, in den Anhang verwiesen worden; er habe die Kennzeichen der Verwechslung mancher Mittel sorgfältig angegeben, und der pharmaceutischen Waarenkunde vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. (Auf welche Weise dies letztere geschehen ist, wird das folgende zeigen). Die Menge von Zusätzen und Anmerkungen, die der Hr Herausgeber hinzuzufügen für nöthig fand, vergrösserten das Buch bedeutend, so daſs es nothwendig in zwey Bände abgetheilt werden muſste.

Rec. ehrt die Gefühle des Hn. Herausgebers für die Verdienste Bucholzens und das Wohl der Pharmacie, nur wird Vielen der romantische Styl nicht behagen, dessen derselbe sich an manchen Stellen in der Vorrede bedient.

In der Einleitung ist die Rede von dem Begriffe, Zwecke, Nutzen, der Eintheilung, dem Umfange und den Hülfskenntnissen der Pharmacie. Man trifft hier Manches, was bey dem jetzigen Zustande der Arzneywissenschaft kaum hätte erwartet werden sollen. Da der Hr. Herausgeber das Buch so sehr erweitert hat, so ist man wohl berechtigt, in allen Theilen desselben solche Verbesserungen angebracht zu sehen, die mit richtigen Begriffen übereinstimmen, so wird hier z. B. kein Unterschied gemacht zwischen einem Arzney- und Heilmittel u. s. w. auch würde man es wohl gröfstentheils nicht ungern gesehen haben, wenn die Katechismusform in Fragen und Antworten nicht beybehalten worden wäre, die auch dem neuen Titel nicht entspricht.

Der naturhistorische Theil des Buchs handelt zuvörderst von der pharmaceutischen Naturgeschichte im Allgemeinen; hier sind die Begriffe von Naturlehre und Naturgeschichte nicht gehörig getrennt und unterschieden, daher die sonderbare Eintheilung der Naturgeschichte in den historischen und rationellen Theil, und die Wiederabtheilung des ersten in die Terminologie, Systemkunde und den historischen Theil im engern Sinne.

Die zweyte Abtheilung der pharmaceutischen Naturgeschichte umfafst die pharmaceutische Zoologie oder Thierkunde; es ist hier die bekannte Linnésche Eintheilung in 6 Klassen befolgt, wobey der Hr. Herausgeber noch die Systeme von Aristoteles, Batsch, Cuvier und Nitsch anführt. In diesem Abschnitte ist besonders das Blumenbachische Handbuch benutzt, so zwar, dafs man das Gesagte als einen Auszug aus demselben betrachten kann, wobey nur immer angeführt wird, was von irgend einem Thiere officinell ist oder war.

Den gröfsten Raum dieses Buches nimmt die dritte Abtheilung des naturhistorischen Theils ein, die von der pharmaceutischen Phytologie oder Pflanzenkunde handelt; nicht mit Unrecht wird die Botanik für den dem Pharmaceuten wichtigsten Theil der Naturkunde erklärt. Dafs der Pharmaceute blos die officinellen Pflanzen und die' mit ihnen verwechselt werden, kennen soll, ist doch wohl etwas einseitig! einerseits ist der kein Botaniker, der nur Pflanzen zu benennen weifs und durchaus keine physiologischen Kenntnisse besitzt (wovon gar nichts erwähnt wird) anderntheils darf man von einem gebildeten Pharmaceuten mit Recht erwarten, dafs er nicht blos officinelle, sondern überhaupt die vaterländischen Pflanzen zu unterscheiden wifse. — Es ist sehr zweckwidrig, wenn hier das Linnésche System zuerst erklärt und hinterher erst gesagt wird, was Gattung, Art u. s. w. ist; von dem

wahren Begriffe einer botanischen Methode und eines Pflanzensystems aber so gut wie gar nichts vorkommt. Endlich muſs es ausdrücklich gerügt werden, daſs die Litteratur der Botanik so oberflächlich als möglich vorgetragen ist, ja sogar kein Druckort oder Jahrzahl der wenigen in schlechter Ordnung stehenden Bücher angezeigt wurde. Es ist unmöglich daſs der Anfänger bey dem Studium der Botanik sich in diesem Buche über die Auswahl der Hülfsmittel Raths erhole

Die hier vorgetragene Erklärung des Linnéschen Systems ist an manchen Stellen unrichtig, so wird z. B. die Ordnung Polygamia superflua der 19ten Klasse folgendermassen erklärt: »Polygamia superflua heisst die Ordnung, welche lauter zusammengesetzte Blumen enthält!!!« überhaupt glaubt Recens. daſs die Systemkunde hier viel zu kurz und undeutlich vorgetragen ist. Die officinellen Pflanzen werden dann nach dem Linnéschen Systeme einzeln aufgeführt und beschrieben; da diese Kenntniſs dem Pharmaceuten von so hoher Wichtigkeit ist, so sollte man mit Recht erwarten, daſs der Hr. Herausgeber diesem Abschnitte eine vorzügliche Vollkommenheit gegeben habe; es ist dem aber nicht so, wie sich aus der Betrachtung einiger Klassen ergeben wird. Die erste Klasse, die die Scitamineen enthält, muſs ganz umgearbeitet werden, indem die wichtigen und allgemein bekannten Untersuchungen derselben von Roscoe dem Hrn Herausgeber, was Jedermann auffallen wird, unbekannt geblieben sind; Rec. verweist deshalb auf die neuesten Handbücher der medicinisch-pharmaceutischen Botanik. Bey der zweyten Klasse ist zu bemerken, daſs das Jasminöl auch von Jasminum grandiflorum und Nyctanthes Sambac bereitet wird Bey der Krameria triandra fehlt die chemische Analyse, die z B. in der Schrift von Jobst und Klein über die Ratanhia längst enthalten ist. Bey der Chinarinde ist die Litteratur und der chemische Theil sorgfältig bearbeitet, aber die botanischen Bestimmungen sind gröſstentheils unrichtig. Bey der Angusturarinde vermiſst man die vergleichende Beschreibung der falschen oder giftigen Rinde, die bisweilen statt der wahren verkauft wurde.

Die Unterscheidungszeichen des gemeinen Schierlings (Conium maculatum) sind höchst mangelhaft angegeben und auf die charakterischen Merkmale, die gesägten Ribben (costae seu juga serrata) der unreifen Saamen, so wie auf die halbseitigen Hüllblättchen (Involucellum dimidiatum) gar nicht aufmerksam gemacht; auch die Pflanzen, die damit verwechselt werden können. sind nicht vollständig angegeben und durchaus unrichtig ist es, wenn der Hr. Herausgeber sagt Chaerophyllum silvestre sey dem Schierling weit weniger ähnlich, als

Aethusa Cynapium. Die Dolden, womit der Wasserfenchel verwechselt werden kann, sind nicht einmal genannt, bey dem giftigen Wasserschierling (Cicuta virosa) wird des so schönen und charakterischen Merkmals der gefächerten Wurzel (radix loculosa) nicht gedacht; der feineren Unterscheidungen an der Frucht, wie sie Sprengel und Hoffmann bekannt gemacht haben, nicht zu gedenken.

Ueber die Bestimmung der Pflanzen, welche das Ammoniakgummi und Galbanum liefern, liesse sich mehreres einwenden, doch können diese Untersuchungen hier keinen Platz finden; auch fehlen einige Schirmpflanzen die nothwendig hätten aufgeführt werden müssen.

Bey der Gattung Rhus fehlt das in neueren Zeiten so sehr gerühmte und häufig angewendete Rhus Toxicodendron und Rhus radicans. Von der Gattung Aloe ist blos Aloe perfoliata angeführt! Auch der neuerlich empfohlene Wafserwegerich (Alisma Plantago) der in die sechste Klasse gehört, wird ungern vermifst. — In der achten Klasse ist die Gattung Amyris besonders wichtig; die dahin gehörigen botanischen Notizen sind aus dem Berliner Jahrbuche entnommen, dem der Hr. Herausgeber an vielen Stellen unbedingt folgt, das Elemigummi kommt auch von Amyris ambrosiaca; Amyris Kafal wovon Adanson und Lamark den arabischen Weihrauch ableiten fehlt ganz.

In der neunten Classe vermifst man bey der Gattung Laurus den Baum, welcher den Mutterzimmt (Cassia lignea) liefert: nämlich Laurus Malabratum.

Bey der zehnten Klasse hätte Pyrola umbellata beschrieben werden sollen, indem diese Pflanze von englischen, amerikanischen und deutschen Aerzten mit Nutzen als ein diuretisches Mittel in neueren Zeiten angewendet ist. Cortex Esulae der ältern Officinen wurde weniger von Euphorbia helioscopia wie es hier heifst, sondern vielmehr von Euphorbia Esula eingesammelt.

In der zwölften Klasse vermifst man die schwarze Traubenkirsche Prunus Padus L.; dafs die gemeinen Kirschen, die Rosen, Quitten u. s. w. zu den obsoleten Mitteln gezählt und nur in der Note genannt worden, ist doch wohl auffallend.

Es würde viel zu weit führen, wenn jede Klasse einzeln durchgegangen werden sollte. Recens. bemerkt daher im Allgemeinen:

Der botanische Abschnitt dieses Buchs ist im Ganzen höchst mangelhaft und unvollständig, manche neue Entdeckungen über das Herkommen ausländischer Arzneywaaren fehlen; viele wichtige alltäglich gebrauchte Pflanzen sind in den Noten blos genannt, da-

gegen andere obsolete in den Text aufgenommen wurden; häufig sind die Standörter der Pflanzen völlig unrichtig angegeben, höchst selten ist ihre Dauer, Blüthezeit u. s. w. bemerkt; niemals ein Autor genannt, von dem der Name der Pflanze herrührt, und so alle Mittel zum fernern Nachschlagen abgeschnitten; so viele Gattungen und Arten sind in neueren Zeiten genauer und richtiger bestimmt worden, wovon man hier kaum etwas findet; mehrere höchst wichtige Pflanzen fehlen ganz, wovon bereits oben einige angegeben wurden; nur bey wenigen sind die nahe verwandten und leicht zu Verwechslung Anlaſs gebenden gehörig angezeigt, wie z. B. nicht bey Arnica montana und Matricaria Chamomilla, bey der Angabe der officinellen cryptogamischen Pflanzen fehlen schlechterdings alle neueren und bessern Bestimmungen der Ordnungen, Gattungen und Arten u. s. w., daher man eine völlige Umarbeitung dieses Abschnittes fast wünschen möchte; hier dringt sich gleichsam von selbst die Bemerkung auf, wie so oft die achtbarsten Aerzte und Pharmaceuten, wozu Rec. den Hrn. Herausgeber mit Vergnügen rechnet, die Botanik vernachläſsigen, oder doch nur als geringfügige Nebensache betreiben; was helfen aber alle therapeutische und chemische Kenntnisse, wenn man die Mittel nicht gehörig zu untercheiden weiſs, die man anwendet oder analysirt? —

Die vierte Abtheilung des naturhistorischen Abschnittes handelt von der pharmaceutischen Mineralogie, wo die Anordnungen Werners und Karstens befolgt werden; es ist dieser Abschnitt sehr brauchbar, wenn gleich hier von den neueren Systemen und Ansichten, besonders der französischen Mineralogen nichts vorkommt, doch vermiſst man hier wie bey der Zoologie die Angabe der Literatur für den Anfänger.

Der zweyte jedoch bey weitem kleinere Hauptheil dieses Bandes ist überschrieben: Pharmaceutische Mechanik; die mechanischen Arbeiten des Pharmaceuten werden in rein mechanische und in chemisch-mechanische abgetheilt; zu den ersten gehören Pulvern, Reiben, Raspeln, Feilen, Schneiden u. s. w. zu den letzteren werden Abschäumen, Bereiten der Emulsionen, Pulpen, Conserven, das Pillen und Morsellenmachen u. s. w. gerechnet, zu deren Ausübung passende Regeln mitgetheilt sind. Endlich werden noch die zu den pharmaceutisch-chemischen Arbeiten gehörigen Werkzeuge beschrieben.

Recens. hat oben ohne Rückhalt seine Meinung über die Mängel des botanischen Abschnittes dieses Buches geäussert; dagegen muſs nun aber auch bemerkt werden, daſs die glänzende Seite der Schrift in ihrem chemischen Antheile besteht, den der Herr Herausgeber mit umfassender Sachkenntniſs und

sichtbarer Vorliebe bearbeitet hat, wäre dies eben so mit den naturhistorischen Abschnitten geschehen, so könnte man mit Recht dies Buch allen übrigen ähnlichen bis jetzt bekannten vorziehen. Endlich darf nicht vergessen werden, dafs in dem gegenwärtigen Bande sich bedeutend viele, oft ganz entstellende Druckfehler finden, wovon nothwendig ein genaues Verzeichnifs, nebst einem Register zu liefern wäre.

Der zweyte Band dieser Schrift trägt den besondern Titel Physico-chemischer Theil der Pharmacie; er ist offenbar dem ersten bey weitem vorzuziehen, und giebt einen hinreichenden Begriff von dem jetzigen so vortheilhaft ausgezeichneten Stande der Chemie; der Hr. Verf. hat die neuesten und besten Hülfsmittel benutzt, dabey die Gegenstände so klar und deutlich vorgetragen, dafs nur wenig zu wünschen übrig bleibt. Um die Gränzen einer Recension nicht zu überschreiten, folgt hier blos eine Uebersicht des Inhalts. Das Buch ist in fünf Hauptabtheilungen und jede derselben wieder in mehrere Unterabtheilungen geordnet. Die erste ist überschrieben: Etwas über Chemie im Allgemeinen; hier ist die Rede von dem Begriff der Chemie überhaupt und der pharmaceutischen Chemie insbesondere; von deren Zweck, Alter, Umfang; von der Zusammensetzung der Körper und den Kräften wodurch sie zu trennen sind, von der chemischen Verwandschaft u. s. w. Die zweyte handelt von den Salzen, Säuren, Alkalien, Erden, Metallen und Hydraten; die dritte von den Elementen und deren einfachen Verbindungen; vom Wärmestoffe, Lichtstoffe, elektrischen Stoffe. Sauerstoffe, Stickstoffe, Kohlenstoffe, Schwefel, Phosphor, Boron, Wasserstoffe, Chlorin, Kalium, Natronium, Calcium, Barium, Strontium, Silicium, Aluminium, Magnium, Silber, Quecksilber, Bley, Wismuth, Kupfer, Arsenik, Eisen, Zinn, Zink, Antimon und Mangan. — Bey diesem Abschnitte liessen sich manche Erinnerungen machen, die aber dem engen Raume dieser Blätter nicht angemessen sind. Die vierte Hauptabtheilung beschäftiget sich mit den organischen Zusammensetzungen oder den Verbindungen aus Oxygen, Azot, Hydrogen und Karbon: welche für die Pharmacie Interesse haben. — Diesen Abschnitt hält Recens. für einen der besten, zumahl da er manches Neue und viele eigne Entdeckungen des Hr. Verf. enthält. — Uebrigens ist nicht abzusehen, wie viele neue Stoffe und mit ihnen neue Nahmen noch werden an das Tageslicht gebracht werden, so oft heut zu Tage ein Chemiker eine Pflanze analysirt, so oft oder doch in den meisten Fällen ist von einem neuen Elemente die Rede, so dafs es wohl nicht zu verargen ist, wenn Manche etwas misstrauisch gegen diese übergrosse Anzahl von neuen Stoffen werden.

Die letzte Hauptabtheilung beschäftigt sich mit den auf die pharmaceutische Chemie Bezug habenden Salzen; die dahin gehörigen Gegenstände sind unter folgende Unterabtheilungen gebracht: Salzung der Metallkarbonide, Salzung der Metallhyonide, von den schwefligsauren Salzen, Salzung der Metallphosphoride, Salzung der Metallboride, von den essigsauren Salzen, von den oxal oder kohligsauren Salzen, von den äpfel-, zitronen-, wein oder weinstein-, succin-, hydrochlor-, hydrothion und hydrocyansauren Salzen.

Joh. Fried. Lorenz, Grundrifs der reinen Mathematik. Herausgegeben von Dr. C. L. Gerling, Professor zu Marburg. Helmst. 1820. XXX u. 332 S. 8. mit 11 Kt. Pr. 22 ggr.

Dieser Grundrifs der reinen Mathematik ist der erste Theil des bekannten, zuletzt 1804—1808 in 4 Bänden erschienenen Grundrisses der reinen und angewandten Mathematik, von dem mit Recht hochgeachteten Lorenz in Klöster-Bergen, wovon der letzte Band nach dem Tode des Verf. durch den berühmten Geometer, Professor Pfaff, gegenwärtig in Halle, herausgegeben wurde. Der erste Band, welcher die sogenannte reine Mathematik enthält, wird auf mehreren Universitäten und auch auf Gymnasien als Compendium gebraucht, und wurde daher zuerst vergriffen, welches dann den Verleger vermochte, eine neue Auflage durch den gegenwärtigen Herausgeber, Prof. Gerling in Marburg besorgen zu lassen.

Es würde sehr überflüssig seyn, in die Critik eines Werkes einzugehen, über dessen Werth das sachverständige Publikum längstens entschieden hat. Alle Mathematiker sind wohl ohne Zweifel von der Gründlichkeit des Verf. in seinem Vortrage überzeugt, und es ist gewifs keinem bey der Bekanntwerdung der verschiedenen Auflagen entgangen, mit welcher Sorgfalt er in denselben eine stets gröfsere Bestimmtheit der Begriffe und des Ausdrucks erstrebte. Der jetzige Herausgeber ist ganz in die Fufstapfen desselben getreten, hat im Ganzen den Plan und die Anordnung, die Zahl und Folge der Paragraphen beybehalten, auch sind die Kupfertafeln geblieben, und nur mit zwey neuen, der 10ten u. 11ten vermehrt. Dabey ist aber der Ausdruck an vielen Stellen, wo es nöthig war, abgeändert, einiges Entbehrliche ist weggelassen, und an andern Stellen sind Zusätze eingeschaltet, wodurch das Werk an Brauchbarkeit ungemein gewonnen hat.

Ueber den Menschen und die Gesellschaft. Von JOH. BAPT. SAY. Uebers. (a. d. Franz.) von ERNST LUDWIG. Altenburg bey Chr. Hahn. 1821. kl. 8. 144 S. 12 gGr.

Einzelne Bemerkungen, Betrachtungen, Beobachtungen u. s. w. über die auf dem Titel bezeichneten Gegenstände. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts entspricht der Vielseitigkeit dieser Gegenstände. Rec. würde das Urtheil fällen, dafs sich diese Gedanken weder durch Schärfe, noch durch Tiefe oder durch Neuheit sonderlich auszeichnen, wenn nicht eine jede Uebersetzung (auch wie die vorliegende eine der Bessern), solchen Geistesspielen nicht wenig von ihrem Interesse entziehen müfste. So viel kann jedoch Rec. versichern, dafs der halben Wahrheiten sehr viele vorkommen. — Rec. schliefst mit einigen Auszügen aus dem Büchelchen S. 45.: »Die Musik ohne Gesang ist nichts als ein Lärm mit Zeitmaafs und Regel. (In der Urschrift steht wohl, ohne Melodie.) Aber auch die gesangreichste, die schönste, die trefflichst ausgeführte, ermüdet immer nach einiger Zeit — wenigstens die Hörer. In einer Abendgesellschaft, wo man herrliche Musik machte, nur ein wenig zu lang, fragte jemand eine geistreiche Frau: »Sind Sie nicht bezaubert?« »Bezaubert?« antwortete sie, »nein, das gerade nicht, aber ich geniefse mein Vergnügen mit Geduld.« S. 95. »Einer der gröfsten politischen Fehler ist, Menschen durch Verfolgung interessant zu machen, die es nicht durch sich selbst geworden wären.« (Denselben Gedanken findet man im Manuscrit venu de St. Helène.

Geognostischer Katechismus, oder Anweisung für angehende Bergleute und Geognosten u. s. w. von G. Q. PUSCH, Professor zu Kielze. (Freyberg, bey Craz und Gerlach. 1819. VIII und 212 S. 12. 1 Rthlr.

Mit den, dem Verfasser nicht abzusprechenden, eigenen Erfahrungen, hat er das früher über diese allerdings wichtige Materie von Andern Gelieferte, verschmolzen und so etwas, dem beabsichtigten Zwecke Entsprechendes geboten. Nur eine andere Form hätten wir dem Ganzen gewünscht; die Einkleidung in Fragen und Antworten ist ausser der Zeit.

Gtt.

N^ro. 14. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Ueber das Heilverfahren in fieberhaften und entzündlichen Krankheiten. Von Dr. C. F. Speyer, Königl. Bair. Physicus und ausübendem Arzte zu Bamberg. Bamberg, in der Kunz'schen Buchhandlung. 1820. XII und 224 S. 8. 2 Gldn.

Der Zweck dieser Schrift ist, irrige Ansichten über die fieberhaften und entzündlichen Krankheiten zu bekämpfen und eine bessere Anwendung der in denselben so hülfreichen antiphlogistischen Methode, als welche oft ganz fehlerhaft, zu unkräftig, zu spät, zu inconsequent angewendet werde, zu empfehlen. Rec. hat schon bey mehreren Gelegenheiten erklärt, daſs, wenn er auch die zu allgemeine Empfehlung der antiphlogistischen Methode, wie wir sie bey manchen neueren finden, nicht billigen kann, er es doch für sehr gut hält, daſs man diese Methode in Fiebern und Entzündungen wieder mehr an die Stelle der so sehr gemiſsbrauchten reitzenden Methode gesetzt habe. Dieser Ueberzeugung gemäſs kann er auch das Bestreben des Verf., jener Methode immer mehr Eingang zu verschaffen, nicht anders als löblich finden, zumal da es allerdings immer noch viele Aerzte giebt, die davon nicht den gehörigen Gebrauch machen. Auch muſs er dem Verf. das Zeugniſs geben, daſs derselbe bey aller Vorliebe für die antiphlogistische Methode sie doch nicht so unbedingt und einseitig, wie manche neuere Aerzte, in fieberhaften und entzündlichen Krankheiten empfohlen hat, sondern nach den Umständen auch ein anderes Heilverfahren gelten läſst.

Nach der Einleitung, worin einige historische Bemerkungen über die Verdienste des Hippocrates um die bessere Behandlung der fieberhaften und entzündlichen Krankheiten, die Wiedereinführung der antiphlogistischen Methode durch Sydenham u. s. w. vorkommen, werden im ersten Abschnitte die irrigen Ansichten über die Entstehung fieberhafter und entzündlicher Krankheiten betrachtet. Hier werden insbesondere als irrig gedeutete Momente das kindliche Alter, das höhere Alter, schwacher Körperbau, Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, schwächende Einflüsse, Krankheitszufälle, Dauer, Stadien der Krankheit und der falsche Genius herrschender Krankheiten betrachtet, und

gezeigt, wie einseitig und falsch man dabey gerade Schwäche angenommen habe, und wie dabey allerdings die antiphlogistische Methode Statt finden könne. Wenn übrigens (Seite 26.) gesagt wird, dafs wir dem genialen Kieser eine Theorie des Fiebers verdankten, wodurch man dem wahren Verständnisse dieser bisher unbegreiflichen Erscheinung ungleich näher geführt worden sey; so können wir diese Meinung nicht theilen, indem das, was an Kiesers Ansicht Wahres ist, längst von andern angegeben worden. Eben so haben wir die grofsen Aufschlüsse, die jener über die Wirkungsart der äussern Einflüsse gegeben haben soll, nicht finden können.

Im 2ten Abschnitte werden die irrigen Ansichten bey der Behandlung der Fieber u. der Entzündungen im Allgemeinen abgehandelt. Wenn sich auch die Aerzte von der Nothwendigkeit des antiphlogistischen Verfahrens bey der Behandlung fieberhafter und entzündlicher Krankheiten für überzeugt hielten, so seyen häufige Mifsgriffe in der Ausführung dieser Methode doch nicht selten. Die antiphlogistische Heilart werde nicht immer der Heftigkeit und Gefahr der Krankheit gemäfs angewendet, die passenden Mittel versäumt, oder nicht mit der erforderlichen Consequenz, zu kurze Zeit benutzt, und oft werde zu frühe von incitirenden Mitteln Gebrauch gemacht. Besonders habe auch die Eintheilung der Entzündung in active und passive häufig genug am Krankenbette irre geführt. Diese Bemerkungen finden wir durchaus gegründet.

Der dritte Abschnitt hat die irrigen Ansichten bey der Behandlung fieberhafter Krankheiten insbesondere zum Gegenstande. Der Verfasser läfst sich hier zuerst über die Eintheilung der Fieber aus, von denen ihm nur die als am Krankenbette vorzüglicher Beachtung würdig scheint, durch welche das Wesen des Fiebers, der ihnen zu Grunde liegende Krankheitsprocefs, bezeichnet wird. Dieses sey bey der Eintheilung nach dem Typus vorzüglich der Fall. Was der Verf. aber weiter hier anführt, bezieht sich doch nur auf den Grad des entzündlichen Leidens, der durch den Typus wiewohl auch nicht ohne manche Ausnahmen, bezeichnet wird. Wiewohl Rec. auch der Eintheilung nach dem Typus in seinem Handbuche der speciellen Pathologie und Therapie (3 B. 1. § 19.) unter den wichtigsten angeführt hat, so kann er sie doch nicht für hinreichend halten, und allen andern vorziehen, und will hier nur noch bemerken, dafs durch den Typus das Wesen des zum Grunde liegenden Krankheitszustandes doch nicht gehörig bezeichnet wird, dafs übrigens ver-

schiedene Fieber denselben Typus beobachten können, sowie dafs dasselbe Fieber, z. B. das gastrische bald nachlassend, bald aussetzend ist. Auch ist in Bezug auf die Eintheilung der Fieber in anhaltende, nachlassende und aussetzende zu bemerken, dafs es anhaltende im strengen Sinne wohl nicht giebt, weshalb auch die meisten die sogenannten anhaltenden und nachlassenden in eine Klasse gebracht haben.

Das nachlassende Fieber soll sich (S. 70.) vorzüglich durch den dasselbe begleitenden Gastricismus charakterisiren und es sollen das Gallen-, Schleim-, Wurm- und Faulfieber dazu gehören. Allein es können auch andere Fieber, z. B. die katarrhalischen und rheumatischen, nachlassend seyn, so wie dagegen das Faulfieber oft so wenig bemerkliche Remissionen hat, dafs es auch von Andern, z. B. von Borsieri, zu den sogenannten anhaltenden gerechnet worden ist.

In Ansehung der gastrischen Fieber wird (S. 70.) bemerkt, dafs sich der Magen, der Darmcanal und die Leber oft dabey in einem unverkennbaren Entzündungszustande befänden, und späterhin (S. 75.) selbst behauptet; dafs auch dem einfachen gastrischen Fieber Entzündung zum Grunde liege, obgleich diese weder so ausgezeichnet, noch so verbreitet erscheine, wie bey dem hitzigen Gallenfieber. Doch werden als Hauptmittel Brech- und Abführungsmittel empfohlen. »Was (heifst es S. 71.) die »Blutentleerungen, der Salpeter, bey der Synocha, das leisten »die Evacuantia bey der Biliosa.« Bey höherer Stufe der Entzündung sollen aber Aderlässe den Ausleerungsmitteln vorausgehen. Rec. kann indessen der Meinung nicht beitreten, dafs auch dem einfachen gastrischen Fieber wahre Entzündung zum Grunde liege. Wäre dies der Fall, dann würden die Brech- und Purgirmittel überhaupt nicht vertragen werden, und dann würde Rec. die Methode von Broussais (der unserm Verf. noch unbekannt gewesen zu seyn scheint) vorziehen, wie er auch in der Anzeige von dessen Vorlesungen (Heidelb. Jahrb. 1821. H. 1. Nro. 6.) bemerkt hat. Allein so wie Brech- und Purgirmittel wenn auch nicht durchaus als antiphlogistica (was besonders die Brechmittel gar nicht sind), doch als ausleerende Mittel hier oft höchst wichtig sind, so sind sie doch nicht immer nöthig, wo keine bedeutende Ansammlung von Unreinigkeiten, keine Turgescenz nach oben oder unten Statt findet. Denn wo auch nur Reizung und krankhafte Secretion in der Schleimhaut des Darmcanales zum Grunde liegt, auch ohne zur Entzündung gesteigert zu seyn, kann diese durch ohne Noth gegebene Brech- und Purgirmittel eher verschlimmert werden, und es ist hier, (wie auch mich häufige Erfahrungen gelehrt haben) sicherer, dieselbe mit gelinden temperirenden, demul-

cirenden Mitteln, säuerlichen Getränken u. s. w. zu bekämpfen, worüber ich mich wieder auf das in der Anzeige von Broussais Vorlesungen, so wie in meiner Schrift über die Einrichtung der medicinischen Klinki (S. 61 — 62.) Gesagte beziehe.

Bey dem Schleimfieber hält der Verf. (S. 76) zwar in dem ersten Zeitraume eine kühlende, gelind ausleerende Behandlung für angemessen, doch soll es selten gelingen, damit die Cur zu beendigen, sondern dazu meistens die Beyhülfe der reizend-stärkenden Methode unentbehrlich seyn.

Auch im Faulfieber empfiehlt er (S. 77 fg.), ganz den früheren Erfahrungen gemäfs, die gröfste Vorsicht und Einschränkung in Rücksicht der antiphlogistischen Methode, sodann besonders die Kälte und Säuren. Dem Camphor, der Serpentaria, Arnica und China sollen aber bey entzündlicher Complication örtliche Blutentziehungen und die Säuren vorausgeschickt werden.

Von dem aussetzenden Fieber wird (S. 81.) gesagt: Für die Praxis könne man den Grundsatz aufstellen, dafs ihm so wenig wie dem anhaltenden und nachlassenden der entzündliche Charakter abgesprochen werden könne. Rec. erkennt nicht nur ein wirklich inflammatorisches Wechselfieber an, sondern will auch nicht läugnen, dafs sich örtliche Entzündung der Eingeweide des Unterleibes mit Wechselfiebern verbinden könne. Eben so stimmt er mit der auch von dem Verf. vertheidigten Ansicht überein, dafs oft antiphlogistische und ausleerende Mittel der China vorauszuschicken, oft allein zur Heilung hinreichend sind, und ist überdem überzeugt, dafs oft gar keine Mittel nöthig sind. Aber dafs mit der Annahme der Entzündung das Wesen des Wechselfiebers erklärt sey, glauben wir eben so wenig, als dafs immer Entzündung dabey statt finde. Wie oft hat nicht nach kräftiger Anwendung der antiplogistischen und ausleerenden Mittel das Wechselfieber forgedauert und konnte dann nur durch die China, den Enzian und andere keinesweges antiphlogistische Mittel bezwungen werden. Wenn man hier, wie manche Neuere, die Sache durch die Annahme einer venösen Entzündung aufklären zu können glaubt, so überläfst man sich einer ganz unbegründeten, falschen Hypothese. Auch müssen wir noch in Bezug auf die Behauptung des Verf. (S. 38.), dafs man das aussetzende Fieber Jahrhunderte lang mit kühlenden Mitteln, mit Vomitiven und Purganzen behandelt habe, bis man das specifische Mittel dagegen kennen lernte, bemerken, dafs man vor der Entdeckung der China nicht diese Mittel allein gegen das Wechselfieber angewendet, sondern von Alters

her schon vorzüglich amara tonica, auch paregorische Mittel dagegen zu Hülfe gezogen hat.

Endlich wird noch von dem Zehrfieber gehandelt. Auch bey diesem sey (S. 93.) die antiphlogistische Methode um so unentbehrlicher, je mehr es sich der Synocha nähert. Die hier zum Beleg angeführten Fälle beziehen sich aber besonders auf das symptomatische, von dem entzündlichen Zustande der Lungen bey der Lungenschwindsucht abhängende Zehrfieber, wo allerdings, zumal im ersten Zeitraum, und manchmal auch später, wenn die entzündlichen Symptome wieder überhand nehmen, die antiphlogistische Methode angezeigt ist. In anderen Fällen läſst der Verf. auch (S. 97.) ein mit Vorsicht angewendetes stärkendes Verfahren gelten.

Im vierten Abschnitte werden die irrigen Ansichten über die Behandlung örtlicher Entzündungen insbesondere beurtheilt. Bey diesen Untersuchungen war es nicht des Verf. Absicht, sich über die Heilart jeder einzelnen örtlichen Entzündung ausführlich zu verbreiten, sondern er hielt es für seinem Zwecke genügend, seine Ansichten über die Behandlung der wichtigsten Kopf-, Brust-, Unterleibs und Hautentzündungen kurz darzulegen und einiger Krankheiten zu gedenken, welche mit diesen in einer nähern Verwandschaft stehen, manches Uebereinstimmende mit ihnen zeigen und ein fast gleiches Heilverfahren erfordern.

Da die Wichtigkeit der antiphlogistischen Methode in wirklichen Entzündungen keinem Zweifel unterliegt, wollen wir nur noch über einige von dem Verfasser zur Sprache gebrachte Puncte uns auslassen.

Bey der Betrachtung der Gehirnentzündung wird (S. 100.) das Verdienst von Marcus, auf das häufigere Vorkommen derselben aufmerksam gemacht zu haben, gerühmt. Wir wollen nicht läugnen, daſs sie öfter vorkomme, als manche sonst geglaubt haben, sind jedoch immer noch der schon anderswo geäuſserten Meinung, daſs Marcus sie oft ohne Grund angenommen habe. So sagt auch Kreysig (Handb. d. pract. Krankheitsl. Th. 2. S. 353.), daſs Marcus, der neuerlich den Satz aufgestellt habe, daſs bey dem ansteckenden Typhus immer Entzündung des Hirns eintrete, durch fast alle Beobachter der so weit verbreiteten Typhusepidemieen in den harten Kriegsjahren 1813—15. widerlegt worden sey, daſs auch der Gang dieses Fiebers etwas anderes lehre u. s. w. Insbesondere hat auch Horn nach den Resultaten der zahlreichen von ihm angestellten Leichenöffnungen gerade das Gegentheil, nämlich daſs das Nervenfieber nicht immer eine Hirnentzün-

dung voraussetze, behauptet, ja selten Spuren von wirklicher Hirnentzündung oft eher von Entzündung anderer Theile gefunden (s. dessen Erfahrungen über die Heilung des ansteckenden Nerven- und Lazarethfiebers, 2te Aufl. S. 82 — 93.).

Bey der Bronchitis führt der Verf. (S. 142.) die Ansicht von Marcus über die Identität des Keichhustens mit jener Entzündung an, erklärt sich aber dahin, daſs der Keichhusten, wenn auch nicht identisch mit der Bronchitis doch kein reines nervöses Leiden sey, daſs vielmehr eine höhere, selbst zur Entzündung sich steigernde Gefäſsreizung oft damit verbunden auftrete. Dies giebt Rec. dem Verf. gern zu, wie er es auch früher gegen Marcus gethan hat, wiewohl er sich seiner Ueberzeugung gemäſs gegen dessen Annahme der Identität des Keichhustens und der Bronchitis erklären muſste und auch das Unzureichende und Irrige dieser Ansicht mit triftigen Gründen dargethan zu haben glaubt (Heidelb. Iahrb. 1817. August Nr. 53.). Wenn aber der Verf. Goedens Ausspruch anführt, wornach Marcus das groſse Verdienst haben soll, zuerst ein festes Heilgesetz und eine zuverläſsige Methode dagegen gefunden zu haben, und so das Schwankende und die Unzuverläſsigkeit in der Behandlung besiegt und die Nichtigkeit der Empirie gezeigt zu haben, so bedauern wir nur, daſs wir von der angeblichen Zuverläſsigkeit dieser Methode noch nicht überzeugt seyn können. Sydenham, Huxham und Andere haben längst auch Aderlässe und andere antiphlogistische Mittel angewendet, aber auch eingesehen, daſs man damit nicht ausreicht. Mehrere andere Mittel, die zwar auch nicht zuverläſsig sind (was man von keinem gegen diese Krankheit empfohlenen Mittel behaupten kann), aber doch von guten Beobachtern oft wirksam befunden wurden und nach gemäſsigtem entzündlichem Zustande allerdings angewendet zu werden verdienen, hat Marcus durchaus verworfen und sich hier offenbar durch die zu allgemeine Annahme der Entzündung zur Einseitigkeit hinreissen lassen. Dieser Vorwurf, welchen Rec. dem sonst gewiſs auch von ihm nach Verdienst geachteten Manne machen muſste, trifft übrigens unseren Verf. nicht, da derselbe die von jenem verworfenen Mittel, als die Belladonna, Extr. Hyoscyami etc. nach Beseitigung der entzündlichen Complication allerdings heilsam befunden zu haben versichert.

In Ansehung der hitzigen Exantheme heiſst es (S. 166.): »Den neuesten Verhandlungen über die Exantemathologie verdanken wir die wichtigsten Aufklärungen. Die entzündliche »Natur der acuten Exantheme wurde unwiderleglich dargethan, »der Nutzen der antiphlogistischen Heilart durch die unzwei»deutigsten Beobachtungen erwiesen. — Seitdem die Aerzte

»von dieser Ueberzeugung geleitet sind, unternehmen sie die »Behandlung der wichtigsten Exantheme: des Scharlachs, der Rö»theln, der Masern, des Friesels, des Rothlaufs, mit grösserer »Zuversicht und mit mehr Vertrauen des glücklichen Erfolgs.« Doch bemerkt der Verf. späterhin selbst, daſs der Genius der Epidemie auch den acuten Exanthemen oft einen gefahrvollen Character, nicht blos durch entzündliche und gastrische, sondern auch durch nervöse Complication mittheile, und empfiehlt dann auch ausser den antiphlogistischen Mitteln noch andere. Auch sagt er (S. 190.) ausdrücklich, daſs die entzündungswidrige Methode unzulässig sey, wenn sich der Scharlach gleich anfangs bösartig zeige, mit grosser Niedergeschlagenheit der Kräfte, unregelmässigem Ausbruche, convulsivischen Zufällen beginnen, oder mit einem faulichten Charakter der Angina gangraenosa, verbunden erscheine. — Diese, die ersten Sätze freylich etwas einschränkenden Bemerkungen hält Rec., so sehr er sonst von der Wichtigkeit der antiphlogistishen Methode in den hitzigen Exanthemen überzeugt ist, für ganz gegründet. Wenn übrigens der Verf. (S. 190.) bey dem bösartigen nervösen Scharlachfieber den Erfolg der ärztlichen Bemühungen für unzuverläſsig erklärt, so sind wir weit entfernt, die grosse Gefahr solcher Fälle zu verkennen. Allein unserer Meinung nach sind diese Fälle theils besonders gegen diejenigen, zum Theil auch vom Verf. genannten Aerzte anzuführen, welche allein von der antiphlogistischen Methode in dem Scharlachfieber Heil erwarten, theils ist das Verdienst derjenigen zu ehren, welche gezeigt haben, wie unter so miſslichen Umständen doch noch öfters Rettung bewirkt werden könne. Indem wir uns übrigens hier auf das beziehen, was wir umständlicher über diesen Gegenstand in der Anzeige von Broussais Vorlesungen über die gastrischen und Hautentzündungen gesagt haben, und der Meinung sind, daſs die Beobachtungen und Aussprüche der dort genannten grossen Aerzte, wohl denen mancher neuern, die zu allgemein die antiphlogistische Methode in den Exanthemen empfehlen, entgegengesetzt werden können, wollen wir in Bezug auf das Scharlachfieber hier nur noch Kletten hinzufügen, welcher die Wichtigkeit anderer Methoden wohl eingesehen und namentlich die antiphlogistische, wo sie wirklich angezeigt war, auf das kräftigste und mit dem besten Erfolge angewendet hat, aber in dem bösartigen nervösen Scharlachfieber das grössere Vertrauen des glücklichen Erfolges durch die Erfahrung von der glücklichen Anwendung einer andern Methode erhielt. Er hielt (de varia malignitatis ratione in febre scarlatinosa p. 59 sqq.) in der von ihm beobachteten nervösen Epidemie besonders ein Infuso decoctum ex

cortice peruviano, radice serpentariae virginianae cum laudano liq. Sydenh. für passend, »id quod experientia creberrime repetita comprobatum est. Felicissimas etenim (fährt er fort) »curationes hoc medicamine non tantum perfeci, sed etiam aegri statim ab initio morbi curae meae concrediti a dirissima »illa morborum caterva plerumque immunes servabantur, aut »si maligna symptomata jam aderant, ab iis brevi liberabantur »atque ex diro hoc morbo spe citius eluctabantur. — Laetus »adhuc recordor, quam multis eo tempore ex scarlatina aegerrime decumbentibus profueruim et quanta cum fiducia ad »hos morbos sanandos accesserim, quorum promptissimum et »securissimum mihi compertum erat ἀντίδοτον. Hinc factum »est, ut diffamatam adeo horum morborum letalitatem nullo »modo reformidarem probata hac medendi methodo unice fretus neque de salute unquam desperarem, nisi jam ad supremum »ventum esset.«

Endlich wird nach (S. 202 fg.) von dem Rheumatismus und der Gicht gehandelt und gezeigt, inwiefern dabey die antiphlogistische Methode Statt finde.

J. W. H. Conradi.

Codex medicamentarius Europaeus. Sectio tertia Pharmacopoeam Suecicam et Danicam continens Tomus I. Pharmacopoea Suecica. Lipsiae 1821.
Auch unter dem Titel:
Codex medicamentarius sive Pharmacopoea Suecica. Lipsiae apud Fr. Fleischer. 1821. Preis für beyde Bände 2 Rthl. 16 Gr.

Gegenwärtige Ausgabe der Schwedischen Pharmacopoe ist die fünfte auf mannichfaltige Weise in allen ihren Theilen verbesserte. Nicht ohne Grund sagen die Herausgeber in der Vorrede, dafs die Naturforscher des Nordens von Europa jenen in Süden an Thätigkeit nichts nachgaben; mit Recht rühmen sich die Schweden ihres Linné, Swarz, Berzelius und Anderer; der chemische Antheil dieser Pharmacopoe rührt wohl mit von Berzelius her, der auch die neuen chemischen Namen bestimmte, es wäre zu wünschen, dafs die Hoffnung der Herren Herausgeber erfüllt und diese Namen allgemein angenommen würden, wie man sich allgemein an Linné's Pflanzennahmen gewöhnte; allein die Chemiker scheinen viel eigensinniger zu seyn als die Botaniker, denn jede Pharmacopoe, die in den letzten Jahren herauskam, schuf neue Namen für alte längst bekannte Sachen: wahrlich nicht zum Vortheile der Wissenschaft.

Diejenigen Medicamente, welche die Apotheker in kleinen Städten nicht zu halten verpflichtet sind, werden mit dem Zeichen eines Kreuzes (+) kenntlich gemacht. Diejenigen Composita, die Opium oder andere stark wirkende Dinge enthalten, wurden unverändert oder doch so gelassen, daſs für die gewöhnte Dosis kein Unterschied entstehe. Den Aerzten und Pharmaceuten wird anbefohlen, sich durchaus keiner chemischen Zeichen zu bedienen, sondern den Namen jedes Medicaments mit Buchstaben zu schreiben.

In Hinsicht der Anordnung der Materien stimmt diese Pharmacopoe grossentheils mit der Preussischen überein, die Medicamente sowohl einfache als zusammengesetzte sind alphabetisch gereihet und das Ganze in zwey Hauptabtheilungen gebracht; die erste ist überschrieben Pharmaca Simplicia et praeparata extra Pharmacopolia venalia. Mit eigenen Zeichen sind diejenigen Materien angedeutet, die in Schweden einheimisch sind, die auf das Geheiſs eines practischen Arztes verkauft werden, und ferner die, welche ohne specielle Erlaubniſs nicht abgegeben werden dürfen: zu diesen letzteren gehören Auripigment und andere giftartig wirkende.

Bey den einfachen Mitteln ist immer der pharmaceutische, systematische und schwedische Namen angegeben: bey Pflanzen auch die Dauer und das Vaterland; sehr selten noch irgend eine Angabe oder eine Beschreibung.

Die Eintheilung des Gewichtes stimmt im Ganzen mit dem in Deutschland üblichen überein; ein eigener Ausdruck ist »Cantharus« ein Maas, welches ungefähr acht und achtzig Unzen enthält.

Die allgemeinen Vorschriften (Canones) in Hinsicht der Aufbewahrung der Medicamente sind auch bey uns bekannt genug, eine derselben aber scheint eigen zu seyn, nämlich es soll den aus gepressten Säften bereiteten Syrupen der dreyſsigste Theil eines sehr guten Honigs zugesetzt werden, um dadurch die Kristallisation des Zuckers zu verhindern.

In diesem Theile schien dem Ref. folgendes bemerkenswerth. Die Apotheker sollen, wenn sie es haben können, Fachinger, Pyrmonter, Selter und Spaawasser vorräthig halten. In Deutschland grossentheils obsolet gewordene Mittel, die hier noch aufgeführt werden, sind unter andern folgende: Aristolochia rotunda, Betulae albae folia recentia, Cerefolium hispanicum von Scandix odorata, Chaerophyllum silvestre, Cicuta virosa, Momordicae Elaterii Faeculae, die Rinde von Fraxinus excelsior, Fungus melitensis von Cynomorium coccineum, die Blätter des wilden Rosmarins — Ledum palustre — weisser

Marmor, Teucrium Marum, Origanum creticum, Baccae Oxycoccos, Herba Anemones nemorosae, Lignum Rhodii, Sedum acre und mehrere andere. Das Kraut des Sturmhutes soll von Aconitum napellus und neomontanum eingesammelt werden; mit Unrecht wird der Weihrauch noch immer von Juniperus Lycia abgeleitet.

Eigenthümliche einfache Medicamente hat diese Pharmacopoe wenige; es möchten aber folgende dahin zu zählen seyn: Axungia pedum Tauri, Axungia Phocae; (das Fett des Seekalbes), Lapis suillus (ein Fossil), Oleum palmae von Cocos butyracea L.; dies ist um so mehr hier anzuführen, da mehrere unter dem Namen Oleum Palmae das Oel des Ricinus verstehen; ferner Plumbago s. Graphites (Reisbley), Radix populi tremulae, Baccae norlandicae von Rubus arcticus.

Die zweyte Hauptabtheilung der Pharmacopoe ist überschrieben Pharmaca composita, chemica et praeparata; — daſs hier sich manches Neue, Eigene und Gute findet, läſst sich schon daraus abnehmen, daſs Berzelius Antheil an dessen Bearbeitung hatte. Es würde zu weitläufig seyn und dem geringen Raume dieser Blätter nicht entsprechen, wenn alles Interessante ausgezeichnet werden sollte, daher hier nur Einiges: Als Beyspiele der befolgten Nomenclatur führt Ref. nachstehende Benennungen an: es heiſst hier

Kermes minerale	—	Hydrosulphuretum stibiosum.
Nitrum purum	—	Nitras kalicum depuratum.
Mercurius dulcis	—	Murias hydrargyrosum.
Sal cornu cervi	—	Subcarbonas ammonicum empyreumaticum.
Spiritus mindereri	—	Solutio acetatis ammonici.
Acetum saturninum	—	Solutio subacetatis plumbici.

In den Compositionen sind die Pflanzen nicht mit dem pharmaceutischen, sondern mit dem systematischen Namen benannt. Dies mag in Schweden angehen, wo die Naturwissenschaften mit so vielem Fleisse und Vorliebe betrieben werden; in Deutschland würde dieser Gebrauch Viele in Verlegenheit setzen, da es noch so manche Aerzte und Apotheker giebt, denen die Botanik ganz fremd blieb.

Als Beyspiel führt Ref. folgende Vorschriften an:

Species ad infusum pectorale.

℞. Scandicis odoratae herbae, Uncias tres.
Hyssopi officinalis herbae, Unciam.
Verbasci thapsi florum, Unciam semis.
Illicii anisati capsularum, Drachmam.

Incisa et contusa commiscentur. —

Pulvis asari compositus.

℞. Asari europaei foliorum, partes sex.
Lavandulae spicae florum,
Teucrii mari herbae singulorum, partes duas.
Convallariae majalis florum partem unam.

Seorsim tenerrime pulverata commiscentur. Pulveris hujus, dum ex praescripto medici datur; Unciae cuique Guttae quatuor Aetherolei Lavandulae addendae sunt.

Die Vorschriften sind grossentheils höchst einfach, so besteht z. B. der aromatische Essig in der preussischen Pharmacopoe aus 8 Ingredienzien; in der schwedischen nur aus 4, dasselbe Verhältnifs ist bey dem Electuarium sennae und anderen.

Von Compositionen und Präparaten, die dieser Pharmacopoe eigenthümlich sind, sollen hier einige angeführt werden, wie Acetum angelicae compositum, Aether ammoniacatus; die ätherischen Oele werden Aetherolea genannt, wie Aetheroleum Absinthii, Aetheroleum anisi, Menthae u. s. w. der bekannte liquor anodinus Hoffmanni, heifst hier blos Aether spirituosus, ein Ausdruck der eben nicht bezeichnend ist und schwer zu rechtfertigen seyn möchte.

Die destillirten Wasser sollen alle mit Flufswasser bereitet werden; eigen ist Aqua Anemones, Aqua acidi carbonici, auch sind Vorschriften zur künstlichen Bereitung des Fachinger, Pyrmonter, Selter und Spaawassers gegeben.

Das Ceratum sabinae hat sie mit der Londner Pharmacopoe gemein, nicht aber die Conserva Acetosellae Bey der Bereitung des Decoctes des isländischen Mooses soll die Bitterkeit zuvor durch den Zusatz von etwas Kali ausgezogen werden. Dem Eleosaccharum Cinnamomi ist eine bedeutende Quantität Zinnober (Sulphuretum Hydrargiri rubrum) zugesetzt; wahrscheinlich geschieht dies blos der Farbe willen; da aber die Farbe nichts ausmacht, so könnte der Zinnober füglich weg bleiben, oder wenn man auf derselben bestehen wollte, so möchte ein unschädliches rothes Pflanzenpulver oder Cochenille schicklicher seyn. Von den Pflastern zeigt Ref. blos an, dafs zwey Schierlingspflastern vorgeschrieben sind. Emplastrum Cicutae (von Cicuta virosa) und Empl. Conii (von Conium maculatum). Emulsionen sind viele aufgezeichnet, wovon mehrere blos dadurch bereitet werden, dafs man dem wässrigen Decocte oder Aufgusse Mandelsyrup zusetzt wie Emulsio Cinchonae, E. Pini turionum. Von den Extracten sind grossentheils eigen, Extractum Betulae, E. Cerefolii, E. Nicotianae, E. turionum Pini.

Besonders interessant wird man die Eisenpräparate finden, wie z. B. Phosphas ferricum, Hydras ferricum. Letzteres wird dadurch bereitet, daſs man Eisenfeile mit Regenwasser übergieſst; das nach einigen Tagen entstandene gelbe Eisenoxyd wird mit dem Wasser in ein schickliches Gefäls zum Absetzen gegossen, das nun sich auf dem Boden befindliche Oxyd wird getrocknet und dasselbe Verfahren wiederholt; ähnlich ist das Verfahren bey der Bereitung des Oxydum ferroso - ferricum; es wird dabey die Eisenfeile mit Fluſswasser in einem breiten gläsernen Gefäſse mehrere Wochen lang übergossen u. s. w.; dahin gehört auch Sulphuretum Ferri. Eisen wird weiſs geglühet über Wasser mit Schwefel in Berührung gebracht; das Schmelzende fällt dabey in das Wasser, welches letztere man abgieſst und das Präparat sehr schnell trocknet, ferner Trochisci citratis ferrici und mehrere andere.

Weiter sind anzuführen Hydrosulphuretum ammonicum, Infusum Bynes (Maltztrank) Linimentum Cepae, Murias aurico natricum; eigen ist die Bereitung von der Terra ponderosa salita (Murias baryticum) Drey Theile fein geriebener Schwerspath (Sulphas baryticum) werden mit einem Theile Gerstenmehl gemischt und in einem Tiegel, der durch einen kleineren mit Kohlenpulver bedeckt ist, eine Stunde lang geglüht; das daraus entstandene Sulphuretum baryticum wird mit verdünnter Salzsäure digerirt und gelöſst, dann die colirte und abgedampfte Flüssigkeit zur Kristallisation hingesetzt. Das concrete Salz wird in einem reinen Tiegel noch einmal geglüht, dann in heissem Regenwasser aufgelöſst; die Flüssigkeit heiſs filtrirt und an einem kalten Orte zur Kristallisation hingesetzt. Sehr viele eigne Compositionen zu Pillen und Pulvern enthält die Pharmacopoe, die hier nicht ausgezogen werden können. Von den Syrupen sind anzuführen, Syrupus acidi sulphurici, S. Allii (den auch die Dubliner Pharmacopoe hat) S. armoraciae, S. Hydrargyri, S. rubi arctici u. s. w. Von den Tincturen, Tinctura castorei thebaica, T. Columbo (welche auch in der Edinburger Pharmacopoe vorkommt), T. Guajaci foeniculata, T. Hyoscyami, T. Sennae aromatica u. s. w.

Von den Opium enthaltenden Zusammensetzungen sind unter andern anzuführen: Vinum glycirrhizae thebaicum; Vinum opii. (Ein Theil Opium wird in 6 Theilen weissem franz. Wein aufgelöſst). Von den Salben: Unguentum Hellebori. welche synonym ist mit Unguentum veratri der Londner Pharmacopoe; ferner Unguentum Oxydi hydrargirici; eine Drachme Oxydum hydrargyricum praecipitatum wird mit einer Unze heisser Buttermilch so lange zusammengetrieben, bis die Mi-

schung erkaltet ist, die jedoch nicht vorräthig gehalten werden darf. —

Angehängt sind der Pharmacopoe:

1) eine Tafel, die die Proportion der stark wirkenden Medicamenten in den Compositionen zeigt.

2) Ein Catalog der veränderten Namen.

3) Ein Register der schwedischen Benennungen.

4) Ein solches der lateinischen Namen.

5) Ein Verzeichniſs der Assessoren des Königl. Sanitäts-Collegiums, dem die Ausarbeitung der Pharmacopoe oblag.

Aus dieser sehr kurzen Uebersicht des Inhaltes dieser Pharmacopoe, wird deren Wichtigkeit, besonders des chemischen Theiles, zur Genüge erhellen, und Ref. ist überzeugt, daſs manches derselben bey Bearbeitung neuer Landespharmacopoen benutzt werden dürfte; übrigens muſs auch hier noch bemerkt werden, daſs das Werk in Schweden schon im Jahre 1817. erschien, aber nun erst durch die in Leipzig besorgte Auflage in Deutschland gehörig bekannt werden konnte. Der zweyte Theil dieser Section des Codex medicamentarius europaeus begreift die Pharmacopoea Danica, die auf demselben Wege nächstens verbreitet werden wird.

Ueber die Mängel und Gebrechen der juristischen Lehrmethode, und die nothwendigen, unsrer Zeit entsprechenden Einrichtungen derselben. Mit besonderer Rücksicht auf die Universität Landshut. Freymüthige Ansichten und Vorschläge von J. N. Wening. Landshut in der Weber'schen Buchhandlung. 1820. VI. und 72 S. 8. 36 kr.

Der Inhalt der vorliegenden Schrift ist im Wesentlichen dieser: Die fortschreitende Bildung erfordert auch eine Umbildung des juristischen Studiums. Vor allen Dingen ist der Auflösung der Academien in Special-Schulen zu widerstreiten. Nur auf Universitäten mit voller Lehrfreyheit kann der wissenschaftliche Unterricht gedeihen, und auch nur dann, wenn man durch den ganzen academischen Cursus die Haupt- und Hülfswissenschaften mit einander verbindet, und die letzten nicht abgesondert den erstern vorangehen läſst. Die beabsichtigten Vortheile einer solchen unglücklichen Trennung können leicht erreicht werden, wenn man Anstalt zu dem trifft, was überall fehlt, nämlich zu einer gründlichen Vorbildung auf Gymnasien.

Der Zweck des juristischen Studiums ist vollkommene, wahre, lebendige Erkenntniſs des Rechts, erworben durch al-

les, was hier Philosophie, Geschichte und Dogmatik geben kann. In dieser Hinsicht verlangt der Verf. vielerley, was schon oft verlangt ist, doch hebt er besonders hervor die nothwendige Richtung der academischen Vorträge auf das, was der Geist der neuern Zeit mit sich zu bringen scheine. Er dringt daher auf besondere Verträge über Geschichte der Constitutionen und der Gerichtsverfassung, so wie auf practische Uebungen zum Zweck des zu erwartenden öffentlichen Gerichtsverfahrens. Zum Beschlufs gibt der Verf. ein Project zu academischen Studiengesetzen, wonach die Studienzeit durchaus, und ohne Vorbehalt einer Dispensation, zehn Semester dauren soll, und dann eine sogenannte Collegienordnung, welcher sich jeder Student zu fügen hat, bis von Seiten der Facultät eine Aenderung erfolgt.

Mit Vergnügen hat Rec. diese Schrift gelesen, insofern sie der, neuerlich mehrfach gefährdeten wissenschaftlichen Liberalität laut und kräftig das Wort redet, und ohne Berücksichtigung der Local-Politik frey und offen der Wahrheit huldigt. Vorzüglich verdient alles mit Achtung genannt zu werden, was der Verf. gegen Special-Schulen, gegen Trennung der Hülfs- und Hauptwissenschaften, und über den vielfach erbärmlichen Zustand unsrer Gymnasien gesagt hat. Mag dabey auch nichts Neues für den denkenden Mann vorkommen; immer gilt hier, und wird leider auch noch ferner gelten das: nunquam satis dicitur quod nunquam nimis dicitur, besonders mit Rücksicht auf den guten deutschen Willen, welcher, unbestimmt das Bessere wollend, durch mifsglückte Thätigkeit nur zu oft Verderben über uns gebracht hat, und gar zu leicht durch einen schlauen Obscurantismus zu den ärgsten Mifsgriffen verleitet wird.

Inzwischen möchte wohl in bedeutenden Hinsichten gegen die Ideen des Verf. sehr viel erinnert werden können. Wir wollen nur folgende Hauptpunkte ausheben.

Dafs es gut sey, wenn der academische Curs der Juristen fünf Jahre dauerte, und alle Vorlesungen in der natürlichsten Ordnung gehört würden, kann niemand läugnen; allein dennoch bleibt noch die Frage, ob in dieser Hinsicht eine, durch feste Gesetze veranlafste Mechanik wünschenswerth, und überhaupt möglich sey? Was zuerst die fünf Jahre betrifft, wogegen, nach dem Vorschlage unsers Verfassers, nicht einmal durch Dispensation geholfen werden kann, so wird sich aus der reinen Unmöglichkeit schon von selbst die Nothwendigkeit mehrfacher Modificationen ergeben. Viele Eltern sind nun einmal gänzlich ausser Stande, ihre Söhne so lange auf Academien zu unterhalten, und auch andre Umstände können es höchst dringend machen, die Zeit des academischen Lebens abzukürzen, und diefs

und jenes der nachherigen Thätigkeit vorzubehalten. Eine Nothwendigkeit jener absoluten fünf Jahre ist auch gewifs nicht vorhanden. Talentvolle, kräftige junge Männer lernen oft in kurzer Zeit dreymal mehr, als Andre in verdoppelten Fristen, und es würde vielfach zur Niederbeugung und Erlahmung führen, wenn der gute Kopf nicht freye Macht und Gewalt hätte, sich rasch und rüstig nach eignem Gefallen auszubilden. Auch wird durch alles Gängeln und Lenken für die Mittelmäfsigen und Schlechten nie erwirkt werden, was sich der gute Wille von seiner Methodik verspricht. Worauf es ankommt, das ist: ein strenges Examen derer, welche sich zum Staatsdienst habilitiren wollen, und gerechte Begünstigung aller, welche sich bey der Prüfung auszeichneten, und dann eine Anstellung suchen. Fehlt es daran, so werden alle mechanischen Studienplane doch nicht viel helfen; während im andern Fall es dem Staat ganz einerley seyn mufs, wo und wie, und in welcher Zeit der Candidat das Seinige gelernt hat.

Der Verf. hat zwar durch seine Plane viel dafür gethan, auf die Nothwendigkeit eines fünfjährigen Curses zu führen; allein eben jenes Viele ist zu mifsbilligen. Es ist ein wahres Leiden, dafs der Deutsche über jedes Ding ein Buch schreiben, und, wenn es irgend möglich ist, auch ein besonderes Collegium hören mufs. Selten überlegen unsre Methodisten, dafs hinter den academischen Jahren noch die beste Lebenszeit, grade die Zeit des gereiften männlichen Verstandes, zur ferneren Fortbildung offen bleibt, und dafs unsere Academieen in vieler Hinsicht wohlthätiger wirken, wenn sie geistvoll orientiren, statt geistlos vollzupfropfen. So kann denn überall vieles der gelegentlichen Erwähnung, der Nebenlectüre, oder dem künftigen Fleifs, und wenn man ohne Ziererey ehrlich sprechen will, dem gesunden Gefühl oder dem reinen Nichtlernen überlassen bleiben. Unser Vf. zählt aber eine Reihe von Collegien auf, welche durchaus nicht als unmittelbar nothwendige juristische Nebenwissenschaften angesehen werden, gewissermassen vorausgesetzt, und da und dort beyläufig mit untergebracht werden können, während er viele der unentbehrlichsten Kenntnisse ganz auf sich beruhen läfst. So steht z. B. im ersten Semester: Physik 1 Stunde; im zweyten Semester: Physik 1 Stunde; im achten: Moral- und Religionsphilosophie, 1 Stunde; aber für alle 10 Semester ist nicht ein einziges philologisches Collegium angesetzt. Dennoch wird jeder Unbefangene zugeben, dafs ein Jurist, welcher die Reden und Briefe des Cicero gründlich studirt hat, für sein Fach durch dieses Studium weit mehr gebildet ist, als wenn er über Electricität und Magnetismus tausend Experimente angesehen hat, oder ei-

ne Tabelle der moralischen Pflichten zu construiren lernte. So würden wir dem Verf. auch seine zu einer selbstständigen Wissenschaft erhobene empirische Rechtswissenschaft, welche die Bestimmungsgründe des Rechts erklären soll, gerne erlassen. Denn ein geistvoller Vortrag der Rechtsgeschichte und des Naturrechts mufs nebenbey alles geben, was die Gründe und den Zusammenhang des Rechts erklärt; und jene angeblich neue Wissenschaft kann im Wesentlichen nur das Bekannte wiederholen, oder ohne Noth formell zusammenstellen, was sich in den guten Köpfen schon lebendig vorfindet. Eben so würden wir eigne Collegien über Geschichte der deutschen Gerichtsverfassung verwerfen. Denn die Hauptsache mufs schon in den Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Rechts vorkommen. Wer tiefer gehen will, den werden hier, wie in vielen andern Fällen, nicht die gangbaren Vorlesungen, sondern nur eigne Nachforschungen, über das Mittelmäfsige hinausführen. Wir möchten dabey dem Verfasser überhaupt noch diefs zu erwägen geben. Es ist leicht Capitel zu machen, Collegien zu erfinden, und in der Idee alles auf das Philosophische und pragmatische zu bringen. Allein leider fehlt es uns nur überall an Männern, welche das Geistvolle fassen und würdig darstellen können. Das ewige Schaffen und Spalten führt uns hier also unvermeidlich zu einer unerträglichen academischen Schwätzerey, welche um so mehr unleidlich werden mufs, je mehr man, nach dem Beyspiel des Verfassers, auf Zwangscollegien sinnt. Bleibt also lieber bey den alten, mehr ins Grosse gehenden Fachwerken, wobey schon die früheren Muster zum tiefern Eindringen, und zur gründlichen Erörterung zwingen, und überlafst dann der gesunden Vernunft das Combiniren und Abstrahiren; etwa wie ihr auch damit zufrieden seyd, wenn Jemand eine Sprache geistvoll aus dem Leben aufgefafst hat, ohne gerade die grammatischen Regeln an den Fingern aufzählen zu können.

Am wenigsten will es uns aber einleuchten, dafs der Vf. für seine 10 Semester 48 Collegien aufzählt, welche genau in der, von ihm angegebenen Ordnung gehört werden sollen, wenn nicht die Facultät eine Ausnahme gelten läfst.

(Der Beschlufs folgt.)

N° 15. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Wening über die Mängel und Gebrechen der juristischen Lehrmethode.

(Beschlufs der in No. 14. abgebrochenen Recension.)

Wir mögen über die vorgeschlagene Ordnung nicht weiter rechten, obgleich auch in dieser Beziehung manches höchst Bedenkliche vorkommt, z. B. dafs im vierten Semester angesetzt ist: Deutsches Privat-Recht, und daneben provincielles Privat-Recht, obgleich das erste überall für das letzte als Basis vorauszusetzen ist, und das letzte überhaupt weit später, und nie eher studirt werden sollte, als bis man mit allen Zweigen des gemeinen deutschen Rechts vertraut geworden ist. Allein dagegen müssen wir uns auf alle Weise erklären, dafs, blofs unter Vorbehalt der Facultäts-Dispensation, eine unwandelbare Reihefolge Statt finden soll. Diefs ist rein unmöglich, oder höchst verderblich; auch wenn wir davon absehen wollen, woher auf grösseren Academien der Facultät die Zeit kommen will, auf alle Dispensations-Gesuche mit Ueberlegung zu antworten? Wir sind nämlich überall in der Lage, dafs jede Academie für die einzelnen Hauptfächer gewöhnlich nur einen einzigen ganz ausgezeichneten Lehrer hat. Dafs jeder Lehrer in jedem Semester dieselben Vorlesungen halte, kann durchaus nicht verlangt werden. Der Verf. zwingt also die Studierenden zu dem Aergsten, nämlich, dafs sie Lehrer wählen müssen, welche ihnen nicht gefallen, und schon deswegen nichts als Unheil bringen können. Die Facultäts-Dispensationen sollen zwar nachhelfen; allein wer kann im Ernst einen solchen Gedanken haben? Wie leicht ist es der Fall, dafs unter den Facultäts-Gliedern persönliche Mifsverhältnisse Statt finden; oder dafs die alten Herren den aufserordentlichen Lehrern, und manchmal auch wohl grade den Besten, abgeneigt sind; oder dafs umgekehrt persönliche Zuneigung vorwaltet. Und wie unendlich oft wird der Fall seyn, dafs man aus Delicatesse oder Aengstlichkeit nicht zu- oder abrathen mag! Das Alles sollte nun zwar nicht seyn. Allein was ist mit allen Projecten geholfen, wenn man dazu die Menschen nicht schaffen kann? Wir sagen also auch hier: nehmt nicht Allen die Freyheit, weil Einzelne sie nicht ertragen können! Läfst man die Sache

so, wie sie bisher, Jahrhunderte hindurch, auf den besseren Academien gehalten ward, so macht sich alles billig gut, ohne Befehle und Tabellen, ganz von selbst. Unsre encyclopädischen Vorlesungen orientiren den Zuhörer schnell; der Rath der Lehrer und erfahrener Angehörigen thut auch das Seinige, und die Bemerkungen älterer, tüchtiger Commilitonen, an welche sich die jüngeren gewöhnlich zu halten pflegen, ist wahrlich auch nicht zu verachten. So wird denn in der Regel kein Student am Ende seiner Laufbahn über das verkehrte Studieren klagen, sondern höchstens nur über das nicht Statt gehabte Studieren wird man da und dort Seufzer vernehmen; und dagegen gibt es keine Hülfe durch Methodik. Freylich wird man wohl zuweilen arge Miſsgriffe finden, wie Rec. selbst einen Fall kennt, daſs Jemand mit dem Relatorio anfing, und mit den Pandekten endigte. Allein wer sich so verrennen kann, der wird auch an dem Gängelbande des Methodisten nicht klug werden, und da muſs man sich mit der allgemeinen Bemerkung trösten, daſs nie ein Ganzes als solches gedeihet, wenn man nach wenigen Einzelnheiten die Regeln bildet. Ueberhaupt ist auch noch zu erwägen, wie wenig eigentlicher wissenschaftlicher Zusammenhang in unsern juristischen Vorlesungen ist, und wie leicht man dieſs und jenes einstweilen umgehen kann, wenn nur überhaupt Fleiſs Statt findet, und während der academischen Laufbahn keine Wissenschaft ganz bey Seite gelegt wird.

Zum Beschluſs noch diese allgemeine Bemerkung; der Verf., mit edlem Eifer für die Verbesserung unsers rechtlichen Zustandes strebend, hat sich mit seinen Planen überall zu der Wirklichkeit, und den, von ihm als nahe erwarteten neuen Schöpfungen hingeneigt, dagegen aber die vorzugsweise sogenannte classische Bildung im Ganzen auf sich beruhen lassen, als ob dieſs in den unreifen Jahren des Gymnasiasten abgethan werden könne. Diese, wir möchten sagen volksthümliche Richtung der academischen Studien können wir aber im Ganzen nicht billigen. Der unschätzbare und gröſste Segen unsrer Academien war bisher, und soll ferner seyn, daſs unsre jungen Männer in freyer Sorgenlosigkeit, abgetrennt von der verwirrten Welt, in Heiterkeit und Ruhe sich das anzueignen suchen, was die Vorwelt geschaffen hat. Wer auf diese Art classisch gebildet ist, der wird ruhig und kräftig im wirklichen Leben auftreten, und sich nun leicht durch Beobachtung und Lectüre in demjenigen orientiren können, was er nach Umständen in seinem Kreise zu thun hat. Umgekehrt wird aber gewiſs in der Regel Niemand nach Endigung der academischen Jahre zu dem Studio des classischen Alterthums zurückschrei-

ten, wenn er früher darin vernachläſsigt ward, und wenn man ihn stets in die Wirklichkeit hineinzog, welche als solche das Gemüth unendlich mehr aufregt, als die Betrachtung der Vergangenheit, und nur zu leicht in eine gewisse Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit und Anmaſsung führt, welche den moralischen, wie den wissenschaftlichen Charakter auf alle Weise mit den gröſsten Gafahren bedrohet. Unsre politische Rederey und Zeitungsleserey bringt ja auch einem Jeden die Wirklichkeit so nahe, daſs man gar nicht genöthigt ist, in dieser Hinsicht zu leiten und aufzuregen. Statt eines Collegii über die Geschichte der Constitutionen, würden wir daher lieber ein tüchtiges Collegium, über Cicero in Verrem und de legibus in Vorschlag bringen, und uns in Betreff des Abganges einer besondern Constitutionsgeschichte an der Ueberzeugung genügen lassen, daſs Jeder, welcher die Geschichte bis auf unsre Zeit gründlich studirt hat, eben dadurch ganz in den Stand gesetzt ist, auch über Constitutionen historisch und politisch richtig zu urtheilen. Man kann es nicht genug wiederholen: unsre jungen Männer sind die Hoffnung des Vaterlandes, aber nicht in dem Sinn, als ob sie ungesäumt mitzuwirken, und gemachten Männern das Geschäft abzunehmen hätten. Wir haben also auf Academien nicht dafür zu sorgen, daſs der junge Baum schlank und schnell nach oben treibt, sondern daſs er in gutem Boden unvermerkt tüchtige Wurzeln gewinnt, damit er dereinst in Sturm und Sonnenbrand kräftig bestehen könne.

A. F. J. Thibaut.

Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Von Fr. Lücke, d. GG. Dr. und O. O. Prof auf der Königl. Preuss. Universität am Rhein. 1 Th. enthalt die allgemeinen Untersuchungen über das Evangelium des Johannes (S. I — XVI. und S. 1 — 234.) sammt Auslegung und Uebersetzung der *vier ersten Capitel.* (S. 235 — 680.) Bonn bey Weber. 6 Gldn. 30 kr.

„Was uns Schulze (über den schriftstellerischen Character und Werth des Johannes. 1803.) über Johanneische Spracheigenthümlichkeit geliefert hat, ist in jedem Betracht mangelhaft, ohne allen Geist geschrieben, voll von Unrichtigkeiten u. unphilologischen Bemerkungen. Da ist Eigenthümliches und Uneigenthümliches, Aechtes und Unächtes, ja selbst das Allgemeine und Besondere in der Grammatik und Rhetorik so untereinander gewor-

fen, dafs es schwer ist, dieses Buch auch nur als ein erträgliches Repertorium des Wissenswürdigen zu gebrauchen.« — — S. 69. vgl S. 149.

»Wegscheider, der auch in diesem Capitel nur andere Meinungen zusammenstellt, hat nichts Besseres geleistet.« — — S. 69. — Kühnoels Erklärung ist aus Furcht vor Mystik seicht und leer geworden und sagt nichts (S. 401.) zieht den Ausdruck Joh. 1, 12. auf das Flache und Seichte (S. 400.).

»In dem holländischen Specimen herm. de doctrina et dictione Johannis apostoli ad Jesu magistri doctrinam dictionemque exacte composita (1797. 8.) von Stronk scheint einigen Notizen zufolge manches gesagt zu seyn, was, obwohl mit grosser Weitschweifigkeit und Ueberladung, ohne Schärfe, doch der Behaltung werth geachtet werden mufs.« — — S. 69)

»In Bertholds Christologia Judaeorum etc. »macht die fast gänzliche Verwirrung aller zu trennenden Elemente, dafs das fleissige Buch nur mit geringerem Nutzen und grösserer Umsicht gebraucht werden kann« S. 300

»Die Bertholdische Hypothese — dafs Joh. sich Reden Jesu, (welche er so Satz für Satz nach mehr als 60 Jahren griechisch und zwar in eigener Gräcität gegeben habe) bald anfangs aramaeisch aufbewahrt haben möge — hat, für's erste, S. 112. einen haltlosen Grund, zweytens »— sinkt die ganze wunderliche Beweisführung —« Doch — S. 113. — »nicht so thörigt, als der eben angeführte Grund ist dieser, dafs« u. s. w. Endlich — »wissen Wir nicht, was Wir mehr bewundern sollen, die gänzliche Kritiklosigkeit und völlige Verblendung solcher Vermuthungen oder die träge Geduld, Langmuth oder Erbärmlichkeit der Zeit, in der solche Behauptungen aus- und weiter gesprochen, Beyfall finden könnten. Solchen Unsinn der Unkritik widerlege, wer Lust hat.« — S. 115

»Unexegetisch und als wären wir zur Scholastik zurückgekehrt, spricht über Joh 1, 1. Marheineke in den Grundlehren der christlichen Dogmatik. Den Sinn der heiligen Schrift bodenlos machen und überschwenglich aus Orthodoxie, ist eben so falsch, als ihn verflächen und den reinen, heiligen Strom der Gedanken versanden lassen, aus Heterodoxie.« S. 359.

»Soviel hat das kritische Gewissen selbst der Hypothesensüchtigsten immer vermocht, das Urevangelium von dem Evangelium des Johannes fern zu halten ..

das überall und nirgends enthaltene Urevangelium . . » — — S. 119.

»Die Bemühungen Wegscheiders . . beruhigen sich am Ende mit allerley haltlosen Vermuthungen einer bestimmtern Zeitangabe. Eichhorn aber, den ein sicherer Tact und eine grössere Klarheit der Kritik auszeichnet, ist gleichwohl durch die Berücksichtigung der Offenbarung zu falschen Bestimmungsgründen des Allgemeinen und Ungewissen gerathen.« S 122.

Die treffliche Ausführung in Hrn. Gieselers Versuch über die Entstehung und früheren Schicksale der schriftlichen Evangelien (1818.) ist — eine von Uns (!!) längst gehegte und gepflegte Ansicht.« — S. 142.

Und überhaupt S. 38. — »Vor dem gewaltigen Heros der neueren protestantischen Kritik, Joh. Sal. Semler, und allen, die ihm wahrhaft nachfolgten, blieb das Joh. Evangelium gerechtfertigt stehen; als aber die kleinen Helden kamen, die mit dem rechten Fuſs schon ausser dem Christenthum standen und deren rechtes Auge ein Schalk war in der Kritik, die neuen Alogen, da sollte unser bleibendes Evangelium fallend, ihnen zum Meisterstück der kritischen Kunst dienen; den unglücklichen Meistern!«

Also, kurz und gut: Wir, Wir . . Nos poma natamus! Einige Todte mögen leben. Aber was lebt, ist klein, weil Wir, nur Wir gross und im Lichte sind.

— Fast werden unsere Leser denken, dem Rec. sey etwas von dem begegnet, wovon Tieck irgendwo sagt:

Schad' um den Mann,
Bis sechzig Jahre hatt' Er sich gehalten.
Nun schwindelt's erst bey ihm. O Uebermuth!

Aber solcher Aburtheilungen wird, so Gott will, unterzeichneter Rec. nie fähig werden.

So absprechend tritt hervor Hr. Dr. Lücke, der Verf. von Aphorismen über Hermeneutik des N. T., von denen die Kenner in der Stille übereinstimmten, daſs man das neue nicht wahr, das wahre darin nicht neu finde, noch aber von dem angehenden Theologen besseres hoffe und wünsche. Sein zweytes Hauptwerk indeſs war, daſs er die Formula Concordiae lateinisch nebst der alten ungenauen deutschen Umschreibung neu abdrucken lieſs, ohne alle eigene Bemühung, ausser einer geharnischten Vorrede über den grossen Kampf und Streit, welcher der ganzen Theologie Verderbniſs und Untergang drohe, worüber Rec. in diesen Jahrbüchern nicht unterlassen konnte, sein Erstaunen wegen des Lärmens um

Nichts und die Bemerkung auszudrücken, dafs man nicht Kriegsgeschrey erheben sollte, um erst Krieg zu machen.

Dagegen hat nun Rec. in dem gegenwärtigen allerdings ins Grosse angelegten Lückeschen Werke — denn in einem ziemlich dicken Octavband, wo die Einleitung ungefähr 240 S. einnimmt, kommt die Uebersetzung und Erklärung des Textes auf 410 S bis zum Ende des vierten Capitels —) neben allen den obigem Abgeurtheilten bey jeder Gelegenheit vorzüglich das »Mifsfallen« des Hrn. Vfs. zu erfahren. Meistens nämlich besteht die ganze Aburtheilung nicht in Gründen, sondern in den, allerdings sehr glaublichen Erklärungen: »Die Art, wie Paulus diese, jene Schwierigkeit löst, will uns keineswegs gefallen« S. 639. 538. 429. »O des philologisch-kritischen Commentars! wir bleiben der alten Auslegung getreu . . . « S. 627. »Die Entstehung dieser Leseart (aus allerley Ueberlegungen der Abschreiber) zu erklären, wie Paulus gethan hat, kann Uns nicht gefallen,» S. 658 (Entstunden etwa nie Lesearten aus Ueberlegungen — auch der Abschreiber?)

Doch; die einzige motivirt scheinende Beurtheilung findet Rec. (schon in der Vorrede) S. VII. Sie sagt: Wenn Wir (Hr. Prof. Lücke spricht sich nie anders als durch Wir aus) an Paulus's — noch nicht vollendetem — Commentar seltenen Witz und Scharfsinn, jenen mehr als diesen, grosse Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit in den exegetischen und kritischen Functionen anerkannt und gepriesen haben, so wenden Wir uns dennoch mit Unlust und Mifsbehagen weg von der unerfreulichen, ja schädlichen Willkühr, mit der in dem sonst lobenswerthen Werke — so oft die strengen Regeln der Grammatik verletzt, der Ernst historischer Forschung beleidigt, und selbst der wohlverwahrteste Zaun unchristlicher Anschauung und apostolischer Wahrheit niedergerissen ist.« So Hr. Lücke.

Was ist hierüber zu sagen? Soll auch Rec. in diesem Pluralis Majestaticus antworten? Nicht jedem ist gegeben, fast auf jedem Blatt auf sich selbst, als auf den einzig eingeweiheten, hinzudeuten und sein singulares Wir durchgängig, wie das *ἐν καὶ παν* einer neuen Theologie, Orakel geben zu lassen. Nur Verstorbene, wie der einst anathematisirte Semler, kommen hie und da zu der Gnade, als Gewährsmänner einer Lückeschen Auslegung mit Wohlgefallen citirt zu werden. Den Lebenden, wie schon aus dem Eingang dieser Recension zu ersehen, wird, kaum zwey oder drey zum Theil ausgenommen, so oft wie möglich erklärt, dafs sie Hrn. Lücke nicht gefallen können. Stufenweise finden die am wenig-

sten Gnade, welche dem neuen Commentator am meisten im Wege stehen möchten, Schulz, Kuinoel, Wegscheider, Berthold. Mit diesen theilt auch Paulus gleiches Unglück. Und wahrhaftig nicht ungerne. Mag der Johanneische Theologus sogar die apokalyptische Wage gefunden haben, um bey P. das Mehr des Witzes gegen den Scharfsinn abzuwägen. P. selbst kann ihn versichern, dafs, nach Selbstkenntnifs, er sich sehr wenig Witz zuschreibe, aber auch *ingenium* sich nicht durch Witz übersetze. Auch ist P. gar wohl mit dem Selbstbewustseyn zufrieden, die exegetischen und kritischen Functionen fast so geschickt zu handhaben, als ob er dieses Handwerk schon vor 30 Jahren aus einer Lückeschen Hermeneutik erlernt hätte. Dennoch versagt er ich selbst durchaus das Lob, sie mit Lebhaftigkeit auszuüben. Er ist sich langsamer Bedachtsamkeit dabey bewufst; natürlich, weil er nicht wie ein Geweihter und mit einem besondern apostolischen Gefühl Begabter sich gebärden kann, weil er vielmehr mit etwas Verstand und Vernunft (diesen verachtungswerthen Gottesgaben!) und mit fleissig erworbenen Sprach- und Sachkenntnissen sich nach Herz und Geist in den Sinn Jesu und der Apostel hinein zu versetzen und sie sich nach allen Umständen und Zeitverhaltnissen lebendig zu vergegenwärtigen strebt.

Uebrigens ist überhaupt nicht bekannt, dafs der in diesen Dingen competente Theil des Publikums bey Hrn. Lücke um ein Testimonium über Paulus nachgesucht habe; und da Hr. L. versichert, dafs er sich mit Unlust und Mifsbehagen von vielem in dem P. Commentar wegwende (an welchen Uebelkeiten vielleicht doch eine subjective Krankhaftigkeit Ursache seyn könnte), so hat P. keine angelegentlichere Bitte, als dafs künftig Hr. L. sich von diesem Commentar ganz und gar wegwenden und in den Seinigen daraus weder im Guten noch Bösen etwas aufnehmen möge. Hr. L. wird alsdann nicht mehr fast überall, wo eigentliche Kritik und Philologie nöthig ist, sich durch Hinüberweisen auf Paulus Commentar das Mühsame aus dem Wege rücken. Er wird seine philologische und kritische Functionen auf seine eigene Weise anzustellen und zu deduciren, das Behagen haben. Dadurch gewinnen die Leser des Lückeschen Commentars, dafs, da jetzt die eitle Sentimental-Theologie in dem grossen worterfüllten Raum dem Philologischen und Historischen fast gar keinen Platz gelassen hat, sie weniger solche Ergiessungen mystischer Empfindsamkeit und desto mehr Beweise des angenommenen Sinnes erhalten müssen, aus denen allein für sie selbst etwas bleibendes zu lernen seyn möchte.

In Beziehung auf Paulus Commentar wünscht und fordert

dessen Verfasser einzig, aber bestimmt dieses, dafs der Tadler *jedes Beyspiel, wie oft P. die strengen Regeln der Grammatik verletze,* streng anzeige und zu verbessern lehre. Ueber vieles andere Gerede ist mit einem Geweihten nicht zu disputiren. Ein solcher hat nun einmal »an den Sonn- und Festtagen seines »theologischen Berufs« (S. XII.) seine innere Stimme, sein »Ahnen und Sehnen und das in Demuth Ergreifen. Ja, Hr. L. versichert, dafs Er »zu denen gehöre, welche muthig *nichtachten Schmerz, Wunden und Beulen, und fest harren auf die Hülfe des Herrn.« (Sic, S. XV.)* Welch eine Märtyrerthums-Begierde! Aber die strengen Regeln der Grammatik sind noch ein Punct, wo der Geweihteste doch zu unläugbaren Beweisen verbunden ist. Oder ist es etwa eines neuen Johannis-Theologen würdig, da, wo er auf mehr als 400 Seiten den Commentar von P. zu necken, jede Gelegenheit herbeyzieht, kein einziges Beyspiel, dafs dieses Werk irgend Regeln der Sprachkunde verletze, anzuführen, dennoch aber in der Vorrede vom Selbstgebrauch dieses Commentars seine Gläubige zum Voraus durch die dreiste Versicherung abzuschrecken, wie wenn man dort oft nicht einmal auf die grammatikalischen Kenntnisse sich verlassen dürfte? Mag es zu der frommen Methode, die hoffentlich nicht lange unsere Theologie mystificiren und bethören soll, gehören, dafs man mit einigem unstäten und zweydeutigen Lob einen desto gehässigern Tadel einleite und glaublicher zu machen suche. Der Ehrenmann beschuldigt solcher Fehler, die offenbar zu erweisen seyn müfsten, keinen, ohne sie zugleich zu erweisen.

Mit welchem Ernst der Forschung P. seinen Gegenstand durchaus behandle, haben indefs alle, selbst die, welche es vielleicht anders zu finden wünschten, anerkannt. In den vier Bänden zusammen wird sich keine Spur eines solchen Witzes finden, wie jener, durch welchen Hr. Lücke S. 507. 517. das erste messianische Zeichen der hülfreichen, mitfühlenden Menschenfreundlichkeit Jesu Joh. 2, 1—12. wie eine Erniedrigung zu einem leeren Hochtzeitspafs zu bespötteln seine Lust und Behagen hat. Möchte doch bey Hrn. L. sein Mifsbehagen an dem nun einmal vorhandenen und wahrscheinlich bald fortzusetzenden Commentar nicht in ihm das Gefühl und die Einsicht verdunkelt haben, dafs die Menschenliebe in Jesus dort vielmehr war, als Wunderthun, und dafs aus dem Geist und der Gemüthsart Jesu seine Zeitgenossen zunächst die Zeichen: dieser ist das, was uns der Messias seyn soll! also ist er es!! nehmen konnten und wirklich nahmen.

Was Hr. L. endlich vom *Niederreissen eines wohlverwahrtesten Zauns* urchristlicher Anschauung und apostolischer Wahrheit

spricht, mag nur Er als Epopte verstehen. P. kennt um das Urchristenthum und die apostolische Wahrheit herum keinen Zaun, der, wie um den rauchenden Gesetzesberg Sinai gezogen, dem Scharfsehenden nahe genug zu kommen verböte. Hrn L. wird doch nicht um eines solchen wohlverwahrtesten Zauns willen sich mit einem, alles andern Verdienstes ermangelnden, Wiederabdruck der *Formula Concordiae* bemüht haben? Wer denkt sich überhaupt etwas bey dem Wortschall: *Zaun der Anschauung?* Nur wo andere mystificirt werden sollen, umschliessen die Alleingeweihten gerne das Heiligthum mit einem wohlverwahrtesten Zaun, aber gegen die Anschauung, damit nicht angeschaut, nur angestaunt, werde.

Wäre Rec. nicht gewohnt, in diesen Jahrbüchern seinen Namen zu unterzeichnen, so würde er von allem diesem, was seinen Commentar betrifft, nichts gesagt haben. Zu dem Lückeschen hat er sich ohne Unwillen gewendet, ihn recht vollständig durchgeprüft und immer nur das Bedauern empfunden, dafs die durchgängige Methode des Vfs., das Historische nicht durch Geschicht- und Sprachkunde, sondern durch Gefühle und vermeinte Ahnungen, wie es gewesen seyn müfste, anzuschauen, demselben schlechterdings ein *Zaun der Nichtschauung* gegen das Urchristenthum werden mufste. Hier also, da Rec. ohne Beweis zu tadeln sich selbst nie verzeihen würde, wenigstens ein Theil von Beleuchtungen jener nothwendig irreführenden Methode. Taugt bey irgend einer Untersuchung die Methode nichts, so kann manches im einzelnen, besonders wo man schon viele Vorarbeiten hat, richtig seyn. Das Ganze ist im Wesentlichen irrig, es geht nicht auf dem Wege zum Wahren. Rec. bedauert, dafs er weder von der kritischen, noch historischen, noch philologischen, noch philosophischen Methode des Vfs. etwas Besseres behaupten kann. Proben, die aber noch sehr vermehrt werden könnten, mögen die Prüfenden zum Selbsturtheilen veranlassen.

Dem Vf. ist sehr viel darum zu thun, das Johannes Evangelium, seine Lieblingsschrift, als eine ächtapostolische zu preisen, die Apokalypse hingegen zum Voraus für nicht Johanneisch-Apostolisch zu erklären, die 3 andern Evangelien sogar als geringfügiges traditionelles historisches Wesen, wie σωματικα gegen das Eine πνευματικον (S. 171.) zu behandeln. Das erste, der ächtapostolische Ursprung des Joh. Evangeliums, als eine geschichtliche Sache, denkt man nun wohl, wird doch historisch ausgeführt seyn. Man höre S. 6. «Die Entstehungsweise unsers neutestamentlichen Kanons weifst auf eine besondere Liebe der ersten Christen für unser Evangelium hin. Denn (?) gewifs nicht blos die grössere Gewifsheit sei-

nes Ursprungs, wiewohl diese viel gethan haben mag, sondern auch der innere Gehalt und die Vorzüge der Joh. Schrift verschaffen ihr sehr früh die allgemeine Zustimmung und Aufnahme in den Kanon «

Wie müssen nicht Leser und Zuhörer staunen, einen solchen Entdecker zu hören. Andere freylich, welche die ersten Jahrhunderte aus den wenigen übrigen Quellen kennen, wissen, leider, nichts gewisser, als dafs man von der Entstehungsweise des neutestamentlichen Kanons ganz und gar nichts historisches weifst, nichts wissen kann. Wo wäre denn irgend ein Datum, welches sogar auf eine besondere Liebe der ersten Christen für das Johannes-Evangelium hinwiese? Wer sind diese ersten Christen?

Im neuen Testament selbst ist, wo man es erwarten möchte, in der Apostelgeschichte sogar, in denen nach Klein-Asien geschriebenen Petrinischen und Paulinischen Briefen, nicht eine Spur von einer solchen Schrift, nicht eine Anspielung auf die eigenthümlichen Ausdrücke und Behauptungen, welche doch auch vor dem Niederschreiben durch Johannes in jenen Gegenden bekannter hätten seyn müssen. Vielmehr ist es sehr auffallend, dafs Paulus lange zu Ephesus verweilt, selbst auch an Ephesier schreibt und doch eines (freundlichen) Verhältnisses mit Johannes nirgends Erwähnung geschieht. Von späteren ersten Christen, zwischen der Zerstörung Jerusalems und Justins Apologien unter Antoninus — was hat man von ihnen? Etwa den Brief Barnabas, Clemens Rom. und Polykarpus. Kein Wort, kein Ton in diesen von Joh. Evangelium, noch weniger von Liebe dafür! Fangen denn die ersten Christen mit Justin dem Märtyrer an? Ums Jahr 140? Und wenn; so hat Justin bekanntlich (Dial. c. Tryph. §. 81.) grofse Liebe für die Apokalypse als apostolisch-Johanneisch! Vom Evangelium des Joh. hat er auch noch den Namen nicht. Noch mehr; er hat die ganze Lehre vom Logos, oft und ausführlich und doch — nie mit Johanneischen Worten, nie mit Ausdrücken, die an etwas dem Johannes-Evangelium eigenes erinnerten. Ganz unläugbar ist in dieser Hinsicht das Resultat, welches noch neuerlich Hr. CR. Bretschneider durch seine Probabilia de Evangelii Joh. origine (Lips. 1820.) nicht wie gewifs ausgesprochen, desto mehr aber S. 171. bis 195. völlig nachgewiesen hat: Omnia testimonia (de Ev. Joh.) ex Polycarpi, Clementis R. Barnabae, Justin Mart. et Tatiani scriptis repetita vel nulla vel valde incerta dubiaque sunt. Ungewifs nämlich ist, ob vor Tatian irgend einer, Justin mit eingeschlossen, nur einige dem Johannes-Evang. verwandte Worte haben; Hr. Lücke weifst

eine besondere Liebe der ersten Christen für diese Schrift. Ohne Inspiration ist hiervon nichts mehr zu wissen.

Eben diese besondere Liebe und die Anerkennung der innern Vorzüge des Joh. Evangeliums soll dieser Schrift sehr frühe die allgemeine Zustimmung und Aufnahme in den Kanon verschafft haben. Einer Schrift, deren Apostolischer Ursprung gewifs war, sollte erst Aufnahme zu verschaffen gewesen seyn? Ueberhaupt kann Hr. L., wie wir übrigen Alle, kein historisches Wort davon wissen, ob durch irgend eine Zustimmung der Kanon des N. Ts. entstanden sey. Hr. Prof. Plank hat kürzlich (s. Jahrbücher 1819. Nr. 59. 60.) und bestimmt erinnert, dafs Kanon an sich nicht Sammlung bedeute. Dafs man durch eine Art von Zustimmung die Aufnahme in die Sammlung ausgemacht habe, ist doppelt eine blofse dogmatische Fiction.

Dafs aber bestimmt das Johannis-Evang. gar nicht sehr frühe gebraucht vorkommt, dafs namentlich die 3 andern Evangelien viel früher gebraucht und wenigstens viele Stellen, die in ihnen vorkommen, vollständig, auch vom Justinus (circa a. 140 — 150,) angeführt sind, wo (in den ersten 40 — 50 Jahren nach Johannes Tode) noch gar nichts charackteristisch-Johanneisches erschallt, wo selbst der Gnostiker Valentinus circ. a. 120. nicht aus Johannes, sondern aus dem A. T. der 3 Evangelien und den Paulinischen Briefen gnosticirt — dies ist historisch gewifs. Eben so gewifs ist es demnach ohne und gegen die Geschichte blos so hingesagt: Hr. L. wisse, dafs das Johannes-Evang. sehr frühe in den Kanon aufgenommen worden sey. War es von Johannes circa a. 98 edirt, so hätte es freylich sogleich den Hauptgemeinden, auch ohne Kanonsammlung, für sich als ächtapostolisch bekannt werden müssen. Und doch ist es vor a. 150. auch von solchen, welche die meisten andern Schriften des N. Ts. benutzen, und da sie jene Logoslehre haben, das Johannes-Evangelium vornehmlich zu benutzen Ursache gehabt hätten, namentlich gar nicht, aber auch nicht den eigenthümlichen Worten nach benuzt. Justinus, der im Orient und Occident bekannte, würde Hauptworte der apostolichen Autorität für seinen Logos angewendet, Valentinus würde sie für seine Aeonen-Phantasien, so gut, wie sein Bekannter, γνώριμος, Herakleon nach ihm. (s. die Fragmente seines Commentars über Joh. Ev. in Grabe Spicileg. Patrum S. 80 — 117. oder bey Massuets Ausg. des Irenaeus.) umgedeutet haben, wenn — die Schrift zu Rom als apostolisch zu lesen gewesen wäre.

So steht es mit dem historischen Beweis der sehr frühen Liebe der ersten Christen für das Evangelium, worüber

Hr. L. Commentar nicht blos Liebesergiessungen, sondern Wahrheit verbreiten sollte. ἀλλ' οὔτι γε πρὸ τῆς ἀληθείας τιμητέος ἀνήρ, sagt Justin als ein sokratisches Wort in der spätern Apologie (§. 3.)

Von diesen Entdeckungen aus der äussern Geschichte des Evang. leitet Hr. L. noch zuversichtlicher auf die innere. S. 15. spricht aus: «Die kritische Untersuchung über die Aechtheit des Joh. Evangeliums kann nur von einer genauen Nachforschung über die innere und äussere Lebensgeschichte des Johannes ausgehen.» Wohlan! wenn also die Aechtheit dieses Evang. nur von genauer Erforschung der Lebensgeschichte des Apostels ausgehen kann, so muſs entweder diese Erforschnng zu einem für den Beweis der Aechtheit genügenden Resultat führen können, oder wird Hr. L. bekennen, daſs der Aechtheitbeweis nicht zu führen sey, weil man durch genaue Erforschung der Johann. Lebensgeschichte nicht weit genug kommen könne. Lezteres giebt nun zwar Hr. L. selbst nach wenigen Perioden in sehr starken Ausdrücken zu. «Das, wovon wir in dieser Untersuchung ausgehen, ist von der Geschichte so unvollständig verzeichnet, von der Ueberlieferung aber so fabelhaft und trügerisch erweitert worden, daſs selbst dem geschicktesten Künstler kein volles und deutliches Bild des Johanneischen Lebens gelingen kann.» Eine genaue Erforschung der Joh. Lebensgeschichte ist also nicht möglich. Davon soll aber der Aechtheitbeweis vornehmlich abhangen. Er sollte und müſste also auch nicht möglich seyn. Dennoch tröstet sich Hr L. sogleich: «Das Bild des Johannes auch nur in Umrissen angedeutet, weise doch dem unkundigsten Auge das Gleiche und Aehnliche mit dem Evangelium.» So bringt Hr. Lücke die Begriffe zusammen; daſs da, wo nur das Genaue einen Beweis geben könnte, aber nicht giebt, alsdann doch der nur angedeutete Umriſs, das also *nicht genaue*, dem Unkundigsten Auge genug darweise. Freylich auf die Unkundigsten ist immer solches andächtige, vielsprechende und dann das Meiste wieder zurücknehmende Gerede berechnet. Sondert man in dem Umriſs, welchen Hr. L. S. 16—29. giebt, das weg, was man erst aus dem Evangelium und den Briefen, wenn sie als Johanneisch vorausgesetzt sind, dann aus etlichen Legenden hergenommen sehen muſs, und das, was endlich Hr. L. rein hinzu gedichtet hat, wie viele der Züge, welche den Apostel Joh. als Verf. des Evangeliums charakterisiren sollen, bleiben alsdann?

Von der Erziehung und Stimmung in der Familie des Zebedäiden weiſs kein Mensch etwas. Nur Hr. L. schreibt S. 17.

hin: Mir wenigstens scheint gewifs, dafs diese Familie die Verheissungen Gottes an die Erzväter .. Propheten .. treu bewahrte .. mit dem Familienkreise in Judäa (mit Elisabeth, Zacharias etc.) innig verwandt, wo *vorzüglich die Freunde den Heerd des Glaubens und der Hoffnung pflegten* .. Auf diesen weiblichen Heerd bringt nun Hr. L auch noch seine «Gewifsheit», wie sie wenigstens ihm, ohne die kleinste historische Spur, gewifs scheine. Denn nicht einmal eine «Legendenmahlerey der alten Kirche» (S 15.) ist über Johannes Vater oder Mutter übrig. Hr L. weifs, was nicht einmal die christliche Sibylle oder Nonnus zu dichten wufsten, für sich gewifs. Und wie sehr eifert Hr L. sonst, und gerade S. 16. über unnütze Neugier, thörichte Erklärungsucht, welche alles genau wissen wolle, um das, was höhern Ursprungs ist, daraus abzuleiten. Hr. L. erklärt lieber des Johannes erste Gemüthbildung aus dem, wovon kein Mensch etwas weifs; Er macht aus dem, was Ihm wenigstens gewifs scheint, eine wohl auch für die Unkundigsten sichere Grundlage philologischer Erklärung des Charakters, um den es hier, wegen der Aechtheit des Joh. Evangeliums, zu thun seyn mufs. Wenn Andere zu erklären suchen, warum Johannes besonders von Jesus geliebt gewesen sey, so ruft Hr. L. Warum erklären? und klagt über ungeweyhete Hände S. 21. und allerley Künste. Ihm allein darf über eine Familie, aus welcher man nichts als Namen: Vater Zebedäus, Mutter Salome, weifs, gewifs scheinen, was Ihm gut dünkt.

Es war, sagt ferner S 24. «so scheint es, in Johannes ein wohnlicher Sinn, der sich leicht anschliefst, leicht haftet.« Daher seyen die ihm zugeschriebenen Reisen nach Parthien, Indien, im höchsten Grade unwahrscheinlich. Ist nicht vielmehr im höchsten Grade ungewiss, ob Johannes zu Ephesus so wohnlich war? auch da Paulus nach der ersten kurzen Berührung dieser Stadt Apg. 18, 19 wieder und auf 2 Jahre dahin kam Apg. 19, 10. auch da P an die Ephesier, Colosser, schrieb? da er dem Timotheus dort zu verharren aufgab, 1. Tim. 1, 3. Tychicus nach Ephesus schickte, 2. Tim. 4, 12. und sich doch überall keine Spur ergiebt, dafs die Kleinasiaten einen eigenen wohnlichen Apostel unter sich hatten, der die Anordnung der Episkopen und Presbyter besser als Timotheus machen könnte. Selbst da Paulus, langen Abschied nehmend, die Presbyters aus Ephesus nach Miletus zu sich herauskommen läfst, Apg. 20, 17. ist von einem dort wohnlichen Johannes nichts zu merken. Aber Hrn. L. scheint er nun einmal so wohnlich; diesem Commentator, der so gar gewifs weifs (S. 24.) dafs der Gemeinden, welche Joh. um Ephesus

herum weidete, zur Entstehungszeit der Offenbahrung mehr als sieben waren, ungeachtet diese nur sieben nenne.

Sogar die bedenkliche Erzählung: Joh. sey aus einem Badhaus weggeeilt, weil Kerinthus, der Ketzer, darinn gewesen sey und habe gerufen: «Lafst uns fliehen; damit nicht zusammenstürze das Bad, in welchem Kerinthus ist, der Wahrheit Feind!» Hr. L. fühlt nicht, dafs Er also einem Apostel der Liebe entweder leere Worte der Uebertreibung oder die abentheuerliche Meinung zutraue, der liebe Gott möchte über sie Beyde das Bad zusammenstürtzen lassen, das doch der, welcher seine Sonne über Böse und Gute scheinen läfst, nicht einmal über den armen Kerinth allein zusammenstürzte. Und doch hatte eben diesen Johannes, da er, als Jüngling über ein Samaritisches Dorf Feuer vom Himmel fallen lassen zu können meinte, sein Jesus hart angesprochen und ihm gesagt: Wisset Ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd. LK. 9, 51. So geistig und wahr (wenn gleich nicht sentimental) sprach Jesus nach den 3 andern Evangelien, und der, welchen damals Jesus zur Warnung ein Donnerskind nannte, sollte im Alter, — ungeachtet schon Abraham von Gott richtiger glaubte, dafs er den Rechtschaffenen (Loth) nicht mit den gottlosen Sodomäern zusammen bestrafen werde — doch wieder in einen solchen Afterglauben zurückgefallen seyn, als ob der Christengott über einen Gnostiker, welcher Christus durch etliche grundlose Phantasien höher zu ehren meinte, und mit demselben auch über den Johannes selbst ein Badehaus einstürzen lassen könnte. Und von dieser Erzählung eines unverständigen antignostischen Kircheneifers — sagt Hr. L. gegen das historisch-kritische Gefühl eines Plank: sie ist weder innerlich noch äusserlich unwahrscheinlich.« S. 25. Welch ein Tact für das Wahrscheinliche! welch eine Urtheilskraft über das, was eines Apostels, ja was Gottes würdig wäre! Nur Hieronymus, der Ketzermacher, hat das Märchen noch besser gemacht. Er läfst das Badehaus, sobald Johannes weg war, über Kerinthus wirklich zusammenstürzen. So zeugen jene um ein paar hundert Jahr spätere Zeugen! Ihnen scheint gewifs, dafs der liebe Gott wohl gethan haben müsse, was sie, wenn sie Gott wären, gegen die Andersglaubenden aus lauter Christusliebe gethan hätten

Endlich S. 34. kommt Hr. L. an die eigentlichen historischen Beweise, ob das Evangel. apostolisch-Johanneisch sey. Er mufs selbst gefühlt haben, welche grosse Lücken von vorne herein, also vom Fundament an, dieser Beweis hat. Zum Voraus zwar versichert S. 25. ganz muthig: »vieler Zeugen Bürgschaft behaupte es.« Da aber Hr. L. endlich doch von

dem, wovon der Anfang gemacht seyn müfste, Punkt für Punkt sprechen soll, mahnt er gar bedenklich die ungläubige Kritik, dafs sie nicht thörigter Weise von jener Zeit zu viele Schriftzeugen fordern solle. Der Nicht-Leichtgläubige fordert aber nur, dafs man zeige, ob irgend welche da sind, und dafs, wenn sie nicht da sind, man bekenne, aus den nächsten 50 Jahren, nachdem der einzig übrige, gewifs um so mehr geschätzte, Apostel das Evang. in einer Stadt und Gegend voll Christen edirt haben solle, sey dennoch kein Zeuge hievon da, ja vielmehr der Beweis, dafs sogar die, welche dieses Evang. vorzüglich wegen der Logoslehre zu benuzzen die drängendste Ursache hätten (Justin, Valentinus) es nicht benutzen, also nicht verbürgen, vielmehr sein Nichtbekanntseyn beweisen.

Der Kritiker fragt nicht: warum citirt des Polykarpus Brief das Joh. Evangelium nicht? Man fragt nur, warum hat er, der Johannnisschüler nichts von dessen Inhalt, dem Logos? Von dessen Ton, wenn es den Ton und die Logoslehre seines Lehrers Joh. selbst enthielt? Des Lehrers Ton, wenigstens dessen Hauptidee pflegt doch der ächte Schüler zu zeigen. Hr. L. spricht: *der Brief ist unächt!* Kurzweg und ohne allen Grund. Und doch hat diesen Brief ohne alles Zweifeln eben der Eusebius KG. 4, 14. als ächt aufgezählt, auf welchen Hr. L. S. 34. soviel baut, weil er (wenigstens keines wichtigen Zweifels gegen die Aechtheit des Joh. Evangel. gedenke.

Dafs auch Papias, des Polykarpus Freund, *circa. a. 108.* nichts aus dem Joh. Evang. angiebt, ist eben so auffallend. Hier nimmt Hr. L. eine eigene Wendung: Papias spreche von dem Joh Evang. nicht — in den wenigen Bruchstücken, die Eusebius aufbehalten. Also nur für uns schweige er davon.

Nein! Man lese nur, wie Euseb. 3, 39. aus ihm excerpirt, was er über Matthäus und Markus Evangelium geschrieben hat und dafs er aus dem ersten Brief des Joh. Stellen anführt. Würde Eusebius, wenn Papias auch von dem dann etwa 10 Jahr alten Evang. das, für die Asiaten doch zunächst eine neue, grosse Freude hätte seyn müssen, etwas aufbewahrt gehabt hätte, es nicht eben so bemerkt haben? Also — nicht nur für uns schweigt Papias, ob und wie damals auch von Joh. her ein Evangelium geworden sey; Er, welcher doch auch nach Reden vom Apostel Johannes gerne gefragt zu haben, angab. Dem Eusebius selbst war keine Notiz über den Joh Ursprung des Evang. aus des Papias *fünf Büchern von Auslegungen der Worte des Herrn* bekannt. Also gerade eine Schrift über die λογια

κυριακα = *effata Domini* Jesu, kennt, in der benachbarten Phrygischen Hierapolis die allernächst entstandene Sammlung solcher Reden Jesu nicht, und diesen Stein des Anstosses umgeht Hr. L. durch die Wendung: sie schweigt nur uns davon. Oder war sich Hr. L. würklich nicht selbst bewufst, dafs er hier blos eine ausbeugende Wendung sich erlaube? Auf alle Fälle aber fügt Er hinzu: Ja, hätte Papias das Joh. Evangelium gar nicht gekannt, was verschlägt es uns? Die Unkunde, das Schweigen eines Liebhabers mündlicher Ueberlieferungen in seiner Zeit kann nichts beweisen gegen den Joh. Ursprung, die Bekanntschaft, den Gebrauch des Evangeliums.« O, wie viel anders würde von dem ehrlichen Papias gesprochen seyn, wenn nur eine Spur wäre, dafs er ungefähr 10 Jahre nach der angenommenen Entstehung des Joh. Evangeliums, er, als Bischoff in dem nahen Phrygien, das damalige Bekanntseyn desselben bestätige. Sein Schweigen ist freylich Unkunde, nämlich dessen, wovon der Schüler des Polykarpus, der Bischoff zu Hierapolis in Phrygien, wenn es als apostolisch in solcher Nähe ediert gewesen wäre, unmöglich hätte unkundig seyn können. Ueberhaupt geschieht dem Mann sehr unrecht. Darüber, dafs er (wie andere, bes. Justin der Märtyrer, der dem Antichrist 350 Jahre zu herrschen einräumte, *Dial. c. Tryphone* §. 32. *p.* 85.) eine baldige sichtbare Wiederkunft des Messias, damals noch als apostolische Ueberlieferung glaubte, wie man sie freylich, ohne dem Christenkayser Constantin zu misfallen, zu Eusebius Zeit, nicht mehr glauben konnte, heifst ihn diefer klein an Verstand. Pap. hätte es, meint Eusebius, mystischer nehmen sollen. Papias selbst sagt auch nicht, dafs es ihm nur um mündliche Ueberlieferungen (Legenden) zu thun war. Er sagt ganz verständig, dafs er die exegetische Tradition, wie sie damals noch möglich gewesen wäre, suchte. Er suchte diese für die Evangelien, die er *schriftlich* kannte. Wie die Apostel und ihre nächste Schüler Jesu Worte verstanden hätten, habe er lieber von Aelteren erfragt, als sich derer, die vielerley redeten (allerley Auslegungen machten) gefreut.« Hätten wir doch diese näheren Erfragungen noch. Freylich möchte darunter manches seyn, (wie der feste Glaube an Chiliasmus) was jetzt selbst der neue Mysticismus nicht mit Wohlgefallen als ursprüngliche Christenmeinung wieder hören möchte. Genug; auch Papias gehört in die Reihe derer, welche zwischen a. 100 und 150. Joh. Evang. hätten gebrauchen müssen, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre, und welchen es hätte bekannt seyn müssen, wenn es zu Ephesus c. a. 98. als apostolisch edirt gewesen wäre.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

N^ro. 16. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Dr. Lücke Einleitung in das Evangelium Johannis etc.

(Fortsetzung der in No. 51. abgebrochenen Recension.)

Dafs nun aber auch Justinus, als Logoslehrer, auch Valentinian in seinen Uebertreibungen der Logoslehre zeigen, wie offenbar sie dieses Evangelium nicht kannten, übergeht der genaue Untersucher, Hr. L. ganz.

Auch ihm ist der *Gnostiker*, Herakleon, dessen Commentar über dieses Evangelium nicht vor A. 170. zu setzen ist, der erste, der es gebraucht und als Johanneisch-apostolisch gebraucht. Ueber diese Zwischenzeit von 70 Jahren, ruft Hr. L. aus: »*So kurz nach des Evangelisten Tod!*« 70 Jahre, aus denen man kirchengeschichtlich wenig weifs, sind freylich *für uns* kurz. Aber an sich waren es 70 Jahre; und so lange sollte von etwas so wichtigem, das am Schlufs des ersten Jahrhunderts, unter bereits zahlreich gewordenen Christengemeinden apostolisch edirt gewesen wäre, bey mehreren nicht ungelehrten altchristlichen Schriftstellern, welchen die Aussprüche Jesu theuer und die Logoslehre, — aber nicht in Johanneischen Ausdrücken, ja mit keinem Wort an des Apostels oder Evangeliums Auctorität geknüpft — schon lieb waren, keine Bekanntschaft sich zeigen? Dennoch aber sollte Hrn. Lücke geglaubt werden können, dafs *Er* die *sehr frühe* Liebe der *ersten* Christen dafür *wisse?*

Ist denn auch das Untersuchung und Genauigkeit, wenn S. 34. sagt: der vielgereiste Tatian und der Märtyrer Justin kannten, *wie es scheint*, das Evangelium. Wie hierher ein *Scheinen?* Justins Werke (der Zeit nach *vor* Tatian zu setzen) liegen zum Untersuchen vor uns. Spricht denn Justin je in des Evangeliums Worten von dem Logos, von welchem er so gerne spricht? Nein! Hatte er also nicht vielmehr die Logoslehre ohne dieses Evangelium? Hätte er dieses für sie unbenutzt lassen können, wenn er selbst, wenn die Gegenden, wo er bekannt war, es als apostolisch gekannt hätten?

Dafs Tatian zuerst einiges in Johanneischen Ausdrücken sagt, aber ohne Citation, und so, dafs es auch blosse Kirchen-

sprache seyn kann, dafs aber endlich Irenäus und die Spätern den Gebrauch des Joh. Evangeliums in einer Reihe fortsetzen, ist historisch; aber auch dafs dieser Gebrauch erst bey ihnen *anfängt*. Nun ruft man: Welch eine *Wolke* von *Zeugen!* Ja wohl, eine *Wolke*. Sobald sie es haben, benutzen sie es alle. Aber um so bedeutender ist die historische Gewifsheit, dafs in den nächsten 70 Jahren die, welche es eben so gewifs zu gebrauchen Ursache gehabt hätten, nichts davon haben. Und überhaupt; dafs, was die nächsten 50 Jahre nach der angeblichen Entstehung hindurch unbekannt geblieben war, doch *circa a. 98 - 100* von Joh. den Apostel als *allgemeines* (S. 32.) Evangelium *edirt* gewesen sey, kann *nach 70 Jahren* keiner mehr *als Zeuge* behaupten. Durch dergleichen Begriffverwechslungen umwölkt man nur, was wahr ist. Von welcher etwa ins J. 1750 gesetzten Schrift könnte, wenn sie a. 1800 erst im Gebrauch erschiene, jetzt Einer von uns *Zeuge* werden, dafs sie um 1750. verfafst sey? Irenäus *zeugt*, dafs die Kirche *seiner* Zeit 4 Evangelien, wie der Erdboden vier Hauptwinde, habe. Wie und warum sie dieselbe so hatte, kann er vielleicht gewufst, vielleicht nicht gewufst haben. Gewifs ist, dafs er *nicht einmal davon zeugt*, vielmehr *nichts* davon *sagt*. Man sagt: Irenäus *sah* in seiner Kindheit den Polykarpus. Hat er denn aber den Polykarpus über das Joh. Evangelium reden hören? Man berede sich doch nicht, dafs jene sich immer für das interessirten, was uns jetzt Problem ist. Und dann; was entscheidet all das Glauben der Spätern, die sich nicht auf Zeugnisse und Beweise zwischen *a. 100* und *150* berufen?

Was könnten auch die *Ignatius-Briefe* entscheiden, deren Entstehung selbst noch weit ungewisser ist? Aber auch diese enthalten nur etliche cursirende Ausdrücke, die man im Joh. Evangelium auch liest, meist im andern Sinn, nur als kirchliche Idiotismen. Bey Joh. nennt sich Jesus die *Thüre zu den Schaafen;* Pseudo-Ignatius nennt ihn ἡ θυρα τȣ πατρος. Ist dieses Anspielung auf jenes? u. dgl. m.

Ueberhaupt frägt Rec jeden Forscher, ob, wenn ein Commentator die Aechtheit seines Gegenstandes historisch beweisen soll und will, er die Hauptsache, die historischen Belege, nicht genau darzulegen und ihre Beweiskraft zu erklären die Pflicht hätte. Hr. L. hat auf fünf Seiten dieses alles durch einige untergesetzte Citate abgethan. So ist der Mysticismus jederzeit, wenn er sich zum Fühlen des Richtigen geweiht und begnadigt dünkt, der Tod des gelehrten Forschens. Ihn *ekelt*, gründlich prüfen und lehren zu sollen. Er schwebt schon zwischen Himmel und Erde, und fühlt, was andere ohne Gründe nicht wissen.

Daſs in Klein-Asien selbst es *frühe* Christen gab, welche behaupteten, die *Logoslehre* sey so wenig *apostolisch*-Johanneisch, daſs eben deswegen sie das Evangelium und die Apokalypse nicht für Schriften des Apostels selbst halten könnten, darüber geht Hr. L. weg, mit den Worten: *es ekelt mich an u. s. w.* Ob der Apostel Johannes viel vom Logos zu reden geliebt hatte, muſste man in der Nähe doch wissen. Ohne daſs die Aloger (d. i. solche, die den Logosbegriff nicht philonisch in das Christenthum eingemischt wünschten) das Gegentheil wuſsten, konnten sie schwerlich sagen: eine Schrift, welche die Logoslehre so ausführlich und eigenthümlich behauptet, kann nicht vom Apostel Joh. selbst seyn. Daſs die Aloger *aus innerem Irrthum* (gegen die Logoslehre) die Geschichte geläugnet hätten, ist S. 37. nur gesagt, so wie, leider! auch blos so gesagt ist, daſs für *die Kirche* der Kanon grossentheils *aus innerem Wahrheitsinn* hervorgegangen sey. Diese Anti-Montanisten, welche auch in die Zeit von *c. 126-150* fallen, läugneten nicht, daſs Jesus Messias und dadurch Gottessohn sey, aber sie nahmen an dem Prädicat ὁ λογος Anstand, woraus auch bekanntlich so viele Hyperphysik und Streittheologie entsanden ist. Sie erklärten: die Logoslehre sey nicht eine Offenbarungslehre, und offenbar hat sie selbst Justin nicht aus dem Johannes-Evangelium, sondern nach den Alexandrinischen jüdisch griechischen Auslegungen, vornehmlich des Alten Testaments. Als die, welche die *Offenbarung* des Logos läugneten, ὁιτε αρνȣμενοι την αποκαλυψιν τȣ λογȣ, beschreibt Epiphan. *haer. 51. §. 33.* die Aloger. Sie setzten sich gegen die Einführung dieses Begriffs, als eines nicht-geoffenbarten, τȣτȣ *sc.* Λογȣ, εις ανατροπην κατ εκεινο καιρȣ (zur Zeit, da Montanus neue Prophezeyhungen haben wollte) εστρατευοντο.

Bey Hrn. L. aber sagt S. 39.: »Wie sollte ein so wichtiges Buch, wie dies Evangelium, wäre es nicht von Johannes gewesen, *nicht von Anfang an Widerspruch gelitten* haben?« Sonderbar. *In der Nähe* behaupten Aloger, eine Schrift, die so viel von Logos spräche, sey mit dem, was man dort herum zwischen *a. 126-150* von des Apostels Sinn und Ausdruck wisse, nicht vereinbar. Dagegen nun *ekelt* es Hrn. L. zu reden; und die Sache ist abgethan. *Entferntere*, wie Valentinus, Justinus, reden viel vom Logos, aber nichts von oder nach dem eigenen des Joh. Evangeliums. Sie und ihre Umgebungen hatten es also nicht. Hr. *L.* aber will, daſs es als apostolisch da gewesen seyn müsse, weil es *von ihnen*, die es so gar nicht benutzten, daſs sie es offenbar nicht hatten, *keinen Widerspruch erlitten* habe. Kam es 50 Jahre nach des Apostels Tod allmählich in die Kirchen des Occidents, als κατα Ιωαννην, *secundum Joh.*, so war freylich

dort das Eigenthümliche des Apostels Joh. nicht so bekannt, dafs Widerspruch entstehen mufste.

H. *L.* behauptet S. 41. das Matthäus-Evangelium könne nicht von diesem Apostel seyn. Und doch hatte die Kirche nie Widerspruch gegen den apostolischen Ursprung dieses Evangeliums, versichert ihn vielmehr frühe und oft. Hier aber geht Hrn. Lücke's Gefühl über die Kirche und über *den innern Wahrheitsinn* derselben, *aus welchem der Kanon* grossentheils *hervorgegangen sey.* »*Ich darf*, schreibt er S. 41 *dreist behaupten*, nur evangelische Männer (das heifst hier: Christen vom zweiten Rang) wie Markus und Lukas, *kein Apostel aber, wie Matthäus* und Johannes, konnten solche Evangelien schreiben, wie die drey ersten sind, ohne Originalität und Individualität, wie sie die evangelische *Sage* des Mundes ihnen darbot *Apostel* aber *konnten nur dogmatisch-historische Evangelien* schreiben, wie das Johanneische eines ist. *Entweder dies, oder — ich bescheide mich gern, den apostolischen Typus der kanonischen Schriften nicht zu verstehen.*« Wer dürfte so dreist seyn, *dieser Bescheidenheit* zu widersprechen!? Die alte Kirche hat unrecht, wenn sie, gegen den apostolischen Typus, welchen Hr *L.* versteht, das erste Evangelium dem *Apostel* Matthäus zutraute. Der, dem es gegeben ist, macht *a priori* aus, was Apostel schreiben konnten, S. 56. sagt: »*Die andern Evangelien* erzählen die Geschichte Christi als *ein von ihnen nicht erlebtes,* ohne bestimmtere Zeitordnung, nur dem grossen Zuge der Hauptbegebenheiten folgend. Nach dem nämlichen, bey Hrn. Lücke eigen gewordenen *Typus,* was kanonische Schrift seyn oder nicht seyn könne, hat er sich auch schon an mehreren Stellen wider den apostolischen Ursprung der *Apokalypse* erklärt. Von dem *Brief an die Hebräer* aber, den er jedoch noch einen schönen und (sogar?) orthodoxen Brief nennt, weifs Hr. *L.* S. 179., dafs er »nur aus einer »Zeit seyn könnte, in der das reinchristliche Princip der Gno»sis schon zu erkranken anfing, aus der Periode des wahren neutesta»mentlichen Kanons heraustrat, und in das Häretische umzu»schlagen im Begriff war.« So ist Hr. *L.* im Begriff, nach einem ihm inwohnenden apostolischen Typus der Kanonicität alles, was die Geschichte über den sogenannten Kanon nicht weifs, mit einemmal uns dennoch wissen zu machen.

Hieraus vielleicht läfst sich begreifen, warum nicht einmal die grosse Vorliebe, welche Hr L. für das Joh. Evangelium hat, ihn bewog, die historische Begründung der apostolischen Auctorität desselben mit historischer Kritik gründlich bearbeitet voranzustellen. Wer einmal einen so entscheidenden Typus in sich hat, den mufs es freylich aneckeln, Andere durch historichkritisches Vorlegen und Erwägen der alten Nachrich-

ten überzeugen zu wollen; besonders da er doch voraus sah, dafs, je genauer er das Detail erörtere, desto klarer werden müfste, dafs man von einer so merkwürdigen Schrift, die der letzte der Apostel zu Ephesus c. a. 98 edirt haben sollte, in den nächsten fünfzig Jahren bey solchen, die sie gewifs hätten benutzen müssen, keine Kenntnifs findet, dafs aber nach weitern 20 Jahren eine kirchengesellschaftliche, d. h. bischöflich populäre, Gleichstellung derselben mit den 3 andern Evangelien allgemein ist, und dafs doch diejenige Kirchenväter, welche sie nun ohne Weiteres als apostolisch-Johanneisch schätzen, keine Notizen weder über die Entstehung und Verbreitung, noch über das Schicksal der Schrift in der Zwischenzeit eines halben Jahrhunderts zu geben haben. Wissen doch diese Zeugen sogar über Ort und Zeit, wo und wann sie vom Joh. verfafst sey, und über die Absicht, nichts, als äusserst Verschiedenes, das heifst, nur eigene Muthmassungen. Dafs man die Zeit einer nicht edirten, für noch nicht glaubende 20, 30 bestimmten Privatschrift nicht wufste, ist sehr möglich. Aber kein grosses Vorurtheil für die Sicherheit der Tradition giebt es, dafs der eine Theil ein frühes Datum der Entstehung, der andere ein sehr spätes, der eine Theil Patmos, der andere Ephesus als Entstehungsort tradirt zu wissen behauptet. In andern Fällen folgert man, wenn angebliche gleich gute Zeugen über das Wann? und Wo? eines Factum stark variiren, dafs die Entstehung der Thatsache selbst nicht durch ihre Zeugschaft zu erlernen sey.

All solcher »grillenhafter, unglaubiger« Kritik entzieht Hr L. seine Behauptungen, indem er die historischen Data nur in einer unter Gelehrten freylich ungewöhnlichen Oberflächlichkeit schnell vorüberführt. Desto unendlicher ist seine Beredsamkeit über den Hauptinhalt des Evangeliums: Der Logos ist Fleisch geworden. Davon ist der Lückesche Commentar von S. 159 bis 389, ja bis 439 unerschöpflich. Aber wohl uns! Am Ende des fast endlosen Hin- und Herwendens wird denn doch Hr L. sich selbst und so auch den Lesern klar gemacht haben, was Joh. durch seinen ὁ λογος an sich bezeichne und wer oder was also *als Logos* Fleisch geworden sey. Immer wiederholt Hr L. Gnosis und Pistis, Speculation und Glaube sey durch jenen Satz versöhnt (Rec. denkt: vereinbar) worden. Aber wie? Dies finde, wer es finden kann. Der Glaube geht auf die geschichtliche Wirklichkeit, dafs gerade Jesus, der Messias, der geschichtlich zu glaubende und geglaubte, der fleischgewordene Logos sey. Dies versteht Rec. sehr wohl. Aber Hrn L. müssen wir dann erst immer noch fragen: was war denn eben dieser Messiasgeist, insofern er nun als mit »dem Logos« iden-

tisch *gedacht* werden sollte? Was ist für Hrn. Lücke das *Subject* Logos in dem Saz: *Der Logos* ist Fleisch geworden. Und darüber liest man denn, wenn man alles zwey-drey-mal durchliest, gar vieles, was er als solcher *nicht* gewesen sey, oder worin man über ihn eine richtige Ansicht Jahrhunderte hindurch, mit Schmerzen und Sehnen, gesucht habe. Am Ende soll Joh. zwar das rechte gegeben haben. Niemand aber hat es denn doch gehabt, und wer es uns jetzt als durch Hrn *L.* gegeben zeigen kann, soll dem Rec. sehr willkommen seyn.

S. 306. hoffte Rec. mit einem mal, was er immer so gerne wünscht, in einen *bestimmten Begriff* versetzt zu werden; denn Rec. schämt sich, neben den Ideen, auch der Begriffe nicht. Hr. *L.* hatte zuvor S. 277—283. ganz gut gezeigt, was der Alexandrinische Platoniste Philo, gleichsam der Sprecher der philosophirenden gräcissirenden Juden um Jesu Zeit, unter dem Logos Monogenes sich gedacht habe, nämlich den höchsten aus der Gottheit als der Inbegriff der generischen Ideale alles dessen, was werden soll, selbstbestehend hervorgegangenen Vernunftgeist, durch welchen die verborgenbleibende Gottheit vermittelst jener Ideale alles Werdende schaffe und welcher überall im Einzelnen statt der verborgenen Gottheit würke und erscheine. Dies alles hatte Rec. schon in seinem Commentar 1804 durch genugsame Belege klar gemacht. In einer andern Reihefolge deducirt hierauf Hr *L.* (nicht eben so richtig, doch brauchbar) wie die nichtgriechische Judenschaft um Jesu Zeit in einem individuellen Messias einen von den Engeln bedienten, nächst bey der Gottheit thronenden, das Reich der Heiligen über die Erde verbreitenden Gottesgeist geglaubt und erwartet habe. Nachdem nun diese beyden «Theologumena» allmählich unter zweyerley Theilen der Judenschaft getrennt vorhanden waren, die griechische Vorstellung aber als Gnosis bereits zu phantasiereichen weiteren Speculationen ausgedichtet wurde, ruft uns S. 306. zu: «wollen wir uns *jezt in die Zeit und Stunde versetzen*, wo Johannes sein Evangelium mit den hohen Worten des Anfangs begann».

Rec. war ganz Aug und Ohr. Denn dies ist gerade sein eigentliches exegetisches und historisches Bestreben, sich so recht in die Zeit und Stunde zu versetzen, wo etwas wichtiges gedacht, gesagt oder vollbracht worden ist. Rec. horchte um so mehr, weil Hr. *L.* fortfuhr: Hier haben wir *nur noch die eine* Frage *kurz* zu beantworten: *wie* vereinigte sich in dem Johanneischen Wort: «der Logos ist in Jesu Christo Mensch geworden» die *Gnosis von dem göttlichen Wort* mit dem *Glauben* an den Erlöser, den Sohn Gottes.» Ja wohl, dachte Rec. Dies ist gerade die einzige Hauptfrage: *Was* ist in Jesus dadurch Fleisch ge-

worden, weil »*der Logos* Fleisch geworden ist«. *Was ist dieser Logos?* Wer nun aber würklich finden kann, was nach Hrn. *L.* Johannes in jener Zeit und Stunde durch das Subject in diesem Satze sich gedacht und andern offenbar gemacht habe, wer finden kann, was Hr. *L* als Johanneserklärer durch ὁ λογος vom Evangelisten selbst gedacht und gelehrt glaube, der ist — glücklicher als der Rec, der den endlichen bestimmten Begriff, welchen Hr. *L.* hinversezt zu Johannes, erhalten habe, mit einer Mühe, welche die Hinweisung auf eine deutliche Stelle wohl verdienen möchte, umsonst gesucht hat. Der Johannes-Prolog selbst nennt nur ὁ λογος, wie einen bekannten, gangbaren Begriff und Ausdruck. Eigenes offenbahrt er darüber nichts bis zu dem Satz: er ist Fleisch geworden. Alles vorhergehende ist, was schon gangbare Speculation war, wie sie von denen ausgieng, welche ihren Neuplatonism, mit dem Alten Testament durch Allegorie und hyperphysische Mutmassungen vereinigten. Nahm es der Joh. Prolog eben so? Fragt man noch immer. Da er das Wort ohne Erklärung ausspricht. muſs er es wohl nach dem gangbaren Sprachgebrauch genommen und gegeben haben? Wie verdeutlicht dies sein neuer Commentator, da er zu Joh. sich hin versezte? Was Rec. auf diese Frage findet, ist: Aus Johannes selbst heraus giebt uns Hr *L.* nichts. Mit Philo rückt er hin, bis zu dem Verf des Prologs. Aus diesem wird mehrmals wiederholt, daſs alles, alles in dem Einen Satz liege: der Logos ist der Menschgewordene. Aber wie? darüber hört man nichts, ausser einigemale, daſs dieser Logos *der offenbare Gott* sey: er bleibt aber verborgen; mehr noch als vorher. Denn von S. 321. an liest man sofort, daſs die vornicäische und nachnicäische, die griechische und lateinische Theologie, ganz damit beschäftigt, das richtige doch nicht erreichte. »Vergebens fragen wir nach einer genannten Erörterung des Wortes ὁ λογος!« sagt S. 329 gegen diese beyde Theologien. Aber, leider, müssen wir eben dieses Vergebens auch noch gegen Hrn. *L* aussprechen. S. 203 sagt uns, *verneinend: Weder* Athanasius, *noch* Arius hatte recht und das Wahre; *dieses ist allein in der Schrift.* — Aber wie? wo? Denn 1, 1—5. sagt der Evangelist selbst nichts, als ὁ λογος, mit einigen dem Philonischen Logos Monogenes auch (aber ohne Offenbahrungs-Auctorität) beygelegten Prädicaten. Als *Subject* des zweyten Sazes: daſs er Fleisch ward! erklärt der Evangelist den Logos nicht mit einem eigenen Wörtchen. Und wie Er es, wenn man sich zu ihm hin versezte, erklärt habe, muſs sehr unbekannt geblieben seyn, weil, wie Hr *L* selbst ausspricht, die griechische und die lateinische Theologie, Athanasius und Arius, das rechte nicht hatten. Welch eine Ueber-

lieferung, aus welcher niemand das rechte, das wahre, hat, eben weil der Evangelist blos das Wort ὁ λογος ohne alle bestimmtere Deutung aussprach. So war nichts darüber offenbar gemacht, sondern nur, wie es, leider! geschehen ist, jeder dabey, was er konnte, zu denken veranlafst. Und so war, statt der Gnosis, eine Scholastick über das Gezeugtseyn des Sohnes und doch Ewigseyn des Logos, über das *Bey*-Gott-seyn etc. verursachte. Selbst bis auf Hrn *L.* soll man noch nicht das Wahre haben — aufser dafs S. 350. Morus und der herrenhutische Graf v. Lynar, welchen Morus, nicht ohne Grund, für sich anführe, glücklich genug den wahren und richtigen Sinn fafsten: der Logos sey von Joh. *als Hypostase* gefafst worden und müsse auch so ausgelegt werden Unstreitig! So weit sind wir alle auch. Aber als *was für eine Hypostase?* Ueber diesen eigentlichen Fragepunct, sagt uns mit allem, wozu er sich so vielen Raum genommen hat, Hr. *L.* nichts, als Andeutungen, nach denen, am Ende gefafst, *ein offenbarer Gott = Logos* Fleisch geworden wäre. Nur wie eine selbstzulösende Aufgabe wird hingelegt: — Dafs man an die Idee des *verborgenen Gottes* und des *offenbaren Gottes,* die höchste Spitze aller Gnosis, und die Idee *der Menschwerdung Gottes,* als die tiefste Wurzel alles Glaubens im Johannes-Prolog vereinigt zu *denken* habe (S. 242) und dafs (S. 364.) es Sprachgebrauch der Griech. Juden und der Christen gewesen sey, den *alleinigen Gott* vorzugsweise ὁ Κυριος zu nennen. *jedes Persönlich Göttliche aber* (!) durch Θεος mit und ohne Artickel zu bezeichnen, welches *hinreiche,* um den Sinn der Joh. Worte sicher herauszufinden.» Welchen Sinn denn also? Ist der Logos Monogenes ein persönlicher Gott? wie ist er der offenbare Gott? Ist er denn als Eines und dasselbe zu denken und zu glauben mit dem Alleinigen? etwa nach Swedenborg? oder wie sonst? Das Prädicat allein in Johannes-Prolog Vs. 14. . . . σαρξ εγενετο offenbart nichts, wenn das Subject ὁ λογος nicht offenbarer ist. Man kann nicht aufhören, den Exegeten zu fragen: *Wer* ist denn der, welcher σαρξ εγενετο? Welches Verhältnifs des offenbaren Gottes zum verborgenen Gott sollen wir denken, um zu glauben: der offenbare Gott ist als Jesus Messias Fleisch geworden, und in diesem Glauben das zu denken, was Joh. lehrend und doch ohne eigene Erklärung auszusprechen für nothwendig gehalten habe. Dies ist der Punct, welcher gelöst seyn sollte, wenn durch all das Reden von Höhe und Tiefe im Johannes-Evangelium etwas *aufgeklärt* — oder, weil Hr. *L.* von diesem Klarheit suchenden Worte sich wegwendet — ein klarer Verstand der Johanneslehre, ob der verborgene Gott als offenbahrer Gott Mensch geworden sey,

oder ob der offenbare Gott eine andere Hypostase sey, als der Verborgene? verständlich gemacht seyn sollte.

Des Rec. einfache Erklärung, daſs der Evangelist aussprechen wollte: der Geist, welchen Ihr, meine Bekannte (20, 30.) unter dem Namen: der Log Monogenes, schon denket, ist eben der wirklich in Jesus als Mensch erschienene (eingekörperte) Messiasgeist! soll (S. 355.) eine kaum des Lächerlichmachens werthe *Aufklärung* seyn. Und doch; wenn je Hr. L. seinen *offenbaren* und *persönlichen Gott* ins Klare brächte, würde der Sinn ein anderer seyn können? Denn die Gradation, welche S. 417. angedeutet wird, daſs in der Stiftshütte, verhüllt in ein Gewölk, Jehovah so *halb verborgen* und *halb offenbar* gethront habe, nun aber dem Sohn Gottes, als *dem offenbaren Gott, dieselbe δοξα* zugeschrieben werde, (Joh. 17, 5) sagt vollends gar nicht, in welchem Sinn der Logos *der offenbare Gott* sey. Das Bedauern bleibt in jedem Fall übrig, daſs durch jenes Identificiren des Messiasgeistes mit dem höchsten Logos, weil keine Erklärung vom Evangelisten hinzu kam, nur der Anlaſs gegeben war, erst das Wort philonisch-arianisch zu verstehen und dann noch willkührlicher hineinzudeuten, was irgend aus dem Zusammendenken von *ewiger* Intelligenz und vom Sohn als einen *gezeugten* gefolgert werden konnte.

Neben diesen Proben von kritischer und historischer Genauigkeit in des Verf. Untersuchungsmethode findet Rec. S. 84. daſs Hr. L. auch auf die Elemente aller historischen und philologischen Forschungen, auf Grundideen und Hauptpunkte der neutestamentlichen Grammatik, wie *Wir* (Hr. L.) sie zu schreiben gedenken», zum Voraus aufmerksam macht. Hiezu möchte vorläufig *hinreichende Kenntniſs und Einübung des Hebräischen* zu wünschen seyn. Allerdings sagt der Prophet Jesaias K. 7, 9. אם לא תאמינו כי לא תאמנו Dies kann aber nach der hebräischen Grammatik niemand übersetzen, wie es von Hr. L. S. 308. übersetzt und noch an einer andern Stelle wiederholt ist: «Wofern Ihr nicht glaubet, werdet ihr *nicht erkennen*, wie der Prophet sagt.» Das, was der Prophet wirklich sagt, heiſst: wenn ihr nicht fest glaubet, werdet ihr auch nicht *fest erhalten werden*. Vgl. 2. Chron. 20, 20. Daſs נאמן *erkennen* bedeute, wird allen Hebräern nur in eine *neue* Sprachlehre gehören. Ueberhaupt vergleicht das Lückesche Werk für einen philolog. Commentar allzusparsam den hebräischen Sprachgebrauch; und an den paar Stellen S. 247. 248. wo dergleichen etwas vorkommt, weiſs der Verf selbst nicht, sich zu entscheiden. Dort und S. 403. nur auf ein Lexicon (ist es auch ei-

nes von Gesenius) sich zu berufen, ist da, wo ein Commentator einzelne Untersuchungen mit *eigenem* Fleiſs zur Bestimmtheit zu bringen suchen soll, nicht genügend. Auch da, wo in einem so ausführlichen Commentar dargethan werden sollte, ob der Evangelist Aramäisch dachte, schrieb, aus Aramäismen zum Theil erklärbar sey (S. 62.) weicht Hr. *L.* aus durch Verweisung auf Andere, die nicht einmal citirt werden, und will, daſs man ihm aufs Wort glaube, das, was Bolte in dieser Art angab, sey *schief und grundlos.* Aramäisch wenigstens scheint *Bolte* verstanden zu haben, und da § 379. über *εγενετο απεσταλμενος* Joh. 1, 6 und S. 383. bis 387. über *ἦν ερχομενον εις τον κοσμόν* so viele Worte gemacht sind, so hätte wohl in Kürze bemerkt werden dürfen, daſs dieses הֲוָה mit dem Particip, *aramäische Sprachart* sey. s. schon Daniels חָזֵה הֲוֵית 7, 2, 7. 13.

Was nun *das Griechische selbst* und die *Auslegungsmethode* betrifft, so wird allerdings eine *neue neutestamentliche Sprachkunde* entstehen müssen, wenn darinn z. B. gerechtfertigt seyn soll, daſs in *θελημα σαρκὸς* 1, 13. das schwürige *σαρξ* vom *Weibe* (Geschlechtlust des *Weibes*) zu erklären sey. *Augustin* und Theophylakt faſsten den Gegensatz richtig auf, sagt S. 405. und erklärten das schwierige *σαρξ vom Weibe.* Augustin, welcher aus der latein. Uebersetzung zu exegesiren pflegte, ist allerdings eine bedeutende Auctorität. Er *rieth* nur daraus, daſs er *θελημα ανδρος* anders, als durch einen Gegensatz nicht zu erklären wuſste; wie er, überhaupt der Grundsprache unkundig, nur aus der lateinischen Version und aus seinen individuellen Speculationen zu rathen, aber oft nicht zu errathen pflegte, was apostolischer Sinn ist. Hr. *L.* setzt hinzu, durch Ephes. 5, 29. Juda 4, 7 sey der Sprachgebrauch für die Deutung der *σαρξ* vom Weibe gerechtfertigt. Wer nachschlägt, sieht, daſs in der ersten Stelle: niemand hat je *sein eigen Fleisch* gehaſst, von Männern und Weibern zugleich, bey Judas aber gerade von der Geschlechtlust der Männer gegen Männer, der Weiber gegen Weiber (Vgl. Röm. 1, 26. 27.) die Rede ist. Wo wäre irgend eine Stelle, in welcher *σαρξ* שְׁאֵר בָּשָׂר *das Weibliche* besonders andeutet? Vgl. *τα θεληματα της σαρκος* Ephes 2, 3. — S. 399. behauptet: Bey allen Bedeutungen von *ἐξουσία liege zum Grunde* der Begriff des — *Könnens.* Unmittelbar daraus entspringe der Begriff des *Rechts.* «Macht und Recht vereinigen sich leicht.» Eine sonderbare Reflexion, da man vielmehr sagen müſste: Macht giebt noch kein Recht. Ueberhaupt aber ist der Grundbegriff von *εξουσια* nicht: *können,* son-

dern *hervorstehend seyn* (1. Kor. 11, 10.). *Hervorragen, extare, eminere;* daher dann: ein *Voraus seyn*, ein *Vorzug haben*, welches weder auf Macht noch Recht durch das Wort selbst beschränkt, sondern vom Context bestimmbar ist. Um πληρης χαριτος 1, 14. mit εσκηνωσεν zu verbinden, erklärt S. 411. eine *Parenthese* von και εθεασαμεθα bis πατρος anzunehmen, für eine *leichte Hülfe*. Eine ähnliche wird des Hrn. *L.* neutestamentliche Grammatik nirgends in hebraizirenden Schriften oder im N. T nachweisen.

Dafs im Wort μονογενης nicht der Begriff des γεννωμενος, des als einzig *gezeugten*, liege, dass es soviel überhaupt sey als μονος γενομενος, oder יָחִיד *unicus, singularis*, μονος, darauf hat Rec. in seinem Commentar aufmerksam gemacht und dies beweisen besonders für jüdisch-griechischen Sprachgebrauch schon die dort angeführten Stellen Ps. 21, 21. 34, 20. 24, 17. vollständig. Vgl. Zach. 12, 10. Man kann manche Stelle besonders *aus den griechischen Mystikern* hinzufügen. Im 31sten Orph. Hymnus, εις Αθηναν, *ed. Gesner. p.* 222. ist die Anrede:

παλλας μουνογενής, μεγαλου Διος εγγονε σεμνη

und doch heifst auch Persephone Μονογενεια s. im 28. Hymnos p. 395.

περσεφονη, θυγατερ μεγαλου Διος, ελθε μακειρα
Μουνογενεια θεα, κεχαρισμενα δ' ἱερα δεξαι.

Man versucht in diesen Stellen das ‥γενής dennoch *genitus* zu zu deuten, wie wenn es »vom Vater *allein* gezeugt,« oder: einziges *Muttertöchterchen,* bedeuten sollte. Aber andere Zusammensetzungen machten noch klarer, dafs *genitus* nicht in dem Wortsinn liege

So heifst Gott αυτογενής, nicht sich selbst erzeugend, *a se genitus,* sondern als *selbstseyend,* in einem sogenannten Orphischen Fragment in Clemens Alex. Protreptikos p. 63. Mose ist eben so Stromat. V. p. 727. dem Orphiker ὑδογενής, doch nicht als aus dem Wasser *Erzeugter?* sondern: aus dem Wasser (des Nils) *daseyend.* Die Uebersetzung von מוֹשֶׁה *Herausziehen* = εξ ὑδατος γενομενος. Die Stelle ist:

ως λογος αρχαιων· ὡς ὑδογενὴς διεταξεν
εκ θεοθεν γνωμαισι λαβων κατα διπλακα θεσμον..

»Wie es Sage ist der Alten; wie der *aus dem Wasser Seyende* anordnete, von Gott her in Sätzen es fassend nach dem Gesetz der zwo Tafeln.«

Dafs *ein auf eine gewisse Weise einziger,* ein μονογενης, dieses etwa auch als ein *einzig Erzeugter*, seyn könne, ist richtig, weil die Species auch im Genus umfafst wird. Hebr. 11, 17. He-

siod. εργα vs 375. θεογον. vs. 426. u. 448. Luk. 7, 12. 8, 42. 9, 38. Aber die Species ist nicht das Genus; nicht *jeder μονογενης* ist μονος in Rücksicht auf das γενναϑαι, sondern das Wort ist generischer Dafs aber μονογέννης ein griechisches Wort sey, hat Rec. nie gedacht, nie geschrieben. Dagegen hätte Hr. *L.* S. 422. keines philologischen Attestes bedurft. Rec., welcher die bey Hr *L.* nicht ausgedrückten Citata hier nachzuweisen und zu vermehren für sachdienlich hielt, hatte daran erinnert, dafs, wenn in dem Worte μονογενης selbst der Begriff des γενναϑαι liegen sollte, es alsdann μονογέννης = μονος γενναμενος heisen, d. i. dafs alsdann ein solches Wort formirt seyn *würde.* Man dürfe und solle also nicht bey μονογενης so denken und auslegen, wie wenn μονογεννης gesagt wäre, was vielmehr etwas viel bestimteres, als das gewöhnliche μονογενης, bezeichnen würde. Joh. 3, 16 ist Jesus ὁ υιος τȣ θεȣ ὁ μονογενης Hier liegt der Sohnesbegriff in υιος, in dem Worte μονογενης aber, dafs er es *sey auf eine eigene Art,* höher als andere τεκνα τȣ θεȣ, wie auch der Logos Monogenes des Philo *unique war, keinen seinesgleichen hätte* unter all den andern Logi. Hr. *L.* führt noch an aus *Eurip. Hec. 1701* μονογενȣς αφ' αἱματος und aus *Arrian. Peripl. Erythr.* γινεται μονογενῶς ὁ λιβανος und fühlt selbst, dafs diese Stellen für die Auslegung des Rec. mitzeugen.

Zu εξηγησατο 1, 18. führt S. 436. Hr. *L.* mit einem mal eine gute Anzahl alter Stellen auf; was bey ihm ungewöhnlich ist. Mit seinem gewöhnlichen Seitenblick auf P. aber sagt er zugleich S. 435. in der Note: *Paulus* excerpirt den *Wetstein.* Sehr wahr. An dieser und sehr vielen Stellen hat P. aus Wetstein und vielen andern, das was ihm anwendbar und nöthig schien, mit Prüfung und Auswahl dankbar benutzt; lieber, als dafs er je die, welche vor ihm waren, verkleinerte. Was aber thut Hr. *L.* gerade in dieser Stelle, wo er mit einem mal so ungewöhnlich viele griechische Citata anbringt? Hat nicht auch Hr. *L.* sie aus Wetstein excerpirt? Nur aber so, dafs er einen Irrthum S. 436 hineinträgt: »*Der Mantis,* sagt Er, *exegesirte;* dies war sein *höheres* Geschäft » Vielmehr bezeichnet μαντις den μαινομενος, der im *furor divinus* nur andeutete, was ihm in der Begeisterung vorkam. Konnte er es auch verständlich *aussprechen,* so hiefs er προφητης, konnte er es *ausführen, auslegen,* επιλυσιν geben (2 Petr. 1, 20) so war er εξηγητης Die Person konnte manchesmal für die dreyerley Wahrsagungs-Zustände eben dieselbe seyn. Aber die Sache blieb genau unterschieden. In der Schrift sind *Propheten,* weil sie nicht, blos als μαντεις, ekstatisch durch Symbole, Zeichen, Gebärden, ihre innere Vorstellungen andeuteten, sondern sie auch in verständlicher Rede *heraussagten (profabantur),* obgleich

sie meist keine ausführliche Auslegung und Anwendung machten, d. h. nicht εξηγησαντο, oder: dem פִּתְרוֹן die Epilysis Gen. 41, 15. 40, 8. nicht gaben.

Das θεον ουδεις εωρακε 1, 8. veranlaſst bey Hrn. *L.* die sonderbarsten hermeneutischen Mystificationen. Es sey, weiſs S. 432. ein *unmittelbares Schauen des Geistes* damit gemeint. Nur den Seligen sey *erlaubt,* Gott zu schauen. Gott, der Geist, soll also wirklich für Geister noch anders, als durch intellectuelles Schauen, soll unmittelbar zu schauen seyn? In Christus schaue man *nur das Antliz Gottes,* seine δοξα, seine vollestе Offenbarung. Dies sey neutestamentlich. An keiner Stelle! Ein Abglanz, ein Bild der Gottheit wird der Messiasgeist genannt. Aber in Christus sey das *Antliz Gottes* zu sehen? Wer denkt etwas bey solchen Phrasen? Vrgl. vielmehr Hebr. 9, 24. 2 Cor. 4, 6. Dergleichen mystificirende Entdeckungen werden öfter mit grosser Zuverläſsigkeit ausgesprochen. Zu 1, 33. lehrt S. 453. Das Element des *Wassers* giebt *nur* Kraft, sofern es die Hindernisse und Stockungen derselben *aufhebt.* Neue, höhere Kraft des Lebens, *wodurch die Gewalt der Natur beherrscht wird,* giebt wie *dem Leibe* die Himmelsluft (?) und das Himmelslicht, so dem Geiste *das himmlische Pneuma.«* Wer lernt nun hieraus die Hauptsache, nämlich was das Pneuma war, wodurch Joh. taufte? Abgesehen von der dem Vf. eigenen Naturkenntniſs über die Kraft des Wassers.

Nach jedem Abschnitt giebt Hr. *L.* eine teutsche Uebersetzung, sich an Luther anschliessend; was jeder billigen wird. Nur sollte das Anschliessen nicht ein Wiederholen auch des Unverständlichen seyn, oder des Nichtrichtigen. Wenn ὁ λογος immerfort den Teutschen nach der *Vulgata* übersetzt wird: *das Wort,* was sollen teutsche Christen dadurch denken lernen? Ferner, wenn auch ein minder genauer Schriftsteller *praesens* u. *praeteritum* neben einander stellt, so spiele der wahre Grammatiker nur nicht mit dem Vorgeben: jener Alte achte die *tempora* nicht. Die Alten sprachen nicht in verschiedenen Zeitformen, damit man dennoch alles aus allem machen könnte. Ιωαννης μαρτυρει περι αυτȣ και κεκραγε λεγων 1, 15. Was ist klarer, als daſs jenes für sich steht, und daſs Και κεκραγε die Aetiologie giebt. Johannes zeugt (noch fortwirkend) über ihn. Denn laut *hat* er ausgesprochen u. s. w. — 1, 16. »*Gnade um Gnade*« Viel ist über diese Redensart angemerkt. Aber wozu, wenn denn doch nur die dunkle Uebertragung bleiben soll? Wenigstens sollte *für* statt *um* stehen. *Für* das auch schon wohlthätige Mosaische Gesetz wurde das wahrhaft wohlthätige der Christuslehre durch Jesus Chr. Das Wörtchen

um verdunkelt den Sinn. Man will ja nicht, daſs das Eine *um* das Andere gegeben, gleichsam eingetauscht war. — S. 447. spricht Hr. *L.* von der »*bekannten*« Abstammung der Priesterfrau Elisabeth *aus der Familie Davids*. Vielmehr ist diese Abstammung *ganz unbekannt*. Elisabeth war nach Luk. 1, 5. *aus den Töchtern Arons*, also gewiſs vom Stamm Levi, so daſs ihr Vater ein Priestersohn gewesen seyn muſs. Nach Lk. 1, 36. war sie zwar auch eine Verwandtin, συγγενης, der von David stammenden Mutter Jesu, Maria. Aber daraus folgt etwa irgend eine Verschwägerung, nicht eine Abstammung der Elisabeth aus anderem Volkstamm. — S. 455. will eine Berichtigung machen und behauptet: *Lightfoot* führe zu Matth. 3, 11. eine rabbinische Stelle an: *quae servus hero, discipulus praestat praeceptori, praeter solutionem calcei. S. Kidduschin fol. 22, 2.* Allein *Lightf.* führt aus dem Tr. Kidduschin nicht diese, sondern eine ganz andere Stelle an. Die von Hrn. *L.* wiederholte steht bey *Wetstein* aus *Cetubhot fol. 90.* Warum will Hr. *L.* den Namen nicht haben, als ob auch Er die Wetsteinsche Sammlungen excerpire und benutze? Anderer Vorarbeiten benutzen, aber dankbar und mit eigener Prüfung benutzen, ist Pflicht.

Bey 1, 28. darf Rec. wohl bemerken, daſs Er es war, welcher durch seine im 1. Theil der Sammlung von Reisen in den Orient S. 287. angestellte Krit. Untersuchungen *Griesbach* bewog, in der *lezten* Ausgabe seines krit. Neuen Test. βηθανιᾳ in den Text aufzunehmen und βηθαβαρα als exegetische, aber nur vermeintliche, Verbesserung des Origenes aufzugeben. Hr L. immer geneigt, das Gegentheil zu behaupten, muſs S. 457. zwar auch βηθανια für die *ältere* Leseart halten, meint aber doch, es möchten dem sonst glaubwürdigen Origines hier (in den Nachrichten über die Ortskunde) nicht sicher zu vertrauen seyn.

Bey 1, 29. vermag zwar auch Hr. L. das nicht abzuläugnen, wovon die Opfertheologen und Typologen — wie Rec. meint, von ihm züerst — genauer erinnert worden sind, daſs zu Sündopfern nie *Lämmer* gebraucht werden durften, daſs also, wo ein Priestersohn jemand *ein Lamm* nennt, er, mit seinem Opferwesen bekannter als die meisten Typicker, dabey an ein Sündopfer, oder Söhnopfer nicht gedacht haben konnte. Hr. L. giebt also S. 470. hier zu, Opfertypick liege nicht zum Grunde, sondern die Stelle Jes. 53. In dieser aber ist gar nichts von Opfern, sondern blos die Vergleichung mit einem Lamm, welches nicht etwa vor dem Opfermesser des Priesters, sondern unter der Schur des Wollenscherers leidend schweige. Das Bild ist folglich *Dulden im Leiden*. Daſs aber dadurch die Gottheit *versöhnt* werde und besonders für die Sünden Anderer ver-

söhnt werden könne, davon ist nichts in der Stelle. Und endlich wird man ja doch wohl allgemein einsehen, dafs schon ein vernünftiger Mensch, Vater, Gesezgeber, Regent, nicht dadurch versöhnt werde, wenn der Verbrecher leidet, noch weniger, wenn ein anderer an dessen Stelle leiden wollte und wenn die fremde Büssung ein für allemal für alle Sünder, welche sie annehmen wollten, schon geschehen wäre — sondern dafs der Vernünftige nur dadurch versöhnt, begütigt, zu neuem Wohlwollen bewogen wird, wenn der, welcher böses that, bey sich selbst in der innigsten Gesinnung bessernde Vorsätze fafst. Dennoch bricht Hr. L. in ganz tragische Declamationen aus: »Die *tragische Idee* von einem *leidenden* Messias, *der des Volkes Sünde und Schuld trägt, und durch sich selber versöhnt*, ist, nach *unserer* (Hr. L.) Meinung ein *nothwendiges* Element des messianischen Glaubens. (Nothwendig? und doch nirgends, auch nur ein einziges Mal, deutlich nachzuweisen?) »Sie liegt in dem *tragischen Charakter* des Judenthums *von Ur an*.« Das alte Judentum bey Abraham, Mose, hat einen frohen Charakter. Gott will des Folgsamen Ruhe, Wohlbefinden etc. überall, verzeiht die Sünden aus Barmherzigkeit, läfst für kein Verbrechen irgend ein levitisches Opfer zu, sezt vielmehr die Sündopfer nur den Uebereilungen, den Nachlässigkeiten entgegen. Dennoch intoniert weiterhin diese nichtbiblische Mystick noch stärker: »Im schwerlastenden Gefühl des uralten Kampfes zwischen dem »Göttlichen und Ungöttlichen in der Welt, wo soll *der geistige*, »*ethische* Beschauer des Weltlaufes die Hoffnung und Freude des »ewigen Siegs suchen und finden, als *in dem Tode des Irdischen?* »wo die Freiheit der Idee als in ihrer *Erlösung vom Irdischen durch Leiden und Tod?*« Wie? Welche Begriffe? Ist denn *im Irdischen die Sünde*, wie etwa Manes und manche Gnostiker und Doketen meinten? Ist nicht vielmehr nach dem Christentum auch die Erde und alles irdische Geschöpf des guten Gottes? Ist nicht vielmehr *das Böse einzig im Geiste* und zwar in dessen vorsäzlichem Wollen gegen das Gesez des Guten? Dieses Wollen ist nicht das Irdische, sondern eine geistige That. Auch *durch allen Tod des Irdischen* würde dieses *geistige* Wollen wider das Gute nicht gehoben, weil der Wille dann höchstens die Materie zum Bösesthun verlöre, nicht aber das Wollen desselben. Am allerwenigsten könnte der Tod des Irdischen, insofern dieses der Leib des Messias selbst war, die Hoffnung zum ewigen Sieg des Guten gründen oder mehren. Denn gerade das Irdische des Messias selbst ist, nach der biblischen Voraussetzung, ohne Sünde. Wird das *unsündliche Irdische* frevelhaft gemordet, was hätte dies für eine Beziehung auf das *Sündige?* Derjenige ist gerade nicht ein geistiger, nicht ein moralischer Beschauer des Weltlaufs, welcher

im Tode des Irdischen Hoffnung zum Siege des moralisch-Guten findet. Unsre Hoffnung beruht auf Verbesserung der Gesinnung, und zwar so, dafs das Wollen wahrhaft gut, d. h., so gut werde, um auch unter irdischen Hindernissen gut zu bleiben. Wer nur gut wäre, wenn ihm eine Körperlosigkeit, das Sterben des Irdischen, unmöglich machte, das Böse äusserlich auszuüben, dessen Gutes, dessen Tugend, wäre wahrhaftig der Rede nicht werth. Hr *L.* setzt noch hinzu: »Dafs seine (Jesu) Jünger ihn nicht verstanden, wenn er *so hohes* sprach, ist kein Beweis dagegen.« »*Wir, Wir* also verstünden das hohe besser? Und doch sollte das, was die Jünger nicht verstanden, ein *nothwendiges* Element des messianischen Glaubens gewesen seyn? und im Charakter des Judenthums *von Ur an* gelegen haben? Was sich doch ein Mystisirter des 19ten Jahrhunderts über die Jünger hinaus, Jesus besser zu verstehen, beredet? Und wo sprach denn Jesus *dergleichen* nothwendiges Hohes, so dafs es die Jünger nicht verstunden? Ja; die von den ästhetischen Schicksalsmännern unserer Jahrzehende auch auf Hrn. *L.* übergegangene »grosse tragische Schicksalsidee« dafs die gerechte Gottheit den Unschuldigen für den Schuldigen leiden lasse, damit sie selbst, oder das Gesetz, welches doch nur den Schuldigen gestraft will, versöhnt werde, wäre sie denn nicht, wo sie wäre, mehr ein weltgeschichtliches, Gottes unwürdiges Meinen, ein Uebertragen nicht des Guten, sondern des Leidenschaftlich menschlichen auf die Gottheit, ein Anthropopathismus und nicht einmal ein entschuldbarer Anthropomorphismus, weil der gute, Gott wohlgefällige Mensch selbst nicht so seyn darf? Hr. L. spricht S. 472. von einem *höhern* Bildungsgesetz weltgeschichtlicher *Ideen,* nach welchen diese Meinung seyn *müsse,* wenn man sie gleich nicht einmal in den Rabbinen finde.

S. 507. nennt es eine *tausendkünstlerische Geschicklichkeit, dafs Exegeten,* unter welche Rec. sich gerne mitgerechnet findet, dem Wort σημειον den uralten Besitz einer Wunderandeutung genommen haben. Vielmehr haben diese Tausendkünstler gezeigt, dafs σημειον, nicht mehr und nicht weniger als *Zeichen, signum,* bedeute und dafs in diesem Worte selbst das Wundersame nie und nirgends mit eingeschlossen sey. Ein *Wunder* kann *auch ein Zeichen* seyn, das heifst, etwas *anzudeuten* haben. Aber σημεια sind irgend *bedeutsame Dinge,* wunderbare oder nicht wunderbare, nur insofern sie *etwas zu bedeuten* haben und nur um dieses *Andeutens* willen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

N° 17. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Dr. Lücke Einleitung in das Evangelium Johannis etc.

(*Beschluss der in No. 16. abgebrochenen Recension.*)

Diesen Sprachgebrauch des so oft vorkommenden Worts σημεῖον können alle Exegeten, wenn sie Philologen sind, nicht ändern und nicht läugnen! — An einer andern Stelle, S. 520. u S. 535. ist selbst Hr. L nahe daran, ihn anzuerkennen, nimmt es aber doch, sobald er gegen eine Erklärung des Rec angeht, S. 539. wieder zurück. — Freygebig über Erwartung giebt S. 509. zu, dafs die Erzählungen von den Wundern Jesu *allzu wenig genau* seyen, *Lücken* haben u. dgl. Ist denn aber das ungenaue alsdann beweisend? Kann es von einem höhern Lehrer, oder gar von einem offenbaren Gott zum Beweisen bestimmt, und doch für die zu belehrende ungenau gelassen seyn? Folgen wir nicht blos unserm Eigendünkel, wenn wir das zu Kana Vollbrachte einer Wunderkraft zuschreiben, während der Evangelist selbst es ohne eine solche Andeutung erzählt. Freylich aber weifs man nur allzu oft da, wo man nur das Erzählte zu wissen sich bescheiden sollte, mehr als die Jünger selbst wufsten und erzählten. Und darauf sollen alsdann unerforschliche Wahrheiten gebaut werden? — Nach Seite 511. soll vollends »das Leben der Geschichte« zu betrachten seyn, als ein fortwährender Kampf zwischen den Gegensätzen der *Natur* und der *Gnade*. O heiliger Augustinus! Ist denn die ganze Natur nicht eben so von Gott, als die Gnade? *Die Natur* ringe, entdeckt uns Hr. L., *um der Gewalt der Gnade zu entgehen*, und die *Gnade* strebe unaufhörlich, *um die Natur von sich wegzustossen.*« Der eigentliche Grundirrthum der Gnostiker, als ob das Böse in der Natur läge. Hierauf meint Hr. L. die ganze Geschichte sey eine »Kette von Momenten, in denen das *Göttliche Mensch zu werden* und das Menschliche, durch Verklärung und Versöhnung, »in sich aufzunehmen trachte.« Der *ethische* Beschauer vielmehr sagt: das menschliche *Wollen* soll Gottes würdig werden. Dies ist das einfach wahre (flache? seichte?) der Erhebung des menschlichen Gemüths zum Göttlichen, und wahrhaftig auch das schwere; viel schwerer als das Abwarten, bis die Gnade die Natur überwältige.

In der Uebersetzung S. 523. wird 1,37 übergetragen: Dieser ist, von dem ich sagte: *Nach mir* kommt ein Mann, der mir *voran geworden ist; denn* Er war *eher*, als ich.« Ὀπίσω μου אַחֲרַי ist Zeitbezeichnung: *Später als ich* tritt auf . . ἔμπροσθέν μου γεγονε הָיָה לְפָנַי kann, nach der Sprache, nicht bedeuten: *voran* geworden, sondern entweder; er ist *geworden vor mir* = *coram me sc. mihi adspectabilis*, oder er ist mir *zuvorgekommen, vor mich hingekommen, weil* er *vorzüglicher* war als ich πρῶτος ist nicht *prior, eher*, sondern *primus*. πρωτος μου, *primus prae me*. Dies war der Messias, sogar gegen einen Johannes. — Nach S. 529. hat »Paulus bey Matth. 21, 12. die Bemerkungen der bessern Grammatiker über κολλυβιστης *unter einander geworfen*.« Kenner mögen, wenn sie es der Mühe werth achten, urtheilen, ob nicht des Rec. Commentar gerade an jener Stelle manche Terminologie des alten Wechselwesens so sachverständig erklärt hat, wie wenigstens er es anderswo nicht fand. Rec. machte die Vermuthung: κολλυβος sey *phoenizisch* = חוֹלֵף κολλυβιστης auch als phoenizisches Handelswort = חַלְּפוֹן *Umtauscher*. Hr. L. ist so gefällig, dies gelten zu lassen. Aber wie? Er führt aus Möris als *wichtige* Bemerkung an: αργυραμοιβοι· αττικως, κολλυβισται· ἑλληνικως. und fährt dann fort: »Daraus *schliessen wir* (Hr. L.) *nicht mit Unrecht*, was Paulus *vermuthet*, dafs das der κοινη gehörige Wort ursprünglich ein fremdes, wahrscheinlich ein phoenizisches gewesen.« So *zu schliessen*, hätte P. freylich eher *unrecht* gefunden; denn er kennt keine Maxime in der Sprachkunde, welche sagen könnte: Wenn ein Wort ἑλληνικως gebräuchlich, d. i. *dialecti communis* ist, so ist *zu schliessen*, dafs es ein fremdes sey. — S. 530. wird gleichsam übel genommen, dafs »Paulus *gewöhnlich schnell* mit einer rabbinischen Stelle *bey der Hand sey*.« Zugleich wird verlangt, er hätte auch eine rabbinische Stelle geben sollen dafür, dafs mancher, was er (an Tempelsteuer) im nächsten Monat vorher hätte zahlen sollen, wahrscheinlich auf den nächstfolgenden Monat, wo er zum Paschafest kam, aufgeschoben haben möge. Mufs man auch dafür Beweisstellen anführen, dafs schon vor 1800 Jahren mancher nicht baar bezahlt habe, wie jetzt a. 1821 auch? So ist's aber nun einmal. P. mag mit Beweisstellen schnell bey der Hand, oder nicht bey der Hand seyn. Er mufs im Lückeschen Werke, wo möglich, neckend herbeygezogen werden. — — Ueberhaupt spricht Hr. L. immer so, wie wenn nichts anderes als *Streit* unter den Schrifter-

klärern wäre. S. 533. Ob 11, 17. κατέφαγέ με oder καταφάγεταί με zu lesen sey, mache *doppelte* Schwierigkeit und habe *viel Streit unter den Exegeten erregt.* Wie die Stelle Ps. 69, 10. auf die Citation zu beziehen sey, diese Untersuchung habe *schon vielfachen Streit erregt.* Und so hundertmal Wenn Nichttheologen oder Angehende von so vielem und vielfachem Streit über Kleinigkeiten lesen oder hören, was müssen sie denken? Aber nur Hr. L. spricht immer von Streit, wo von nichts als von Verschiedenheit und Unentschiedenheit ruhiger Forscher die Rede seyn sollte. Und dann füllt Hr. L. eine, zwey, drey Seiten über dergleichen etwas, so, dafs am Ende doch auch wieder nichts entschieden ist.

Bey einer historischen Uebersetzung zu 11, 20. welche Hr. L. von Paulus annimmt, bemerkt Rec. mit Dank eine Berichtigung. Richtig nämlich hat S. 541. die Note angezeigt dafs S. 179. in Paulus Commentar nicht *Agrippa II.* sondern *Agrippa I.* zu lesen ist. Vgl *Usserii Annal. ad a. C. 42-44.*

Seite 543. soll man etwas sehr neues für die Schriftauslegungsmethode lernen. Es zeige sich nämlich bey 11, 22. ἐπίστευσαν etc. ein Glaubensact der Apostel, eine hermeneutische *Umwandlung* des *ursprünglich geschichtlichen,* daher begränzten Sinnes *in einen höheren,* in die Weite willkürlicher *Deutung auslaufenden anagogischen Sinn.«* Künstliche Worte, um zu behaupten, der Glaube dürfe vorher gesprochene Worte anders als der ursprüngliche, historische Sinn war, auslegen und dies gebe sodann — einen *höheren Sinn.* Solche hermeneutische Umwandlungen, setzt Hr. L. hinzu, erfolgen allerdings nach einem *höheren* Gesetz *des in den Glauben* (vielmehr: in das antihistorische Meinen) *und dessen Unendlichkeit sich gerne versenkenden Geistes* . . . . Das Beste und doch zugleich das inconsequenteste ist, dafs Hr. Lücke zugiebt, man habe den historischen Sinn dennoch zu suchen, aber . . *weit entfernt, seine höheren Deutungen zu vernichten.* Eben so machten es auch die alten Allegoristen, auch der Gnostiker Herakleon über das Johannes-Evangelium. Wie nun? Kann es also *zweyerley Sinn* geben, einen, der ursprünglich gedacht war? und einen, sogar höhern, den man — *in die Weite willkürlicher Deutung auslaufend* — nachher sich schafft? wenn sich *der Geist in die Unendlichkeit des Glaubens versenkt?* Welch ein Beytrag zur neuen Hermeneutik. Wenn die Mosleme erst den Koran so höher deuten lernen, was werden sie nicht alles noch heraus- oder hinein zu erklären befugt seyn. Und wer kann noch die Umwandlungen tadeln, welche die Neuplatoniker mit der ganzen Mythologie vornahmen, und wie Libanius dadurch bey Julian den Polytheismus rechtfertigte. Ihr Gemüth hatte sich

in die Unendlichkeit ihres Glaubens versenkt und war in die Weite willkürlicher Deutungen ausgelaufen, die man, wenn man auch den ursprünglich historischen Sinn erforscht, nicht vernichten darf. Die neue Hermeneutik wird nach allem diesem den Satz erneuern, dafs zweyerley Sinn anzunehmen sey, Einer, den der Redende dachte und sagte, und dann ein Höherer, den andere in ihn hineindenken. Der letztere Sinn müfste dann unendlich vielfach seyn, weil man keinem verbieten könnte, sich in seinen Glauben zu versenken und seinen eigenen höhern Sinn herauszuholen. So wird auch die alte Typick neu werden und in diese neue Theologie sich hineingestalten. *Glück auf!* — —

Noch eine Seite der *Methode* des Lückeschen Commentars, welche zu beurtheilen Rec. mit Rücksicht auf die jetzige theologische Bildung, dienlich erachtete, wäre zu beleuchten übrig — die *philosophische.* Hiezu mag *Eine* Erklärung von Hrn L. hinreichen. Nach S. 315. ist ihm *alle Philosophie* — »eine *freye, selbstständige Magd,* die sich, wie oft sie sich auch erhebe zur Alleinständigkeit, sich dennoch immer wieder *der Geschichte unterwerfen* müsse.« Giebt es denn nur Gegensätze? Muls *entweder* die Erfahrung *oder* das Selbstdenken *die Magd* seyn? Kann man des »*ancillari*« nicht los werden? Lasset euch nicht irre machen, Freunde der Religionswissenschaft! Die *Vernunft* (die selbsteigene Ueberzeugungskraft durch Ideen und allgemeine Begriffe) ist nicht Nichts in der Religionslehre; sie ist auch nicht liberal und servil zugleich. Aber auch die *Erfahrung* dessen, was als Gedanke oder That geschehen ist und geschieht, oder die Geschichte, welche dieses alles umfafst, ist nicht die Magd. Die menschlich-mögliche *Aletheia,* die durch unser und Anderer Ahnen und Denken, Versuchen und Erfahren sich selbst erhaltende *Wahrheitforschung* hat zu ebenbürtigen Töchtern *sowohl die Geschichte* oder gesammte Erfahrungkunde (zu welcher auch alles positive in der Religion, alles darin gedachte und geschehene gehört) *als* das Streben, durch Gesunddenken sich zu überzeugen, *Philo-Sophia.* Wo die beyden freyen Schwestern, unter Leitung der mit dem *Logos* gleichsam in einer unauflöslichen Syzygia verbundenen Mutter, gemeinschaftlich haushalten und überall zusammenwirkend, in Wechselwirkung den Erwerb redlich betreibend, von einander empfangen und einander mittheilen, da wird diese geistige Oekonomie so voll und reich an Wahrheiterkenntnifs, als es uns, den zu dieser Tellus gehörigen, durch dieses tellurische Daseyn sich einander mittheilenden Geistwesen, möglich ist.

Hr. Dr. Lücke schliefst seine gewifs recht *ausführliche* (ex-

egetische) Exegese über seinen Logos oder offenbaren Gott, S. 439. mit den Worten: »Vielleicht, dafs *Wir einst* von dieser »Auslegung sagen, was Augustin in seinen Retractationen von »seiner Erklärung der Gnosis: »»Darin ist *mehr gesucht*, als »»gefunden, vom Gefundenen *nur wenig bewiesen*, das andere so »»aufgestellt, als wäre es noch zu untersuchen.«« Oder vielmehr, was hindert, Augustins Worte *schon jetzt* zu den Unsrigen zu machen?« Wenn diese Bescheidenheit Ernst ist, warum so viele Anmafsung? — Mit Augustin aber, dem der biblischen Sprachen so sehr Unkundigen, und des einfachen historischen, populären Sinnes so sehr Unempfänglichen, Hrn. Dr. Lücke zu vergleichen, würde Rec. zu jeder Zeit für eine Ungerechtigkeit halten.

H. E. G. Paulus.

Monumenti Etruschi o di Etrusco Nome disegnati incisi illustrati e pubblicati dal Cavaliere FRANCESCO INGHIRAMI *). Alla Badia di Fiesole, dai torchi dell' Autore MDCCCXIX. (Bis jezt in vier Fascikeln 46 Kupfertafeln und 160 Seiten Text.)

Wir halten es für unsere Pflicht, alle Freunde der Kunst, wie des Alterthums auf das vorliegende Werk aufmerksam zu machen, das, wenn es seine Vollendung erreicht hat, gewifs alle ähnliche Werke weit hinter sich zurück lassen wird, man mag nun auf den Aufwand von Gelehrsamkeit und Kenntnissen, die der würdige Hr. Verf. hier zeigt, oder auf die Treue und Güte der Zeichnung wie des Stiches in den beygegebenen Tafeln sehen. Besonders, was das Letztere betrifft, glaubt Ref. getrost den Ausspruch wagen zu dürfen, dafs er unter den verschiedenen, bis jetzt vorhandenen Darstellungen von Alterthümern, welchem Volke sie auch immer angehören und von welcher Art

---

*) Aus *Volterra*, jezt *Custode* der Laurentianischen Bibliothek in Florenz, deren Oberaufseher der um die Griech. Literatur so verdiente *Francesco del Furia* ist. *Inghirami* hat seinem, in der Geschichte der Wissenschaften seit Jahrhunderten rühmlich bekannten Namen schon durch frühere Schriften Ehre gemacht, unter denen wir die gründliche Prüfung des so oft unzuverläfsigen und in den Kupfern nicht immer treuen Micalischen Buchs besonders auch deswegen auszeichnen, weil jene Schrift mit dem vorliegenden Werk in Verbindung steht und als Vorläuferin von diesem betrachtet werden kann. Der Titel ist *Osservazioni sopra i Monumenti Antichi uniti all' opera intitolata Italia avanti il dominio de' Romani. Lette nell' Aprile del* 1811 *in Firenze.*

sie nur immer seyn mögen, noch keine gefunden hat, die von Seiten der Treue in den mitgetheilten Gegenständen so sehr empfohlen zu werden verdienten. Eben so meisterhaft ist der Stich, eben so trefflich die Zeichnung. Auf eine überaus täuschende Art ist die natürliche Härte des Steins, des Erzes, des Thons, wie des Grünspans in dem Colorit nachgebildet; und dadurch schon zeichnet sich dies Werk vor allen andern bisher erschienenen aufs vortheilhafteste aus. Wenn es also von dieser Seite auf den ungetheiltesten Beyfall und die gröfste Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums den gerechtesten Anspruch machen kann, so kann es gleichen Beyfall, gleiche Aufmerksamkeit eben so sehr von seiner andern Seite, wir meinen seinen gelehrten Werth, fordern. Es ist zwar bis jetzt der geringste Theil des 2000 Seiten umfassenden Textes erschienen, aber die bis jetzt mitgetheilten Proben berechtigen zu den herrlichsten Erwartungen, und geben uns von dem Urtheil des Hrn. Verf., von seinem Kunstblick, wie von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit die triftigsten Beweise. Es wird diese Sammlung Etrurischer Denkmähler in 6 Bänden in grofs Quart (klein Folio) sechs verschiedene Abtheilungen enthalten: die erste Serie oder Abtheilung enthält die *Etrurischen Urnen*, die zweyte die *mystischen Spiegel (gli Specchi mistici)*, die dritte die *Etrurischen Bronze*, die vierte *Etrurische Gebäude*, die fünfte, die *gemalten thönernen Vasen*; die sechste endlich, soll *verschiedene* Monumente enthalten, theils etrurische, theils andere, wodurch die in jenen Abtheilungen gelieferten Etrurischen Denkmahle erläutert und verdeutlicht werden. Alle Abtheilungen zusammen sollen 600 Tafeln und 2000 Seiten Text enthalten; die Ausgabe des Werkes, wovon in Allem nur 300 Exemplare auf Real-Velin und 15 auf besserem Papier *(carta distinta)* abgezogen werden, geschieht Heftweise, so dafs nämlich jedes Heft aus den sechs verschiedenen Abtheilungen Darstellungen enthält mit einem nach denselben Abtheilungen fortlaufenden, beschreibenden Text. Der mäfsige Subscriptionspreis für ein jedes dieser Hefte, deren Anzahl auf 50 berechnet ist (vier sind bis jetzt erschienen) beträgt zwölf florentinische Liren (nicht völlig fünf Gulden), ohne Porto und Uebersendungskosten, die der Subscribent zu entrichten hat.

Wir fassen, der deutlicheren Uebersicht halber, das in den drey Heften bis jetzt Erschienene nach den einzelnen Abtheilungen zusammen, und gehen somit unmittelbar zur ersten Serie, *Urne Etrusche* über, von 8 Tafeln mit 52 Seiten Text, der aber nur die Erläuterung zu den drey ersten Tafeln und nicht einmal diese vollständig liefert. Taf. 1. zeigt in seiner natürlichen Farbe einen zu Volterra gefundenen Sarg von Tuff-

stein oder Alabaster, einem, wie bemerkt wird, leicht zu verarbeitenden und weichen Steine; den Deckel zu diesem, inwendig zum Aufbewahren der Asche des Gestorbenen ausgehöhlten Sarge bildete das Bildnifs des Verstorbenen, mit einer Inschrift, die seinen Namen und vielleicht noch andere, seinen Stand, Würde oder seinen Tod betreffende Umstände enthielt. Unser Verf. verbreitet sich hier mit Ausführlichkeit und Vollständigkeit über die Aufbewahrung und Auffindung solcher Grabesurnen und Grabessärge, er bemerkt, wie die Hauptfamilien im alten Etrurien eigentliche Todtenplätze, Hypogäen besafsen, worin ihre verstorbenen Angehörigen in solchen Grabesurnen ruheten, die in der schönsten Ordnung in einem Viereck beygesetzt waren. Ueber solche Souterrains verspricht Hr. Inghirami noch in der vierten Abtheilung (von den Etrurischen Gebäuden) eigene weitere Untersuchungen. — Auf Tafel II. sehen wir eine Graburne von gebrannter Erde, in dunkelrother Farbe, mit einem dachartigen Deckel, ebenfalls zu Volterra gefunden. Taf. III., ein Todtensarg, ähnlich dem auf der ersten Tafel gelieferten, von gröfserem Umfang und mit mehr Ausführung in den einzelnen Theilen Den Deckel bildete das Bild des Verstorbenen mit untergesetzter Inschrift in Etrurischen Charakteren An der Seite des Sarges sind Etrurische Geister mit langen Stäben und Hämmern, wie wir sie aus andern ähnlichen Darstellungen bey Micali kennen, dargestellt. Die Erklärung der übrigen Kupfertafeln fehlt; Taf. V. soll wohl eine Galathea seyn; dieselbe Vorstellung findet sich auch bey Micali Tav. XXV. Taf. VI. eine Seele verhüllt, die auf einem Wasserrofs den Inseln der Seeligen zueilt; Taf. VII., ebenfalls eine Seele auf einem Rofs, vor ihr der böse Genius, mit langen Ohren, Hörnern, schrecklicher Miene, und einem fürchterlichen Hammer in der Hand, hinter ihr zur Seite der gute Genius mit sanfter, bescheidener Miene - (auch bey Micali Tav. XXVI.) - Taf. VIII. eine ähnliche Vorstellung, nur dafs hier ein guter Genius, beflügelt, mit niedergesenkter Fackel das Rofs, worauf die Seele reitet, führt, der böse Genius, von schrecklichem Ansehen und schrecklicher Bewaffnung folgt hinter dem Rofs.

2te Abtheilung. Specchi mistici. 6 Tafeln und 32 Seiten Text, der jedoch blos über die beyden ersten Kupfertafeln sich erstreckt. Auf der ersten Tafel sehen wir ein bis jetzt unedirtes Gefäfs, auf welchem eine merkwürdige, beflügelte, mit einer eigenen Art von Haube versehene weibliche Person, dargestellt ist. Hr. Inghirami erklärt dieselbe und zwar aus triftigen Gründen für eine *Nemesis.* Die folgenden Tafeln stellen merkwürdige Pateren, Discus u. dergl. mehr, zum Theil mit Etrurischer Inschrift

versehen, auch, wie Tafel V. Messer, Stiften u. s. w. vor. Der Text enthält weitläufige Untersuchungen, die auch noch nicht beendigt sind, über den Discus, über die Pateren u. s. w. mit Anführung aller hierher gehörigen Meinungen anderer Gelehrten, als Beger, Millin und Andere, wie wir denn überhaupt bemerken müssen, daſs der Hr. Verf. eine groſse Kenntniſs und Belesenheit auch in der deutschen Literatur beweist, wovon die häufigen Anführungen deutscher Werke, besonders der Creuzerschen Symbolik hinreichendes Zeugniſs geben.

3te Abtheilung. Bronze. 4 Kupfertafeln und 32 S. Text, der nicht sowohl eine Erläuterung oder Beschreibung der Tafeln, als allgemeinere Untersuchungen über die Etrurischen Bronze in drey Capiteln enthält; das 1ste giebt Bemerkungen über die Etrurischen Münzen in Volterra; das 2te handelt vom Ursprung der Typen auf altrömischen Münzen, auf denen von Volterra und andern Städten; das dritte giebt Aufschlüsse über die Geschichte von Volterra in Verbindung mit den Münzen dieser Stadt. Taf. I. enthält eine merkwürdige Münze mit dem Doppelgesicht des Janus auf der einen Seite und einem Delphin nebst Etrurischer Inschrift auf der andern Seite. Taf. II. ein Dreyzack. Taf. IV. ein Merkurstab. Taf. V. einige wichtige alte Münzen.

4te Abtheilung. Edifici etruschi. 6 Kupfertafeln und 32 S. Text. Gleichfalls allgemeine Betrachtungen über die Etrurische Baukunst, mit besonderer Rücksichtsnahme auf Vitruvius. Von den beygefügten Kupfertafeln zeigt uns Taf. I. eine schöne Etrurisch-Dorische Säule mit ihrem Gebälke, wahrscheinlich von dem Tempel entlehnt, dessen Plan auf der Taf. V., und dessen Vorderseite auf Taf. VI. schön wiedergegeben ist.

5te Abtheilung. Vasi fittili dipinti. 6 Kupfertafeln und 32 S. Text, welcher die gelieferten Abbildungen erläutert, Taf. I. zeigt mehrere Fragmente von alten Töpferwerken zu Arezzo. Allein der feine richtige Geschmack, die Schönheit der Zeichnung, die Natürlichkeit der Darstellung die wir hier entdecken — man sehe z. B. nur den Krieger Nr. 3. dieser Tafel — zeigen uns hinlänglich, daſs, wenn nicht das Ganze Griechisches Werk, doch der Einfluſs Griechischer Kunst unverkennbar ist. Auch glaubt unser Hr. Verf. daſs die Etrurier zu Arezzo zu ihren feineren, besseren Kunstarbeiten Griechische Künstler gehabt hätten. — Taf. II., eine zu Arezzo gefundene Vase, jezt in der Grosherzoglichen Gallerie zu Florenz befindlich, von sehr feiner gebrannter Erde, mit einem glänzend schwarzen Firniſs überzogen, dabey sehr leicht. In der Zeichnung, welche auf dieser Vase sich findet, erkennt Hr. Inghirami eine Bacchantin, welche auf einem Stier reitet. Taf. III.

Zwey sehr schöne Vasen mit Gemälden und andern Verzierungen. Der Hr. Vrf. verbreitet sich in der Erklärung über den Acanthus, der als Blumenornament auf diesen Vasen vorkommt, und vergleicht sie mit einer Vase bey Passeri, welcher dieselbe für Hochzeitsvasen hält und die darauf befindlichen Vorstellungen für das Zurückziehen der Braut, — eine Deutung, die jedoch Hr. Inghirami bezweifelt. Der Raum dieser Blätter verstattet uns nicht, in die nähere Entwickelung und Ausführung der Gründe und Gegengründe einzugehen, zumahl, da wir in der Folge, wenn das ganze Werk vollendet worden, über die Grundsätze und Ansichten des Hr. Inghirami in einer weiteren Anzeige zu reden gedenken, was jetzt, da der Anfang des Werkes erst gegeben, billigerweise nicht möglich ist. — Taf. IV. enthält mehrere mysteriöse Vasen mit mysteriösen Vorstellungen; Nr. 1. ein eingehüllter Jüngling, ähnlich der auf Taf. III. Nr. 4 dargestellten, ganz verhüllten Figur; es steht dieser Ephebe vor einem Altar, wo er das in den Mysterien zu beobachtende Schweigen beschwören soll. Nr. 2. auf einer zu Arezzo gefundenen zerbrochenen Schaale, ein Mystagog, welcher die Epheben in die Mysterien einweihet, in seiner Hand trägt er einem langen Stab, vor ihm ist ein Altar aufgerichtet. Doch giebt Lanzi dieser Vase eine andere Erklärung. Nr. 6. eine Vase mit den beyden Vorstellungen Nr. 3. und 5., gleichfalls mysteriösen Inhalts, aber so unvollkommen und schlecht gemacht, dafs man sie nicht leicht erklären kann. Aus den Kronen, welche das Haupt dieser beyden, sichtbarlich männlichen Figuren bedecken, schliefst der Hr. Verf. auf Satyren, worauf er auch ihre abentheuerlichen Gesichter bezieht. Oder es sey ein Pan oder Paniscus, der auf zweyfache Weise vorgestellt sey. Taf. V. und VI. geben schöne Vasen mit den darauf befindlichen Vorstellungen.

Zu der *6ten Abtheilung*, welche aufser Etrurischen Werken vermischten Inhalts auch andere nicht Etrurische, jedoch zur Vergleichung u. Erläuterung auch der Ersteren dienende Werke enthält, fehlt bis jetzt der erläuternde Text. Der Kupfertafeln sind in allem 16, (Taf. A — S), sie zeigen aufser vielen Griechischen und Römischen Vorstellungen einige merkwürdige Etrurische Monumente, wie z. B. Taf. A. die Krieger, die wir auch bey Micali. Tav. XIV. und in verjüngtem Maafsstabe bey Bossi Gesch. von Italien vor Erbauung der Stadt Rom, übers. von Lindenfrost Taf. II., Nr. 5. 6. sehen, dann einige bemerkenswerthe Vorstellungen, ganz roh, der ältesten Kunstperiode angehörend, auf Taf. C. D. E. — Die Vorstellung Taf. I. Nr. 2. findet sich auch bey Micali Tav. XVII.

Wir sehen der Fortsetzung dieses Werkes, dessen Werth wir durch die gegebenen Proben hinlänglich bezeichnet zu haben glauben, mit Verlangen entgegen.

B.

Wratislawae Max. Commentatio de origine marchiae Braudenburgicae, scripsit JOHANN. GUILIELM. LÖBELL, Phil. Dr. A. L. M. MDCCCXX. 47 S. 8. 6 Ggr.

Diese Abhandlung ist von dem Hrn. Dr. Löbell dem Hrn. Regierungsrathe Prof. Raumer, dem (doch wohl erst zukünftigen) Geschichtschreiber der Hohenstaufen gewidmet.

Bey dem Streite, der wegen der Art der Erwerbung der Mark Brandenburg durch Albrecht den Bären geführt worden ist, in dem einige Schriftsteller annehmen, Albrecht habe dieses Land durch Eroberung, andere, er habe es durch Erbschaft an sich gebracht, sucht der Verfasser durch seine Abhandlung diese Frage für die Erwerbung durch Erbschaft zu entscheiden. Was nun die ganze Abhandlung betrifft, so geht aus derselben wohl hervor, dafs sich Hr. Löbell bemühet hat, sich zu unterrichten, allein, dafs er noch weit entfernt davon ist, diesen Gegenstand auch nur mit der gehörigen Kenntnifs behandelt zu haben. Hierzu kommt, dafs bey durchaus bemerklichem Mangel an historischer Kritik, welche bey einem Gegenstande dieser Art ganz vorzüglich erfordert wird, des Vfs. Werk mehr als ein geschichtlicher Uebungsversuch anzusehen ist, der, da er so ganz schwach ausgefallen, lieber hätte ungedruckt bleiben können, indem der Titel doch wahrlich mehr erwarten läfst, als wir geleistet finden. Ueberdem verräth die Art des Tones, in welchem dieses Schriftchen abgefafst ist, nicht eben viel von der Bescheidenheit eines jungen Mannes, der doch wahrlich hier nicht gezeigt hat, dafs er Kenntnisse und Urtheilskraft besitze, wie sofort bewiesen werden wird.

Nachdem der Vf gesagt hat, dafs nicht das Alter der Zeiten, sondern der Mangel an Nachrichten die Geschichte Brandenburgs verdunkle, führt er die beyden bekannten Stellen aus dem Maderschen Fragmente bey Leibnitz s. v. B. II. p. 19. und aus des Pulkawa Chronik bey *Dobner Mon. hist. Bohem. III. p. 167.* an, welche letztere aus einer Brandenburgischen Chronik von Pulkawa abgeschrieben ist, sagt, dafs Balbinus schon diese Stelle gekannt habe, und auch Brotuff. Alsdann

führt er die neueren Schriftsteller an, welche diesem gefolgt sind, nach diesen, die, welche die entgegengesetzte Meinung annehmen.

Zuerst müssen wir bemerken, dafs die Stimme, wenn auch sonst bedeutender Geschichtsforscher, welche sich nur im Allgemeinen mit Teutscher oder selbst Brandenburgischer Geschichte beschäftigten, nicht von dem Gewichte ist, wie derer, welche gerade diesen Punct besonders bey ihren Forschungen berücksichtigten. Ueberhaupt *zählt* man die Stimmen in der Geschichte nicht, so nicht, als man sie *wiegt*.

Der gründlichste Kenner der Brandenburgischen Geschichte war ohne Zweifel Gerken. Das Zeugnifs dieses Mannes gilt in dieser Angelegenheit mehr, als das aller der übrigen genannten, insofern nicht besondere Untersuchung desselben Gegenstandes sie beschäftigte.

Hier aber vermifst man nun schon die Berücksichtigung eines Werkes, welches reich an gründlichen Untersuchungen über die Geschichte Albrechts des Bären bey einer Abhandlung über den Ursprung der Mark Brandenburg ganz unentbehrlich ist, wenn man nicht alles, was in demselben mühsam erforscht worden ist, nochmals unnützer Weise selbst erforschen will.

August von Wersebe hat in seinem vortrefflichen Werke über die Niederländischen Colonien im nördlichen Teutschlande mit siegender und überzeugender Gründlichkeit die Sache Gerkens gegen die erbliche Erwerbung Brandenburgs, man kann sagen, so gut, als es jetzt möglich ist, erwiesen. Gerade diesen Schriftsteller, nächst Gerken den wichtigsten, der den Ursprung der Mark Brandenburg erörterte, kennt der Verf. gar nicht, was uns um so mehr leid thut, weil zu vermuthen gewesen wäre, er würde seine Abhandlung dann nicht haben drucken lassen.

Wir gehen nun zu den Angaben über, mit welchen der Verf. die Meinung der Schriftsteller zu widerlegen glaubt, welche für die Erwerbung Brandenburgs durch Eroberung stimmten. Er will aus dem *Stillschweigen der Zeitgenossen* nichts schliessen lassen, weil diese selten Brandenburgs erwähnten. Allein hätte der Verfasser die Zeitgenossen, oder die, welche nicht eben lange nach der Eroberung Brandenburgs schrieben, nachgesehen, so würde er mehreres haben finden können, was wir hier nicht anführen, da es schon von andern Schriftstellern über Brandenburg angeführt ist. Uebrigens ist das Stillschweigen der Zeitgenossen von der Zeit der Erwerbung der Mark durch Erbschaft wichtig genug, da sie sehr ungewöhnlich war. Hören wir nun, wie der Verf. sagt: Sind denn die Dinge, welche Gerken aus Urkunden zuerst ans Licht gebracht

hat, weniger wahr, weil die gleichzeitigen Geschichtschreiber davon schweigen? So erstaunen wir billig über ein so flaches Gerede. Denn wenn Urkunden zeugen, die gleichzeitig sind, so können wir etwas Gewisses auch von Dingen wissen, welche die Schriftsteller nicht erzählten, aber nicht wenn Urkunden *mit* den Schriftstellern schweigen. Man sollte vermuthen, der Vf. brächte Urkunden für seine Sache an, was doch nicht geschieht, und ist gar keine logische Ordnung in diesem Satze.

Gegen die Erwerbung durch Erblichkeit spricht ferner, daſs die Zeugnisse, welche von ihr Nachricht geben, zu *neu* sind. Dagegen setzt nun der Vf. jene beyden oben angeführten Stellen des Maderschen Bruchstücks und der Brandenburgischen Chronik im Pulkawa.

Schon Gerken glaubte, das Madersche Bruchstück wäre erst im 15ten Jahrhunderte verfertigt, sagte auch, er sey bereit, das zu beweisen, beweist es aber nicht. Das weiſs der Vf, und er meint nun, weil Mader und Leibnitz nichts davon bemerkt hätten, so beweise Gerkens Angabe nichts. Allein Gerkens Zeugniſs ist an sich schon wichtiger in dieser Sache, als das jener Männer, und wirklich hat auch Leibnitz in der Vorrede zum zweiten Theile seiner *Scr. rer. Br.* selbst gesehen, daſs jenes Bruchstück so grosse Irrthümer enthalte, welche er auch anführt, und die hinlänglich beweisen, daſs nur ein, gerade in der Geschichte der Zeit Albrechts des Bären sehr unwissender Mönch, aus spätern Jahrhunderten, Verfasser dieses Bruchstücks seyn könne. Uebrigens reicht dasselbe bis *1278*, ist also in *keinem* Falle als gleichzeitig mit Albrecht anzunehmen, was doch Dr Loebell hätte beweisen müssen, wenn das Zeugniſs desselben etwas gelten sollte.

Es giebt aber Dr. Loebell gewissermaſsen selbst zu, daſs das Bruchstück nicht zum Beweise hinreiche, und stüzt sich auf das Zeugniſs der Brandenburgischen Chronik im Pulkawa, weshalb wir nun diesen Grund besonders erörtern müssen.

Er sagt, Kaiser Karl IV. habe die Brandenburgische Chronik dem Pulkawa gegeben. Das vermuthet Dobner, hat es aber nicht bewiesen. Doch mag es wahr seyn. Wenn nun der Verf. weiter behauptet, Karl sey *judex harum rerum haud imperitus* gewesen, so thut er doch den geschichtlichen Kenntnissen Karls zu viel Ehre an, wie jeder schon aus der goldenen Bulle weiſs. Der Verfasser der Brandenburgischen Chronik, die Pulkawa benutzt hat, lebte frühestens *nach* dem Abgange der Ascanier in Brandenburg, denn er redet von dem Tode Waldemars und von den nach dem Aussterben der Ascanier in den Marken entstandenen Unruhen. Viel älter als Pulkawa selbst kann also auch der Verfasser der Brandenbur-

gischen Chronik nicht seyn. In jedem Falle lebte er wenigstens über 150 Jahre nach der Eroberung Brandenburgs durch Albrecht, obgleich er auch wohl über 200 Jahre nach derselben gelebt haben kann.

Was nun den Pulkawa, der die Brandenburgische Chronik benützt hat, anbetrifft, so wird gewifs Niemand behaupten, dafs er die frühere Geschichte, selbst seines Volkes, mit Kritik behandelt habe, ja Dobner selbst hat bewiesen, wie wenig sogar in wichtigen und bedeutenden Dingen in der spätern Böhmischen Geschichte dem Pulkawa zu trauen sey. (Untersuchung, wann das Land Mähren ein Markgrafthum geworden. Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, 2 B.); betrachten wir indessen die angeführte Stelle aus der Brandenburgischen Chronik selbst etwas genauer, so werden wir sehen, dafs der Verfasser ein höchst unwissender und nachlässiger Schreiber war.

Er sagt, *1156* wäre Pribislaus oder Heinrich gestorben. Den erstgebornen Sohn Albrechts des Baren, habe er aus der Taufe gehoben, und ihm das Land Zeuche, mittäglich von der Havel geschenkt. Dann fährt er etwas weiter unten fort: In diesem Jahre nämlich *1157 III. id. Junii idem Albertus Ottonem genuit, quem Pribislaus de sacro fonte levaverat ut praefertur.* Dafs hier nicht die Rede seyn könne, von einem andern Jahre, zeigt die gerade vorher angegebene Eroberung Brandenburgs, welche nach dem einstimmigen Zeugnisse bewährter Schriftsteller in diese Zeit wirklich fällt, in welche sie von dem Chronisten gesetzt wird. Dafs Otto damals schon erwachsen war, weifs auch Hr. Loebell und meint S. 32., es sey wahrscheinlich Pribislaus vor *1131*, als Albrecht noch Besitzer der Lausitz war, mit diesem in freundschaftliche Verbindung getreten. Doch zeigt er gar keinen weitern Grund an, als den, weil Albrecht in dessen Nachbarschaft gewesen und doch das Factum von der Pathenschaft des Pribislaus wahr seyn müsse, was wir aber nicht als bewiesen annehmen können. Wenn aber die Schuld der Verwechslung der Zeiten und Jahre S. 27. auf den Pulkawa geschoben wird, so geschieht das wieder ohne Grund. Wenn auch Pulkawa nicht kritisch verfuhr, so ist doch das, was der Verf dazu machen möchte, kein Beweis dafür: Pulkawa, sagt er, habe vom Jahre *1100* bis *1157* nichts aus der Brandenburgischen Chronik angeführt. Hieraus folgt noch nicht, dafs er die Jahre verwechselt. Ferner führt er die Worte der Brandenburgischen Chronik fortlaufend an und fährt mit seinen Nachrichten zum Jahre *1157* erst nach Beendigung jener für *1156* fort.

Nun sucht Hr. Loebell den Glauben an die Brandenbur-

gische Chronik wieder anders zu retten, indem er S. 28. sagt: Er habe auch nichts dagegen, wenn man die Geburt Otto's II. des Sohnes von Otto I. hier verstehen wollte. Allein damit fällt wieder alles zusammen, was S. 32. von der Taufe Otto's I. und deren Möglichkeit und von der Glaubwürdigkeit der Anwesenheit des Pribislaus gesagt wird.

Uebrigens widerspricht der Chronist dem auch dadurch, indem er sagt, es habe Albrecht noch mehr Söhne gehabt, welche er nun anführt.

Es kommen gleich darauf noch mehr Widersprüche in dem Chronisten vor, indem er anfangs den Albert ganz richtig einen Sohn Otto's und der Filika nennt, und doch zuletzt sagt, nachdem er Alberts Kinder aufgezählt hat; diese zeugte er mit der Filika, seiner vorhergenannten Gemahlin, während doch diese seine Mutter war, und Albrechts Gemahlin Irmgard hiefs. Damit noch nicht genug, sehen wir, wie der Chronist am angeführten Orte sagt, es habe mit Hülfe der Bischofswiege von Brandenburg der Pribislaus die *Canonicos Beati Petri, ordinis Prämonstratensis* aus Loczeke zuerst nach Brandenburg gerufen. Es findet sich nun aber leider der Stiftungsbrief des Domcapitels zu Brandenburg, noch bey Gerken in dessen Brandenburgischer Stiftshistorie vor, der ihn aus dem Originale hat abdrucken lassen. Aus diesem geht hervor, dafs die Stiftung erst *1161* vom Bischofe Wilmar geschah, der ausdrücklich sagt: *urbs enim praenominata (Brandenburg) fere usque ad nostra tempora a paganis possessa et idolorum cultura incesta fuit, at Deo adjuvante et magno Christianorum labore et multa sanguinis effusione nobilorum in possessionem Christianorum rediit.* Jener fügt ausdrücklich hinzu unter Bischof Utger wäre das Nach-Diaconat: *sede cathedrali Brandenburg nondum suos habente canonicos, ob paganorum importunitatem,* nach Lietzkau verlegt worden.

Wie wir weiter sehen werden, will nun Hr. D. Loebell gar nicht, dafs Pribislaus erst *1156* gestorben wäre, so mag er denn sehen, wie dieser Fürst habe können von Lietzkau Prämonstratenser nach Brandenburg rufen, da auch das Kloster zu Lietzkau erst *1155* gestiftet worden ist, wie die Urkunde bey Buchholz Brandenb. Gesch. I., S. 401. zeigt, und bey Beckmann Anhalt. Gesch, T 1. p. 504.; wobei Markgraf Otto schon als Zeuge vorkommt. Von einem Herzoge der Polen, Jazko, der nach dem Chronisten Brandenburg eingenommen haben soll, wissen die Polen auch nichts, so wenig als die deutschen Zeitgenossen. Auf das Zeugnifs eines Chronisten des 14ten Jahrhunderts, der so ungereimte Sachen schreibt, gründet D. Loebell seinen Hauptbeweis. Hier müssen wir noch bemerken, dafs wir ganz mit Buchholz der Meinung sind, dafs der

Chronist im Pulkawa, und der Verfasser des Fragments bey Mader entweder einerley Quellen gehabt oder einander abgeschrieben haben, denn augenscheinlich hat der Verfasser des Fragments nur jenes Werk abgekürzt, weshalb Hr. Loebell S. 20 nicht so voreilig hätte sagen sollen *Buchholzius pro more suo omnia misere miscens temere contendit Pulkawam atque ac Protussium hausisse en Chronico Maderiano.* Wenn gleich Buchholz nicht viel von historischer Kritik verstanden haben mag, so sollte ihm dieser Vorwurf doch von Niemanden gemacht werden, als von dem der selbst kritisch verfährt.

Wir gehen weiter zu des Verfassers versuchter Widerlegung des 3ten Grundes gegen die Erblichkeit der Erwerbung Brandenburgs. Er sucht zu zeigen, das Stillschweigen Helmolds beweise nichts, und sagt: Helmold erwähne erst bey dem Jahre *1162* die Eroberung einiger slavischen Lander durch Albrecht und wenn man die Stelle recht ansehe, so werde man finden, er bezeichne nicht Kriege, mit welchen die Macht Albrechts in diesen Gegenden begonnen habe, sondern nur die, durch welche sie vermehrt worden sey.

Zuerst bemerken wir, dafs Hr. D. L. den Helmold nicht genau kennt, denn sonst würde er wissen, dafs dieser Schriftsteller zwar im Ganzen genommen die Ereignisse der Reihe nach erzählt, allein die der einzelnen Jahre nicht so genau berücksichtigt, wie andere Chronisten, welche die Erzählung mit jedem Jahre ganz abreissen. So mufs er natürlich Manches, was in anderen Gegenden gleichzeitig geschah, noch haben, und das thut er in der angeführten Stelle (1, 88). Er sagt auch nur, ohne ein Jahr genau anzugeben, *in illo tempore* und wenn er das nach erzählten Ereignissen des Jahres *1162* thut, so mufste der auch nur wenig aufmerksame Leser doch gleich sehen, dafs die Eroberung und Bändigung der Slaven und die Einführung fremder Anbauer nicht in dem Zeitraume eines Jahres bewirkt werden konnte

Ferner sehen wir, dafs Hr. L. die Stelle des Helmold, von der gesprochen wird, selbst nicht genau angesehen hat, weil er sonst bemerkt haben würde, dafs Helmold ausdrücklich sagt: Albert habe das Land der Brizaner, Roderaner und vieler Völker an der Havel und Elbe *erobert* und die von ihnen, welche aufrührerisch waren, gebändigt *(sub jugum misit, et infrenavit rebellos eorum.)* Also unterscheidet Helmold ausdrücklich die Eroberung selbst von der Erhaltung des Landes im Besitze Albrechts. Freylich hat D. L. unrecht oben zu sagen, Helmold rede nicht von dem Anfange der Macht Albrechts auf dem rechten Elbufer, sondern nur von der Vergrösserung derselben.

Das Stillschweigen Helmolds von der Erbschaft ist also al-

lerdings wichtig, denn, wenn auch wirklich Brandenburgs nicht ausdrücklich von ihm Erwähnung geschieht, so nennt er doch das Land der Roderaner und dazu noch vieler anderer Völker und Brandenburg lag im Lande der Roderaner oder Haveller; das weifs jeder, der die Geschichte der Mark Brandenburg unter Albrecht kennt.

Der Verfasser sucht nun 4tens zu zeigen, dafs das Stillschweigen Helmolds über das Testament des Pribislaus, von dem er so mancherley erzählt, nichts gegen die von ihm angenommene Meinung beweise, weil der Pribislaus in Brandenburg, nicht der sey, von dem Helmold rede. Hier hat der Verf. recht. Ueberhaupt mufs Recensent bemerken, dafs die Brandenburgischen Geschichtschreiber mit Unrecht annehmen, dafs Pribislaus der Neffe des Heinrich und Enkel Gotschalks in Brandenburg geherrscht habe.

Pribislaus, wie man aus Helmold sieht, hatte, nach dem er mit Niclas das Reich über die Slaven in Mecklenburg und Wagrien getheilt hatte, Wagrien inne. Er wurde *1139* in Lübek von den Rügiern überfallen, lebte aber noch lange nachher *(1155)* in Abhängigkeit von den Grafen in Holstein, als Häuptling eines slavischen Ländchens in Wagrien, wie wir dergleichen Häuptlinge mehrere in Wagrien finden. Er war früher ein grofser Feind der Christen, allein später, als ihn Helmold sah, war er milder, durch das Unglück gebeugt, obgleich noch Heide. Es hätte D. L. S. 24. nicht zweifeln sollen, dafs dieser Pribislaus, von dem Helmold (1, 82.) redet, derselbe sey, von dem er früher gesprochen hat. Helmold selbst unterscheidet sehr deutlich den andern Pribislaus, den Sohn des Niclas, der später mit Heinrich dem Löwen in freundschaftlichen Verhältnissen war, so dafs dieser dem Sohne desselben Borwin seine Tochter zur Ehe gab, obgleich dieser Pribislaus, Niclas Sohn, früher auch ein grofser Feind des Christenthums gewesen war.

Nun aber glaubt Hr. L., der Pribislaus, der Brandenburg besessen habe, sey nach dem Zeugnisse im Pulkawa von seinem Vater her erblicher Besitzer von Brandenburg, und ein Sohn des Meinfried gewesen, dessen der *Chronographus Saxo anno 1127* erwähnt. Beweise? — Antwort: es ist wahrscheinlich, weil Pulkawas Chronik von Brandenburg, des Pribislaus Vater zum Besitzer von Brandenburg macht und Meinfried bis *1127* Brandenburg besafs!!! Wir übergehen die übrigen Gründe gegen die Erblichkeit der Erwerbung, da sie von dem Verf. leicht konnten beseitigt werden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Nro. 18. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Loebell Commentatio de origine Marchiae Brandenburgicae.

(Beschlufs.)

Nun aber wollen wir weiter sehen, wie D. L. seine Sache unterstützt. Er ruft Urkunden herbey, nach welchen sich Albert *1142*, oder gewifs *1144* Markgraf von Brandenburg genannt haben soll. Das spräche wieder gegen die Brandenburgische Chronik. Allein dafs Albrecht sich in keiner unzweifelbar ächten Urkunde vor *1156* einen Markgrafen von Brandenburg genannt hat, ist von Wersebe in dem angeführten Werk. 2 Band. S. 525 und 537. Anmerk. 88. dargethan worden.

Zugleich zeigt Wersebe, ob er gleich die Stelle des Pulkawa im Anfange nicht recht gelesen; dafs die Widersprüche der Zeugen für die Erblichkeit und deren späteres Alter hinlänglich bewiesen, und auf schwachem Grunde die Beweise der Neuern für dieselben ruhen. Wir wollen auf dieses Werk verwiesen haben, um nicht noch mehr über den Streit selbst sagen zu müssen. Es wird nun S. 35. immer klarer, dafs Dr. Loebell gar keine Idee von kritischer Forschung hat. Er sagt zwar S. 25. davon etwas, allein indem er dort die Zeugnisse eines Brotuff, Jobst, Gercarus verwirft, führt er S. 35. die Lüneburgische Chronik bey Eccard, die des Batho, wie früher den Brotuff und Jobst für sich an. Wenn der Verf. nur diese Schrifsteller ordentlich gelesen hätte, so würde er gesehen haben, dafs ihr Zeugnifs, ausser, wenn sie sich auf namentliche Schriftsteller früherer Zeit berufen, für die Zeit Albrechts des Bären gar nichts gelten kann. Die abgeschmacktesten Lügen stehen im Brotuff, Batho, in der Lüneburgischen Chronik und bey den übrigen Schriftstellern des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Schon ihre eigenen Widersprüche und ihre Zeugnisse selbst geben den sichersten Beweis von ihrer Unsicherheit. Batho will, der Wende habe mit dem Bischofe Wichmann von Magdeburg dem Albrecht Brandenburg abgenommen, und Albrecht dasselbe wiedererobert, die Lüneburgische Chronik sagt, Wichmann habe Albrecht geholfen gegen die Wenden, Batho macht den Pribislaus oder Heinrich gar zum Markgrafen von Brandenburg und als der Kaiser Konrad sich mit dem Herzog Hein-

rich dem Löwen 1152 versöhnt hätte, wäre von dem auf Albrecht erzürnten Kaiser diesem Brandenburg gegeben worden. So werden auch die Zeugnisse aufgeführt, die Lüneburgische Chronik mit dem *Chronico montis Sereni*, die des Batho mit *Hermann Corner*, *Chronicon Pigawense*, *Stederburgense*, *Alberici* und dem *Chronographus Saxo* im bunten Gemisch und dazu gesagt, *non per vanam ostentationem haec testimonia a me congesta sunt.* Das glauben wir gar gerne, indem dadurch der Vf seine Unkunde in der Brandenburgischen Geschichte zeigt *more suo (ut Bucholzius) omnia misere miscens.* Brotuff hat in seiner Anhaltschen Chronik die Wappen von allen nie vorhanden gewesenen Fürsten von Anhalt von dem 5ten Jahrhundert herauf.

Das Zeugnifs des Kurfürsten Friedrich II. für die Erbschaft gilt auch nichts, da wir Urkunden genug haben, welche die Bestätigung erweislich falscher Urkunden enthalten

S 19. wirft der Verf dem Gerken vor, er habe den Pulkawa nicht gebraucht. Nach dem Zusammenhange geht der Vorwurf auf Gerkens Staatshistorie von Brandenburg, in welcher er das Madersche Fragment für ein Fragment für ein Werk des 15ten Jahrhunderts erklärt. Allein Dobner sagt bey der Herausgabe des Pulkawa *Mon. Boh. T. III. p. 71. Optassem vero ut ill. vir Gerken . . . praesens Chronicon ad manus habuisset, procul dubio vernaculam historiam Episcopatus Brandenburgensis multum illustrare potuisset.* Gerken gab sein Buch früher heraus, als Dobner den Pulkawa und wenn weiter S 19. 34. 36. von dem Gerken so wegwerfend gesprochen und ihm ein Vorwurf daraus gemacht wird, dafs er die Lüneburgische Chronik und den Batho mit ihren Zeugnissen nicht berücksichtigte so sollte doch der Verf bedenken, dafs eben Gerken wie Gerken forscht und nicht wie der Dr. Loebell.

Noch müssen wir bemerken, dafs die Stelle (Helm. 1, 65) in welcher wir die Vasallen Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären sagen hören, *nonne terra, quam devastamus terra nostra est?* u. s. w. von Hrn. Dr. Loebell mit vielem Unrecht angeführt wird, um die erbliche Erlangung *Brandenburgs* durch ein Testament zu beweisen; wie er ausdrücklich sagt. Der Verf. weifs gar nicht, wie es scheint, wo die Heere damals standen, und gegen welche Völker der Zug ging, und von welchem Lande die Rede ist. Das Schlofs Dobin lag gewifs nicht in der Mark. Der Zug ging nach Meklenburg, wie er aus Helmold sehr deutlich hätte sehen können.

Ferner sagten die Vasallen das darum, weil sie gewöhnlich die Slaven schonten, um sie zinspflichtig zu machen, und weil ihnen zur Belohnung Landstriche von ihren Lehnherren in den eroberten Ländern eingeräumt zu werden pflegten. Ba-

her ist die Stelle, die das erläutert, merkwürdig. Helm. I, 56. sagt: die Holsteiner hätten aus Rache in Abwesenheit ihres Grafen Adolph Wagrien zur Wüste gemacht, und *bellum perutile* geführt, denn, setzt er hinzu. *Principes, Slavos servare solent, tributis suis augmentandis.*

Ueberhaupt, wenn selbst die Zeugnisse für die erbliche Erwerbung Brandenburgs nicht so verwerflich wären, wie sie es sind, so würde doch in jedem Falle dadurch nichts weiter bewiesen werden, als dafs nur der kleine Landesstrich südlich der Havel und vielleicht die Stadt Brandenburg selbst so an Albrecht gekommen wären, was im Ganzen unbedeutend ist, gegen dessen übrige Eroberungen und nur durch den Besitz Brandenburgs wichtig geworden wäre, das er ja doch nachher erobern mufste.

Das sey genug über einen nicht uninteressanten Gegenstand, welchen zu erörtern die Abhandlung des Dr. Löbell hier Veranlassung gab.

Dem Vf. rufen wir seine eigenen Worte S. 25. zu: *Hujus loci tandem erat adhibere severam illam κρισιν, spernere recentiores et discernere quae apud vetustiores leguntur.*

Ee.

Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. v. Herder gesammelt und beschrieben von Marie Caroline v. Herder, geb. Flachsland. — Herausgegeben durch Johann Georg Müller, Doctor der Theologie und Professor zu Schaffhausen, zwey Theile, Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1820. gr. 8. 9 fl.

»Blos eine einfache schlichte Erzählung von Herders Lebensumständen, will das Buch seyn«: mit *den* Worten kündigt der würdige Herausgeber in der Vorrede diese Erinnerungen an. So also und nicht anders, darf man die Darstellung des Lebens eines der edelsten Männer betrachten, welcher dem vergangenen und dem gegenwärtigen Jahrhundert angehört. Nicht über den Gang der Studien Herders will die vorliegende Schrift uns belehren; nicht darstellen: wie sein Talent sich so vielseitig entfaltet, wie es sich verbreitet hat über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens und Erkennens. — Jedoch, *darauf* hätten wir auch, ohne ein solches Vorwort, bey *dieser* Zeichnung kaum rechnen dürfen, da eine Frau, die trefliche Gattin Herders, diese Umrisse seines Lebens uns überliefert hat, als ein Denkmal liebevoller Schätzung und treuen An-

gedenkens. Was wir aber erwarten dürften von der vertrauten Freundin des zu früh Geschiedenen, von der gebildeten, gefühlvollen Geistesverwandtin, von der liebevollen Gattin, die mit Einsicht und Wärme H. und die Schöpfungen seines Geistes auffaſste und begrif, die ihn oft mit mildem Sinne zur milderen Darstellung seiner Gedanken und Gefühle leitete — *das* finden wir in den vorliegenden Erinnerungen.

Die Wittwe Herder übergab nach ihres Gatten Tode, was sie mit Sorgfalt zur Darstellung seines Lebens gesammelt und aufgezeichnet hatte im Jahr 1807 als Materialien zu einer Biographie des Verstorbenen, den beiden Brüdern Johannes und J. G. Müller. Der Erstere starb, ehe die Herausgabe erfolgen konnte, im May 1809; auch die Verfasserin, eine der Edelsten ihres Geschlechts, folgte im Herbste desselben Jahrs ihrem vorangegangenen Gatten; und so lag dem noch übrig gebliebenen Freunde die Herausgabe der Handschrift ob. Er hat das ihm Vertraute geachtet; nur mit leiser Hand hie und da das Unvollendete vollendet, in manchen Stellen dem Gemälde einige Züge aus dem was ihm übergeben ward, und aus seiner Erinnerung hinzugefügt, ohne ihm jedoch irgend etwas von der Zartheit und Eigenthümlichkeit zu rauben, womit die trauernde Wittwe dasselbe treu und liebend entworfen. Wo Berichtigung und Erläuterung nöthig wurde, ist das zu Erläuternde und zu Berichtigende in Anmerkungen hinzugefügt von des Herausgebers Hand; auch sind einzelne Lücken in der Handschrift der Wittwe Herder, aus den vorgefundenen Materialien von ihm, gewiſs zur Befriedigung jedes Lesers, ergänzt worden.

Das Leben Herders zerfällt in folgende Abschnitte. *Erster Theil — Jugendgeschichte.* J G. Herder in einer »dunkeln Mittelmässigkeit« am 25sten August 1744 geboren zu Mohrungen in Preuſsen, wo sein Vater ein kleines Schulamt bekleidete, erhielt eine Erziehung, wie die beschränkte Lage der rechtlichen Eltern sie gestattete und seine erste wissenschaftliche Bildung in der dortigen Schule, wo er, wenn auch weniger als seine Zeitgenossen, die Härte des damaligen Unterrichts empfand. Seinen besseren Stunden aus *den* Jahren hat er das Gedicht gewidmet: »Flieht ihr meine Jugendträume« etc.

— *Aufenthalt zu Königsberg.* Als Famulus eines Predigers in seiner Vaterstadt durch unwürdige Behandlung niedergedrückt, und dabey verurtheilt: die ascetischen Schriften des Mannes abzuschreiben, den er als Wohlthäter ansehen sollte aber nicht konnte, war er mit Zustimmung der Eltern einem Regimentschirurg nach Königsberg gefolgt, um sich dort zum Wundarzt zu bilden. Nach der ersten Section, der er beyzu-

wohnen hatte, dieser Bestimmung entsagend, entschloſs sich H. Academiker zu K. zu werden, mit einem Vermögen von — wenigen Thalern. Um auf die Unterstützung der Eltern nicht ansprechen zu dürfen; erhielt er sich bey der äussersten Mässigkeit von kleinen litterarischen Arbeiten; dann (1763) durch eine Anstellung als Lehrer am Colleg. Friedericiano, und als ihm diese Stelle, durch die, in der Anstalt herrschende Frömmeley verleidet ward, durch ein Stipendium aus seiner Vaterstadt. Sein einfaches Leben fand Erheiterung durch treue Freundschaft und diese erhielt Würze durch gemeinschaftliche litterarische Genüsse. Kant war Herders Lehrer und wechselseitige Achtung ward begründet. — *Schullehrer und Predigtamt zu Riga.* Der Ruf zu der Schullehrerstelle kam im Jahr 1764 dem zwanzigjährigen Jünglinge, und entzog ihn der damals so drückenden Preussischen Militairpflicht, welche so wenig seinem aufstrebenden Geiste zusagte, als seinem zarten Körperbau. Die Jahre in Riga (vom Ende 1764 bis zum Mai 1769) achtete er immer als die glücklichsten seines Lebens. Freundschaft und Achtung, die er dort fand, ächter Gemeinsinn und altbürgerliche Verfassung (Reste der Hanseatischen Zeit) welche im öffentlichen Leben herrschten; in den Familienkreisen Anhänglichkeit, herzliche Biederkeit und treues Bewahren der verwandschaftlichen Verhältnisse (im guten alten Reichsstädtischen Sinne) dabey Gastfreyheit, Liberalität, Empfänglichkeit für jedes Gute, alles das zog den Jüngling so innig an, daſs die freundliche Erinnerung dieser Erscheinungen noch lange den nachher Entfernten blieb und hinüber gieng in die spätern Jahre des Mannes. Das Einzige, was ihm fehlte, war der Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern und der Gebrauch einer ausgezeichneten Bibliothek. Schon deshalb sehnte er sich späterhin, [wiewohl eine eigne Predigerstelle für ihn in Riga errichtet war, um ihn dort zu halten] auf einige Zeit hinaus in die Welt; besonders aber nachdem er durch harte Beurtheilungen seiner litterarischen Arbeiten (jene kamen aus Klozens Werkstatt) und durch Verunglimpfung gekränkt war, welche er von Einzelnen aus der Rigaischen Geistlichkeit erfahren muſste. Sein Plan war; die vorzüglichern Schulanstalten und höhern Bildungsinstitute des Auslandes kennen zu lernen, und mit den gemachten Erfahrungen heimgekehrt, eine Erziehungsanstalt in Riga zu gründen. Seine Freunde machten die Ausführung des Plans zur Reise möglich. Aber das Geschick führte ihn anders: H. kam nicht wieder nach Riga. — — *Reise zur See von Riga bis Nantes und Aufenthalt zu Paris.* In Paris erhielt der Reisende den Antrag: den 16jährigen Prinzen von Holstein, Peter, Sohn des Fürst Bischofs von Lübeck, auf ei-

ner dreyjährigen Reise, als Instructor und Reiseprediger zu begleiten. Er folgte dem Rufe, da die Plane für Riga noch nicht gereift waren, und Frankreich ihm nicht zusagte.

Aufenthalt in Eutin; Reise mit dem Prinzen von Holstein, und Aufenthalt in Strafsburg.

In Eutin, (der Residenz des Fürstbischofs von Lübek) ward Herdern bey der fürstlichen Familie ein freundlicher Empfang, und das ausgezeichnete Vertrauen des Prinzen, den er begleiten sollte. In der Schlofskirche predigte er wiederholt mit entschiedenem Beyfall. — Auf der Reise mit dem Prinzen lernte H. in Darmstadt seine nachherige Gattin, eine geborne *Flachsland*, kennen, und bot ihr die Hand. »Unsere Herzen waren eins,« sagt die Verfasserin, die Veranlassung zur ersten Bekanntschaft darstellend: »gewifs hat niemand seine heilige Seele so gekannt wie ich.« — Unangenehme Verhältnisse, durch die Umgebungen des Prinzen herbeygeführt, nöthigten Herdern in Strafsburg eine Verbindung aufzugeben, in welcher er (vielleicht mit Unrecht) glaubte, nicht nützlich werden zu können. Er blieb in Strafsburg zurück, um von einem Uebel, das er schon lange getragen, der Thränenfistel, durch einen dortigen Wundarzt geheilt zu werden. Aber die Cur mifslang. Literarische Beschäftigungen (er arbeitete in jener Zeit die Preisschrift aus: über den Ursprung der Sprache). Das Studium Shakespears, Ossians und der Griechen, so wie die Freundschaft *Göthe's* und *Stillings*, die er dort gewann, erheiterten die trüben Tage in Strafsburg. Der mit Göthe in dieser Zeit geschlossene Bund hatte auf Herders Leben den enscheidendsten Einflufs. —

Aufenthalt in Bückeburg. (Er war als Consistorialrath und Prediger dahin berufen). Interessant ist die Schilderung des regierenden Grafen Wilhelm v. Schaumburg-Lippe, eines kräftigen, ritterlich braven (nur sich selbst zu sehr vertrauenden und durch eine halbbegriffene Philosophie irre geleiteten) Mannes, der im siebenjährigen Kriege sich ausgezeichnet und späterhin als Feldmarschall in Portugall unter Pombals Ministerium die Portugiesische Armee neu organisirt hatte, dann zur Regierung eines kleinen Landes bestimmt und dahin zurückgekehrt, sich beschränkt fühlte in dem engen Kreise seines ihm angewiesenen Wirkens, und, um ihn zu erweitern, zum Drucke seiner Unterthanen mit dem zu spielen anfing, was vormals in ganz andern Verhältnissen eine ernste, seiner würdige Beschäftigung gewesen war, dem Militairwesen.

Noch weit anziehender ist das Gemälde der Gräfin Marie, der Gattin des regierenden Grafen; einer schönen, sanften, edlen, mit aller Liebenswürdigkeit ausgestatteten jugendlichen

Frau. Herder schreibt über sie an seine nachherige Gattin (Anfang 1772.) »Wollen Sie ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in einer Person denken, so denken Sie an sie.«

Sie war eine Waise, in einer Brüdergemeine erzogen, und dann verheirathet mit dem an Jahren, wie an Gemüth sehr verschiedenen Grafen, ohne Liebe, ohne vorher entstandene Achtung, selbst ohne frühere persönliche Bekanntschaft. — An Herdern wandte sich die von Frömmlingen erzogene, und nun an manchem, was ihr von diesen eingeprägt war, zweifelnde, aber nach Trost und Wahrheit dürstende edle Frau mit ihren Zweifeln und Besorgnissen, die er zu heben und zu tilgen trachtete, und nicht ohne Erfolg. Durch sie erhielt Herder eine bessere Existenz, indem sie ihn in ihre wohlthätige Wirksamkeit zog, wodurch sie der gute Genius des Landes geworden war, und ihn zugleich ihrem Gemahl näher brachte, so dafs die beyden Männer, wie verschieden auch im Character, Gesinnung und Lebensansichten, doch sich wechselseitig verstehen und höher achten lernten. Herder konnte nun, nach dieser Vermittelung von seinen nützlichen Planen für das Land einiges erreichen, wenn gleich immer nur wenig, da die Militairbedürfnisse und besonders des Grafen thörigte Anlegung und Unterhaltung der Wilhelmsburg, einer Festung im Steinhüder See fast immer alle Cassen erschöpft hielten.

Erst im Jahre 1773 führte H. seine Verlobte als Gattin nach Bückeburg und der Gräfin Maria zu, welche sie als Freundin aufnahm und behandelte. Auch andere Freunde fanden sich, und (sagt die Verfasserin) »die drey und ein halbes »Jahr, die wir in B. lebten, waren die paradisischen Jahre un»seres häuslichen Glücks, die goldene Zeit unserer Ehe.« H. gewann nun Muth und Kraft zum Arbeiten oder Umarbeiten und Ausführen des früher Geschriebenen. In eben dem Jahre, wo er die Superintendentur erhielt (1775) kam ihm der Ruf zur Professur und Universitätspredigerstelle in Göttingen, nachdem er den Antrag zur Hofpredigerstelle in Eutin und zu einer Professur in Giessen abgelehnt hatte. Die Vocation nach Göttingen hatte nur *eine* Schwierigkeit. H. sollte sich, so lautete das Rescript aus London (motivirt wahrscheinlich durch seine Widersacher in Göttingen) vorab zum Examen oder zum Colloquium bey der theol. Facultät in Göttingen stellen. Wie sehr der Berufene sich anfangs gegen die Erfüllung dieser Bedingung auflehnte, ward er doch endlich durch die Vorstellungen seines Freundes Heyne in G., des Ministers Bremer in Hannover etc. um so eher bestimmt, den schweren Gang zu thun, da inzwischen manche neue unangenehme Verhältnisse

ihm das bisherige Geschäftsleben verkümmert hatten. Gerade in *dem* Zeitpunkte erhielt er durch Göthe die Anfrage: ob er in Weimar die Stelle als Generalsuperintendent annehmen wolle? und mit frohem Herzen sagte er: Ja! Ehe manche Mifsverständnisse in Weimar noch beseitigt waren, starb die Gräfin Maria, und Herder erfüllte noch die letzte Pflicht des Freundes, da er an ihrem Grabe erhebende Worte aus bewegter Seele redete. Die Familie Herder verliefs dann Bückeburg und den tiefgebeugten Grafen, der bald darauf seiner Gattin in das Reich des Lichts, an welches er glaubte, nachfolgte.

Unter den Anlagen zum ersten Theile verdienen besonders die Briefe der Gräfin Maria an H. gelesen zu werden: es sind wahre Bekenntnisse einer schönen, nach Licht und Wahrheit strebenden Seele. Von Herders Antworten findet sich nur eine. — Die in den Anlagen aufgenommenen Gedichte, Hs. gehören nicht zu seinen vorzüglichern; am wenigsten aber läfst sich der Entwurf zu der in Bückeburg gehaltenen Abschiedspredigt lobend erwähnen. Er ist voll Selbstruhm und Anmafsung im bittern Tone, fast mit feindseliger Gesinnung gegen die Gemeine, der er vorstand, geschrieben und durchaus nicht dem Sinne des Mannes gemäfs, welcher Verträglichkeit, Frieden und Liebe verbreiten wollte. Wahrlich nicht so hätte Herder von B. scheiden sollen, wo ihm doch, nach der Darstellung seiner Gattin, so manches Gute zu Theil geworden war. Doch es ist wohl anzunehmen: die Rede sey nicht in *dem* Geiste gehalten, der ihm den Entwurf dictirte. Dieser hätte übrigens immer ungedruckt bleiben mögen.

Zweyter Theil. Fragmente zu Herders Lebensgeschichte in Weimar. (von 1776 bis 1788). — *Lichtseite* des Gemäldes: Freundlicher Empfang von Seiten des Herzogs, der regierenden Herzogin, und der Beförderin von Wissenschaft und Kunst: der verwittweten Herzogin Amalia. — Die Bemühungen der herzoglichen Familie, H. und seiner Gattin das Leben zu erheitern — die fortgesetzte, durch die That erprobte und bewährte Freundschaft *Göthe's,* die nähere Verbindung mit *Wieland, von Einsiedeln, dem Coadjutor von Dahlberg etc.* — Der glückliche Erfolg schriftstellerischer Arbeiten und mehrere Preise von deutschen Akademien der Wissenschaften seinen eingesandten Abhandlungen ertheilt. — Beyfall der öffentlichen geistl. Vorträge Herders. — Kleine Reisen, auf welchen er *Klopstock's, Jerusalems und Claudius* persönliche Bekanntschaft machte, und die Freundschaft dieser Männer als Gewinn heimtrug. —

Dagegen *Schattenseite.* Mifsverständnisse in Rücksicht der Gränzen seines amtlichen Wirkungskreises (nachhin durch die Entscheidung des Herzogs zu Herders Vortheil gehoben) —

Krankheiten in dieser Zeit — Unzufriedenheit mit dem Gange der Consistorialgeschäfte. Erfahrungen von Nichtachtung des geistlichen Standes in W. — Die Schwierigkeit, manche nützliche Plane zur Reife zu bringen.

Gerade als H. niedergeschlagen über manches Unbefriedigende in seiner Lage zu W. und über den Verlust eines geliebten Kindes, sich nach Erheiterung sehnte, kam ihm vom Freyherrn *Fr. v. Dahlberg* die Einladung zu einer Reise nach dem Lande, wohin schon lange sein Sehnen stand — Italien. »Diese Einladung, sagt die Verfasserin, schien wie eine höhere Stimme zu kommen.« Der Herzog gab den Urlaub gern, und im August *1788* reisete H. von W. nach Italien ab. Ein Geschenk von 2000 fl. aus unbekannter Hand war ihm in dieser Zeit zugekommen.

Reise und Aufenthalt in Italien. — Ueber den Eindruck, welchen Italien besonders in Hinsicht der Kunst auf H. gemacht hat, darüber hat er sich in den Briefen zur Beförderung der Humanität und in der Andrastea ausgesprochen. Ueber die Natur des Landes und die Menschen theilt er seine Ansichten, Urtheile und Gefühle in den Briefen an Gattin und Kinder mit, welche in den Beylagen enthalten sind. Das Zusammentreffen in Italien mit der Herzogin Mutter Amalie war beyden erwünscht: ihm durch die Liberalität und Güte der Fürstin, ihr durch Herders Kenntnisse und Belehrungen beym Betrachten der Gegenstände der alten Kunst. Ihr Wohlwollen hatte Herder schon früher gewonnen, es stieg beym Zusammenleben in Italien. — Im July *89* kehrte H. nach W. zurück. — *Ruf nach Göttingen und Fortsetzung von H. Geschichte.* In Rom erhielt er durch Heyne *(1789)* den Ruf unter den günstigsten Bedingungen. Ein Gehalt, wie er ihn selbst bestimmen würde, eine Professur der Theologie, die erste Universitätspredigerstelle, Aussichten zur Versorgung seiner Familie alles das enthielt diese Einladung. Eine unabhängige freye, glückliche Existenz in G., wo er weit mehr als in Schriften mittelst seiner Vorlesungen auf die Jünglinge und durch sie wieder auf ganz Deutschland einwirken könne, bot ihm ein freundliches Schreiben *Spittlers* dar. Zurückgekehrt nach Weimar schwankte er lange: die Stimme seines Genius war für G.; Göthe, der treue Freund, wollte nicht darin reden, Herders Schicksal nicht irre leiten. Den Ausschlag gab endlich: das ihm von vielen Personen in W. bewiesene Zutrauen; die Anerbietungen des Herzogs zur Verbesserung seiner Lage; dessen, wie der Herzogin geäusserter Wunsch, dafs er in Weimar bliebe. — Er schlug aus und blieb; nicht ohne bald nachher erfolgte Reue, veranlafst durch neue Mifsverständnisse und Krän-

kungen. »Ach mein verfehltes Leben!« äusserte er mehrmals in den Krankheiten, die ihn in den Jahren *1789* und *90* trafen, und deren Folgen ihn nöthigten, in den Jahren *90* und *91* die Bäder von Carlsbad und Aachen zu besuchen. — Noch hatte H. in der Zeit der ausgebrochenen Französischen Revolution die Kränkung, seine Gesinnung verkannt und sich als Freiheitsschwindler betrachtet zu sehen. Ein Loos, welches in jener Zeit viele der Edelsten traf, die aus der Fr. Revolution, wahre Freyheit, ächtes Bürgerglück, Gemeingeist und allgemeines redliches Streben für das Wohl der Menschheit im Geiste hervorgehen sahen, ohne jedoch die bestehenden Formen von Grund aus erschüttern zu wollen. So ward Herder, so Klopstock bey den redlichsten Gesinnungen damals verkannt und — verläumdet. — *Herders Amtsgeschäfte und ihre Führung.* — Er war in Weimar Oberhofprediger, Generalsuperintendent, Oberpfarrer an der Stadtkirche, Ober-Consistorialrath und Ephorus der Schulen: seit *1789* Vicepräsident und seit *1801* wirklicher Präsident des Consistoriums.

Dafs H. als Mitglied, und nachher als Vorsteher des Consistoriums, jeder Bestechlichkeit fremd, keine Rücksichten achtend, als freyer Mann, treu und unpartheyisch, blos seiner Ueberzeugung folgend, handelte und seine Beschlüsse fafste; dafs ihm Abkürzung des Rechtsganges, wie Verachtung und Verwerfung jeder Chikane am Herzen lag, dafs es ihm heiliger Ernst war: gerecht zu verfügen und zu entscheiden, darf man ihm kaum zum *besondern* Verdienst anrechnen; aber, dafs er noch im spätern Leben, sich eine, seinen früheren Studien durchaus fremde Wissenschaft, die Jurisprudenz mit Ernst anzueignen suchte, um der Würde seines Berufs und der erkannten Pflicht völlig Genüge zu leisten, verdient Achtung und Anerkennung, auch nachdem die Zeit seiner nützlichen Wirksamkeit längst vorüber ist.

Als *Vorsteher der Schulen* gebührt H. das Verdienst unter Aufopferung von Zeit, Kräften und äussern Vortheilen, mit den sehr geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, die Erziehungs- und Bildungs-Anstalten im Herzogthum Weimar wesentlich verbessert zu haben. Die höhern wie die niedern Schulen in der Residenz, wie auf dem Lande, bedurften einer der Zeit gemäfsen Umgestaltung, welche von H. nach und nach bewirkt wurde, durch Einführung einer verbesserten Lehrmethode, durch Erhöhung der dürftigen Gehalte der Schullehrer, strenge Prüfung der Neuanzustellenden und genaue Aufsicht über die Leistungen der Angestellten, durch Gründung von Industrieschulen und ein gestiftetes Schullehrer-Seminarium.

Als *Vorsteher der Geistlichkeit* des Herzogthums hat er ihre Lage zu verbessern, ihren Wirkungskreis *zweckmässig* zu erweitern, übrigens ihren Beruf zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen gesucht. Aber nur dem Verdienten wollte er ein geistliches Amt anvertrauen, da er von der Würdigkeit des Amts und dem entscheidenden Einflufs des Predigers auf die Bildung des Volks überzeugt war. — Auch für Verbesserung des Kirchengesanges, der Liturgie etc. ist er nicht ohne Erfolg thätig gewesen.

Die Zusätze und Anlagen enthalten über dies Alles die befriedigendsten Belege und Aufschlüsse.

Schriftstellerische Arbeiten. — Dieser Abschnitt enthält ein Verzeichnifs dessen, was Herder von 1791 bis 1801 dem Drucke übergeben mit einigen Bemerkungen darüber. — Es ist hier nicht der Ort, die schriftstellerischen Verdienste des trefflichen Mannes zu würdigen. Die Beurtheiler seiner Werke haben in den gelesensten Blättern auf die verschiedenste Weise sich darüber ausgesprochen, und die gelehrte, wie die Lesewelt hat längst über Herder den Schriftsteller das Todtengericht gehalten.

Wie verschieden auch die Meinungen und Ansichten waren: der Ruhm des unermüdlichen, redlichen, ausgezeichneten, unterrichteten Forschers, ist ihm nie versagt; es ist H. immer und überall, auch von seinen erbittertsten Gegnern *das* Verdienst (gewifs kein geringes) zugesprochen worden; aus der Vorzeit dunkeln, vernachlässigten, oft schon vergessenen Schachten viele Stücke edlen Metalls zu Tage gefördert, und aus dem Nebel, welcher die Gestaltungen des fernen Morgenlandes umhüllt, ins Sonnenlicht gestellt zu haben, was ihm für das Abendland, erfreulich, gut und nützlich dünkte; nie ist Herdern aberkannt worden, dafs er dem Alten neue, ungekannte, selbst ungeahnete Seiten abzugewinnen; dafs er aus dem Aufgefundenen mit Geist wiederzugeben verstand, was *ihm* als Resultat vorschwebte; ferner, dafs eine Phantasie ohne Makel über seinen Darstellungen und Dichtungen waltet, und dafs ein reiner, dem Wahren und Edlen ergebener Sinn, sich in allen seinen Werken offenbart.

Herdern ist bekanntlich (auch die vorliegende Schrift deutet darauf hin) vorgeworfen: dafs er oft in liebliche Bilder und wohltönende Worte Resultate verhüllet, welche, von diesem äussern Schmuck entkleidet, minder scharf, bedeutungsvoll und folgenreich erscheinen; — dafs er zu viel und in zu verschiedenen Fächern geschrieben; dafs seine Ansichten über manche der Menschheit wichtige Gegenstände in den spätern Arbeiten von den frühern abweichen.

Wenn sich auch die Gültigkeit des ersten Vorwurfs vielleicht nicht überall ganz befriedigend widerlegen liesse, so verdient doch, was den zweyten betrifft, nicht unbemerkt gelassen zu werden: dafs H. aus dem reichen Vorrath seiner mannigfachen und vielseitigen Kenntnisse und Ideen schöpfend, nur niederschrieb und seinen Zeitgenossen mittheile, wozu ihn fast unwillkürlich die Fülle seiner Gedanken antrieb, der er sich, ohne Gebrauch der schriftstellenden Hand, nicht genügend entledigen konnte. Er fühlte nur dann sich vollkommen glücklich, wenn er Geistesarbeiten, die ihm zusagten, die von Amtspflichten freye Stunden widmen konnte. Hat er in Manchem späterhin seine Meinung geändert: wer darf es dem redlichen Forscher verargen, der in Ansicht, Erkenntnifs und Erfahrung fortgeschritten, anders urtheilte, als da ihm dieses Maafs von Erkenntnifs, Erfahrung und Wissenschaft noch nicht zu Theil geworden war?

Von Herders litterarischen Streitigkeiten ist Einiges in diesem Abschnitte erwähnt, Anderes findet sich in der Darstellung seines frühern Lebens. In H. jüngern Jahren war die bedeutendste Fehde die mit *Kloz;* in welcher bittrer oft *mehr* als derb ausgesprochener Tadel von Klozens Seite, und von der andern, tiefempfundene Kränkung, verbunden mit keckem, jugendlichem, oft verhöhnendem Muthe gegen einander über stehen. Minder erheblich ist der Streit zwischen ihm mit *Schlözer*, *Michaelis* und *Spalding*, leztrer veranlafst durch die, in den Jahren *1773* und *74* von H. herausgegebenen Provincialblätter für Prediger, und *Spaldings* kurz vorher erschienenes Buch: von der Nutzbarkeit des Predigeramts. Die Verf selbst giebt zu, dafs Mangel an Weltklugheit in jüngern Jahren, und eine, Herdern eigne Etourderie ihn bey diesen Streitigkeiten zu Manchem verleitet haben, was er nachher ernstlich zu bereuen Ursache fand. — Auch der Zwist mit *Jakobi* bey Gelegenheit der Herderschen Schrift über Gott und die Spinozische Philosophie, wie wichtig er auch in jener Zeit war, und wie schmerzlich H. dabey gelitten, ist vorübergegangen ohne bedeutende Spuren nachzulassen. — Aber merkwürdig und folgenreich, nicht für die litterarische Welt allein, ist die Fehde, welche H. mit dem grofsen *Kant* aufnahm. Die Ursache dieses Zwists liegt, wie die der meisten Streitigkeiten in Mifsverständnifs, vermeinter Nichtanerkennung von beyden Seiten, in steifem Beharren auf dem einmal Behaupteten und Ausgesprochenen, und neben dem, was Herder besonders angeht, in der erlangten Ueberzeugung von den schädlichen Folgen der nur halbbegriffenen oder gänzlich mifsverstandenen critischen Philosophie. H. hatte, wie er in Königsberg studirte, Kant innig verehrt und die höchste Achtung gegen ihn schriftlich er-

klärt, wenn er gleich schon damals mit dem Metaphysiker K. sich nicht einverstehen konnte, Von Kant war schon dazumal ein sehr günstiges Urtheil über H. gefällt und von dessen hellen wirksamen Geiste viel Gutes vorhergesagt. Anfangs blieb ein freundliches Verständnifs zwischen beyden, das aber nachhin durch Entfernung, nicht unterhaltene Correspondenz und Verschiedenartigkeit der schriftstellerischen Leistungen erst geschwächt ward, dann in geringere wechselseitige Anerkennung übergieng, und zulezt einer Fehde Platz machen mufste, welche aus den vorhin erwähnten Ursachen entsprang.

Herder war der Schule der kritischen Philosophie entlaufen, und suchte in der Natur, im Menschen, in Analogien, im historischen Gange der Weltbegebenheiten, Aufschlufs und Heil, wo Kant, jeden Einflufs der Einbildungskraft im Reiche der Philosophie entgegenstrebend, und nur der Eingebung des Verstandes folgend, aus einmal festgestellten, einfachen Grundsätzen streng und regelgerecht folgerte, und dabey im vollen Bewufstseyn seines geistigen Vermögens ein neues System gründete. K. mochte es schmerzlich fühlen, dafs einer seiner geistvollsten Zöglinge seinem System nicht huldigen wollte. Ein strenges Urtheil dieses grofsen Denkers über H. Geschichte der Phil. der Menschheit in der allgemeinen L. Z. (1785) und eine früher schon in der Berl. Monatsschr. (Nov. 1784) erschienen Abhandl. Kants: Idee zu einer allgemeinen Gesch. in Weltbürgerlicher Hinsicht kränkten wenigstens und erbitterten H. Noch mehr aber war dies der Fall durch die nachtheiligen Wirkungen der mifsverstandenen critischen Philosophie, welche sich bey der deutschen Jugend in jener Zeit, auch Herdern in vielen Fällen offenbarten. Es war in den lezten Decennien des vorigen Jahrh. unter den studirenden Jünglingen hie und da Ton geworden, sich, wenn auch nicht die critische Philosophie selbst, doch die Formeln und Phrasen anzueignen, in denen jene sich der Welt verkündete. Einzelne haben den Sinn gefafst, die meisten nur das *Wort*, und bey leztern mufste denn das Wort ersetzen, was am lebendigen Geiste abgieng. Das Studium der Alten ward dabey vernachläfsigt, gründliche Kenntnisse überhaupt als unnöthig betrachtet; nur Philosophie sollte gelten, und sie, die Himmelstochter hat in jener Zeit manchem Lehrer und wie viel mehr noch manchem Lernenden doch nur ihre Kehrseite gezeigt. Aber auch diese genügte schon den Meisten. Die Folgen dieser Verkehrtheit griffen ins Leben ein; viele von der Academie zurückgekehrte Jünglinge, hatten von daher nichts zurückgebracht, als Eigendünkel und eine mühsam erlernte Terminologie, die nun aber im Examen und überhaupt im bürgerlichen Wirkungskreise eben

nicht recht durchhelfen wollte. H. sah dem Unwesen in seiner Nähe zu, sah neben den schon angegebenen Nachtheilen, wahre Religiosität untergraben, die heiligsten menschlichen Verhältnisse dahingegeben um einiger todten Worte willen. Das ergrif ihn tief und — seine Metakritik und die Kalligone entsprangen dem gereizten, tiefverwundeten Gemüthe. —

So war der Fehdehandschuh geworfen und der Kampf begonnen, in welchem jedoch K. selbst nicht weiter fechten mochte, vielmehr seinen Gesellen und Lehrlingen überliefs: seine Rechte wahrzunehmen. Auch Herder, da er eben im Begriff stand seine noch zurückgehaltene »beste Waffe« gegen diese zu gebrauchen, ward, ehe er sich ihrer bediente, durch Freundes Hand vom Kampfplatze weggeführt. So erlosch wohl der Streit, doch nicht die Erbitterung, die in den Gemüthern der Kämpfenden zu fest gewurzelt hatte.

Mehrere wahre Freunde H. haben immer gewünscht: die Metakritik wäre ungeschrieben, wenigstens ungedruckt geblieben; und wahrscheinlich würde auch die gröfsere Anzahl seiner Verehrer es nicht bedauern, wäre dieser Wunsch in Erfüllung gegangen.

— — *Einzelne Züge zu Herders Charakteristik.* — Dieser Abschnitt enthält so viel interessante Andeutungen über das innere Leben des hochverdienten Mannes die Art seiner Amtsführung, die musterhafte Eintheilung seiner Zeit, die Benutzung freyer Stunden zu litterarischen Arbeiten, über seine wohlthätigen Handlungen, seine Rechtschaffenheit und geraden, ächtweltbürgerlichen Sinn, seine Geselligkeit, häusliche und Familienverhältnisse etc. dafs man kaum statt das Ganze zu geben, davon Auszüge liefern kann; zumal da dieser Abschnitt weniger geregelt ist, und so hingeworfen zu seyn scheint, wie nun gerade die Erinnerung an einzelne Züge aus dem Charakter und Leben Herders der Verfasserin vorschwebte. Aber eben deshalb ist denn auch die Darstellung so treu, lebendig und wahr geworden: dafs man tief in H. Gemüth und seine Art zu handeln blicken, und ihn, als wäre man dabey, begleiten kann, durch die verschiedenen Situationen des häuslichen, geselligen und bürgerlichen Lebens. Die Verfasserin hat H. an einigen Stellen gegen die ihm angeschuldigte Charakterlosigkeit zu vertheidigen gesucht; sie hat es in diesem Abschnitte und an mehrere Stellen des Buchs redlich und mit Erfolg gethan, besonders durch Darstellungen mancher Verhältnisse, wo Herder mannhaft, fest und edel gegen Unrecht und Anmassung kämpfend, als Sieger aus dem Kampfe zurückkehrte. »Ehre »in Brust und That« war sein Wahlspruch, den er im Leben bewährte. — Auch hatte man ihm vorgeworfen: er habe sich

zum Pseudomysticismus hingeneigt; seine hier mitgetheilten Aeusserungen scheinen diesen Vorwurf durchaus zu entkräften. Z. B. »Wir bedürfen der Dämmerung vergangener Jahrhunderte »nicht mehr, aber der Kern alles menschlichen Wissens und »Handelns, den wir durch sie empfangen haben, werde auch »uns ein Kern zu neuem Leben, neuer Tugend »

= *Zusatz des Herausgebers über H. religiöse Denkart.* — Der würdige Herausgeber sagt wohl sehr mit Recht: »Gewiſs ist »kein Urtheil schwerer und gefährlicher (so leicht auch der »Sectengeist es ausspricht) als das über das innere religiöse »Leben eines Menschen, da dies sein innigstes Verständniſs »zum höchsten Wesen — ist, und also ein Geheimniſs des Her»zens bleiben sollte, und um so schwieriger, wenn der Beur»theilte sonst ein achtungswürdiger Mann von selbstständigem »Charakter und originalem Geiste ist.»

Wie der Mann, von dessen religiöser Ansicht die Rede ist, *seine* Ansicht darüber der Welt mittheilte, davon geben seine Theol. Schriften, wie er wahre Religiosität *übte*, darüber giebt sein Leben Auskunft. Wenn die höchste Verehrung des Ideals der Sittlichkeit und die Hindeutung auf dieses, als edelstes Vorbild auf der Erde, wenn das Handeln nach diesem Vorbilde Bedeutung haben kann und Einfluſs auf das Urtheil Andrer über den religiösen Sinn des also Glaubenden, Urtheilenden und Handelnden, so möchte wohl mancher Herdern in Hinsicht auf seinen religiösen Sinn gemachte Vorwurf eine strenge Critik erleiden in der höchsten Instanz die über Meinung und That besser zu richten vermag, als der Kurzsichtige oft von Vorurtheilen umfangene und geblendete Mensch.

Bezeugt doch auch der würdige Herausgeber, welcher eine Zeitlang Herders Hausfreund und Vertrauter war: »es sey »wahre Religiosität, Glaube und Pflicht die beständige Regel seines Lebens gewesen;» so werde das Andenken des edlen Mannes, der bey seiner gründlichen Kenntniſs und seiner Originalität vielleicht hie und da abweichend von andrer Meynung dachte und urtheilte; aber dagegen *handelte*, wie wenige; — von Manchen, die ihn in Geist und Kenntniſs und praktischem Christenthum schwerlich gleich stehen, nicht weiter verkannt und nicht wahrhaft unchristlich verunglimpft.

— *Lezte Lebensjahre und Ende Herders.* — Vom Jahre *1801* an begann Herders Gesundheit mehr als vorher zu wanken. Ein langwieriges Augenübel, kam erst, dann eine gallichte Krankheit und Nervenschwäche. Reisen nach *Aachen 1801* und nach *Eger 1803* brachten Linderung auf einige Zeit, doch ohne Dauer. In Dresden kam im eben gedachten Jahre durch Umgang mit Freunden, Benutzung der Bibliothek, bewiesene Achtung

des damaligen Kurfürsten etc. während eines Aufenthalts von 3 Wochen, Herdern »der lezte Sonnenstrahl des Lebens.« In Stunden, wo er sich zu Hause irgend aufgelegt fühlte, arbeitete er in dieser Zeit an litterarischen Werken; unter andern ward der *Cid* vollendet. Auch seine Berufsgeschäfte wurden bis kurz vor seinem Ende nicht vernachlässigt, mehrere Plane zu zweckmässigen Einrichtungen für Kirchliche und Schuleinrichtungen entworfen und bearbeitet, auch Entwürfe gemacht zu neuen schriftstellerischen Arbeiten oder zu Vollendung von angefangenen Werken. Während dieser nützlichen Thätigkeit wuchs das Uebel von Tage zu Tage und mehrere auf einander gefolgte Nervenschläge, verbunden mit andern Umständen besiegten gegen Ende des Jahres *1803* die kraftvolle, sich lange gegen die Gewalt des Todes sträubende Natur.

Er hätte gern noch länger gelebt, um noch manchen Gedanken auszuführen der in ihm lag, wenigstens über das was ihm das Wichtigste war, sich noch einmal aussprechen zu können. »Oft schlang er auf seinem Krankenlager den Arm um »seines Sohnes Gottfrieds Hals (der als Arzt immer um ihn »war) und sagte: mein Freund, mein liebster Freund, rette »mich wenn es möglich ist!« — Es war nicht möglich. — Er war, sagt die Verf. »der Einzige, für den wir lebten, unser Schutzengel, der für uns lebte. — O unerforschlicher Gott! du wirst alles enthüllen — vielleicht bald!

Es ist ihr, wie sie es wünschte, Alles bald enthüllt worden; schon im Jahre *1809* folgte sie ihrem Gatten und Freunde, zu dem sie sich sehnte, nach. — *Freunde Herders.* »Er »hatte das Glück von einer grossen Anzahl der edelsten, tugend»haftesten, geistreichsten Männer seiner Zeit — Achtung und »Liebe zu geniessen. Viele von diesen haben ihre Freund»schaft nach H. Tode für die Nachgebliebenen fortgesetzt.« — Zu den ältern achtungswerthen Freunden aus Riga: *Hartknoch, Hamann;* 2 gesellten sich späterhin *Heyne, Johannes Müller; J. G. Müller, F. L. Schröder* in Hamburg (mit welchem H. in naher maurerischer Verbindung stand) *Gleim,* der Fürst Primas *C. von Dalberg, Stolberg, Wieland* etc., vor allen *Göthe* und *J. P. Richter.* Des letztern erwähnt die Verf. besonders als lieben Hausfreundes der Herder'schen Familie in den Neunziger Jahren.

(*Der Beschluſs folgt.*)

N° 19. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder.

(*Beschlufs.*)

Das Zusammenseyn der beyden geistreichen Männer in den Abendstunden wird sehr anziehend geschildert: »So verschie»den auch zuweilen ihre Ansichten über eine Sache waren, so »waren sie doch in den Grundsätzen und Gesinnungen Eins. »H. äusserte einmal: Richter steht — auf einer hohen Stufe. »Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tu»gend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen im»mer schaffenden Genius, er bringt wieder neues frisches Le»ben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verl..te und ver»brauchte Dichtkunst.« Noch in seinem lezten Jahre sagte H. zu seiner Gattin: »ehe ich die Adrastea schliesse, setze ich »unserm Richter ein Denkmal. — Ich will Deutschland zei»gen was wir an ihm haben (S. Adrastea St. 9. 46.).

— *Erhebung in den Adelstand.* — »Diese Erhebung hat zu »seiner Zeit einiges Reden und uns manchen Verdrufs gemacht,« sagt die Verf. Es wird ausgeführt, dafs H. nicht für sich, sondern für einen seiner Söhne, welcher eine Besitzung in Bayern hatte, um gewisser reellen Vortheile halber, den Adelsbrief begehrt, und dafs lezterer auch dem Vater ohne sein Zuthun übergeben worden.

— *Herder als geistlicher Redner.* — Steht diese *Rubrick* gleich nicht im vorliegenden Buche: viele in der Lebensbeschreibung enthaltene Stellen geben ihr einen Platz in der Charakteristik *des* Mannes von dem die Rede ist. Ueberall wo H. öffentlich sprach, ward ihm ungetheilter Beyfall, selbst da, wo die Verläumdung laut gegen ihn sich hervorgethan hatte; in Weimar z. B. wo ausgesprengt war: er könne nicht predigen. Durch eine sonore Stimme, eine keinesweges theatralische, einfache aber richtige, der ernsten Sache, die er vortrug, angemefsne Declamation; und wie viel mehr noch durch die dem Verstande zusagende und das Gemüth ergrifende Worte fesselte er die Herzen der Zuhörer! Welche Wirkung seine Beredsamkeit hervorbrachte, bezeugt ein leider! lange schon vergefsner und doch warlich des Andenkens werther, geistvoller Schrift-

steller *P. H. Sturz.* »Ich habe H. in Pyrmont predigen gehört »— unsre vornehme Versammlung war aber nicht zur Andachts»empfänglichkeit der ersten Kirche gestimmt, und doch sie »hätten es sehen sollen, wie er all' das Aufbrausen von Zer»streuung, Neugier, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte, »bis zur Stille einer Brüdergemeine. Alle Herzen öffneten sich, »jedes Auge hieng an ihm, und freute sich ungewohnter Thrä»nen. — So predigt niemand, oder die Religion wäre allen, »was sie seyn sollte, die vertrauteste wertheste Freundin der »Menschen. Ueber das Evangelium des Tages ergoſs er sich »ganz ohne Schwämerey, mit der aufgeklärten hohen Einfalt, »welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner »Wortfiguren, keiner Künste der Schule bedarf. — So dünkt »mich, haben die Schüler der Apostel gepredigt, welche nicht »über Dogmatik verhört wurden, und also auch nicht mit Sy»stems und Compendiumswörtern, wie Kinder mit Rechenpfen»nigen spielten, wofür man am Ende — nichts erkaufen kann.»

Unter den Anlagen und Zusätzen zum zweyten Theil nehmen die Briefe H. *1788* und *89*, geschrieben auf der Reise nach und durch Italien, den gröſsten und auch wohl den bedeutendsten Platz ein. Es sind freundliche Worte an die zurückgelassene Familie, in welchen er weniger die Gegenstände als seine Individualität beym Anblick des Groſsen, Geist und Gemüth Ansprechenden und Erhebenden, was ihm vorkam, klar und lebendig darstellt. Der edle Gatte und Vater, für das Wohl der Seinigen besorgt, und die Verpflichtung fühlend: diesen alles, was ihm von Erheblichkeit begegnete, mitzutheilen, der Gattin Trost, den Kindern liebevolle väterliche Anweisungen zu geben, stellt sich in diesen Briefen an die nächsten heimatlichen Lieben dar. — Ferner sind aufgenommen: Aufsätze H. über Schulreform, Kirchenzucht, Predigerseminarium, über einen von ihm im Jahr *1798* herausgegebenen Katechismus, Buſstagsankündigungen (Es sind kurze Hirtenbriefe, nicht alle von gleichem, einige von bedeutendem, seine Ansichten klar bezeichnendem Werthe) — Entwurf einer Predigt am Ostertag *1800* (deshalb aufgenommen um die Verläumder Hs. von seiner Rechtgläubigkeit zu überführen) Nachricht des Sohnes von des Vaters lezten Lebensumständen — Begräbniſs — Gedichte auf Herdern nach seinem Tode geschrieben etc.

Ein Denkstein von Eisen ist dem edlen vielgeprüften Manne gesetzt worden, darauf das bekannte Bild der Ewigkeit — eine Schlange, deren Haupt und Ende sich berühren, inwendig das Wort: Gott; die Worte: Licht, Liebe, Leben umher. — Ein anders Denkmal: wer weiſs ob nicht dauernder als jenes hat dem abgeschiedenen *J. P. Richter* gesezt. (Vorschule

der Aesthetik) — »Der edle Geist wurde von entgegengesezten »Zeiten und Partheyen verkannt, Doch nicht ganz ohne seine »Schuld; denn er hatte den Fehler, daſs er kein Stern erster »oder sonstiger Gröſse war, sondern ein Faszikel von Sternen, »aus welchen sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchsta»birt. — Menschen mit vielartigen Kräften werden stets, die »mit einartigen selten verkannt. — — — War er kein Dichter »— was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am Home»rischen und Shakespearischen Maaſsstab stehend — so war er »bloſs etwas besseres, nämlich ein *Gedicht*, ein indisch-grie»chisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht. . . . »Wie soll ich's auseinandersetzen, da in der schönen Seele, »eben wie in einem *Gedichte, alles zusammenfloſs* und das Gute, »das Wahre, das Schöne, untheilbar in ihr war. Griechenland »war ihm das Höchste, und wie allgemein auch sein Cosmo»politischer Geschmack lobte und anerkannte, so hing er doch, »zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rück»kehr aus allen Blüthen-Ländern, an der griechischen Hei»math am innigsten. — — — Er kommt mir izt — so sehr »auch sonst der Tod die Menschen in eine heilige Verklärung »hinein hebt — in seiner Ferne und Höhe nicht glänzender »vor als sonst hier unten neben mir; ich denke mir ihn drü»ben hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Ort und »nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun so »feyre nur recht drüben dein Erntefest, du Reiner, du Gei»sterfreund! Dein schwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem »Haupte zur leichten Blumenkrone, du Sonnenblume, endlich »auf deine Sonne versetzt.«

Rich. Carmichael's Beobachtungen über die Zufälle und specifischen Unterschiede der venerischen Krankheiten, nebst Anleitung zu einer wirksamen Fortsetzung der gegenwartig eingeleiteten Untersuchung über den Gebrauch und Miſsbrauch des Quecksilbers bey der Behandlung dieser Krankheiten. Aus dem Englischen.. Herausgegeben v. Dr. Carl Gottlob Kühn, ordentl. Prof. der Chirurgie. Leipzig, bey Fr. Fleischer. 1819. 203 S. 8. 1 Rtl.

Auch wieder ein ausländisches Gewächs auf deutschen Boden verpflanzt, das aber, wir hoffen es zur Minerva, im lieben Vaterland schwerlich Wurzel fassen kann; wenn's unter Brittischem Himmelstrich fortkommt, so ist's uns leid. Wir können bey der Anzeige eines Buches, welches ganz ohne alle wissenschaftliche Sprache, ohne Logik abgefaſst ist, wo auf den

trivialsten Gemeinplätzen leer Stroh gedroschen wird, worin selbst das Branchbare in Scherben untereinander geht, nichts Besseres thun: als wenn wir uns, um unsern Lesern, ohne ihnen die kostbare Zeit zu verkümmern, einen Begriff von seinem Werth zu geben, mehr referirend, als recensirend verhalten.

»Erstes Capitel. Allgemeine Bemerkungen über Syphilis und andere venerische Krankheiten (?) nebst einem Blikke auf die jetzt anhängige Untersuchung die Behandlung derselben ohne Quecksilber betreffend.«

»Die Untersuchung, welche man gegenwärtig mit so vielem Eifer betreibt, den Character der venerischen Krankheiten auseinander und ihre Behandlung festzusetzen, mufs zu den wohlthätigsten Folgen führen. Lange hat man uns glauben gelehrt, das Quecksilber sey für jede Form venerischer Krankheiten, den *Tripper* ausgenommen, das einzige Mittel.«

»Es war hohe Zeit, die Untersuchung anzufangen, da jedem noch so wenig erfahrenen Praktiker, Umstände vorgekommen seyn müssen, die, indem sie Verwirrungen und unauflösliche Schwierigkeiten häuften, so lange er auf der Anwendung seines Specificums bestand, den Glauben an die Kräfte des Mittels erschütterten.«

»Um jedoch unsern Glauben zu erhalten, nahm man weislich zu sinnreichen Einfällen seine Zuflucht. Durch einen derselben lernten wir, dafs nicht nur die alten Symptome, welche unter den stärksten Quecksilberkuren sich äusserten, sondern sogar die älteren, welche diesen widerstanden, dem Mittel und nicht der Krankheit, zugeschrieben werden müssen. Daher haben wir Beschreibungen von Mercurial-Schankern, Mercurialgeschwüren, Schmerzen, Knoten und Anschwellungen der Lymphdrüsen des Halses. Indem wir aber diese Symptome dem Quecksilber zuschrieben, übersahen wir gänzlich den in die Augen fallenden Umstand, dafs dieses Mittel, wenn es selbst bis zur Verschwendung bey Leber und andern nicht venerischen Krankheiten angewendet wird, in keinem einzigen Falle jemals diese Wirkungen hervorbringt.« So! Beym Aesculap, das heifs ich mir ein Beobachtungstalent! »Was das nachtheilige Einwirken des Quecksilbers betrifft,« philolophirt der Verf. weiter: »so räume ich sehr gerne ein, dafs, wenn es nicht gänzlich die Thätigkeit eines Krankeitsgiftes hemmt, es die Symptome desselben in so fern ändern oder modificiren kann, dafs es das Erscheinen und den Fortgang der Krankheit grossentheils umwandelt: aber hiervon ist die Behauptung wesentlich verschieden, dafs dieses Mittel Symptome hervor-

bringe, die man kaum von denen des Gifts selbst unterscheiden kann.« u. s. w.

S. 10. »Ein Hauptgrund dieser Schrift ist, die Aufmerksamkeit derer rege zu machen, welche sich mit Untersuchung der Frage beschäftigen: ob venerische Uebel ohne Quecksilber gehoben werden können oder nicht?« S. 11. »Ohne genaue Bestimmung der unterscheidenden Kennzeichen dieser Krankheit, in Verbindung mit der Geschichte derselben, besorge ich, die Untersuchungen werden keine grössern Vortheile als bisher gewähren: nämlich die Gewifsheit, dafs bey weitem der grössere Theil, sowohl der ursprünglichen als nachfolgenden Symptome, ohne Anwendung des Quecksilbers beseitigt werden kann« u. s. w.

»Als ich meine Untersuchungen in Rücksicht auf die Behandlung der venerischen Krankheiten anfing, war der Gebrauch des Quecksilbers so allgemein, dafs das äusserste Ziel, welches ich meiner Einbildungskraft stecken konnte, sich lediglich auf die Unterhaltung eines Verdachts beschränkte, dafs diese zahlreichen Symptome, welche nicht mit Hunters wohlbekannter Beschreibung der Syphilis übereintrafen, wohl ohne den Gebrauch des Quecksilbers gehoben werden könnten; und dieses war, wie sowohl die Freunde als Gegner meiner Heilart eingestehen werden, ein erträglich kühner Schritt zu einer Zeit, wo jedes venerische Symptom, den Tripper ausgenommen, zu einer vollständigen Quecksilbercur verurtheilt wurde. In einigen neueren Schriften werden wir jedoch belehrt, jede Form venerischer Uebel, die Syphilis selbst mitbegriffen, sey mit mit glücklichem Erfolge ohne Quecksilber behandelt worden u. s. w. Seitdem diese Schriften mir in die Hände gekommen waren, gab ich mir viele Mühe, mir durch eigene Beobachtungen Gewifsheit zu verschaffen, ob wirkliche syphilitische Schanker eine Heilung ohne Quecksilber gestatteten: aber diese Krankheit, wie Hunter sie beschreibt, hat in diesem Lande sich so ausserordentlich vermindert, dafs mir, es klingt befremdend, seit diesem Zeitraume nur ein einziger Fall eines wahren Schankers vorgekommen ist.« — Auch kamen dem Vrf. seitdem er dieses niedergeschrieben hat, zwey Fälle eines deutlich kennbaren Schankers im Hospital vor. Er nimmt »kein ursprüngliches Geschwür für syphilitisch an, welches nicht schwielichte Ränder und Grundfläche hat, sich plötzlich unter der Haut endigt, und sich beynahe so hart als ein Stück Knorpel (!) anfühlt.« Wie unzureichend. Bey den zwey Schankern im Hospitale hat der Verf. noch kein Quecksilber gebraucht. »Bis jetzt hat sich, ob sie gleich fünf Wochen im Hospitale sind, noch keine Besserung gezeigt, sondern die

die Krankheit setzte sich im Gegentheile augenscheinlich fester.«

Im Anhange zu diesem Werke wird dieser Kranken nochmals gedacht. Den Schanker des Privatkranken, nachdem er ohne den Gebrauch des Quecksilbers einen Monat unverändert geblieben war, nach Verlauf desselben aber sich ein tief ausgehöhltes Geschwür in der Verhärtung gebildet hatte, fand der Verf. für gut mit Quecksilbereinreibung alsbald zu heilen. Seite 17 sagt der Verf.: »da ich die ächte Syphilis allezeit, ausser beym Anfange meiner Behandlung des eben erwähnten Kranken mit Quecksilber behandelt habe: so kann ich nach meiner eigenen Erfahrung nicht behaupten, ob sie bey mangelnden körperlichen Kräften weiche oder nicht.« *Verba sunt!!* »Die regelmäfsige Fortschritte dieser Krankheit durch ihre verschiedenen Zeiträume, wo kein Quecksilber gebraucht wurde, waren das Hauptunterscheidungszeichen, wodurch Hunter sie von andern ihr ähnlichen Krankheiten unterschied. Ist das Unterscheidungszeichen zuverläfsig, so sind die *venerischen Uebel*, welche kleinere oder gröfsere Blatter- und buckelartige Ausschläge entwickeln, *gewifs nicht venerisch;* [!] wie ich durch viele hundert Fälle bezeugen kann, wo sie *eine Zeit lang* oder gänzlich verschwanden, ohne dafs man Quecksilber dabey anwendete.« Seite 19 sagt aber der Verfasser: »Obgleich diese beyden Fälle (es handelt sich von den beyden schon erwähnten Schanckerkranken im Hospitale ohne Quecksilber geheilt, wie der Verfasser im Anhang mittheilt) »unausbleiblich den gehörigen Eindruck machen müssen; so würde man doch, wenn sie allein hier ständen, sie nicht für hinreichend halten, die Ueberzeugung zu begründen, dafs die ächte Syphilis, wie die Blätterchenähnliche Krankheit im Stande sey, den Kräften des Körpers oder Arzneymitteln, wovon das Quecksilber keinen Bestandtheil ausmacht, zu weichen. Aber dieser Mangel scheint im reichen Mafse durch die Zeugnisse der Herrn Rose, Hemann, und anderer eben so einsichtsvollen Wundärzte ersetzt zu werden« u. s. w.

Wahrlich einem solchen philosophischen Geiste mufs es doch nicht weniger als Herrn Wagner in Göthes Faust bey seinem kritischen Bestreben um Kopf und Busen bang werden.

S. 18. sagt der Verf. »Könnte man nicht annehmen, dafs die Leichtigkeit, womit der venerische blätterichte Ausschlag geheilt wird, einigermafsen von dem Fieber oder der Gegenwirkung des Körpers, die es begleitet, herrühre?« u. s. w. Ein einziger Satz der Art zeigt genügend, welche grofse Ansichten der Verf. als Physiolog und Patholog hat' S. 23. »Ich habe bereits in meinem Versuche, und nachmals in *London*

med. Journ. far Oct. and Dec. 1815 auf's deutlichste bewiesen, daſs alle ursprüngliche Geschwüre mit Ausnahme des Schankers ohne Anwendung des Quecksilbers heilen; wir werden durch die Zeugnisse der Herren Rose, Güthrie, Thomson und Hennen belehrt, daſs sogar dieses Geschwür ohne dasselbe heile: daſs es also ihnen zufolge wirklich unnöthig sey, des Quecksilbers gegen ursprüngliche Geschwüre sich zu bedienen, ausgenommen in der Absicht, den Körper *gegen secundäre Symptome* zu schützen»!! Bey einer so geläuterten Therapie würde Moliere sein *bene respondere* nicht unterdrücken können.

»Ob das Quecksilber diese Kraft besitze, darüber sind die Meinungen merklich verschieden, u. s. w. Hr. Güthrie berichtet uns, das Verhältniſs der ohne Quecksilber Behandelten, welche nachmals mit Symptomen des ganzen Körpers befallen worden waren, sey wie eins zu zehn. Aber von denen, die aus den Regimentshospitälern zurückkehrten, die in dem mit dem 24 Junius 1817 geendigtem halben Jahre mit Quecksilber behandelt worden waren, hatten von 75 nur ein einziger secundäre Symptome: eine Nachricht, die der Anwendung des Quecksilbers als eines Vorbeugungsmittels sehr günstig ist.» Aus dieser und folgender Stelle geht hervor, daſs der Verfasser gar nicht weiſs, was er will. S. 58. »Es ist mir bis jetzt kein Fall vorgekommen, wo man Quecksilber gegen ursprüngliche fressende Geschwüre angewendet hätte, welche dadurch nicht verschlimmert und übler zu behandeln geworden wären: und mithin habe ich als eine bestimmte Regel, von welcher ich nie abzuweichen gedenke, angenommen, daſs Geschwüre dieser Art nicht mit Quecksilber behandelt werden dürfen. Wenn aber nach ihrer Heilung ein Praktiker dieses Mittel für nützlich hält, den Körper gegen secundäre Zufälle zu schützen: so maſse ich mir nicht an, zu läugnen, daſs er wahrscheinlich Recht habe.» Der Verf. ist der Meinung, daſs der Schancker und das venerisch fressende Geschwür von verschiedenen Giften entstehen. Unsere Leser werden aus diesen Stellen ersehen, daſs dem Buche gar kein Resultat abzugewinnen ist. Wir können unmöglich alle die Irrthümer berühren, die sonst auf jeder Seite vorkommen. Zu vielen läſst sich auch gar nichts sagen. Z. B. S. 72. »Alle mit Fieber verbundene, Ausschlags-Krankheiten werden von Halsbeschwerden begleitet.»

Wie wenig deutlich der Verf. den Zusammenhang zwischen den Zufällen und dem eigentlichen Wesen der Krankheit erkennt, und wie wenig er zwischen wesentlichen und zufälligen Symptomen zu distinguiren weiſs, geht noch aus folgender Stelle hervor. Nach ihm »kann man I. diejenige Krankheit, welche häufiger als alle übrigen vorkommt, und mit einem

blätterchenartigen Ausschlage verbunden ist, die blätterchenartige; II. die, welche Blattern hervorbringt, die sich in mit dünnen Rinden bedeckte und vom Rande aus heilende Geschwüre endigen, die Blatterige: III. die, welche von Flecken, die weniger, als die der vorhergehenden Classe den Charakter der Blattern an sich tragen, und häufig von Buckeln begleitet wird, die sich in Geschwüren endigen, die mit dicken Rinden bedeckt sind, sich mit einem fressenden Rande ausbreiten und von der Mitte aus heilen, die fressende; und endlich IV. die, welche ich bisher durch den Namen Syphilis unterschieden habe u. s. w., die schuppige venerische Krankheit nennen. Und solchergestalt sich von der ganzen Menge von Vorurtheilen befreyen, welche eine Folge der alten Benennungen sind.» Der Verf. gedenkt also Vorurtheile, so ungefähr, wie man alten Weibern nicht selten, die eingebildeten Teufel austrieb, nämlich durch leere Formeln, auszutreiben! Das Buch enthält 71 Krankheitsgeschichten, die keinen Auszug gestatten, und den Ref. auch zu keinem auffordern. — Wer in demselben ein gewichtiges Actenstück, welches die Sicherheit der Behandlung syphilitischer Uebel ohne Quecksilber klar und unzweydeutig darthäte, zu finden hofft, der wird sich sehr getäuscht finden. Für den Jüngern ist das Buch ganz werthlos, ja es dürfte sogar seine Begriffe über die Anwendung der Quecksilbers verwirren. Denn die feinere Modification, welche der Arzt bey Anwendung der Quecksilbermittel bey den verschiedenen Graden so manchfaltig complicirter syphilitischer Uebel beobachten mufs, hat der Verf. scharf in's Auge zu fassen gar nicht verstanden. Wie ganz anders ist die Behandlung eines primären, gegen die eines secundären syphilitischen Geschwürs, wie grofs ist z. B. der Unterschied zwischen der Behandlung eines Schankers, der beständig geeitert hat, und eines, der, nachdem er eine Zeit lang geeitert, plötzlich durch austrocknende Mittel örtlich behandelt wurde; die Quecksilberanwendung verhält sich ganz anders bey noch nicht lang dauernder Syphilis, als bey derselben, wenn sie mit grofser Dyskrasie der Säfte mit mancherley Cachexien vergesellschaftet ist, oder wenn auch nur der gesammte Gesundheitszustand sehr herab gekommen ist u. s. w.

. . . t

Sopra una inscrizione Greca nel Seminario Patriarcale di Venezia intorno agli dei grandi Cabiri Lettera di Guglielmo Federico Rinck, Badese. Venezia dalla Tipografia di Alvisopoli. MDCCCXX. 48 enggedruckte S. in 8.

Der würdige Verfasser, unser ehemaliger gelehrter Mitbürger, Hr. Wilhelm Friedrich Rinck, bisher evangelischer Pfarrer zu Venedig, verbreitet sich hier in einem durch Scharfsinn eben so, wie durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Schreiben an den Hrn. Abbate Giovann Antonio Moschini, Vorsteher des patriarchialischen Seminars zu Venedig, über eine zwar schon mehrmals in den Thesauren und sonst (— man sehe die Anführungen S. 4.) abgedruckte, in Venedig bey gedachter Anstalt aufbewahrte Griechische Inschrift, die wegen ihrer Beziehung auf die Cabiren von Wichtigkeit ist, daher zu gelehrten Erörterungen reichlichen Stoff liefert. Die Inschrift selber nach S. 5. und 6. lautet folgendermassen:

Γάϊος Γαΐου Ἀχαρνεὺς ἱερεὺς γενόμενος θεῶν μεγάλων Διοσκόρων Καβείρων ἐν τῷ ἐπὶ Διονυσίου τοῦ μετὰ Λυκίσκον ἄρχοντος ἐνιαυτῷ ἱδρύσατο

Da wir vermuthen, daſs vorliegende Schrift noch nicht sehr in Deutschland, wohin wir sie doch so gerne ihrer schon oben bemerkten Vorzüge willen, verpflanzt sehen möchten, bekannt ist, so halten wir es für zweckmäſsig, durch eine kurze Angabe des in dieser schätzenswerthen Schrift Enthaltenen unsere Leser mit derselben näher bekannt zu machen, und sie zugleich zum weitern Studium derselben aufzufordern.

Der Hr. Vf. beginnt zuvörderst (§. 1.) mit der Angabe, daſs dies Monument mit der Inschrift nach Attika gehöre, und zwar an den Demos der Acharner, wo denn über die so verschiedene Schreibung dieses Namens, über seine Verwechslung und Unterscheidung von dem der Akarnanen Vieles beygebracht wird. Zur Erläuterung wird eine ähnliche Inschrift bey Reinesius (*Syntagma Inscripp. antiqq. Class. I. n. 135. p. 168.*) mitgetheilt, verschiedentlich verbessert und erläutert. Es fällt aber der in der Inschrift erwähnte Archon Lyciscus (denn daſs *μετὰ Λυκίσκον* und nicht mit Gruter *μετ' Ἀλυκίσκον* gelesen werden müsse, zeigt §. 3. wo auch einiges Bekannte über den Archon *ἐπώνυμος* zu Athen) in das 1ste Jahr der 109ten Olympiade, worauf der Archont Pythodotos nach Angaben der Alten folgte. — §. 2. Das in der Inschrift weiter vorkommende *Διόσκοροι*, ist, wie Hr. Rinck bemerkt, Attische Sprechart statt des, besonders den Joniern eigenthümlicheren *Διόσκουροι* *), so wie

*) Wenn Hr. Rinck bey *Cicero d. Nat. Deor. III.* 21. statt *Διόσκουροι*

Κάβειροι auf alten Münzen auch als Κάβιροι vorkommen, (§. 4) Es werden aber die Kabiren, hier ein Beywort der Dioscuren, oder auch letztere selber, häufig bey den Alten die *grossen Götter* (μεγάλοι oder auch μέγιστοι θεοί) genannt, ja sie kommen oft schlechtweg unter diesem einzigen Namen auf Inschriften in Tempeln und sonst vor, wie namentlich zu Athen im District Kephale (Dabey hören wir auch von einem Cippus, der im Museum St. Markus zu Venedig aufbewahrt wird, und eine Inschrift enthält, des Inhalts, daſs Eubulus von Marathon Priester *der grossen Götter* — μεγάλων θεῶν gewesen sey; auch Ceres und Proserpina werden so genannt,*) auch die Ephesische Diana, ja sogar Attis heiſst μέγας θεός.

— §. 5. Im Folgenden werden die Untersuchungen über die verschiedenen Arten von Dioscuren, deren bekanntlich *Cicero d. N. Deor. III, 21. drey* angiebt, fortgesetzt, auch insofern es ein Beywort der Kabiren ist. In der eben berührten Ciceronianischen Stelle verbessert Hr. Rinck die Worte: *tertii dicuntur a nonnullis Alco et Melampus, Emolus, Atrei filii etc.* also: *tertii dicuntur a nonnullis Alco et Melampus, ab aliis Atrei filii etc.* Die gewöhnliche Lesart sey schon grammatisch unrichtig, indem auf *et Melampus,* kein weiterer Name ohne Verbindung folgen könne; Spuren von Verderbniſs zeigen gleichfalls die Handschriften, deren Einige *Eviolus,* Andere *Oviolus* und *Aviolus* haben.

Weil nun, wie gezeigt wird, der Namen *Dioscuren* nicht blos dem *Kastor* und *Pollux* allein zukomme, so könne man auch nicht mit Bestimmtheit behaupten, daſs in der fraglichen Inschrift diese beyden hauptsächlich gemeint seyen, im Gegentheil, da das Denkmal nach Athen gehöre, so seyen unter den grossen Dioscuren oder Kabiren, die sogenannten Athenischen *Anaces* oder *Tritopatoren, Triptolemus, Eubuleus* und *Dionysus,* die ersten und ältesten Dioscuren nach Cicero zu verstehen. Denn in der bekannten, von Hemsterhuis glücklich verbesserten Ciceronianischen Stelle *d. N. D. III. 21,* liest Hr. Rinck: *Primi tres, qui appellantur Anaces, Athenis ex Jove, rege antiquissimo et Proserpina nati, Tritopatres: Triptole-*

---

ebenfalls Διόσκοροι schreiben will, so muſs man gestehen, daſs darauf viele handschriftliche Spuren hinweisen; denn es findet sich bald *Dioscorte*, bald *Dioscoroe*, oder *Dioscorce*, bald *Dioscorae*, bald *di-oscore*, bald *dioscoridae* u. dgl. mehr s. die Moser-Creuzersche Ausgabe pag. 585.

*) Hierbey konnte insbesondere noch der Hauptstelle des *Pausanias* VIII. 31. vgl. mit *Sophocles* Oedip. Colon. 683. ibiq. interpr. gedacht werden.

mus)* *Eubuleus, Dionysus;* eine Conjectur, deren schon nach handschriftlichen Notizen des Hrn. Verfs. Creuzer in der Symbolik II. p. 337. Not. 2te Ausg. erwähnt hatte, und die hier weiter entwickelt ist. Wir wollen hier über die Richtigkeit dieser gewifs scharfsinnigen Conjectur kein Urtheil fällen, auf das verweisend, was Creuzer a. a. O. vergl. *ad Ciceronis l. l. p. 587.* bemerkt hat; nur so viel hinzufügend, dafs nach unserer Ueberzeugung gleichfalls die Hemsterhusische Verbesserung — *Tritopatores, Zagreus, Eubuleus, Dionysus,* überwiegende Gründe für sich hat. Von dem Wesen, dem Geschäfte, insbesondere der Bedeutung dieser Kabiren wird nun im §. 8. gehandelt, viele Nachweisungen gegeben und die Hauptmeinungen der Gelehrten, wie sie von einander abweichen, dargelegt.

Was nun die Kabiren, nach des Verf. eigener Ansicht, ursprünglich waren, wollen wir kürzlich mit seinen eigenen Worten (§. 9.) sagen: — *I Cabiri adunque, sono gli aborigini deificati generatori, e rappresentarono appresso ogni popolo, sarei per dire, il suo Adamo; e perciò si sacrificò loro pel conseguimento di prole (S. 25).* Aber in anderer Hinsicht waren sie auch *dii tutelares, Schutzgötter,* insofern gleich den *Penates patrii* der Römer (§. 10.) worüber jetzt vorzüglich Creuzers Erörterungen in der Symbolik II. Th. p. 872. 2te Ausg. nachgesehen werden müssen. — Weil aber, fahren wir mit Hrn. Rinck fort, die Dioscuren oder Anaces den Mysterien angehörten, wurden ihre Namen und Bilder den Uneingeweihten verborgen, sie gehörten zu den unbekannten Göttern, wurden eben daher aber aber vom gemeinen Volk für Castor und Pollux angesehen, weil Letztere im Volksmythus und Cultus bekannter und allgemein verbreiteter waren. (Dies ist in gewissem Betracht unstreitig richtig — aber es gab doch auch eine alte Vorstellungsart — wie schon die Nachrichten des Pausanias beweisen — wonach auch Castor und Pollux mysteriös genommen wurden). Daher sey auch auf unserer, sonst so deutlichen und bestimmten Inschrift, eben weil sie von einem Priester, d. i. von einem Eingeweihten herrühre, keine Name der Dioscuren gesestzt. So sey auch der sogenannte *unbekannte Athenische* Gott, welcher in der Apostelgeschichte vorkomme, kein anderer, als ein *Kabire,* deren Namen ja verschwiegen werden mufsten; durch solche Ansichten aber hätten sich die Athener unmerklich zur Erkenntnifs *Eines* Gottes hingeneigt —

---

*) Für: — *nati, Tritopatreus, Eubuleus, Dionysus,* wie die offenbar verdorbene Vulgata hat.

i superstiziosi Ateniensi venifano pure approssimandosi insensibilmente alla cognizione dell' unita in Dio. (S 30. §. 11.)

Die *Attribute* der Kabiren werden zunächst im folgenden §. 12. abgehandelt und zwar das *ovale Hüthchen*, die *Opferschale* und die *Schlange;* ferner ihre *kleine Gestalt*, wobey denn auch der *junge bärtige Bacchus* und der *doppeltgestaltete Cecrops* gedeutet wird; ersterer sey als bärtiger Jüngling gedacht, um die Vereinigung aller Zeiten vorzustellen, indem er Greis und Jüngling zugleich sey, was zugleich anzeige, dafs sein Antlitz immer neu sey, wenn schon seine Geschöpfe veralten. Dieselbe Verschiedenheit treffe man auch in den Bildern Vulcans an, und eben so im doppelgestaltigen Cecrops der Athener (S. 34.). Doch möchten nach des Ref. Ansicht bey dem doppelleibigen Cecrops auch noch andere Deutungen zu berücksichtigen seyn.

Die Kabiren selber, heifst es §. 13. sind *männlich* und *weiblich*, wie diefs eine Inschrift im Museum Nani beweist, worauf es heifst: *Ιερεὺς θεοῦ καὶ θεᾶς*, was Corsini auf *Augustus* und *Roma*, Biagi auf *Juppiter* und *Minerva* bezogen hatte, worunter aber nach Hrn. Rincks Ansicht die *Kabiren* zu verstehen sind; zu ihnen gehöre auch der mann-weibliche Bacchus; beyde Principien aber habe Epimenides durch Zahlen, durch die Monas und Dyas ausgedrückt, insofern sey *Juppiter* als der Demiurg der *grosse Kabire* und *Bacchus*, sein Sohn, der *kleine*, nach Schol. Apoll. I, 918. Mit diesem Bacchus (§. 14.) stehe ferner der *Hermes Ithyphallikos* in Verbindung. Die Kabiren seyen vom Himmel und der Erde erzeugt, also vom Vulcan und der Kabira, daher gebe es auch einen feurigen Bacchus (*πυριγενής*), womit anderer Seits auch die Fabel von der Semele in Verbindung steht; deshalb wurden auch die Kabiren in Arkadien durch ein ewiges Feuer verehrt, um den ewigen Lebensstand des Volkes anzuzeigen, wie in Rom im Tempel der Vesta, wo die *Penates patrii* aufbewahrt wurden, gleichfalls ein ewiges Feuer von den Vestalischen Jungfrauen unterhalten wurde. — *segno del perpetuo stato vitale del popolo; e simile fiamma nutrivasi dalle Vestali romane nel tempio della Dea loro, ove i Penati patrii erano custoditi giusta la relazione di ragguardevoli autori* (S. 38).

Nach § 15 bewahrten die Samothracischen Mysterien der grossen Kabiren die orientalischen Namen der *Ceres, Proserpina* und *Pluto*, im übrigen denen zu Eleusis gleich (*uniforme*). Der Raub der Proserpina oder das Verwelken und Wiederaufkeimen des Saamens war ein Bild des immerwährenden Sterbens und Erzeugens der Natur; in den Bacchischen Mysterien war der Inhalt die Zerstückelung und Wiedergeburt die-

ses Gottes, der in ersterer Hinsicht *Zagreus* heifst, d. i. *erniedrigt, (umiliato)* nach dem Ebräischen; der Pallas-Mythus ist insofern die Bewahrung des Saamens durch göttliche Weisheit. In Hinsicht auf seine Wiedergeburt führt Bacchus den Namen *Jacchus*, d. i. »*bambino lattante*« in syrischer Sprache (§. 16). Auch die Mythen von Adonis, Attis, Osiris und Mythras stellten eben diesen Tod und eben diese Wiedergeburt der Natur vor (§. 17.). Schlüfslich werden dann noch (§. 18.) einige moralische Bedeutungen von Tod und Wiedergeburt bey diesen Mysterien berührt.

B.

Kronos, genealogisch-historisches Jahrbuch für 1821. Mit dem *Portrait des Fürsten Metternich*. Leipzig bey Gleditsch. 1 Rtl. 8 Ggr.

Von Hrn. Inspector *Stenzel* zu Zerbst gut bearbeitet, liefert *Kronos*, mit Rücksicht auf die 3 lezten Jahre:

I. Die *Genealogie* sämmtlicher Fürstenfamilien und die höchsten Behörden einiger Freystaaten in und ausser Europa — auf den ersten 189 Seiten. »Zum erstenmal erscheinen in diesem Jahrg. die Artikel: *Columbia* (seit d. 17. Dec. *1819* constituirt »*Monaco, Saluzzo,* und, am jetzigen Orte, *Leuchtenberg*. Im nächsten hofft d. V. auch andere geben zu können« und erbittet sich genaue Beyträge bes. auch von gräfl. Familien, nebst Berichtigungen. — Nach den regierenden Häusern sind, was als ein in der Vorrede selbst nicht angezeigter Vorzug zu schätzen ist, *auch vom Lande* Areal, Volksmenge, Einkünfte, Staatsschuld u. dgl. m. angezeigt. Bey *Baden* würde, um die Ableitung des ganzen Fürstenstamms deutlicher zu machen, auch noch ein Artickel von dem Vater des regierenden Grofsherzogs anzugeben, und nach diesem Stammvater die ganze Genealogie zu ordnen seyn. S. 10. wäre nach dem Worte: *erklärt*, in der 13. Zeile von unten, beyzufügen: »und die Urkunde des Erbfolgerechts bekannt gemacht.« Die *reinen* Einkünfte sind auf *sieben* Millionen zu setzen. S. *Demians* Geogr. und Statistik von Baden. *1820*. S. 69.

II. Von S. 190 bis 219. Verzeichnifs der Botschaften etc. Agenten, Consuln von Nordamerica und den europäischen Höfen.

III. Als Anhang nach S. 222. mit besondern Seitenzahlen bis 60. Die *Namenreihe* der römischen Bischöffe und Päbste, mit einigen Notizen aus ihrem Leben.

Höchst sonderbar ist, dafs S. 17 unter Nro. 109 noch *die offenbare Fabel* eingerückt wird »*Johannes VIII. oder Johanna, die* »*Päbstin.* 2 Jahr 5 Mon. 4 Tage lang. Wird von päbstl. Schrift»stellern selbst für ein Weibsbild ausgegeben, *aus Maynz* ge»bürtig. Die Mannspersonen in Italien pflegten damals ihre »Bärte glatt wegzuscheeren; darum blieb ihr Geschlecht ver»borgen. Bey einer Procession von Sct Peter nach dem Late»ran gebar sie ein Kind zwischen dem Colisaeum und der Cle»menskirche; wo nachher eine Säule errichtet ward, vor wel»cher die Päbste nie vorbey wollten. Andere erklären die Er»zählung für eine Fabel, indessen sind Gründe genug zur »Hand, sie für wahr zu halten. Wird von Einigen in der »Reihe weggelassen.« In welcher Vorzeit mag dieser Artickel so verfafst worden seyn? Nro. 108. wird dennoch Sergius II. als regierend vom 12. April 847 bis 17. Jul. 855. und Benedict III. Nro. 110. als regierend vom 1. Sept. 855 bis 10. März 858 angegeben. Der Verf. bemerkte also nicht, dafs sein Johannes VIII. ausserhalb der Zeit existirt haben müsste.

Rec. gibt dagegen die S. 58. von den vier lezten Päbsten angeführte Notizen. *Clemens XIII.* geb. als Carl Rezzonico reg. vom 6. Juli *1758* bis 3. Febr. *1769* starb 76 Jahr alt. *1768* excommunicirte Er im alten Styl den Herzog von Parma. Fr. besezt dagegen Avignon und Venaissin, der König von Neapel Benevento. Kämpfe zu Erhaltung des Jesuiterordens. Verbot der Bulle in Coena Domini in Fr. Spanien, Neapel, Oestreich. — *Clemens XIV.* geb. als Franz Laur. Ganganelli. reg. vom 16. May *1769* bis 22. Sept. *1774,* starb alt 69 Jahr. Bulle *Dominus ac Redemtor noster* vom 21. Jul. *1773* zu Aufhebung des Jesuiterordens. *Cl.* erhält dagegen Avignon, Venaissin und Benevent zurück. — *Pius VI.* geb. als Joh. Angelo Braschi, reg. vom 15. Febr. *1775* bis 29. Aug. *1799,* starb 82 J. alt zu Valence in Fr. weggeführt. — Erste Kämpfe wegen wegen K. Josephs II. Anordnungen *circa sacra.* Reise nach Wien. Kostbare, nöthige Austrocknung an den Pontinischen Sümpfen. *1788* entzieht sich der König von Neapel der seit 950 Jahren bestandenen Lehensherrlichkeit des röm. Stuhls. *1796* drängt Bonaparte nach dem Tod des Basseville, gegen Rom. Waffenstillstand mit dem Pabst den 23. Jun. *1796.* Friede zu Tolentino den 19. Febr. *1797.* Gen. Düphot in einem Volksauflauf getödtet. Röm. Republik, erklärt den 10. Febr. *1798.* *Pius VI.* nach Fr. weggeführt den 27. März. *1799.* — *Pius VII.* geb. zu Cesena d. 14. Aug. *1742* als Gregor. Barnabas *Chiaramonti,* that *1759* Profess bey den *Benedictinern,* wurde *1782* Abt des Kl. St. Anselm zu Rom, ... Bischof zu Imola, *1785* d. 14. Feb. Cardinal-Priester, *sub tit. Sti.*

Calixti. Zum Pabst erwählt durch etlich und dreyſsig Cardinäle unter dem Oesterreich. Schutz zu St. Georgio in Venedig d. 13. März *1800* und gekrönt den 21. Konnte zu Rom einziehen den 3. Jul. *1800* und feyerliche Besitznahme vom Kirchenstaat erklären d. 22. Novbr. *1801*, unterzeichnete das französ. Concordat den 15. Juli *1801* und salbte Napoleon zu Paris den 2. Dec. *1804*, welcher aber als Gesalbter Gottes vom Cardinal-Legaten *Caprara* erklärt durch *le Catechisme à l'usage de toutes les églises de l'empire Français* den 30. März *1806*, dennoch den 11. May *1809* weltliche Regentenmacht mit der kirchlichen für unvereinbar erklärt. *Pius VII.* muſste daher Rom verlassen *1809* den 6. Jul. Bannbulle gegen Napoleon vom 10. Jul. Gezwungener Aufenthalt zu Savona bis Juny *1811*. Breve vom 20 Sept. *1811*, nimmt die Schlüsse des Conciliums zu Paris vom 5. Aug. und Napoleon wieder als geliebtesten Sohn an, der ihn den 20. Jun. *1812* nach Fontainebleau versetzt und nach der Rückkehr von Moskau ihm ein weiteres Concordat den 25. Jan. *1813* abnöthigt. Nach Napoleons Absetzung zog *Pius VII.* wieder zu Rom feyerlich ein den 24. May *1814*, wo im ersten Consistorium den 6. Aug *1814* der Jesuiterorden repristinirt wird. *Pius VII.* erhielt zurück alle Theile des vormaligen Kirchenstaats, ausgenommen *Avignon* und *Venaissin* in Frankreich und den jenseits des Po gelegenen Theil der *Legation Ferrara*, vermittelst der Wiener Congreſs-Acte.

Ohne den offenbar nicht zu zählenden Johannes ist *Pius VII.* der 280ste auf dem Stuhle zu Rom. S. 97 bis 101. sind auch die gegenwärtigen Cardinäle angegeben. Unter diesen als der dritte unter den Cardinal-Diaconen, Hercules *Consalvi*, geb. zu Rom den 8. Jun. *1757*, Cardinal-Diacon von St. Maria ad Martyres d. 11. Aug. *1800*, (Nuntius auf dem Wiener Congreſs) Staatssecretair und Min. d. Auswärt. — Groſskreuz des Span. Ordens della Conceptione. *1816*. — Nächst vor ihm *Fabricius Ruffo*, geb. den 16. Sept. *1744* zu Neapel, erwählt d. 26. Sept. *1791*. Königl. Sicilianischer Staatsrath *1799*. Anführer der Calabresen.

Aus der Statistik des Kirchenstaats ist angegeben: *Areal*, 684 Quadratmeilen. *Volkszahl*: 2,425,222, wovon 134.161 zu Rom. *Einkünfte*: 7,200,000 Gulden. (Sind hier kirchliche und weltliche zusammengezählt?) *Landsoldaten*: 9000. *Zur See*: 2 Fregatten, 2 kleine Kriegsschiffe.

Sehr zu wünschen ist, daſs künftig der Abdruck nicht mit

gar zu kleiner Schrift und mit schwärzerer Dinte gemacht werde.

H. E. G. Paulus.

Meine Ausflucht nach Brasilien oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück. Von Theodor v. Leithold, Rittmeister im ehemaligen Husaren-Regiment von Ziethen. Berlin bei Maurer 1820. 232 S. in 8. 1 Rtl. 4 Ggr.

Eine Reisebeschreibung von derjenigen Art, welche gerade das, was dem Reisenden selbst tagtäglich auffiel, anschaulich machen, in weitere Untersuchungen und Umsichten aber sich nicht einlassen. Das Selbsterfahren ist gewöhnlich das sicherste. Die Erzählung ist kunstlos und unterhaltend genug. Ein durch den Krieg zurückgekommener Husaren-Officier giebt seine 500 Thl. Wartegeld gegen 3000 hin und eilt mit der Hälfte von dieser Summe in die Hauptstadt von Brasilien, in der Hoffnung, ein dort angestellter Schwager werde ihm vom Portugiesischen Könige einen Vorschuſs von 12000 Thaler zu verschaffen vermögen, womit er eine Zuckerplantage anlegen und wenn sie nach 5 Jahren ergiebig würde, bald so viel erübrigen könnte, um mit einer guten Rente zu den Seinigen nach Hause zurückzukommen. Leider fehlte der Vorschuſs und somit alles. Indeſs hatte Hr. v. L. offene Augen und faſste manches vom Zustand der Dinge um ihn her auf, was er denen, die es lieber lesen, als unter so mancherley Unbequemlichkeiten miterfahren möchten, auf eine ganz lesbare Weise und mit guter Laune überliefert. Als das denkwürdigste fiel dem Rec. S. 65. auf, das die Einwohnerschaft von Rio de Janeiro aus $^5/_6$ Schwarzer und nur $^1/_6$ Weisser bestehe, letztere aber durch Milde und mässige Arbeit die Ueberzahl in Gehorsam erhalte, gewarnt durch einen vor längerer Zeit auf entgegen gesetzte Weise verursachten grausamen Aufstand von Sklaven, die sich sogar eine eigene Stadt Palmaros zu befestigen gewuſst hätten. Ueberall so — das *discite justitiam moniti.*

P.

N^ro^. 20. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Zur Geschichte *Hellenischer Staatsverfassungen*, hauptsächlich während des Peloponnesischen Krieges — Bruchstück einer historisch - politischen Einleitung in das Studium des Thucydides. Von FRIEDRICH KORTUM, Professor am Neuwieder Gymnasium. Heidelberg. Neue academische Buchhandlung von Karl Groos 1821. 8. 216 S. und einer Tafel, die Uebersicht der entwickelten Hauptverfassungen enthaltend. 2 fl. 24 kr.

Der bereits durch andere historische Schriften bekannte Hr. Verfasser hat uns hier in einer geistreichen Auseinandersezzung einen Abriſs Griechischer Staatsverfassungen, wie sie zunächst während des Peloponnesischen Krieges sich gestalteten, geliefert, ein Abriſs, der, abgesehen von seinem allgemeineren historischen Werth, insbesondere für die Würdigung Hellenischer Staatsformen, so wie für eine nähere Ein-[illegible] des Thucydides, von Wichtigkeit ist und den wir dar-[illegible]ch denen empfehlen wollen, die zu einem bessern Verständniſs jenes groſsen Historikers gelangen und einen tiefern Blick in Griechische Staatsverhältnisse, zu jener denkwürdigen Periode des Peloponnesischen Krieges, werfen wollen, jener Blüthezeit des Griechischen Volks, wo beyder Seits die gröſste Kraft-Aeusserung sich entwickelte. Wenn wir gleich in manchen Punkten mit den Ansichten und Vorstellungen des geistvollen Hrn. Vfs. uns keineswegs vereinigen können, noch wollen, was besonders von der ersten Abhandlung gilt, welche Ansichten über die Staatsformen des Hellenischen Alterthums, hauptsächlich nach Aristoteles und Thucydides, mittheilt, wo nämlich nach einigen philosophisch - staatsrechtlichen Bemerkungen das Wesen der Demokratie, ihre Arten, nach den Bestandtheilen der Bürgerschaft bestimmt, so wie ihre Erhaltungsmittel (§. 10—12.) angegeben werden, wo dann auf ähnliche Weise weiter von der Oligarchie und ihren Erhaltungsmitteln (§. 13. 14.), vom Königthum (§. 15.), vom Tyrannenthum (§. 16.), von der Aristokratie (§. 17.), und endlich von der Bundesgenossenschaft nebst ihren verschiedenen Arten (§. 18. 19.) geredet wird; wenn wir ferner glauben, daſs nicht blos hier, sondern auch in der folgenden historischen Entwickelung das Wesen der Demokratie, so wie es sich im alten Hellas entfaltete, zu sehr hervorgehoben und zu hoch gestellt, dagegen die

übrigen ihr entgegenstehenden Regierungsformen, als Oligarchie, Aristokratie u. s. w. zum Vortheil jener herabgesetzt und nicht auf gehörige Art gewürdigt werden, wenn besonders die Oligarchie überall als Keim und Grund des Verderbens und Herabsinkens Hellenischer Staaten oder als Hinderungsmittel ihrer geistigen, wie politischen Ausbildung betrachtet wird, wenn, wie bemerkt, Ref. hierin nach seiner Ueberzeugung mit Hrn. Kortüm keinesweges gleichen Schritt halten kann, so glaubt er doch nicht, das Lobenswürdige, das diese Schrift enthält, verschweigen zu dürfen. Eine fruchtbare Kürze, eine kraftvolle Sprache, eine lichtvolle Entwickelung des zu behandelnden Gegenstandes, mit Vermeidung alles leeren Wortschwalms, dies sind die hier vorherrschenden Eigenschaften, welche diese Schrift auf eine vortheilhafte Weise charakterisiren.

Nach diesen Bemerkungen, mit welchen einsichtsvolle und vorurtheilsfreye Leser übereinstimmen werden, haben wir noch den Hauptinhalt des Werkes kürzlich anzudeuten. Die zweyte Abtheilung des Ganzen, »*der Hellenischen Staaten Verfassung, hauptsächlich zur Zeit des Peloponnesischen Krieges,*« handelt in ihrem 1sten Abschnitte *von den Hellenischen Bundesgenossenschaften* oder *Symmachien* (S. 31 — 76), und zwar zuvörderst von der *Dorisch-Spartanischen Bundesgenossenschaft*, in ihrem Ursprung und in ihrer Ausbildung. Als den Grund des Spartanischen Uebergewichtes im Peloponnes sieht der Hr. Verf. mit Recht die schon frühzeitige Einwanderung der Dorer an, wo der grössere Theil des gewonnenen Bodens, so wie das Vorrecht, ausschliefslich die unmittelbare Umgebung des Königs (der, setzen wir hinzu, aus ihrer Mitte genommen war), zu bilden, den adelichen Geschlechtern zu Theil ward. Als die Bestandtheile dieser Spartanischen Symmachie, wie sie zwischen *470 — 404* v. Chr. sich bildete und eine vollkommnere Einrichtung, als bey ähnlichen früheren Verbindungen der Fall war, erhielt, werden die *Korinthier*, *Trözenier*, *Hermionäer*, *Halier*, *Sicyonier*, *Eleer*, *Achäer*, *Tegeaten*, einige Zeit auch die *Mantinäer*, als innerhalb des Peloponnes wohnende Völkerschaften angeführt, ausserhalb des Peloponnes, die *Megarer*, *die Opuntischen Lokrer*, *die Phokier*, *Leukadier*, *Ambrakier*, *Anaktorier u. Thebaner*. Nach dem, was über das Kriegswesen des Bundes kurz bemerkt ist, wird die rechtliche Stellung der Bundesgenossen zum Oberhaupte, so wie dieses zu jenen, bestimmt und klar nach den Zeugnissen der Alten, zunächst des Thucydides und Aristoteles angegeben. Hatte auch jeder Staat, der zu dieser Symmachie gehörte, urkundlich Autonomie, so wurde doch dieselbe dadurch geschmälert oder gehindert, dafs Sparta die demokratischen Bestandtheile des Bundes mehr klug, denn gewaltthäthig, entwe-

der aufhob, oder in oligarchische umschmolz. Wenn das Recht der *Vorberathung,* dessen Sparta genoss, sich sehr bald in *gesetzgebende Gewalt* verwandelte (wie S. 45. angiebt), so dass Sparta bisweilen ohne Zuziehung der Verbündeten über Krieg, Frieden und Verträge mit dem Auslande unterhandelte, wenn als Bestätigung hiezu der mit Athen, ohne Einwilligung der Korinther und Anderer, abgeschlossene Waffenstillstand angeführt wird, so darf man unseres Ermessens, dabey nicht übersehen, dass die Verbündeten dies als einen Eingriff in ihre Rechte, wodurch zugleich ihre eigene Freyheit gefährdet werde, ansahen, dass sie, um sich gegen die, wie sie meinten, dadurch beabsichtigte Ausdehnung der Spartanischen Herrschaft über den gesammten Peloponnes zu schützen, sogar eine Verbindung gegen Sparta zu Stande zu bringen suchten *(Thucyd. V, 27.),* eine Verbindung, die freylich nachher wieder zerfiel, und dadurch beständige Reibungen verursachte, bis sie endlich mittelbarer Weise und nach und nach den offenen Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Sparta und Athen herbeyführte. Wir haben dies um deswillen bemerkt, weil die Worte des Hn. Kortüm leicht zu einem Missverständniss verleiten könnten. — *Die Attisch-Jonische Bundesgenossenschaft,* »aus der *allgemeinen* Hellenischen hervorgegangen,« schildert S. 46—61. Sie begriff theils auf dem festen Lande, theils auf den Inseln wohnende *zinspflichtige, unterthänige* (ὑποτελεῖς, ὑπήκοοι), und *selbstständige* (αὐτόνομοι) Bundesgenossen, die nicht blos alle genau hier nach den beygefügten Zeugnissen der Alten aufgezählt, sondern deren Verhältnisse zu dem Hauptort, deren Rechte, deren Leistungen, und dergleichen mehr in lobenswerther Kürze vor Augen gelegt werden. Noch wichtiger sind die zunächst folgenden Betrachtungen über die *Regierungsgrundsätze der Hellenischen Bundeshäupter zur Zeit des Peloponnesischen Krieges.* Die Hauptpunkte der *Athenischen Politik* werden in neun Nummern aufgestellt, eben so wie die Grundsätze Athens in *auswärtigen Angelegenheiten.* Den Satz, den der Verf. als leitenden Grundsatz für Athen hier aufstellt, stets an den Ereignissen Theil zu nehmen, eine leidende Stellung als Verlust und nur ein thätiges Eingreifen als Gewinn zu betrachten, kurz »*Neutralität* für das Unterpfand baldiger Knechtschaft zu halten,« diesen Satz finden wir besonders in der Erklärung des Atheners Euphemos vor den Kamarinäern ausgesprochen, *(Thucyd. VI. 82-87.)* wo auch geradezu erklärt wird, nur um der eigenen Erhaltung willen, nur um sich vor dorischer Knechtschaft zu sichern und zu wahren, strebe Athen nach ausgedehnter Macht und Herrschaft. Während daher die Athener auf der einen Seite Völker in knechtischer Abhängigkeit

zu erhalten suchen, sie hinwiederum andern Völkern desselben Stammes ihre Freyheit zu sichern suchen, gerade weil es ihrem Nutzen, wie der Erhaltung ihrer Herrschaft, förderlich ist; daher jene πολυπραγμοσύνη, welche man den Athenern vorwarf (s. Interpr. zu Thucyd. VI. 87. pag. 135. T. II. ed. Beck). Mit Recht führt Hr. Kortüm hier Thucyd. VI, 85. an: »ἀνδρὶ τυράννῳ ἢ πόλει ἀρχὴν ἐχούσῃ οὐδὲν ἄλογον, ὅ, τι ξυμφέρον, οὐδ' οἰκεῖον, ὅ, τι μὴ πιστόν.« Er hätte nur auch die folgenden, für die Würdigung der Athenischen Politik eben so charakteristischen Worte hinzusetzen sollen: πρὸς ἕκαστα δὲ δεῖ ἢ ἐχθρὸν ἢ φίλον μετὰ καιροῦ γίνεσθαι etc. So bleibt denn doch immer nach des Rec. Ermessen Streben nach Macht und Ansehen, Herrschsucht und Selbstsucht der Grundsatz der Athenischen Politik, die besonders nach Perikles Zeit »selbstsüchtig hinter dem Deckmantel der *Unschuld* und *Religion* sich verbarg.« Insofern zeigt sie sich uns um nichts besser, als die Spartanische Politik, die nur nicht mit so viel Klugheit, Sophistik, Feinheit und Gewandtheit ihre wahren Absichten zu verdecken oder zu beschönigen verstand, die daher in allen Unterhandlungen sich Blössen geben mufste, (vgl. S. 75 unten, S. 76 oben). Wir bemerken dies deswegen, weil nach der Darstellungsweise des Hrn. Verfs., (wo das Gehässige der Athenischen Politik weniger hervorgehoben, das der Spartanischen dagegen in desto grellerem Lichte dargestellt ist) die Spartanisch oligarchische oder aristokratische Regierungsform schlechter dünken könnte als die Athenisch-demokratische, was wir doch nicht zugeben können. Etwas zu stark, und zum Theil mit Unrecht, hat sich der Vf. S. 71. (vgl. die Noten S. 85, 89, 120.) gegen die »ungeschichtlichen Geschichten Hellenischer Stämme eines Göttinger Professors, *Karl Müller*,« erklärt, einem Werke, das über die Minyer »Dichtung und Wahrheit ausgegossen hat,« weil es vielleicht die Würde der alten aristokratischen Form zu sehr empfohlen haben möchte. Nach S. 73 Not. 13 wäre es ungerecht, die Ursache des Attischen Sittenverderbens in der steigenden Demokratie und Thalassokratie zu suchen; eher vielleicht in dem Betragen der mächtigen Oligarchen, jener Vertheidiger des Alten; ein Satz, dem wir keineswegs beypflichten können und den wir von Hrn. Kortüm mit weitern Beweisen und Zeugnissen unterstützt zu sehen wünschten.

Der 2te Abschnitt S. 76—124. schildert das *oligarchische Hellas*, zuerst *Thessalien* (hierbey von den Penasten, von den Aleuaden zu Larissa und den Skopaden zu Pharsalos), dann *Böotien*, wo »früh aufkeimende Oligarchie die Aufforderung »der Natur nicht benutzte, ja den rührigen Sinn der Aeolischen »Eingebornen so abstumpfte, dafs sie zum Gespött wurden dem

»übrigen Hellas,« ein Vorwurf, der besonders *Theben* und die Boeotische *Gaueintheilung* trifft. Zunächst folgen *Korinth, Sikyon, Megara,* wo, weil es oligarchischen Grundsätzen während des pelopon Krieges treu geblieben, »Sittenroheit, Unzuverlässigkeit, »in Wort und That wurzelte; (??) Megarische Scherze und Megari»sche List wurden zum Sprichwort;« ferner *Elis, Epidauros, Aegina, Lesbos, Samos, Naxos, Knidos, Kyme, Ephesos, Miletos, Rhodos, Chios, Euböa, Epidamnos, das Illyrische Apollonia, Leukas, Erythrä, Kolophon, das Meropische Kos* und *Kerkyra*. Wir halten diese Darstellung der Verfassung jener Staaten, die streng auf die (in den Noten beygefügten) Zeugnisse der Alten gegründet ist, eben darum aber natürlicher Weise an manchen Orten nur unvollkommen ausfallen konnte, für nützlich und brauchbar. Nur wünschten wir eben deswegen manche zu scharfe, ungerechte Bemerkungen und Urtheile unterdrückt, die fast bey der Geschichte eines jeden dieser oligarschischen Staaten wiederkehren, und die bisweilen mit in den Stellen der Alten zu liegen scheinen, als wenn die Oligarchie der einzige und Hauptgrund sey, wodurch sowohl das Emporkommen dieser Staaten in politischer, wie in geistiger Hinsicht verhindert, als auch ihr Verfall herbeygeführt worden sey. Kein vorurtheilsfreyer und leidenschaftloser Betrachter der Hellenischen Geschichte wird diese Ansichten theilen können, noch wollen. Auf das oligarchische Hellas folgt im dritten Abschnitt, das *demokratische Hellas*, S. 124—152., wo die Verfassungen von *Argos*, von *Arkadien*, welches den alterthümlichen Charakter in Sitte, Verfassung und Lebensart lange bewahrt, indem erst der Zeitraum zwischen dem Persischen und Pelopennesichen Kriege für dieses Land die Scheidewand des *Alten* und *Neuen* bildet. Die alte *Gauverfassung* zerfiel in ein *abgeschlossenes Stadtwesen*, oder in *verbündete Bürgerschaften (Symmachien)*, dessen Haupt in der durch Alterthum und Macht angesehensten Stadt erscheint. Weiter in das Detail dieser guten Entwickelung einzugehen, verstattet uns der Raum dieser Blätter nicht, es möge uns daher genügen, unsere Leser aufmerksam zu machen auf diesen, so weit wir wissen, bisher noch nicht *so* behandelten Gegenstand. Insbesondere werden *Mantinea, Tegea, Orchomenos*, die Gauverbindung der *Mänaler*, der *Kynuren* und *Eutrasier* behandelt. Dann folgen weiter *die Achäische Eidgenossenschaft, Amphipolis, das Thracische Chalkis, Ambrakia, das Pontische Herakleia, Syrakus, Tarent* und *Thurii*. Was S. 150. Not. 27. von der Entartung und Weichlichkeit, in welche Tarent verfallen, bemerkt wird, konnte durch Stellen, wie Plutarch. V. Pyrrhi cp. 16. Aelianus V. H. XII, 30. Athenaeus IV, 19. p. 166. F. p. 147. Schweigh. coll. XII, 522. D. p. 441. noch mehr bestätigt wer-

den, da gewiſs in dem mit dem wachsenden Reichthum zugleich steigenden Luxus, in der in gleichem Grade zunehmenden Ueppigkeit und Schwelgerey der Grund des Falls dieser grossen Stadt zu suchen ist.

Die erste Beylage S. 153—163. verbreitet sich über einen wegen Mangel an nähern Zeugnissen eben so dunkeln als schwierigen Punkt mit befriedigender Klarheit und Umsicht, nämlich über die Geschichte des alten *Arkadien*, wo vorzugsweise die Verwandlung des Königthums in Freystaaten sich *genetisch* darstellt; sie giebt zugleich eine Uebersicht der aus den Arkadischen Königreichen hervorgegangenen Eidgenossenschaften und Städte. Die zweyte Beylage S. 164—166. »*Zur Attischen Symmachie. Das Königreich der Odrysen.*« Die dritte S. 167—175. »*Bemerkungen über das Attische Kriegswesen zur Zeit der sieben und zwanzigjährigen Bürgerfehde.*« Sind dieselben gleich nicht so ausgedehnt an Raum, so sind sie desto gewichtiger und inhaltschwerer, auch insbesondere für das Lesen des Thucydides sehr empfehlenswerth, da sie in gedrängter Kürze zugleich eine Erklärung der im Kriegswesen und in der Taktik vorkommenden Kunstausdrücke geben. Der Begriff des περίπλους S. 174. scheint uns etwas zu enge gefaſst, wenn es heiſst: »Die Durchbrechung »der Schlachtlinie geschah mittelst des περίπλους, indem Schiff »hinter Schiff gestellt, in die wahrgenommene Lücke des Gegners eindrang;« weil nämlich doch auch die Ueberflügelung der feindlichen Flotte, indem man dadurch ihr den Rücken zu kommen suchte, bezeichnet wird, ein Manoeuvre, dem man durch die kreisförmige Stellung zu entgegnen suchte. Vgl. die Scholien zu Thucyd. VII, 36.: — τὸ μὲν περιπλεῖν ἐν τῇ εὐρυχωρίᾳ καθίσταται, οἷον χορευούσης καὶ ἀναστρεφομένης, ἐφ᾽ ὅπερ βούλεται, τῆς νεώς· καὶ ἡ περὶ πρόθεσις αὐτὸ τοῦτο δηλοῖ. τὸ κύκλῳ περιθέειν· τὸ δὲ διεκπλεῖν, τὸ τεμόντων τὴν τάξιν τῶν ἐναντίων, εἰς τοὔπισω γενέσθαι· S. *Scheffer de militia navali veterum, in Poleni Supplemm. IV. p. 974. D.* Ueber das διεκπλεῖν oder den διέκπλους, den Hr. Kortüm so bestimmt: »stand der »Feind in grader Treffenlinie, so wurde der *Durchbruch* (διέκ»πλους) versucht« s. auch Thucyd. I, 49. VII, 36. nebst den Auslegern, deren jüngster, Hr. Haake ihn also definirt: »*navium decursus, quibus se ordini navium hostilium insinuant, vel per medias elapsae a tergo eas adoriuntur.*« S. 175. werden die schwierigen Ausdrücke bey Thucyd. VII, 14. ἐξορμίζειν τὴν ναῦν (vom Aufbruche vom Ankerplatze in die offene See) und ξυνέχειν τὴν ναῦν, (auf die den Athenern eigene Kunst des Aufmarsches bezogen, und nicht als eine Bezeichnung des κελευστής anzusehen) erläutert.

Die vierte Beylage S. 176—186. »*zur Geschichte der Atti-*

schen Demagogie, hauptsächlich in der letzten Hälfte des Peloponnesischen Krieges« schildert in eben so treffenden Zügen folgende mehr oder minder einflußreiche Menschen, welche »zu den »jammervollen und kraftlosen Verderbern der Attischen Volksversammluug gehören, welche jedoch, nur allmählich und »theilweise entartend (?), die Würde ihrer Bestimmung niemals (?) ganz verkannt hat,« : *Hyperbolos, Kleophon, Kleigenes, Archedemos, Simon, Theramenes der Kothurn, Aristokrates, Kleonymos,* und der *Priester Lampon.* Ob wir gleich mit vielem Dank diese biographischen Skizzen annehmen, so können wir doch nicht ganz mit den S. 176. Not. aufgestellten Bemerkungen, welche die Athenische Demokratie entschuldigen sollen, übereinstimmen, besonders wenn behauptet wird, »daſs die »Verderber des Athenischen Volkes gröſstentheils heimathlose »*Fremdlinge und vaterlandslose Geschlechter* waren, die nach uralstem Grundsatze den Bevorrechteten dringende Forderungen »*momentan* gewährten, um das durch den Schein der Freysinnigkeit geäffte Volk in desto stärkere Bande zu schlagen (??) »Dergleichen *oligarchische* Demagogen waren verderblicher und »ruchloser, als Kleon, der Gerber« (??) —

Wenn wir in dem Bisherigen in manchen Punkten die Ansichten des Hr. Vfs. nicht theilen, wenn wir nach unserer Ueberzeugung häufig einem andern Wege folgen zu müssen glaubten, so hat uns die, mit Fleiſs und Geist ausgearbeitete fünfte Beylage (S. 187 — 203.) um so mehr befriedigt, als sie sich über einen wichtigen Gegenstand verbreitet, den deshalb unser Hr. Verfasser mit Recht, als die Krone dem Ganzen und als Schluſstein dem Ende aufgesetzt hat. Es sind *die Ansichten des Thucydides über das Wesen der menschlichen Natur*, über ihre Triebe und Kräfte, ihre Hülfsmittel und Hindernisse auf dem Wege zur Vervolkomnung, ferner über den *Staat* und die *Religion.*

Daſs der Hr. Vf. hiebey auch die Bearbeitungen anderer Gelehrten über denselben Gegenstand, namentlich die von Creuzer (die historische Kunst der Griechen, S. 262 ff.) benutzt hat, lieſse sich erwarten, obgleich derselbe dieser Werke mit keinem Worte gedenkt, oder sie irgendwo anführt. Als Probe von der Darstellungsart des Hrn. Kortüm wollen wir daher die Worte beyfügen, womit derselbe diese Betrachtungen eingeleitet hat, und hiemit zugleich unsere Anzeige beschliessen: »Auf dem Gipfel, der den Blick in weite Fernen öffnet, stehet *Thukydides,* des *Oloros* Sohn, von jeher, so lange die Menschen Sinn hatten für einfache Grösse, angestaunt; denn die »Bücher vom Peloponnesischen Kriege geben ein Bild der unveränderten Menschennatur und verkündigen, erhaben über

»Blendung der Leidenschaft, die ewigen Aussprüche des in der »Geschichte wirkenden Weltgeistes. Viele Versuche sind ge»schehen, den Meister der Historiographie durch Uebersetzung, »Erklärung und, wie die *Vermittelungswege* sonst heifsen mögen, »in eine grössere Gesellschaft einzuführen. Aber schwerlich »möcht' es gelingen, bey dem täglich anwachsenden Schwall »der Geschichtsbücher, bey der steigenden Lesewuth, demjeni»gen ausgedehnte Theilnahme zu verschaffen, der schroff und »ernst nur denen lächelt, die ihn suchen und zu finden wis»sen. *Thukydides*, übersetzt und erklärt, wäre eine Hauptwaffe »wider die geistige Onanie vieler Zeitgenossen, die durch den »Genufs des überzuckerten Giftes, welches bald romantische »Dichtungen, bald geistliche Erbauungsbücher darreichen, die »unsterbliche Seele tödten« u. s. w. Ch...r.

Poetae Minores Graeci Praecipua lectionis varietate et indicibus locupletissimis instruxit Thomas GAISFORD, A. M. Aedis Christi Alumnus, nec non Graecae linguae Professor regius. Vol. I. Oxoniae, e typographeo Clarendoniano MDCCCXIV. X. und 671 S. in grofs 8vo. Vol. II. MDCCCXVI. LXIV. und 430 S. mit dem besonderen Titel: *Theocritis. Bionis* et *Moschi* Carmina Bucolica ex recensione L. C. Valckenaerii varias codd. Mss. lectiones adjecit Thomas Gaisford etc. Vol III. MDCCCXX. mit dem besonderen Titel: *Scholia ad Hesiodum* e. codd. mss. emendavit et supplevit Th. G. 550 S. Vol. IV. MCCCCXX. (*Scholia ad Theocritum* e codd. etc.) 216. S.

Es liegt dieser Ausgabe eine andere, bereits *1635* zu Cambridge von Winterton besorgte und seitdem mehrfach aufgelegte Ausgabe der *poetae Graeci minores* zu Grunde, nur mit dem Unterschiede, dafs der neue Herausgeber, Herr Professor Gaisford die bucolischen Dichter trennte und in einen besondern Band warf; Einiges andere aber von späterem Zeitalter, wie die Gedichte des Simmias und Musäus, die Fragmente der Komiker, nebst den Gnomen vermischter Dichter gänzlich von seiner neuen Ausgabe ausschied, dagegen aber — und wer wird diefs nicht billigen — die Fragmente des Hesiodus, Archilochus und Simonides beyfügte. Der erste Band enthält die sämmtlichen Werke des *Hesiodus* nebst dessen Fragmenten, den *Theognis*, die Fragmente des *Archilochus* (die *1812* zu Leipzig von Liebel erschienene Fragmentensammlung kam Hrn. Gaisford erst später, nachdem er den gröfsten Theil seiner Arbeit vollendet, zu Gesicht), des *Solon*, *Simonides*, *Mimnermus*, *Callinus*, *Tyrtäus*, *Phocylides*, *Naumachius*, *Linus*, *Pa-*

nyasis, *Rhianus*, *Evenus Parius*, und endlich die *goldenen Sprüche des Pythagoras:* welche sämmtlich auch in der Brunckischen Sammlung der *Gnomici poetae Graeci* (neu aufgelegt *1817* zu Leipzig bey Gerhard Fleischer, besorgt durch Schäfer) enthalten sind, wo auch bereits auf die Gaisford'sche Ausgabe zum öftern Rücksicht genommen ist. Dafs mehr geleistet ist, als der bescheidene Herausgeber in der Vorrede sagt (*»quamquam in hac Poetarum Minorum Graecorum editione parum vel potius nihil, quod memoratu dignum sit, effecerim)*, davon werden einsichtsvolle Leser sich beym ersten Blick überzeugen. Aufser den zahlreich benutzten ältern Ausgaben zählt *S. III. der praefatio*, 15 Handschriften nebst der *editio princeps Mediolanensis 1493* auf, welche für die *Opera et Dies* des Hesiodus, 3 Handschriften, welche für die Theogonie, und 4 (mit Einschlufs der Breslauer) welche für den Schild des Herakles benutzt worden. Unter dem Text stehen die Anmerkungen der Gelehrten, die sich bereits mit Hesiodus beschäftigt, als *Scaliger*, *Graevius*, *Wolf*, *Brunck*, *Ruhnkenius*, *Heinrich*, und Anderer, vermehrt mit den zahlreichen, besonders für die Kritik reichhaltigen eigenen Anmerkungen des Englischen Herausgebers. Der Theogonie ist vorangeschickt: *Excerptum ex epistola Godofr. Hermanni ad Car. Dav. Ilgenium Hymnorum Homericorum editioni Lips. 1806 promissa*, hinten sind genealogische Tabellen beygefügt und pag. 197 ff. folgen: *Variae Lectiones ad Hesiodi Theogoniam ed. Junt. 1540 e Cod. Mediceo.* Dem Gnomen des Theognis ist die Sylburgische *Praefatio* vorgesetzt, so wie den übrigen kleineren Dichterfragmenten, die jedesmalige notitia aus Fabricius *Bibliotheca Graeca, ed. Harles.* Auch sind bey denen, welche in der griechischen Anthologie aufgenommen sind, die Noten von Jacobs mit abgedruckt, eben so bey *Tyrtäus* die von Klotz u. s. w. Was die Kritik des Herausgebers betrifft, so können wir hier nicht in das Einzelne eingehen, können jedoch, besonders was die hier angewendeten kritischen Grundsätze betrifft, letztere nicht anders als billigen. Weit entfernt von aller Kühnheit und Neuerungssucht hat derselbe sich stets an die Lesarten der ältesten, vorzüglichsten Handschriften und Ausgaben gehalten, Verbesserungen nur nach sorgfältiger wiederholter Prüfung in den Text aufgenommen. Drey, wahrhaft *copiosissimi indices* (S. 489—668, und zwar eng gedruckt) schliessen den ersten Band. Der erste Index giebt ein genaues, vollständiges Verzeichnifs aller bey Hesiodus vorkommenden Wörter, der zweyte ein gleiches für Theognis, der dritte enthält eben so alle in den Fragmenten des Archilochus, Solon, Simonides, Mimnermus und Tyrtäus vorkommenden Wörter.

Ein Appendix zu diesem ersten Bande (XLVII S.) ist dem

zweyten Bande vorangesetzt, er enthält 1. eine Collation der *Opera et Dies* des Hesiodus mit dem Cod. No. 2771 der Pariser Bibliothek, der *Theogonie* und der Aspis mit dem Paris. Codex 2708, Dann 2. *Supplementum ad Theognidem*, worin aus der von J. Bekker im Jahr *1815* erschienenen Ausgabe des Theognis ausgezogen ist: *nonnulla ad contextum seu corrigendum seu illustrandum maxime inservientia.* (pag. XIII—XXXVIII); ferner 3. Verbesserungen und erläuternde Bemerkungen zu einigen Stellen des Archilochus, Solon und Simonides, von P. Elmsly. 4. Einige, bedeutend aus Simplicius verbesserte Verse des Empedocles und Parmenides.

Bey den Bukolischen Dichtern, welche der 2te Band befaſst, ist die Valckenaerschen Ausgabe zu Grunde gelegt, jedoch so, daſs da, wo viele gute neu verglichene Handschriften bessere Lesarten angeben, dieselben aufgenommen, da jedoch, wo die Lesart noch zweifelhaft erschien, die ältere unverändert beybehalten wurde. Daſs die neubenutzten Hülfsmittel nicht gering sind, kann schon aus der bloſsen Angabe erhellen, daſs hiebey 10 zum Theil sehr alte Mailänder-Handschriften, 2 von Parma, 1 Venetianische, 10 Florentinische, 1 Neapolitanische, 14 Römische, 9 Pariser und 1 Turinische benutzt sind, die groſsentheils aus dem Dorvill'schen Nachlasse für die Bodlejanische Bibliothek ersteigt worden waren. Die dem Text untergesetzten Noten sind meistens kritischen Inhalts, auch mit Rücksichtsnahme auf die deutsche Ausgabe der Bukoliker von Schäffer (Leipzig bey Tauchnitz) »*Valckenaerii annotationes*, sagt »Hr. Gaisford in der *praefatio*, *ex ed. selectorum Eidylliorum eas »excerpsi, quae in lectionis sinceritate constituenda versantur, ceteras »ex altera ed. desumsi tantum non integras. Paucas etiam aliorum »ad rem criticam spectantes, ubi commodum erat, admisi.*« Die eigenen Noten des Herausgebers sind fast sämmtlich kritisch, wir finden auch hier überall dieselbe lobenswerthe Umsicht und Genauigkeit, die wir schon beym ersten Bande rühmen muſsten. S. 294 folgen einige Verbesserungen zu den drey Bukolikern von *Thomas Briggs*, und dann von pag. 303 an bis zu Ende S. 430 eng zusammengedruckte *indices*, der eine in den Theocritus, der andere in den Bion u. Moschus. Obgleich wir seitdem von Kieſsling eine neue Ausgabe des Theocritus erhalten haben (*Lipsiae 1819*), die sich mehr auf Erklärung des Wort- und Sprachgebrauchs eingelassen hat, so glauben wir doch behaupten zu können, daſs der von Hr Gaisford hier gelieferte Apparat dort nicht so benutzt ist, als man hätte erwarten können.

Nicht minder wichtig sind die beyden letztern Bände, wovon der erste die sämmtlichen Erklärungen, Argumente und

Scholien der Alten in den Hesiodus liefert, um vieles vermehrt und an vielen Orten glücklich verbessert oder erläutert; denn 7 Pariser Handschriften, 1 Florentiner oder Schellersheimische nebst den aus Handschriften an den Rand seines Exemplars von Grävius bemerkten Varianten, endlich 1 Dorville'sche jetzt Bodlejanische Handschrift standen dem Herausgeber zu Gebote. Unter dem Text der Scholien stehen die erläuternden und berichtigenden Anmerkungen von Heinsius mit des Herausgebers eigenen bedeutenden vermehrt; Ein Verzeichniss der in den Scholien citirten Autoren beschliesst das Ganze, welchem noch handschriftliche Bemerkungen von *Hemsterhuis* und *Ruhnkenius* beygefügt sind, die sich Hr. Gaisford aus den in der Leidner Bibliothek aufbewahrten Exemplaren abgeschrieben hatte. Die Bemerkungen von Ruhnken sind ganz kurz und minder bedeutend, wichtiger und ausführlicher die von Hemsterhuis.

Der vierte und letzte Band liefert die Theocriteischen Scholien in einer Vollständigkeit, wie sie bisher noch nicht bekannt waren, da der Herausgeber 9 Vaticanische, 1 Florentinische, 3 Pariser und 2 andere minder bedeutende Handschriften benutzte. Beygefügt sind die Noten von Warton, Hemsterhuis, Toup, Porson, Jacobs, Kiessling, mit denen des neuen Herausgebers, einen wahren Schatz von Gelehrsamkeit enthaltend, für die wir deshalb auch ein Register beygefügt gewünscht hätten. Denn die beyden Indices (S. 192 ff.) erstreckten sich blos über die in den Scholien angeführten Autoren, und über die eben daselbst erwähnten bemerkenswertheren Gegenstände. Von weniger Bedeutung sind die *Curae secundae Thomae Briggs* S. 202 ff. in Theocritus, Bion u. Moschus, wichtiger die handschriftlichen, gelehrten Zusätze aus den Papieren von Hemsterhuis und Ruhnkenius, für deren Mittheilung der Herausgeber allen Dank verdient.

— Dass dieses Werk übrigens auch durch typographische Schönheit sich in hohem Grade auszeichnet, war wohl zu erwarten.

Ch...r

Proceres oder kurze Lebensbeschreibungen der vornehmsten Personen der Weltgeschichte. Von J. P. GERLACH, Distrikts-Schul-Inspector und Pfarrer zu Burk im Rezatkreise des Königreichs Baiern. 1r Band. Erste Abtheilung. Nürnberg, bey Riegel und Wiessner. 1821. VIII. und 222 S. in 8. 1 fl 36 kr.

Der lobenswerthe Zweck dieser Aufsätze ist, »dass sie nützlich unterhalten, oder richtiger, die geistige und sittliche

»Bildung auf einem angenehmen Wege fördern sollen.« (S. V) Wir wünschen daher von Herzen, dafs der würdige Hr. Verf. diesen Zweck erreichen möge. Eben darum sind diese Aufsätze ihrem Zwecke gemäfs, nicht sowohl für das gelehrte, als überhaupt für das gebildete Publikum bestimmt, und für den »Leser, der nicht blos liest, um die Zeit zu tödten, oder des»sen Geschmack nicht durch die lose Speise der Alltagsromane »verweichlichet ist.« Denn Biographien haben immer einen eigenen Reitz für den Leser, besonders, wenn die Sprache, in der sie vorgetragen sind, leicht und fliessend, wenn die Darstellung lichtvoll und fafslich, wenn sie nicht zu sehr ins Specielle sich verliert, sondern mehr an das Allgemeinere sich hält, dabey mufs immer der religiöse Standpunkt festgehalten und das Durchgreifen der göttlichen Macht durch das vielfache Gewirre der Weltbegebenheiten bemerklich gemacht werden. Und so können wir denn nicht anders als billigend die Absicht des Hrn. Verf. vorliegender Schrift ansehen, der elende Romanen und Tageblätter-Lectüre zu verdrängen und den Sinn der Lesewelt für Etwas besseres in Anspruch zu nehmen suchte. Da er überdem es nicht fehlen läfst, überall religiöse Winke einzustreuen; so tragen wir kein Bedenken, diese Schrift unter die nützlichern und empfehlenswerthen Jugendschriften zu rechnen. Es enthält die erste Abtheilung des ersten Bandes die Biographien von *Mose*, *Kores*, *Sokrates*, *Alexander dem Grofsen*, *Hannibal*, *Cäsar*, *Hermann*, *Jesus Christus* und *Theodosius dem Grofsen*.

Was die beobachtete Orthographie betrifft; so bemerkt der Hr. Verf., dafs er dieselbe so viel wie möglich, genau der Ursprache gemäfs gehalten habe. Aber dann mufste er auch wohl *Koresch* oder gar *Khor* schreiben, statt *Kores*, um nur dieses Namens zu gedenken. Noch weniger möchte sich aber die in der Vorrede ausgesprochene Behauptung rechtfertigen lassen, eine Behauptung, die man nur aus einer übermässigen Vorliebe für das Vaterländische erklären kann, dafs uns nämlich überall in den Völkersprachen der Beweis begegne, »dafs die *deutsche Sprache* — in weitester Bedeu»tung des Wortes genommen — die *Ursprache des Men»schengeschlechtes* sey. Eben so mufs Rec. weiter bemerken, dafs er glaubt in den Noten (bey manchen guten und zweckmäfsigen Erläuterungen) auch manche nicht ganz richtige Urtheile bemerkt zu haben, z. B. S. 4., dafs in Egypten der Aberglaube durch Priester genährt, einen Staat hervorgebracht (?), dafs in der ältesten Zeit die Priester durch den *Aberglauben der Völker* (?) ungemessenen Einflufs gehabt; dafs Abraham aus Ur nach Kanaan gezogen, weil ihm in jenem Lande wahr-

scheinlich die Priester seines Landes, denen er zu gescheit war (??), Verdrufs gemacht u. s. w. Eben so wünschten wir S. 43. die Angabe berichtigt, dafs Xenophons Cyropädie, weil hier Xenophon hauptsächlich dem Herodotus folge, den Angaben des Lezteren ein entschiedenes (?) Uebergewicht über die auffallend abweichenden Angaben des Ctesias verleihe u. s. w.; gleichfalls die Note zu S. 63. dafs es den Aristophanes blos darum zu thun gewesen, das Volk zu unterhalten und zu belustigen, und dafs ihm dazu Alles hätte dienen müssen; dafs auch das Heiligste und Ehrwürdigste ihm ein Gegenstand der Satyre gewesen. S. 32. statt *Kyro*, mufs es nach Herodotus I. 110. *Kyno* heissen.

Wir wiederholen unsere Wünsche für die Fortsetzung dieser Schrift, deren Folge blos von der Aufnahme des ersten Theils abhängt; es soll aber die 2te Abtheilung des ersten Bandes enthalten, die Biographien von *Attila, Muhamed, Karl dem Grofsen, Alfred dem Grofsen, Gregor dem Siebenten, Friedrich Barbarossa, Saladin, Temutschin* und *Luther;* der 2te Band: *Kanut dem Grofsen, Tell, Ludwig dem Grofsen, Muhamed dem Grofsen, Colombo, Emanuel dem Grofsen, Montezuma, Abbas dem Grofsen, Philipp dem Zweyten, Wilhelm von Oranien, Heinrich dem Vierten, Gustav Adolph, Aurengzeb, Peter dem Grofsen, Kiaen-Lun, Friedrich dem Grofsen, Stanislaus Poniatowsky, Washington.*

Die vier, der ersten Abtheilung, des ersten Bandes beygefügten Tafeln in Steindruck, stellen *Jesus Christus, Socrates, Julius Cäsar,* und *Hermann* vor.

Ch...r.

Virgilius Virgilianus, sive quaestio de Virgilii locis quibusdam dubiis aut corruptis. Accedit index, in quo poëtae omnis cum rerum, tum verborum antiquitas proprietasque breviter explicatur. Scripsit Fried. Henr. Bothe. Heidelbergae et Spirae, sumtibus Aug. Oswaldi. MDCCCXXI. 98. S. 8. 50 kr.

Den Virgil sich selbst wiederzugeben, ihn wieder Virgilisch (*Virgilianum*) zu machen, da wo er — theils durch Verschulden unwissender, oder sich zu viel zutrauender Abschreiber, theils durch Caligula's Aberwitz, welcher den Dichter, den er geringschätzte, aus den Bibliotheken verbannte (wodurch dann die Zahl der Exemplare sehr vermindert und dem Conjecturiren ein weiter Spielraum geöffnet wurde) — es nicht mehr ist: das ist der Zweck der ersten Hälfte dieser kleinen Schrift

(S. 7—46.), welche dem Freunde des Alterthums als eine nicht unwillkommene Zugabe zu den frühern, ähnlichen Arbeiten des H. Verf. erscheinen dürfte.

In wie weit er diesen Zweck erreicht habe, mag durch Mittheilung einiger Beyspiele anschaulich werden, die wir bey Durchlesung der Schrift gleich von vorne herein uns bemerkt haben. Daraus wird sich ergeben, dafs er theils durch Veränderung der Interpunction und Versetzung einzelner Buchstaben, theils durch Vertauschung dieser mit ähnlich klingenden, aber einen angemessenern Sinn gebenden, theils durch Zurückrufung der aus Handschriften genommenen Lesarten früherer Ausgaben, die in den neuesten mit andern, ihm minder ächt scheinenden vertauscht worden waren, zu helfen suchte, da wo er Hülfe für nöthig erachtete. So wird z. B. *Eclog.* 5. 22., wo gewöhnlich *Quum, complexa* etc. interpungirt wird, durch Versetzung des Comma hinter *complexa (sc. est)* dem Satz ein recht guter Sinn gegeben, ohne dafs man mehr genöthigt ist, das doppelte *atque* in der ungewöhnlichen Bedeutung von *et — et* zu nehmen; so streicht er Eclog. 10. 31. das Colon vor *tamen,* so dafs *tamen* zu *inquit* gehört; so wird *Georg.* 2. 37. 38. *Juvat — Taburnum* gut in Parenthese gesetzt. Aeltere Lesarten sind aufgenommen z. B. *Georg.* 1. 360. *a curvis,* weil ihm die zwey Dative *sibi* und *carinis* nicht gut hinter einander zu stehen scheinen; *Georg.* 2. 362. *At* für *Ac* aus der Goth. Hdschr.; 3. 558. *discant* für *discunt,* wegen *donec* (vrgl. die Beyspiele zu Grotefend I. §. 233.); *Aen.* 1. 636. ist das von Heyne verworfene *dei* statt *dii (diei)* gut wieder aufgenommen. Durch ganz leichte Versetzung oder Vertauschung der Buchstaben ist emendirt z. B. *Georg.* 2. 296. *tam* für *tum; Aen.* 1. 340. *gerit urbe,* weil *regere imperium* ungewöhnlich ist: 3. 4. statt *desertas — decretas;* 5. 136. *intortaque* für *intentaque* u. s. w.

So ingeniös nun meistens diese Conjuncturen ausgedacht sind, so kann der Verfasser doch von dem einen Tadel nicht ganz freygesprochen werden, dafs er zu häufig, auch manchmal da helfen wollte, wo keine Hülfe nöthig war. Wenn er z. B. Aen. 7. 804. statt *florentes aere catervae* (wie statt *cavernae* zu lesen ist) nach 8, 593. *fulgentes* oder *flaventes* (wiewohl Heyne hinlänglich dargethan hat, dafs *florere* bey glänzenden Dingen in der Bedeutung von *schimmern* gebraucht wird); wenn er 4. 169. statt *leti — laeti* gelesen haben will (was, wenn man hier ein ὕστερον πρότερον annimmt, recht gut stehen kann); wenn er 3. 580. zu Vermeidung der Zweydeutigkeit (?) *inpositum* statt *inpositam,* 4. 149. *sequior* statt *segnior* gelesen wissen will, so stimmt man ihm ungerne bey, indem man diese und ähnliche

Aenderungen bey näherer Betrachtung für überflüssig erachten muſs.

Weniger zahlreich als die Emendationen sind seine Erklärungen von schwierigen Stellen, und wo dergleichen eingeschaltet worden, dürften sie nach unserer Ansicht etwas ausführlicher seyn. So z. B. scheint bey *Eclog.* 3. 109. die Erklärung: Palämon sage, nachdem er den Liebesgesang der Jünglinge gelobt, es müsse Jeder der süssen Liebe miſstrauen, wenn er nicht ihre Bitterkeit erfahren wolle (*opus esse, ut quisque amori dulci diffidat, nisi amarum eum experiri velit. Simplex oratio, simplex homo; futura posita pro imperativis*) nicht hinzureichen, um die Aechtheit dieser von Heyne als verdächtig mit Asterisken bezeichneten Stelle darzuthun. — Doch in welchem Werke der Art liesse sich nicht Aehnliches vermissen? — Dankbar für diesen, wiewohl kleinen, doch schätzbaren Beytrag zur Critik des Virigilischen Textes wenden wir uns (S. 47.) zu dem zweyten Theile des Werkchens.

Diesen giebt der Verf. selbst nur für ein *specimen indicis* aus, welches den Zweck habe, nothwendige Erläuterungen von Sachen und Wörtern, die entweder noch nicht erläutert sind, oder deren Erklärungen in ausführlichen Schriften zerstreut liegen, oft mit Beybehaltung der eigenen Worte der davon handelnden Sahriftsteller zusammenzufassen. Und hier muſs Rec. gestehen, daſs er nach einer Vergleichung dieses Registers mit den früheren, besonders in der Erklärung der Eigennamen, auch sonstiger seltener Wörter manches Neue gefunden hat, manche Erörterung, welche besonders der studirende Jüngling in den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln vergeblich suchen möchte. Dadurch ist der Hr. Verf., (was er sich, laut der Vorrede, hauptsächlich als Ziel vorgesteckt hatte) auf eine dankenswerthe Weise nicht nur Tironen und Minderbegüterten zu Hülfe gekommen, sondern hat auch den Freunden dieser Wissenschaften überhaupt das ermüdende Umhersuchen in gröſseren Werken erspart. Deſshalb können wir ohne Bedenken das Werkchen hauptsächlich auch zum Schulgebrauch empfehlen.

R — r.

Philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes mit Rücksicht auf die Irrlehren der Liberalität und Legitimität von Dr. TROXLER, Professor der Weltweisheit und Geschichte am Lyceum zu Luzern. Zürch in der Gefsn. Buchhandlung. 1820. 8. 270. S. 2 fl

Obgleich Rec. die vorliegende Schrift mit um so gröfserer Aufmerksamkeit gelesen hat, da schon der Titel die Aussicht in eine ganz neue Gedankenwelt zu eröffnen scheint, auch der Verf. gleich zu Anfang der Schrift nicht undeutlich zu verstehen giebt, dafs er mit Rousseau und Haller (in Bern) ein Schweitzer Kleeblatt zu bilden gedenke: so hat doch Rec. in der hier versuchten Exposition und Begründung des Rechtsbegriffs so wenig Klarheit und in dem Ganzen so wenig wissenschaftliche Einheit zu finden vermogt, dafs es ihm der Verf. selbst (wenigstens dereinst) verzeihen wird, wenn er die Darstellung und Prüfung des neuen Systems einer spätern Schrift des Vrfs. vorbehält.

Allerley von Dr. Martin Luther. **Für die Genossen unserer Zeit. Zweytes Etwas. Fürstenspiegel des XVI. Jahrhunderts. Gesammelt von J. LEONH. HAUPT. Leipzig bey Kollmann. 1821. 131 S. in 8.**

Der Kern dieser Sammlung ist *Luthers kräftige Auslegung des Psalms 82.* »Gott ist Richter unter den Göttern« u. s. w. Voran treten Sentenzen von Kant, Lichtenberg, Haman, Seume, Dräsecke, J. v. Müller u. a. Wir wollen eine der kürzesten anführen; von *Seume:* Nicht, wo Einer *regiert,* ist Despotie, sondern wo Einer *herrscht,* das heifst, nach eigener Willkür schaltet und die übrigen nur als Instrumente für seine Zwecke braucht. (Wo Einer so herrscht, da *herrschen Viele,* und Er selbst meist am wenigsten). Von S. 86 an sind Stellen aus Luthers übriger Auslegung des Psalmbuchs, besonders Ps. 107. — — Auch ein *Volksspiegel* läfst sich aus Luther trefflich sammeln! Warum macht man nicht manche seiner kleinen Schriften zu solchen Volksbüchern, die mit der Aufschrift: gedruckt in diesem Jahr, für alle Jahre gedruckt sind und auf Löschpapier mehr als auf Velin wirken.

P.

N° 21. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Beyträge zur Verbesserung der Armen-Kranken-Pflege mit vorzüglicher Rücksicht auf die Stadt Berlin. Von J. J. Fürst, der Arzney- und Wundarzneykunde Doctor und praktischem Arzte zu Berlin. Berlin in der Nicolaischen Buchhandlung. 1820. S. VI. u. 48. 8. 8 gGr.

Sowohl die Pflicht der Menschlichkeit, als der eigene Vortheil des Staates fordert die Sorge und Pflege armer Kranken; wenn sie zwar gemeiniglich nicht ganz ohne Pflege sind, an einem Orte mehr als an dem andern für sie gethan wird, und gethan werden kann, so ist doch im Allgemeinen die Pflege armer Kranken von der Art, dafs sie um vieles verbessert werden könnte, und jeder Beytrag zu ihrer Verbesserung mufs willkommen seyn. Der Verf. hat sich durch diese hier gelieferten Beyträge ein lobenswerthes Verdienst erworben, indem sie viele nützliche und zu beherzigende Vorschläge zur Begründung des Heils dieser Unglücklichen enthalten; der Geist, der sich in dieser kleinen Schrift ausspricht, mufs gefallen, wenn auch, was der Vf. wohl fühlte, vieles in Form und Stoff allerdings zu verbessern wäre.

Die Absicht dieser Blätter geht erstlich dahin, Grundsätze anzugeben, nach welchen Gemeinden und deren Aerzte bey der Pflege ihrer armen Kranken verfahren sollen, und hier wird den Gemeinden eingeschärft, vorzüglich darauf zu sehen, *a)* dafs nicht Minderberechtigte die Mittel aufbrauchen, die den Berechtigtern fehlen könnten; *b)* dafs nicht zur Befriedigung geringerer Noth die Mittel verzehrt werden, die zur Abhülfe grösserer Noth fehlen würden; *c)* dafs jedes einmal erforderliche Verfahren, so wohlfeil, wie möglich eingerichtet werde; und *d)* dafs die dazu bestimmten Verleihungen auch wirklich zu ihrem Zwecke angewendet werden. Diese vier Punkte, welche jede Armendirection wohl zu Herzen ziehen möchte, werden nun näher bestimmt, und zweckmässige Mittel zur Verhütung von Mifsbräuchen und Fehlern werden von dem Verf. angegeben. Der Verf. dringt ferner zur Ersparung von Kosten an auf gewählte Anstellung von Aerzten und Wundärzten, gehörige Geschäftsvertheilung unter ihnen, auf ein Regulativ zur Richtschnur, eine ökonomische Pharmacopoe, und endlich auf eine Behörde, die über die Befolgung des Regula-

tivs wacht. Am Schlusse dieses Abschnitts bemerkt der Verf. wo er von der Zusendung armer Kranken in Krankenhäuser spricht, dafs man besondere Krankenwagen für ansteckende Kranke halten möchte, damit nicht, wie derselbe sich ausdrückt, in dem nämlichen Wagen, den etwa ein Pocken-, Scharlach- oder Faulfieberkranker so eben verlassen hat, bald ein Taufkind, eine reizbare Dame u. s. w. aufgenommen werden könne.

Der zweyte Abschnitt macht auf die Gesichtspunkte aufmerksam, nach welchen eine ökonomische Pharmacopoe entworfen werden soll. Die besondere Aufgabe einer solchen ist, unter den, den verschiedenen Heilzwecken entsprechenden Mitteln solche auszuwählen, welche dem Vaterlande und den Krankenverpflegern den möglichst mindesten Kostenaufwand verursachen; kein Mittel soll vorenthalten werden, das zum Zweck nöthig ist; übrigens soll auf wohlfeile und inländische Mittel besonders geachtet werden. Die ökonomische Pharmacopoe soll mit der Landespharmacopoe im Einklange stehen, sich der möglichsten Einfachheit befleissigen; Bedingungen, deren Nutzen jedem einleuchten wird.

Der dritte Abschnitt enthält genanntes Regulativ für die Armenärzte und Wundärzte in Betreff der Auswahl der Arzneymittel und ihrer Anwendungsweise. Dieser Abschnitt möchte für manchen alten Arzt und vorzüglich junge Aerzte von grossem Nutzen seyn, weil er zeigt, wie man wohlfeile Recepte schreiben, und doch damit *cito, tuto et jucunde* heilen kann, was nicht blos bey armen, sondern auch bey Kranken, die ein mäfsiges Auskommen haben, zu statten kommt, damit man nicht, indem man diese heilt, sie in grosse Schulden steckt, in Armuth stürzt. Das ganze Regulativ geht dahin, dafs durch verständige Ersparung bey dem Einen, die vollständigere Hülfe bey den Andern erreichbar gemacht werde, ein Grundsatz, der bey der Armen-Krankenpflege nicht aus dem Auge verloren werden darf.

Der vierte Abschnitt beantwortet endlich die Frage; wie können arme Kranke durch ihre Gemeinden auch der Wohlthat der Brunnenkuren theilhaftig gemacht werden, und enthält viele gute und nützliche Bemerkungen, auch manche *pia desideria;* es wird zu den kostspieligen Unterstützungen zu diesem Zweck sehr oft an Geld mangeln, und bey aller Vorsicht wird hier viel Mifsbrauch gemacht werden. So viel zur Empfehlung gegenwärtiger Schrift für alle, die sich mit der öffentlichen Krankenpflege beschäftigen, bey welcher sie eine vorzügliche Erwähnung verdient.

S.

Commentatio Semiologica de variis somni vigiliarumque conditionibus morbosis earumque in morborum diagnosi et prognosi dignitate, in certamine literario civium academicorum ab inclyto ordine medicorum Georgiae Augustae praemio digna judicata. Auctor CAROLUS FRIEDERICUS HEUSINGER, Thuringo Isenacensis. Isenaci 1820. Sumtibus J. F. Barecke, Bibliop. Aulic. 8. Pag. VIII. 6. et 153. 14 gGr.

Die medicinische Facultät zu Göttingen hatte im Jahr 1819 folgende Frage zur Beantwortung aufgegeben: *ut somni vigiliarumque status morbosi symptomatica aetiologice et prognostice exponantur ac dijudicentur, uberioribus tamen in somnambulismum inquisitionibus omisis;* sie hielt die Antwort des Verfassers des goldenen Ehrenpreises würdig, der ihm aber nicht ertheilt werden konnte; weil die Statuten der Academie über die Preisbewerbung denselben als bereits mit der Doctorwürde begleitet von dem Concurse ausschlossen. Der Verf. theilt nun unter obigem Titel auf Anrathen seiner Freunde die Beantwortung dieser Frage dem Publicum mit, und Rec. muſs ihr ebenfalls das Zeugniſs ertheilen, daſs sie der Bekrönung nicht unwürdig war, indem der Verf. aus den bewährtesten Schriftstellern älterer und neuerer Zeiten das Vorzüglichste, was auf diese Gegenstände Beziehung hatte, gesammelt, es zweckmässig geordnet, und critisch beleuchtet hat. Nicht zu verwundern ist es, daſs der Verf. bey der verschiedenen Beziehung der hierher gehörigen Phänomene von den Ansichten und Begriffen des einen und des andern Schriftstellers abzuweichen gezwungen war; übrigens hat derselbe sich Mühe gegeben, jede Erscheinung so genau als möglich zu bestimmen, ihre Eigenheit und Verschiedenheit darzustellen, wenn auch nicht immer mit entschiedenem Glücke.

Was die nähere Behandlung der Gegenstände betrifft, so zerfällt die Schrift in drey Haupttheile, wovon der erste und physiologische die Erscheinungen, Ursachen, Veränderungen nach Alter, Geschlecht, Lebensweise u. s. w., so wie die Wirkungen des Schlafes darstellt, wobey der Verfasser wohl gethan hat, bey der nächsten Ursache sich nicht lange aufzuhalten, und den bekannten Hypothesen über dieselbe eine neue hinzuzufügen.

Der zweyte pathologische Theil bestimmt folgende Erscheinungen des abnormen Schlafes und Wachens, nähmlich: *1. das gestörte Vermögen einzuschlafen,* eine Erscheinung, die bey hysterischen und hypochondrischen Personen, bey organischen Fehlern des Herzens und der groſsen Gefäſse vorkommt. *2. das gestörte Vermögen zu erwachen;* es gäbe Kranke, bey welchen die Zeit zum Erwachen in die Länge gezogen werde,

und die, wenn sie endlich nach vielen Träumen erwachen, sich schlechter fühlen, als wenn man sie früher aufgeweckt hätte. *3. Der unruhige und unterbrochene Schlaf,* der nicht erquickt, oder durch verschiedene Zufälle unterbrochen wird. Unterabtheilungen sind der nicht erquickende Schlaf; das Hin- und Herwerfen im Schlafe; die ungewöhnliche Lage; verschiedene krampfhafte Bewegungen der Muskeln, das sardonische Lachen, das Zähnknirschen, das Auffahren; ferner, der offene Mund, das Schnarchen; der Schlaf mit halbgeöffneten Augen und endlich das Träumen, bey welchen lezteren auch des *Alps* erwähnt wird, den er für eine Art von Traum hält, der meistens von innern, bisweilen auch von äussern Sensationen bewirkt würde, den aber Reil nicht zu den Träumen will gerechnet haben, sondern für eine besondere Art Nervenkrankheit hält. Die Darwinische Erklärung des Alps scheint dem Verf. die gelungenste zu seyn; Unterdessen unterscheidet derselbe drey Arten von Träumen, nähmlich solche, welche von äussern Empfindungen erregt werden, dann Träume, die von innern Empfindungen erzeugt werden, und endlich solche, welche die Phantasie selbst hervorbringt. Zuletzt wird in dieser Abtheilung vom Nachtwandeln gehandelt. Hier hätten die Grände des Traum oder Schlafhandelns näher berührt werden können, ohne dem Geiste der Frage zuwider zu handeln. *4. Die Schlaflosigkeit (agrypnia v. pervigilium)* wo keine Neigung zum Schlafe da ist, die Kranken nicht schlafen, und sich über den Mangel wenig oder gar nicht beschweren. Der Zusatz, das nicht oder wenig klagen darüber, als unwesentlich, und sehr zufällig hätte bey der Bestimmung weg bleiben können, da es Kranke giebt, die bittre Klagen darüber führen. *5. Die Schläfrigkeit (Somnolentia)* die allzugrofse Neigung zum Schlafen; hier wird nur unterschieden eine solche, wo wirklich Schlaf folgt, und eine solche, wo es nicht zum Schlafe kommt, oder wenn die Kranke einschlafen, bald wieder aus dem Schlaf erwachen. *(Coma Vigil auct.)* Von dem *Coma* wird diese unterschieden, weil das Vermögen zu empfinden noch nicht verletzt ist? *6. Sopor* oder *Cataphora* tiefer Schlaf mit so sehr verminderter Empfindlichkeit, dafs der Kranke nur beschwerlich und durch starke Reitze aufgeweckt werden kann. *7. Coma,* ein langes und häufiges Schlafen mit Geistesverrückung verbundenes Schlafen, wo eine Causalverbindung zwischen dieser Verrückung und dem Zustande des Schlafes statt hat. Der Verf. unterscheidet hier *Coma* mit natürlicher oder vermehrter und *Coma* mit abgestumpfter Sensibilität. Endlich *8. der Carus,* oder diejenige Form des krankhaften Schlafes, wo alles Vermögen zu empfinden ausgelöscht zu seyn scheint. Den *Sopor, Coma, Ca-*

rus betrachtet der Verf. als Symptomen der Krankheit, die von den alten Aerzten *lethargus* und von einigen *febris apoplectica* genannt wird. Bey der Verschiedenheit der Bedeutung dieses Wortes, will der Verf., dafs er aus der semiologischen Terminologie verbannt werden sollte, was ihm wohl schwerlich gelingen wird Rec. wollte lieber *Carus* und *lethargus* als gleichbedeutend annehmen, als den höchsten Grad des betäubenden Schlafes bezeichnend, wo alle Empfindlichkeit erschöpft zu seyn scheint, und wollte als gleichbedeutend das Wort *Veternus* hinzufügen, womit dieser Schlaf, in so fern er bey alten Leuten vorkommt, von den Römern bezeichnet wurde.

Nachdem der Verfasser jede der hier aufgestellten Erscheinungen des krankhaften Schlafens und Wachens nach ihrer Natur, Ursachen und Entstehungsweise näher betrachtet hat, so geht derselbe endlich zu dem dritten oder semiologischen Theil seiner Aufgabe über, wo er jeden Zufall als Mittel zur Erkenntnifs und Vorhersagung sowohl innerer als äusserer Krankheiten würdigt, und in Beziehung auf letztere Campers Schrift *de somni et vigil. indole in morbis, qui manu curantur*, benutzt hat. Was die Erfahrung älterer und neuerer Zeit in Rücksicht dieser Zeichen gelehrt, und ihrer Natur nach sich daraus folgern läfst, wird hier in gedrängter Kürze geliefert.

Schliefslich müssen wir noch bemerken, dafs die Sprache nicht ohne Mängel ist. Der Anfang der Vorrede ist mit naturphilosophischen Floskeln geziert, und wenn der Verf. dieselbe alsobald in nicht ganz Ciceronischen Lateine auf folgende Weise beginnt: *omnes veri naturae observatores, licet caeteris opinionibus maxime disideant; in eo tamen consentiant, quod omne phoenomenon sit vel unitas ex originaria duplicitate orta, vel duplicitas ad unitatem reducenda.* so zweifeln wir sehr, ob diefs wohl bey allen der Fall seyn möchte. S.

Beschreibung der Menschenpockenseuche, welche in den Jahren 1814, 1815, 1816 und 1817 im Königreich Würtemberg geherrscht hat. Aus den Acten gezogen von J. A. Elsaesser, Med. Doctor, Unter-Amts-Arzte in Möhringen bey Stuttgart und corresp. Mitgliede der physical. med. Societät in Erlangen. Stuttgart in Commission bey F. C. Löflund. 1820. S. XIV. und 135.

Die Erscheinung der Menschenpocken, welche mit andern ansteckenden Krankheiten, dem Nervenfieber, Rötheln, Scharlach, Masern in den angezeigten Jahren im Würtembergischen

herrschten, mufsten allerdings die Aerzte in Thätigkeit setzen, und eben so überraschend als nachtheilig mufste der Eindruck seyn; dafs auch Personen befallen wurden, die man mit dem besten Erfolg vaccinirt glaubte. Der Verfasser, welcher von der obersten Behörde die Erlaubnifs erhielt, Einsicht der Acten über diese Erscheinung zu nehmen, liefert hier das Resultat fremder und eigner Erfahrung in gehöriger Ordnung vorgetragen, und verdient dafür Dank. Sicher bleibt bey der Darstellung manches zu wünschen übrig, und gerne würde der Leser auch die vom Verf. angedeuteten Lücken ausgefüllt gesehen haben, welche durch die geringe Aufmerksamkeit auf die häufig vorgekommene Wasserpocken, und die mangelhafte Angabe der Umstände und Verhältnisse bey Fällen ähnlicher und abgearteter Menschenpocken nach der Vaccination, von Seiten mancher Aerzte erzeugt wurden; allein da in solchen Fällen nicht alle eingehende Beobachtungen und Berichte das Gepräge der Vollständigkeit tragen, so mufs das daraus gebildete Resultat nothwendig seine Mängel haben, der Verf. hat übrigens geliefert, was er liefern konnte, und von seiner Seite Alles gethan, um die bestehenden Lücken auszufüllen.

Was den nähern Inhalt der Schrift betrifft, so handelt der Verf. erstlich von dem Verlauf der Menschenpockenseuche, die derselbe wegen ihrer Ausdehnung als eine allgemeine betrachtet, stellt die Entwicklung und Verbreitung derselben geschichtlich dar. Wo von dem Verlauf der Pocken insbesondere die Sprache ist, wird bemerkt, dafs dieser regelmäfsig und die Krankheit ganz gutartig war; doch gab es auch mehrere tödliche Fälle. Im Oberamtsbezirke Marbach starben von 1307 Pockenkranken ein und dreyfsig. Der Abschnitt von dem Verlauf und dem Charackter der Pocken bey solchen Individuen, die weder vorher noch während der Krankheit vaccinirt wurden, liefert nichts Besonderes, was man nicht bey Pockenepidemien in frühern Zeiten beobachtet hätte. Besondere Zufälle und Abweichungen von dem regelmäfsigen Verlauf der Pocken bewirkte die Complication mit der Wurmkrankheit. Die bedeutendsten Abweichungen bildete die Zusammensetzung mit schlimmen Fiebergattungen und einigen andern Krankheiten. Weniger gutartig, als die reinentzündliche, war die catarhalisch entzündliche Modification. Schlimm, wie immer, waren die Pocken mit dem nervösen und fauligen Character. Die Nachkrankheiten waren die gewöhnlichen. Was die Verwicklung der Pocken mit andern, vorzüglich Ausschlagskrankheiten betraf, so beobachtete man selten die Verbindung mit obengenannten epidemischen exanthematischen Krankheiten, und den Grund glaubt der Verf. in der gegenseitigen Verdrängung

oder successiven Entwicklung zu finden. Mit gutartigen Pocken traten auch zuweilen Wasserpocken zusammen. Zusammentreffen mit der Krätze kam häufig vor. Die Mehrzahl krätziger Kinder überstand die Pocken leicht. Gefährlich und meist tödlich war das Zusammentreffen mit ruhrartigem Durchfall. Die hier gelieferte Beschreibung der Pockenepidemie ist vorzüglich geeignet, jüngern Aerzten einen schwachen Begriff von der Noth zu geben, worin man sich vor der Vaccination befand, von welcher, wie Herr Hufeland bey Gelegenheit des letzten Jennerfestes wohl bemerkt, viele jetzt lebende Menschen, auch Schriftsteller sich keine Vorstellung machen können, und die nur der zu würdigen weiſs, der sie durchlebt hat.

Bey Gelegenheit der Darstellung des Verlaufes und des Characters der Pocken bey Individuen, die früher vaccinirt waren, bemerkt der Verf., daſs sich den, bey dieser Epidemie gemachten Erfahrungen zu Folge, die Fortdauer der Ansteckungsfähigkeit nach vollstandigem Verlauf der Vaccination bey gewissen Individuen bestättigt habe. Man habe nämlich gefunden, daſs von ihren regelmäſsig entwickelten Kuhpocken mit dem gewöhnlichen Erfolg weiter geimpft worden war, und daſs diese Personen auch deutliche und ächte Narben an den Impfstellen davon getragen hatten. Der Verlauf der Pocken bey früher Vaccinirten war, wie gewöhnlich meistens gutartig; höchst selten kamen tödliche Fälle vor, was auch von dieser Seite den Werth der Vaccination auſser allen Zweifel setzt.

Im Verlauf der allgemeinen Pockenseuche wurden höchst unvollkommne oder abgeartete Formen von Menschenpocken in ehemals Vaccinirten Individuen in verschiedenen Abstufungen wahrgenommen, die hier gut bezeichnet werden. Dem Verfasser scheint die Vaccine zwar homogen aber schwächer auf den Organismus als das Pockencontagium einzuwirken, durch welche Voraussetzung manche Erscheinungen erklärt werden könnten?

Wo der Verfasser von dem Verlauf und dem Charackter der Pocken bey solchen Individuen handelt, welche zu gleicher Zeit vaccinirt wurden, sagt derselbe, daſs, wo bey dem Ausbruche der Menschenpocken das Rudiment der Kuhpocken schon ziemlich entwickelt war, oder diese sich schon ganz ausgebildet hatten, die Menschenpocken theils einen schnellern Verlauf, als bey nicht Vaccinirten, hatten. Den Beschluſs dieser Abhandlung macht die Behandlung der Menschenpocken; angehängt sind die medizinisch polizeilichen Maaſsregeln bey der allgemeinen Pockenseuche; und das Gesetz über die allgemeine Einführung der Schutzpockenimpfung im Königreich Würtemberg. Endlich bemerken wir, daſs Herr Elsässer von

vorzüglichem Interesse für dieses Werk die Schrift hält, von *Berard* und *de Lavit* unter dem Titel: *Essai sur les anomalies de la variole et de la varicelle avec l'histoire analytique de l'Epidémie eruptive, qui a régnee à Montpellier en 1818*, wovon derselbe eine Uebersetzung oder gedrängten Auszug zu liefern verspricht.

S.

Klinick der chronischen Krankheiten. Nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen und mit Berücksichtigung der bewährtesten Schriftsteller systematisch bearbeitet von Dr. Friedrich Jahn, Herzogl. Sachsen-Meiningischen Hofmedicus u. s. w. Nach dem Tode fortgesetzt von Heinrich August Erhard, der Philos- und Medicin Doctor, Bibliothekar und Mitglied der Königl. Preuſs. Akademie der Wissenschaften zu Erfurt u. s. w. Dritter Band. Erfurt 1820. Keysersche Buchhandlung. S. VIII, und 584. 8. 2 Rtl. 18 gGr.

Dieser dritte Band enthält erstlich den siebenten Abschnitt der Klinik der chronischen Kranheiten; es handelt aber dieser von der Erzeugung fremder Körper, und zerfällt in zwey Kapitel, wovon das erste die Steinerzeugung, und das zweyte die Wurmkrankheit zum Gegenstande hat. Der achte Abschnitt aber, oder der zweyte Haupttheil dieses Bandes, dessen Fortsetzung im vierten und letzten Bande, der zur nächsten Messe bestimmt erscheinen soll, folgen wird, befaſst sich mit den Blutungen und Blutverhaltungen. Nachdem zuvor von den Blutungen im Allgemeinen gesprochen wird, werden hier die Blutfleckenkrankheit, das Nasenbluten, die Blutung des Mundes, die Blutung der Luftröhre und der Lungen, die Blutung des Magen und Darmkanals, und endlich die Hämorrhoidalbeschwerden in sechs Kapiteln abgehandelt.

Was den Gehalt dieses Bandes betrifft, so muſs Rec. bekennen, daſs der Verfasser aus den besten Quellen zwar geschöpft, diese aber nicht immer so benutzt hat, wie es die Beschaffenheit der Sache erfordert. Unrichtig wird gleich Anfangs die Steinkrankheit als eine krankhafte Neigung zur Erzeugung steinartiger Concremente definirt, sie ist derjenige abnorme Zustand, wodurch wirklich steinartige Concremente gebildet werden. Die Blutfleckenkrankheit hat der Verf. wörtlich nach Herrn Conradi's Handbuch bestimmt, nur mit dem Unterschiede, daſs dieser, und dies mit Recht die Blutung aus dem Zahnfleisch und die Mundhöle als vorzüglich bezeichnend in die Definition aufgenommen hat. Weitläufig sind in diesem Bande die Steinkrankheit und die Wurmkrankheit abgehandelt;

bey letzterer hat der Verf. viel Naturgeschichtliches einfliessen lassen, und bedauert, dafs er in den neuern Entdeckungen Herrn *Bremser* nicht habe folgen können. Herrn Prof. Haasens spöttischen Angriff im dritten Bande auf Herrn Erhard wegen eines-Plagiats glaubte dieser in der Vorrede zu diesem Bande mit Spott erwiedern zu müssen.

S.

Dr. August Friedrich Hecker's weil. Königl. Preufs., wie auch Hochfürstl. Hohenzollern - Sigmaring. Hofrathe, und Professor der Pathologie und Semiotik bei dem *Collegio medico - chirurgico* zu Berlin, *practische Arzneimittellehre.* Zweite Auflage, revidirt und mit den neuesten Entdeckungen bereichert herausgegeben von Dr. Johann Jacob Bernhardi. K. Preufs. Medicinalrathe und ehemal. Professor auf der Universität zu Erfurt. Erster Theil Gotha und Erfurt 1819. 561 S. Zweiter Theil 1820. 980 S. 4 Rtl. 8 gGr.

Des zu früh verstorbenen Hecker's Verdienste um die Arzneiwissenschaft sind allgemein anerkannt, und mit Recht wird seine Bearbeitung der Arzneimittellehre zu den vorzüglichsten gezählt, die wir bis jetzt erhalten haben. Nicht leicht hätte die Verlagshandlung dieses Werkes die Besorgung der zweiten Auflage einem würdigeren Manne auftragen können, als dem auf dem Titel benannten, unter dessen Händen die Schrift nothwendig gewinnen mufste. Da Hecker's Buch bekannt genug ist, so braucht nur dasjenige hier angegeben zu werden, was der jetzige Bearbeiter an demselben zu ändern und zu bessern für gut fand, worüber er selbst in der Einleitung und Vorrede Rechenschaft gibt. In der ersten befindet sich eine vortreffliche Kritik der Grundsätze, nach denen bis jetzt die Lehrbücher der Pharmakologie abgefafst und der Arzneivorrath abgetheilt wurde, die wirklich ein Wort zu seiner Zeit genannt werden kann und die Aufmerksamkeit aller Aerzte verdient. Nur in einem Punkte kann Recens. nicht ganz beistimmen, es hält nämlich der Hr. Verf. die Abtheilung der Heilmittel nach ihren Wirkungen auf den menschlichen Körper, der Arzneimittellehre für fremdartig und unschicklich, indem Wiederholungen unvermeidlich wären, und sich keine schickliche Gelegenheit darbiete, den Arzt zu belehren, in welchem genauen Bezug die Heilkräfte mit den chemischen Bestandtheilen der Arzneien stehen. Wenn gleich das erste zugestanden werden mufs, so ist aber doch nicht abzusehen, was den akademischen Lehrer oder jeden Arzt, der mit den che-

mischen Bestandtheilen der Mittel bekannt ist abhalten könnte, solche Vergleichungen anzustellen, von denen der Hr. Verf. spricht, ja Recens. glaubt dafs sich dieselben gleichsam von selbst aufdringen müssen, wenn man die einfache Bemerkung macht, dafs Reihen von Medikamenten nach ihren Wirkungen geordnet in vielen Fällen fast dieselben sind, als wenn die Bestandtheile den Eintheilungsgrund abgegeben hätten; dafs wie der Hr. Verf. sagt die Abtheilung der Mittel nach ihren Wirkungen in die allgemeine Therapie gehört ist vollkommen richtig, allein Recens. kann daraus den Schlufs nicht ziehen, man müsse sie deshalb aus der Arzneimittellehre verweisen; er glaubt vielmehr, diese beiden Doctrinen sollten so eng wie möglich verbunden werden, weil je gleichförmiger sie behandelt sind, für beide ein um so gröfserer Vortheil aus einer solchen Vereinigung erwachsen mufs. —

Die Veränderungen die der Hr. Herausgeber mit diesem Werke vornahm, betreffen vorzüglich zwey Gegenstände, es hatte nämlich der verstorbene Hecker darin der Erregungstheorie zu sehr gehuldigt, woraus manche Einseitigkeit entsprang, die dabei nicht vermieden werden konnte; ferner waren in demselben die Arzneimittel mehr nach den in die Sinne fallenden Erfolgen, als nach ihrer eigenen inneren Natur in Klassen getheilt, was wie aus dem vorigen schon erhellt als mangelhaft angesehen wird. Was nun die Abänderung des ersten Gegenstandes betrifft, so wird man mit Vergnügen bemerken, dafs ein Mann von so anerkanntem Verdienste wie der geistreiche Bernhardi sich bei dieser Gelegenheit nicht scheut frei und offen seine Meinungen über das Unwesen der jetzigen zur Mode gewordenen, nur zu oft aller gesunden Vernunft Hohn sprechenden Schwärmereien, die man statt Wahrheiten in die Medicin- und Naturgeschichte einzuführen sucht, und die man Naturphilosophie zu nennen beliebt, ausspricht, indem er sagt: »Um den erstern abzuhelfen, habe ich an jene »Erregungstheorie nicht die *leeren Speculationen der neuern Na-»turphilosophen*, sondern die allgemeinen Naturgesetze, auf »welche sowohl diese, als alle bewährten Erfahrungen in der »Physik und Chemie der organisirten und unorganisirten Kör-»per hinführen, anzuschliefsen gesucht u. s. w« In Hinsicht des zweiten Gegenstandes folgte der H. Verf. ganz seinen Ansichten und somit hat das ganze Werk eine völlig neue und eigenthümliche Gestalt erhalten. Die angenommenen Klassen sind nachstehende: 1) Nährende Mittel, 2) Tonische, 3) Narkotische, 4) Scharfe, 5) Aromatische, 6) Geistige, 7) Saure, 8) Inflammable, 9) Alkalische, 10) Salzige, 11) Metallische, 12) Gasförmige, 13) Wasser, 14) Mechanisch wirkende, 15)

Färbende. — Der Hr. Verf. wird, wie Recens. glaubt nicht widersprechen, wenn man behauptet, dafs an dieser Abtheilungsweise mancherley zu erinnern ist; da aber bis jetzt noch keine tadelfreie erschienen, und auch sobald nicht erscheinen möchte, so kann man darüber weggehen. Die Unterabtheilungen der Klassen sind ganz von den neueren chemischen Entdeckungen entlehnt; als Beispiel mag hier die der tonischen Mittel stehen; sie zerfallen in *A) Bittersüsse, a)* Erythrodanhaltige, *b)* Extractivstoffhaltige, *c)* Gallenstoffhaltige. *B) Bittere, a)* rein bittere, *b)* schleimig bittere, *d)* zusammenziehend bittere, *α.* Chinastoffhaltige, *β.* Extractivstoffhaltige. *C) Zusammenziehende, a)* Gerbestoff und Gallussäure enthaltende, *b)* Gerbestoffhaltige, *c)* Hämatoxylinhaltige, *d)* aromatisch-zusammenziehende. —

Bei jeder Klasse werden erst die allgemeinen chemischen Charaktere der dahin gezählten Stoffe angegeben, und hierauf ihre allgemeinen Wirkungen bemerkt. Der naturhistorische Theil bei jedem einzelnen Medicamente ist zwar nur kurz abgehandelt, aber in botanischer und chemischer Hinsicht mit so ausgezeichneter Sorgfalt und Richtigkeit, wie wir sie in allen bis jetzt bekannten Handbüchern der *Materia medica* noch nicht antrafen; selbst der pharmaceutische Antheil, der sonst so häufig in Büchern, die von praktischen Aerzten herrühren mangelhaft ist, zeichnet sich eben so vortheilhaft aus. — Was endlich den therapeutischen Theil oder die Angabe der Wirkung der einzelnen Mittel betrifft, so wird man überall finden, dafs alle neuere nur einigermassen wichtige Entdeckungen und Beobachtungen die dahin gehören, vollständig und genügend nachgetragen wurden. —

Man darf daher dieses Buch mit augenscheinlicher Richtigkeit als das vollkommenste und zweckmässigste ansehen, das in neueren Zeiten über Arzneimittel geliefert wurde. —

Ueber Blitz- und Hagelableiter aus Strohseilen. Von LAPOSTOLLE, Apotheker Sr. Maj. des Königs von Frankr. u. s. w. Aus dem Franz. Mit einer Abbildung. Weimar 1821. 72 S. 8. 12 Gr. sächs.

Wenn die Verleger dieses vom Auslande entlehnten Productes mit dem Abdrucke so lange gewartet hätten, bis ihnen das verwerfende Urtheil des französischen Instituts über dasselbe zur Kunde gekommen wäre, so würde diese Uebersetzung zuverläfsig ungedruckt geblieben seyn. Billig hätten sie aber das

Werk vorher einem Sachverständigen zur Beurtheilung vorlegen sollen, ohne sich mit dem Abdrucke zu übereilen, denn wenigstens hegt Rec. das unbedingte Vertrauen zu allen deutschen Physikern, daſs auch nicht einer derselben diesem seltsamen Machwerke seinen Beyfall geschenkt haben würde. Indem das französische Institut schon über die Unhaltbarkeit des ganzen Vorschlags entschieden hat, so bleibt der deutschen Kritik nichts weiter übrig, als die Unkundigen, bey denen leicht die Liebe zum Ausländischen, noch dazu, wenn es so pomphaft angekündigt ist, ein günstiges Vorurtheil erregen könnte, vor der Ausführung der gethanen Vorschläge zu warnen. Ueber die Theorie des Verf. und seine Vorstellungen von den Electro- und Hydro-Meteoren ins Einzelne einzugehen, ist durchaus überflüssig, denn sie sind gerade so unhaltbar und schlecht, als seine strohenen Blitz- und Hagel-Ableiter.

Mannigfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für Hausväter und Hausmütter, Jünglinge und Mädchen, Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faſslich eingerichtet, aus *Christian Carl André's* neuem National-Kalender für 1820 besonders abgedruckt. Mit Kupfern. Prag 1820. 275 (gespaltene) S. in 4. Pr. 22 ggr. sächs.

Schon der Titel zeigt, daſs diese wahrhaft reichhaltige Sammlung von Aufsätzen gemischten Inhalts keineswegs für die eigentlichen, leider *ex officio* schon mehr als zu viel lesenden Gelehrten bestimmt ist, sondern zur Unterhaltung der Gebildeten in den verschiedensten Ständen dienen soll. Eine kurze Vorrede des Verlegers zeigt ferner an, daſs der von *H. André* besorgte National-Kalender wegen der, mit dem Verkaufe aller Kalender verbundenen Schwierigkeiten nicht gut durch den Buchhandel verbreitet werden kann, und weil ohnehin die erste Abtheilung desselben, der eigentliche Kalender, weniger allgemeines Interesse hat, so entschloſs er sich, die Zugaben desselben, nämlich die hier vorliegenden Mannigfaltigkeiten, und die seit *1819* angehängte »Gedächtniſshülfe für Zeitungs»leser, und jeden Freund der Geschichte, Politik, Statistik u. s. w.« besonders abzudrucken und zu verkaufen. Von den Mannigfaltigkeiten der Jahrgänge *1818* u. *1819* sind nur noch wenige Exemplare vorhanden, welche auf Verlangen abgegeben werden sollen.

Ref. welcher sich nur selten einige Zeit gönnen darf, um bloſs zur Unterhaltung zu lesen, kann diese Einrichtung kei-

neswegs misbilligen, giebt ihr vielmehr seinen vollen Beyfall, hat die vorliegenden Mannigfaltigkeiten mit großsem Vergnügen gelesen, und darf sie dem Publicum, wofür sie berechnet sind, unbedingt empfehlen. Der Titel entspricht ganz dem Inhalte, und es wird keiner diese Bogen ohne Interesse lesen und ganz ohne Nutzen aus der Hand legen. Insbesondere scheint ihm diese reiche Compilation für gemischte Lesegesellschaften, und für solche Leser geeignet zu seyn, welche isolirt auf dem Lande wohnend, in den langen Winterabenden einige Unterhaltung bald von dieser, bald von jener Art suchen. Nur eins gefällt ihm nicht, nämlich daſs einige interessante Erzählungen nicht beendigt, und dagegen Fortsetzungen der in früheren Jahrgängen angefangenen aufgenommen sind, worüber er inzwischen seinen individuellen Geschmack andern nicht als Regel aufdringen will.

Mehr über den Inhalt zu sagen, insbesondere denselben genauer anzugeben, ist der Natur der Sache nach unmöglich, jedoch verdient bemerkt zu werden, daſs alle Erzählungen einfach und ungekünstelt abgefaſst, und entweder schlechthin nützlich sind, oder im Ganzen eine gute moralische Tendenz haben. Daſs so viele Nachrichten aus dem österreichischen Kaiserstaate darin vorkommen, welche im übrigen Deutschlande weniger allgemein verbreitet werden, erhöhet den Werth dieser Sammlung.

Entwurf einer Darstellung der Geschichte der franz. Revolution und der Entwickelung der gegenwärtigen Zeit aus ihren Folgen. Als Leitfaden zu seinen Vorlesungen von Prof. SCHÜTZ zu Halle. Halle bey Hendel. 1820. 87 S. in 8. 18 gGr.

Merkwürdige Rubriken eines Jahrbuchs unserer Zeit. Wer es durchblickt, seit dem 5. May *1789*, wird ausrufen: Ist's möglich? Alles dieses haben wir in 30 Jahren erlebt? Wie viel etwas anderes als ein blosser dreyssigjähriger Krieg! Der Verf. dessen Geistesbildung dieser Epoche gleichzeitig ist, und der auch durch seine Reisen viele Weltkenntniſs gesammelt und in sich ausgebildet haben muſs, schickt Einleitungen voraus, welche besonders ausgeführt, auch für sich denkwürdig und zeitgemäſs seyn müſsten; vornemlich die Entwickelung des Ursprungs der Revolution unter Ludwig XVI. schon seit *1774*, nach dem, was nur Anlaſs und was Ursache war. Die Geburtsschmerzen der Zeit sind nach Jahren zu berechnen, nicht

nach Stunden. Und doch ist Ein Moment oft der entscheidende. Das Ganze geht durch 7 Perioden. Die sechste ist Napoleons Kaiserthum, die siebente: Restauration der Bourbonischen Dynastie vom 11. April *1814* bis *1820*. Doch hat der Verf. mit *1818*, »Rückmarsch der ganzen Occupationsarmee aus Frankreich« geschlossen. — In, oder nach der siebenten Periode der Erdgeschichte kommt, den Ahnungen der Apokalyptiker zufolge, das güldene Zeitalter des 1000jähr. Messiasreiches. Von dem, was nach *1818* folgte, wissen wir jetzt erst zwey Jahre, deren Aufschrift wohl Matth. 24. 6. 7. 8. seyn möchte. Denn auch dies haben wir erlebt, daſs man wieder die Bibel, wie ein nicht ganz unbekanntes Buch, citiren kann. — In den spätern Jahren ist der Vf. mit Recht etwas weniger kurz, als in den Angaben aus den entferntern. Wir wünschen eine baldige Fortsetzung und, wenn auch fragmentarische Entwicklungen bedeutender Parthien, bey denen der Verf. ohne Zweifel in den Vorlesungen verweilt. Der Vergleichung werth ist vorzüglich des in alle diese Erfahrungen tief eingegangenen und eingeweiheten Grafen Larininair, *Pair de France, Commandeur de la Legion d'honneur, Membre de l'Institut de France — Constitutions de la nation française avec un Essai de Traité historique et politique sur la Charte et un Recueil de pièces correlatives. T. I. Paris 1819. à la librairie constitutionelle des Boudouin, freres — 302 und 194 S. in 8. — T. II. 554 S. ein durch Gesetzgebungs - Wissenschaft beleuchtetes Urkundenbuch der constitutionellen Gesetze und Institutionen,* in denen Er auf so manchfache Weise seine Constituirungs-Experimente gemacht hat. Abgedruckt ist daraus im 8ten Heft des Sophronizon die *Table chronologique des Constitutions, Lois et Actes du Recueil,* auch eine Art von Tagebuch, und ein Beweis der Reichhaltigkeit des Werks.

Paulus.

Histoire naturelle des Médicamens, des Alimens et des Poisons, tirés des trois régnes de la nature, Classés suivant les methodes naturelles modernes les plus exactes; avec l'Indication de leurs propriétés, de leurs usages, de leurs qualités nuisibles, et des moyens d'y remédier; leurs Analyse, chimique, leurs Emploi médical etc. On a joint partout les Noms specifiques de Zoologie, de Botanique et de Mineralogie, et distribué les substances d'aprés leur genre, leur famille, leur ordre d'affinité naturelle, avec leurs descriptions PAR J. J. VIREY, Docteur en Médecin de la Faculté de Paris, Membre de plusieurs Sociétés savantes, Professeur d'Histoire naturelle à l'Athénée de Paris, Maitre en Pharmacie, ancien Parmacien en chef de l'hospital militaire du Val de

Grâce, Associé et Correspondant de diverses Académies etrangéres etc. A. Paris 1820. 570. P. 8.

Der bekannte Herr Verf. glaubt, daſs eine vollständige und neu bearbeitete Uebersicht aller arzneylichen, jetzt oder vormals und in verschiedenen Ländern gebrauchter Arzneymittel bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaften unumgänglich nöthig geworden sey. In der Therapie könne man auf keine wahrhafte Fortschritte rechnen, wenn die *Materia Medica* auf dem einmal genommenen Standpunkte unabänderlich bleiben wolle. Mit Recht behauptet er, daſs die Basis des Studiums der Medicamente deren Naturgeschichte sey; es ist vollkommen wahr, daſs noch von Niemand sämmtliche Arzneymittel nach natürlichen Familien geordnet zusammengestellt worden sind, und in dieser Hinsicht verdient dieser erste Versuch besondere Aufmerksamkeit.

In der sehr langen Einleitung ist der Hr. Verf. bemüht zu zeigen, wie wichtig die Kenntniſs der natürlichen Gruppen und Ordnungen der Pflanzen ist, um daraus Schlüsse auf ihre Heilkräfte machen zu können. Zuerst werden die durch die Sinne zu erkennenden Eigenschaften als Anzeigen arzneylicher Tugenden oder giftartiger Kräfte betrachtet, und besonders auch auf die Farbe der Blumen und anderer Theile Rücksicht genommen; die weiſse Blüthenfarbe deute auf erweichende, kühlende, nährende und anfeuchtende Eigenschaften, weisse Blumen verlieren am meisten ihre Eigenschaften durch das Trocknen, sie blühen grossentheils im Anfange des Frühlings, und verwelken sehr bald, in kalten Ländern und auf Alpen kämen sie am häufigsten vor, es sey bewiesen, daſs die weisse Farbe am wenigsten mit reitzenden Eigenschaften sich verbinde. — Diese Untersuchungen sind nicht neu; schon Linné sagt in seiner *Philosophia Botanica. Color Pallidus insipidum, Viridis crudum, Luteus amarum, Ruber acidum, Albus dulce, Niger ingratum indicat.* Aber die zahlreichen Ausnahmen lassen nicht zu, daſs man allgemeine Regeln auf solche Erfahrungen bauen könnte, es ist deshalb sehr zu verwundern, daſs der Hr. Verf. diese Sache hier so ausführlich abhandelt und so groſses Gewicht darauf legt. Mit der weiſsen Farbe verbinden sich allerdings oft sehr kräftige Eigenschaften, was der Hr. Verf. ganz übersieht, man erinnere sich an die Wurzeln von *Veratrum album*, die scharfe Zwiebel des *Colchicum*, das Holz der *Quassia amara*, die Pulpe in den Früchten der *Coloquinte*, mehrere Arten von *Datura*, von *Clematis*, u. s. w. blühen weiſs! So verhält es sich auch mit den übrigen Sätzen der Art; *die gelbe Farbe* deute auf bittre, wurmwidrige, purgirende, reizende Ei-

genschaften *die rothe* auf Säure, auf gallenwidrige, zusammenziehende diuretische Kräfte; *die rothbraune* deute auf eine tonische, heilende, antifebrilische, magenstärkende Tugend; *die grüne* setze ein herbes, rauhes, styptisches Princip voraus; *die blaue* habe oft scharfe, alkalische, alterirende, ätzende Eigenschaften, *die schwarze* dagegen verderbliche, eckelerregende, betäubende, das Nervensystem afficirende u. s. w.

Alle diese einzelnen Sätze belegt der Hr. Verf. mit Beyspielen und giebt auch wohl einzelne Ausnahmen an, allein man könnte ein eben so langes Verzeichniſs von Beyspielen, die gegen, als die für diese Behauptungen sprechen, verfertigen. Unter andern sagt der Hr. Vf., er kenne keinen rothen Pflanzentheil, der nicht sauer oder adstringirend sey; wir erinnern an die Früchte von *Capsicum annuum*, die Blume der *Digitalis purpurea*, der *Erythräa Centaurium*, des *Gladiolus communis*, vieler Arten *Orcchis* u. s. w. Die blaue Farbe soll Mistrauen für den innern Gebrauch erwecken; wer hat sich aber je vor den blauen Kornblumen, dann der *Borago officinalis* etc. gefürchtet? Zu den Blumen, die eine braune dem schwarzen sich nähernde Farbe haben, zählt der Hr. Verf. *Helleborus niger*, *Ballota*, *Stachys sylvatica*, *(ortie puante)*, es scheint demnach, daſs ihm diese Pflanzen nicht gehörig bekannt sind.

Ueber den Geruch der Nahrungsmittel und Medicamente ist sehr ausgedehnt gehandelt, besonders was die letztern betrifft. Linné hatte sieben Klassen von Gerüchen der Arzneyen angenommen, der Hr. Vf. glaubt sich berechtigt, diese Zahl sehr zu vermehren, und unterscheidet nun zwanzig derselben, ohne jedoch bey seinen Eintheilungen nach bestimmten Grundsätzen zu verfahren, weswegen auch auf diese Arbeit eben kein besonderer Werth gelegt werden kannn. Von widerlichen Gerüchen nimmt er folgende an: 1. *die ekelhaften (nauséabondes)* wie bey *Veratrum*, *Helleborus*, *Asarum*, *Galappa*, *Colchicum*, *Convallaria (??) Bryonia*, *Aloë* u. s. w. die grossentheils purgirende Eigenschaften besitzen. 2. *die giftigen oder narkotischen*, wie bey *Solanum*, *Datura*, *Atropa*, *Hyoscyamus*, *Nicotiana*, *Cicuta*. 3. *die saharfen oder corrosiven*, wie bey *Ledum palustre*, *Myrica gale*, bey mehreren Arten der Gattungen, *Ranunculus*, *Apocynum*, *Asclepias*, *Strychnos*, *Rhus radicans etc.* indessen wie ungemein verschieden die Gerüche bey den genannten Pflanzen sind, wissen alle Kenner derselben. *(Der Beschluſs folgt.)*

Verbesserung.

In Nro. 20, S. 318, Z. 13 v. u. ist in einigen Exempl. *Conjuncturen* stehen geblieben, was durch *Conjecturen* zu verbessern ist.

N^ro. 22. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Virey Histoire naturelle des Medicamens.

(*Beschlufs.*)

4. Die *bockartigen* (*hircines*) ausser mehreren Thieren werden von Pflanzen genannt *Lamium purpureum, Ballota*, einige Arten *Salvia, Geranium Robertianum, Gnaphalium foetidum*, welche allerdings alle einen unangenehmen Geruch haben, der aber eben nicht mit dem verglichen werden kann, den die Aufschrift bezeichnet. 5. *Die aphrodisiacischen*, dem Samen der männlichen Säugethiere ähnlich wie bey *Orchis, Castanea, Berberis*. 6. *Die Emmenagogen* wie *Pyrethrum Parthenium, Anthemis Cotula, Matricaria Chamomilla, Marrubium, Absinthium, Sabina* u. s. w. 7. *Die nidorösen*, welche häufig bey Insekten vorkommen, wie die Wanzen, unter den Vegetabilien sind dahin gezählt, *der frische Coriander, Teucrium Botrys, Anagyris foetida* u. s. w., auch den Hanf könne man dahin rechnen, der aber offenbar zu den narkotischen gehört. 8. *Die carminativen stinkenden Gerüche*, wohin mehrere Gummiharze und einige Doldenpflanzen gezählt sind. 9. *Die bituminösen*, wie *Petroleum* oder Naphta, Asphalt; einige Arten von *Trifolium, Passiflora* u. s. w. 10. *Die starken oder penetranten*, wie *Valeriana, Serpentaria, Aristolochia, Camphorosma*, der Camphor, Cajaputohl u. s. w. 11. Die Lippen- oder Quirlblumen gehörten zu den aromatischen nicht stinkenden Medicamenten, obgleich einige derselben keinen besonders angenehmen Geruch hätten. 12. *Die aromatischen Gerüche* im engern Sinne oder die Spezereyen, die wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen. Es gehören dahin Nelken, Muskatnüsse, Zimmt und viele andere Gewürze. 13. *Die balsamischen*; sie bestünden fast einzig in der Benzoesäure wie in dem Storax, Perubalsam u. s. w. Man finde ihn auch in den Blumen einiger Arten *Ophrys L.* 14. *Die harzigen*; dahin seyen viele Balsame zu zählen, wie Terpenthin, Weihrauch, Mastix, Elemin und andere: mit einiger Modification fände sich dieser Geruch in dem Rosmarin, der *Volkameria*, dem Cedernholz u. s. w. 15. *Die Gummi-Resinosen*, wie bey Myrrhe, Bdellium, Ladanum u. s. w. 16. *Der Bisam oder Ambrosiageruch*; wie Moschus, Ambra, Zibeth, viele Thiere haben einen solchen

Geruch, und auch eine bedeutende Zahl Pflanzen. *17. Der Citronen- oder Pomeranzengeruch. 18. Der Lotusgeruch*, er finde sich bey *Melilotus*, in einigen Arten *Lotus, Trifolium, Trigonella foenum graecum*, den Tonkobohnen u. s. w. *19. Der tonische u. herbe Geruch* finde sich in der China- und Eichenrinde, dem grünen Kaffee, der Tormentill und bey vielen andern adstringirenden Dingen. *20. Der Geruch der bittern Mandeln* oder der Blausäure. — Dann wird noch besonders von dem Verhalten der Gerüche gegen einander, von der Wirkung der Fäulnifs und der Wärme auf die Gerüche, von der Wirkung der Luft, des Lichts und verschiedener chemischer Reagentien auf riechende Körper gesprochen.

Nicht minder ausführlich ist der Geschmack der Medicamente abgehandelt. Der Geschmack, sagt der Hr. Verf. ist entweder excitirend, contrahirt und reizt die Faser, oder er ist schwächend, stimmt die Faser herab und erschlafft sie. Die in die erste Reihe gehörenden sind entweder scharf oder bitter oder aromatisch, oder salzartig, oder styptisch oder giftartig. Der scharfe Geschmack ist theils knoblauchartig, theils antiscorbutisch, theils pfefferartig, theils kaustisch. Die bittern Mittel sind entweder zugleich adstringirend, od. wohlriechend od. stinkend, od. ekelhaft. Der aromatische Geschmack zeigt sich theils in flüchtigen Oehlen, theils in Balsamen oder Harzen. Der giftartige Geschmack zeigt sich bey Mineralien und bey Substanzen aus den organischen Reichen. Die in die 2te Reihe gehörenden sind entweder säuerlich, od. süfs, od. fade, od. fett, od. schleimig od. narkotisch. Die Säuren sind abgetheilt in mineralische, vegetabilische, natürliche, künstliche und thierische. Die Medicamente mit narkotischem Geschmacke sind unterschieden in 1) narkotische berauschende, 2) narkotische ekelhafte: zu den ersten werden geistige Getränke, der Hopfen, Hanf, *Galbanum, (!) Betonica, (!) Opium, Lactuca virosa,* der frische grüne Thee u. s. w gezählt. Zu der zweyten sind gerechnet *Datura, Hyoscyamus, Atropa, Cicuta, Phellandrium* etc Diese Abtheilung ist allerdings originell und weicht von der Linnéschen sehr ab, aber man sieht auch sogleich, dafs sie ganz willkürlich ist, zudem sind Mittel zusammengebracht, deren Geschmack unendlich verschieden ist, und die auch in Hinsicht der Wirkung gar sehr von einander abweichen.

Das ganze Werk zerfällt nun in fünf Hauptabtheilungen, von denen die erste die Medicamente aus dem *Thierreiche* und zwar in folgender Ordnung aufzählt: *Mammiferen* oder Säugethiere mit mehreren Unterabtheilungen, *Vögel, Reptilien, Fische, Thiere ohne Wirbelbeine, Annaliden oder Würmer, Crustaceen, Insekten, Zoophyten.* Das meiste, was hier beschrieben wird, sind längst mit Recht vergessene und obsolete Dinge, so

grofs auch die Zahl solcher veralteten Mittel hier ist, so hätte sie dennoch bedeutend und selbst aus den hippokratischen Schriften vermehrt werden können. Interessant sind die Analysen des Moschus von Blondeau und Guibourt, und der Ambra von Pelletier, man fand in der letztern eine Materie (*Ambreine* genannt), die der Cholosterine der menschlichen Gallensteine ähnlich ist. — Ganz passend sind auch die Eingeweidewürmer des menschlichen Körpers nach Rudolphi angeführt; die neuern Bearbeitungen dieses Gegenstandes von Bremser (Wien 1819.) scheinen dem Hrn. Verf. unbekannt geblieben zu seyn.

Die zweyte Hauptabtheilung begreift das Pflanzenreich oder die medicinische Botanik; sie ist der gröfste und wichtigste Abschnitt des Buches. Der Hr. Verf. befolgt wie bereits erinnert, die natürliche Methode, und theilt die Gewächse nach Jussieu zuvörderst in Akotyledonen, Mono und Dikotyledonen, in der ersten Abtheilung sind folgende Familien genannt: *1. Schwämme, 2. Algen.* Sehr richtig bemerkt der Hr. Verf., dafs das bekannte Wurmmoos der Officinen mehrere Arten begreift, wie *Conferva fasciculata, albida, intertexta, Corallina officinalis, Fucus purpureus* und *plumosus.* — In mehreren Arten von *Fucus* ist nach der Bemerkung des H. Courtois Jod enthalten. *3. Flechten.* Die Flechten, womit das isländische Moos verwechselt werden kann, sind nicht bemerkt. *4. Lebermoose. 5. Moose.* Hierher ist sehr unpassend *Lycopodium clavatum* gerechnet, und noch unschicklicher ist dasselbe zwischen *Hypnum crispum* und *Polytrichum commune* gesetzt, gleich als ob *Lycopodium* ein Laubmoos wäre. *6. Farrenkräuter.* Mehrere sonst gebräuchliche hierher gehörige Pflanzen fehlen, wie *Asplenium Ruta muraria, Asplenium Trichomanes* u. s. w. Von den Pflanzen mit denen *Aspidium Filix mas.* so leicht verwechselt wird, ist kein Wort gesagt. *7. Najaden,* enthalt *Equisetum palustre* und *Lemna minor!*

Die Monokotyledonen oder Endogenen enthalten nachstehende Familien: *8. Aroiden.* Unbegreiflich ist es wie der Hr. Vf. hier *Zostera manina* mit *Arum* und *Acorus* zusammenbringen konnte!! *Dracontium pertusum* wird als ein blasenziehendes Mittel aufgeführt. — *9. Cyperoiden, 10. Gräser, 11. Palmen.* Mit Recht bemerkt der Hr. Verf gegen Sprengel, wie ich bereits auch schon in meinem Handbuche der Pharmaceutischen Botantk (p. 395.) that, dafs *Lontarus domestica* nicht das *Doum* der Araber ist, wovon das sonst gebrauchte *Gummi Bdellium* kommt. *12. Asparagoiden.* Die hierher gehörigen *Smilax siphylitica* und *Smilax officinalis* sind ganz vergessen! *13. Junceen.* Unverzeihlich ist es, dafs der Hr. Vf hier noch von *Veratrum nigrum* als dem *Helleborus* der Alten spricht, da bereits in

so vielen französischen und deutschen Schriften diese Sache gehörig erörtert wurde — *Helionias dioca* ist ein in den vereinten Staaten gebrauchtes bitteres Wurmmittel — *14. Liliaceen, 15, 16, 17. Asphodeleen, Narcissen, Irideen, 18. Drymyorhizeen* od. *Scitamineen.* Hier herrscht grosse Verwirrung in der Angabe der Mutterpflanzen der in diese Familie gehörigen officinellen Gewürze, auch die Synonymie, ist höchst mangelhaft. So werden z. B. *Kaempferia rotunda L.* und *Curcuma Zedoaria Roxb.* zusammengebracht. *Amomum Cardamomum L.* und *Elettaria Cardamomum Maton* werden für ein und eben dieselbe Pflanze gehalten u. s. w. *19. Orchideen, 20. Hydrochariden.* Zu den Pflanzen mit zwey Saamenlappen oder Exogenen sind nachstehende Familien gezählt. *21. Aristolochien, 22. Chalefs, 23. Thymeläen, 24. Laurineen, 25. Polygoneen, 26 u. 27. Melden und Amaranthen, 28. Plantagineen, 29. Plumbagineen, 30. Lysimachien, 31. Polygaleen, 32. Acantheen, 33. Jasmineen, 34. Vitices. 35 Lippenblumen.* Der Hr. Verf. irrt wahrscheinlich, wenn er das *Amaracum* und *Sampsuchus* der Alten für unsere gemeine Dosten und Majoran hält; richtiger ist wohl die Sprengelsche Meinung, dafs *Origanum majoranoides* dafür genommen werden müsse. Dafs *Dracocephalum moldavica* in Teutschland gebräuchlich sey, beruht wohl auf einer falschen Nachricht. *36. Scrophularien oder Maskenblumen.* Sonderbar ist es, dafs der Hr Vf. bey der *Digitalis purpurea* von ihren Wirkungen in der Epilepsie als Brechmittel u s. w. spricht, ihre diuretischen Kräfte aber nicht berührt *37. Solaneen.* Der Hr. Vf. glaubt, dafs die Wurzel von *Hyoscyamus datura Forsk.* das *Nepenthes* des Homer sey; es mag seyn, dafs sie dazu genommen wurde, aber *Nepenthes* war ein zusammengesetztes Mittel, in welchem höchst wahrscheinlich der Mohnsaft die Hauptsache ausmachte. *38. Boragineen, 39. Winden, 40, 41. Polemonien u. Bignonien, 42. Gentianeen, 43. Apocyneen.* Das smyrnische *Scamonium* wird von *Periploca Scammonium L.* abgeleitet — eine sonderbare Nachricht, indem in den Linnéschen Schriften keine Pflanze dieses Namens vorhanden ist. *44. Sapotillen, 45. Ebenaceen, 46, 47., Rhododendren u. Heiden, 48. Glockenblumen, 49. Cichoraceen, 50. Cynarocephalen, 51. Corymbiferen, 52. Dipsaceen.* Eben nicht sehr schicklich stehen hier *Dipsacus* und *Valeriana* in einer Familie beysammen *53, Rubiaceen.* Der hierher gehörige Abschnitt von den China-Rinden ist fleifsig ausgearbeitet, wovon in botanischer Hinsicht das Interessanteste folgendes seyn möchte. *Cinchona Condaminea Humbold* wird als synonym mit *C. officinalis L.* betrachtet, was Recens. bezweifelt — Die *blafsgraue Chinarinde* komme von *Cinchona ovata Ruiz et Pavon* (? diese sonst sehr geschätzte Rinde werde oft mit der von *Myrospermum pedicellatum* vermischt.

— *Cinchona ovalifolia Bonpl.* gebe eine ähnliche innen hellgelbe Rinde. — Die *orangegelbe Rinde* von Peru oder fahlgelbe von Santa-Fe komme von *Cinchona officinalis Vahl*, synonym mit *C. lancifolia Mutis* etc. sie sey sehr geschätzt und es werde davon jährlich eine grofse Menge ausgeführt, weshalb sie anfange selten zu werden. *Die gelbe Königs-China* oder Calisaya-Rinde wird von *Cinchona pubescens Vahl* abgeleitet, die falsche Königs-China scheine von *Cinchona lanceolata Ruiz et Pavon* zu kommen. Die *rothe* Chinarinde wird wie in den meisten deutschen Handbüchern von *C. oblongifolia Mutis* abgeleitet, wogegen aber neuerdings Zweifel erregt worden sind. Angehängt ist eine Tabelle über die chemischen Versuche von *Vauquelin* mit den verschiedenen Chinarinden. *54. Caprifolien, 55. Aralien. Aralia nudicaulis* liefert die graue Sassaparille *56. Doldenpflanzen.* Die neuere Bestimmung dieser Gewächse nach den Saamen scheint der Hr. Verf. nicht zu kennen, oder benutzt sie doch nicht. — Aus dem Saamen des Wasserfenchels mache man in Teutschland eine geistige Tinctur (?) gegen die Lungenschwindsucht. — Das Sagapengummi komme von einer noch nicht beschriebenen *Ferula* oder *Laserpitium.* Das Ammoniakgummi wird zweifelhaft von *Ferula persica* abgeleitet. Sprengel gab kürzlich *Ferula orientalis* als Mutterpflanze an. Das gewisseste was wir davon wissen, ist, dafs die wahre Ammoniakpflanze in Menge bey Jesdekhast in Persien wächst, und dort Oschak heifst. *57. Ranunculaceen, 58. Papaveraceen, 59. Cruciferen, 60. Capparideu, 61. Saponaceen, 62. Ahorne.* Die falsche Simarubarinde komme von *Malpighia latifolia L. 63. Hypericeen, 64. Guttiferen, 65. Aurantien.* In dieser Familie stehen die Gattungen *Citrus* und *Thea* eben nicht ganz schicklich beisammen. *66. Meliaceen, 67. Reben (Vignes), 68. Geranien, 69. Malvaceen, 70. Magnoliaceen, 71. Anonen,* hieher gehört der äthiopische Pfeffer, der von *Uvaria aromatica Lamark* kommt, *72. Mennispermen, 73. Berberiden, 74. Tiliaceen, 75. Cisten, 76. Rutaceen, 77. Caryophylleen, 78. Sedeen, 79. Saxifragen, 80. Grossularien, 81. Portulaceen, 82. Ficoiden, 83. Onagren, 84. Myrten, 85. Salicarien, 86. Rosaceen, 87. Leguminosen.* Interessant sind die Bemerkungen des Hr. Verf. über das Herkommen des Traganths. Linne glaubte, es komme von einer Pflanze, die er *Astragalus tragacantha* nennt; dafs dies aber nicht der Fall ist, weifs man längst. In neuern Zeiten hielt man allgemein *Astragalus creticus* für die wahre Mutterpflanze, der Hr. Verf. sagt, dieser liefere sie nicht, sondern *Astragalus gummifer* und eine andere nicht beschriebene von Olivier in Persien beobachtete Art; auch der *Astragalus aristatus,* den Sibthorp für den wahren Traganth des Dioscorides hält, liefere dieses Gummi nicht.

(Man vergleiche darüber Handb. der pharmaceut. Botanik. pag. 304 und 5). *88. Terebinthaceen.* Der Weihrauch, den die Indier in ihren Tempeln verbrennen, kommt von *Chloroxylon dupáda Buchanan.* Das Bdellium soll von einer nicht beschriebenen dornigen *Amyris* kommen, die dem Myrrhenbaum sehr ähnlich sey, es gäbe zwey Sorten Bdellium, wovon die eine das *Opocalpasum* der Alten sey. *89. Frangulaceen, 90. Euphorbien, 91. Cucurbitaceen, 92. Urticeen, 93. Amentaceen, 94. Coniferen.* — Angehängt sind mehrere wenig bekannte Medikamente aus dem Pflanzenreiche, oder solche, für die man in den natürlichen Familien keine schickliche Stelle finden konnte.

Die dritte Hauptabtheilung begreift die officinellen Mineralien. Sie sind in brennbare und verbrannte Substanzen, und die ersten wieder in Metalle und nicht metallische Substanzen abgetheilt. Die verbrannten Mineralien zerfallen in 1. salzige mehr oder weniger einfache und auflösliche Materien, 2. in Erden oder Steine, 3. in Fossilien oder Versteinerungen und vulkanische Produkte. Die brennbaren nicht metallischen Mineralien werden in 2 Abtheilungen gebracht, 1. Erdharze, 2. Kohlen schwefel- oder phosphorartige Substanzen. — Die Metalle werden folgendermasen unterschieden, 1. *Positivelektrische,* deren Oxyde den Säuren als Basen dienen: dahin gehören Gold, Platina, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zinn, Bley Zink, Cadmium, Wismuth, Spiesglanz, Kobalt, Nickel. 2. *Negativ elektrische,* oder viel Sauerstoff aufnehmende: als Arsenik, Wolfram, Molybdän, Cchromium, Magnesium. Die verbrannten Mineralien haben drey Arten salinischer Substanzen, 1 Säuren, 2. Alkalien, 3. Neutralsalze; in diese Abtheilung gehören noch die erdigen Oxyde *(oxydes terreux)* oder durch Kohle nicht reducirbare Metalle, als Silicium, Aluminium, Kalk, Magnesie, Baryt, Strontian, Zirkonerde, Thorine, Glucine und Yttria. — Die gemischten Erden und Steine werden in fünf Gattungen *(genres)* unterschieden, je nach der vorherrschenden Substanz, 1, Kiesel, 2. Mergel, 3. Talk, 4, Kalk, 5. gemischte Felsen *(roches melangées).* Zulezt werden noch einige versteinerte Substanzen und vulkanische Produkte beschrieben. — Angehängt ist ein Abschnitt mit der Aufschrift *allgemeine Substanzen der Natur,* welche in wägbare *(principes coercibles)* und nicht wägbare *(p. incoercibles)* unterschieden sind; zu den ersten sind Wasser und Gasarten, zu den letzten Licht, Wärmestoff, Elektricität und Magnetismus gerechnet, und von ihren Eigenschaften kurz gesprochen. —

Die vierte Hauptabtheilung zählt die Nahrungsmittel des Menschen auf, über welche zuvörderst mehreres im Allgemeinen gesagt wird, besonders macht der Hr. Verf. auf den Un-

terschied der jetzigen Lebensart der Europäer von der der alten Griechen und Römer aufmerksam. Die Nahrungsmittel aus dem Thierreiche werden nach den bekannten Abtheilungen einzeln genannt, was aber bei jedem derselben gesagt wird, ist grofsentheils blos historisch ohne Angabe des Vortheils oder Nachtheils für die Gesunddeit durch den Genufs desselben, und ohne Untersuchungen über die verschiedenen jetzt am gewöhnlichsten Zubereitungsarten; dies hätte man um so eher erwarten sollen, da von den Gerichten der Alten nur zu ausführlich gesprochen wird. — Bei der Betrachtung der vegetabilischen Nahrungsmittel nimmt der Hr. Verf. nach einer langen Einleitung vorzugsweise auf die Früchte Rücksicht, und geht die nährenden Pflanzen nach den botanischen Karakteren ihrer Früchte durch fast ganz nach der Norm wie Richard sie angegeben hat.. Von trocknen Früchten werden folgende angenommen: 1) *Caryopsen,* wohin die Getraidearten gehören, über deren nährende Bestandtheile der Hr. Verf. so kurz als möglich ist und auf Plenks *Bromatologia,* auf Zückert etc. verweist! und doch hätte man erwarten sollen, dafs hier diese interessante Sache nach den jetzigen chemischen Kenntnissen abgehandelt wäre, 2) eine Abtheilung ohne Nahmen die blofs einige Arten von *Polygonum* begreift (deren Frucht ein Achenium ist), 3) Hülsenfrüchte, 4) Kapseln, 5) Schoten, 6) Polakenen, 7) Vereinigt der Hr. Verf. mehrere als Gewürz, oder zu anderem Gebrauche dienende Früchte, die gar wohl unter passende Abtheilungen hätten gebracht werden können, 8) Nüsse und Nüfschen, 9) Eicheln, wohin *Trapa natans, Nelumbium speciosum etc.* gerechnet sind. Die saftigen Früchte sind in 11 Abtheilungen gebracht, wobei eine Menge Pflanzen aus allen Erdtheilen genannt, aber überall die besondere Rücksicht auf die in den Hauptländern Europens gebräuchlichen vermifst wird. Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich mit einigen vormahls als Nahrungsmittel gebrauchten Pflanzen, wobei auch zugleich, gleichsam gelegentlich von den jetzt noch als Speise dienenden Wurzeln, Kräutern u. s. w. gesprochen wird. Die efsbaren Schwämme sind ohne alle weitere Angabe blofs genannt, und zwar sehr unvollständig. Dagegen spricht der Hr. Verf. ausführlich von dem Silphium oder Laser der Griechen und sucht durch viele Citate darzuthun, dafs diefs nichts anders war, als unsere *Assa foetida,* allein nach Sprengels Untersuchungen mufs man wohl *Laser cyrenaicum* und *L. medicum* unterscheiden. Auf den Münzen der Cyrener ist ein Zweig von *Thapsia gummifera?* mit den Bildnissen der Vorsteher des Staats abgebildet, weil der köstliche und für das Land einträgliche Saft *Silphium* daraus gewonnen ward. Theophrast be-

schreibt nur diese *Thapsia gummifera.* Das erst später bekannt gewordene medische Silphium kommt von *Ferula Assa foetida*, auch unterscheidet beide *Columella* ausdrücklich.) Man vergleiche Sprengels Geschichte der Botanik an mehreren Stellen). — Zu diesem Abschnitte gehört noch ein Anhang über die verschiedenen Getränke, von denen zuerst im Allgemeinen und dann insbesondere von den kalten gesprochen wird, diese letzteren theilt der Hr. Verf. in wässrige, nährende, weinige und geistige.

In der fünften und letzten Hauptabtheilung des Werks werden die Gifte der drei Naturreiche abgehandelt. Die Wirkung der meisten thierischen und vegetabilischen Gifte (sagt der Hr. Verf.) zeigt sich in dem Nerven und Muskelsystem mineralische dagegen greifen vorzugsweise das Zellengewebe unserer Organe an, und neutralisiren sich daselbst durch ihre Verbindung mit den festen und flüssigen Theilen — — eine Theorie die in Teutschland kaum viel Anhänger finden möchte. Uebrigens konnte Recens. in dieser Beschreibung der Gifte keine Bereicherung der Literatur sehen, indem weder etwas Neues noch Eigenes vorkommt. — Angehängt ist eine tabellarische Zusammenstellung aller Medicamente nach ihren Eigenschaften ungefähr auf die Weise wie Hufelands *Conspectus Materiae medicae*, indessen ist diese Zusammenstellung von der Art, daſs sich ungemein viel daran ändern und bessern lieſse. —

Betrachten wir nun die ganze Schrift, so muſs man bekennen: daſs sie eine genügende Uebersicht aller Medikamente und Nahrungsmittel liefert, und zwar was durchaus noch fehlte in einer Zusammenstellung nach natürlichen Familien. Mit vielem Fleiſse sind die besten Hülfsmittel und besonders die vortrefflichen Arbeiten der franz. Chemiker üb. Medicamente benutzt; auch ist es sehr zweckmäsig, daſs die Litteratur nicht vernachlässigt wurde; man dürfte deshalb dieses Werk immerhin zu den brauchbaren und besseren über Arzneimittel zählen, auf der anderen Seite dürfen aber auch die Mängel desselben nicht verschwiegen werden. —

Die Anordnung der Naturalien, besonders der Pflanzen nach sogenannten natürlichen Familien ist, wie bereits an einigen Beispielen gezeigt wurde nichts weniger als fehlerlos, die Charaktere der einzelnen Familien sind überdem viel zu kurz und unvollständig angegeben, so daſs sie keineswegs zu strengen und richtigen Unterscheidungen hinreichen können; die Beschreibungen der Pflanzenarten fehlen fast überall, nur an sehr wenigen Stellen sind deshalb ein paar Worte ange-

merkt, und selbst bei diesen so sparsamen Angaben mangelt es nicht an Fehlern, so heiſst es (S 196) *Luctuca virosa L.* habe einen dornigten Stengel, da er doch fast glatt und nur die Mittelrippe der Blätter mit Stacheln besetzt ist; *Aconitum Lycoctonum* soll S. 231 blaue Blumen haben, da sie doch niemahls mit einer andern als der gelben Farbe vorkommen; eine Vergleichung der verwandten leicht zu verwechselnden Arten sucht man in dem ganzen Buche vergeblich; bey der Angabe der chemischen Analysen fehlen viele Erfahrungen der Teutschen, so ist nichts von den neuen Untersuchungen der *Belladonna*, des *Hyoscyamus* u. s. w. angeführt; und was endlich die Angaben der medicinischen Anwendung der Arzneigewächse betrifft, so sind dieselben höchst oberflächlich und mangelhaft. Auch der Abschnitt von den Mineralien bedürfte mancher Verbesserungen, ferner sind die meisten Gegenstände zu kurz abgehandelt: um diese Behauptung zu rechtfertigen, darf nur erinnert werden, daſs die Naturgeschichte aller Metalle hier auf fünf Seiten abgethan ist. —

Dierbach.

Abhandlung über den Schlagfluſs oder die Gehirnblutung. Neue Ansichten von dem Wasserkopfe nebst Beschreibung einer dem Alter eigenthümlichen Gehirnwassersucht, natürlich beobachtet von Et. Moulin, D. der Medizin an der Facultät zu Paris, Wundarzt und Geburtshelfer, ehemaliger innerer Arzt ersten Ranges an den Bürgerhospitälern derselben Stadt, Mitglied der Societät *d'instruction médicale etc. Non dispudantum, sed experiendum.* Aus dem französischen und mit Anmerkungen begleitet von Carl Caspari *Bacc. med.* in Leipzig. Leipzig 1821. Bei Carl Heinrich Reclam. S. XIV. u. 200. 8vo. 1 Rtl. 4 ggr.

Der Verfasser dieser Abhandlung trägt über den Blutschlag, den Wasserkopf und die Gehirnwassersucht alter Leute manches Gute vor, aber das Gute ist nicht neu, und das Neue nicht gut. Einseitigkeit, Mangel an Kenntniſs nicht bloſs fremder, sondern auch einheimischer Literatur bezeichnen bey allem literärischen Prunk dieses Werk; daher es auch kommt daſs er den chronischen Wasserkopf als eine von ihm zuerst beschriebene, Krankheit darstellt. Wenn der Verfasser nach Angabe der Bedingungen der besten Definition des Schlagflusses, die darin bestehen sollen, daſs mit wenigen Worten die Natur, der Sitz, die charakteristische Zeichen und Zufälle desselben bezeichnet werden, diese Krankheit folgender Maſsen definiret, eine Gehirnblutung von Zerreiſsung der Gefäſse

oder bloſser Ausschwitzung, welche sinnlich durch mehr oder weniger vollkommene und plötzliche Aufhebung der Thätigkeitsäuſserung der Sinne und geistigen Fähigkeiten, des Gefühls und der willkührlichen Muskelkraft in einem oder mehreren Theilen des Körpers bei geringer Verletzung der organischen Verrichtungen, ausgenommen des Athemholens, welches röchelnd wird, sich äuſsert, wer sieht hier nicht beim ersten Ueberblick dieser sogenannten Definition, daſs der Verfasser seinen sich gemachten Bedingungen keineswegs vollständig Genüge geleistet; nicht zu bedenken, daſs er mehr bedingt, als bei einer Definition bedungen wird. Die Gruppe von Symptomen, welche den Schlagfluſs bezeichnen, wird nicht allein von Gehirnblutung, sondern auch von vielen andern Gelegenheitsursachen erzeugt, und es läſst der V. selbst einen Schlagfluſs von bloſser Ueberfüllung der Gefäſse mit Blut zu. Wie ganz gegen die Grundsätze der Pathologie, abgesehen von manchen hypothetischen Entstehungsarten der Blutflüsse, ist folgender Satz, der in dem Kapitel der Arten und Abarten vorkommt, und zur Erläuterung seiner Definition dienen kann, und also lautet: „der Blutfluſs entsteht durch Zerreiſsung der Gefäſse, oder durch bloſse Durchschwitzung; daher haben wir die traumatische und exsudative Schlagflüsse; die activen und hitzigen gehören zu der ersten, die langsamen und passiven zu der zweiten Classe. Wie oft ist ferner Ergiessung von Blut da, und kein eigentlich apoplectischer, sondern bloſs ein soporöser Zustand vorhanden. Entfernte Ursache ist mit der nächsten verwechselt; jene kann mehrere Krankheiten erzeugen: die nächste aber erzeugt nur eine, und von dieser und dem eigentlichen Zustande des Nervensystemes und insbesondere des Gehirns, woraus die pathognomischen Zufälle unmittelbar hervorgehen, geschieht in seiner Definition des Schlagflusses keine Erwähnung. Wie oft möchte weitere Ergieſsung bloſs Folge des apoplectischen Zustandes seyn. Auf alle diese Punkte wird hier nicht geachtet. Der Sitz der entfernten Ursachen, zu welchen das ergossene Blut gerechnet werden muſs, ist auch keineswegs ausschlieſslich das Gehirn, sehr oft haben diese Ursachen in andern Theilen, z. B. dem Magen, den Lungen u. s. w. ihren Sitz. Das Athmen ist übrigens bei weitem nicht immer röchelnd, eigentlich schnarchend, geschieht sehr oft mit Beschwerde. Auf Kürze kann die Definition des Verfassers endlich ebenfalls keine Ansprache machen; anstatt der Aufhebung der Thätigkeitsäusserung der Sinne und geistigen Fähigkeiten, des Gefühls, wie sich derselbe ausdrückt, würde er sich kürzer und besser durch Aufhebung der Thätigkeit der äuſsern und innern Sinne (*abolitio sensuum externorum et internorum*

wie Boerhaave definirt) ausgedrückt haben; andere Mängel dieser Definition, oder vielmehr Beschreibung nicht zu rügen. Wie der Verfasser in der weitern Darstellung seiner Ansichten sich drehet und wendet um seinen einseitigen Ideen, und wie es scheint, oft wider seine Ueberzeugung, Eingang zu verschaffen, überlassen wir denen, die Lust haben, diese näher kennen zu lernen. Wider mehrere verkehrte und irrige Ansichten nicht bloſs in Ansehung des Schlagflusses, sondern auch in Rücksicht des Wasserkopfes, als eigenthümliche Krankheit des Alters werden von dem Uebersetzer passende Gegenbemerkungen gemacht. Auch der praktische Theil dieser Abhandlung hat viele Mängel, auf welche zum Theil auch der Uebersetzer in seinen, am Ende der Schrift sich befindenden Bemerkungen aufmerksam gemacht hat, der übrigens aus dieser Uebersetzung theils positiven, theils negativen Gewinn gezogen haben mag, dadurch aber in Rücksicht des geringen Werthes in Beziehung auf die Werke deutscher Litteratur über diese Gegenstände, bei deutschen Aerzten kein groſses Verdienst sich erwerben wird; Man wird die Schrift des Herrn Et. Moulin als einen neuen Beitrag zu den irrigen Ansichten der Aerzte über den Schlagfluſs betrachten. Was endlich die Uebersetzung selbst betrifft, so will R. da er sie mit dem Original nicht vergleichen kann, nur so viel bemerken, daſs sie ihm nicht sehr gelungen zu seyn scheint.

S.

Innerer Zusammenhang der pathologischen Erscheinungen des ersten Zahnens der Kinder. Eine akademische Abhandlung von Dr. Georg Ernst Vend, Professor der ambulatorischen Klinik, an der Königlichen Universität zu Würzburg. Würzburg 1820. 8. S. 83.

Wenn man schon an jeden Gelehrten, welcher als Schriftsteller auftritt, die Forderung machen kann; daſs er entweder neue Thatsachen zur Kenntniſs bringe, oder schon bekannte Facten auf vollständige und auf originelle Weise darstelle und an einander reihe, so gilt dieses besonders wohl für die Schriften academischer Lehrer. Das vorliegende Programm des Dr. Vend. entspricht weder der einen noch der andern Forderung. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gesetzt; die krankhaften Erscheinungen, welche die erste Dentition der Kinder zuweilen begleiten, aus einem Punkte zu erklären. Dazu hat es ihm vor Allem nothwendig geschienen, die Zeitperioden, in

welchen, und die Art und Weise, wie die Zähne sich bilden, anzugeben, was gröstentheils nach Blake geschieht, von dessen Buch Hr. V aber die neue, vermehrte, zu Dublin im J. 1801 erschienene Ausgabe nicht kennt. Die neueren Untersuchungen von Rudolphi, Fox, Serres und J. F. Meckel, welche Hunters und Blakes Aussprüche über die Zahnbildung vielfach berichtigten und ergänzten, sind gar nicht benutzt; daher auch dieser anatomische Theil durch Unvollständigkeit, Irrthümer und falsche Darstellungen sich gleichmässig auszeichnet und nur zu deutlich zeigt, dafs er nicht aus eigenen Untersuchungen des Hr. V. hervorgegangen, sondern blos ausgeschrieben sey. Dasselbe ungünstige Urtheil müssen wir über den physiologischen Theil der Abhandlung fällen, nämlich über die Ansicht des H. V. vom Durchbruche der Zähne. Auch hier wieder gänzliche Unkunde mit den Forschungen Leveillé's, Miel's und J. F. Meckels über diesen Gegenstand gezeigt. Der Hr. V. betrachtet den Zahn allein als aktiv und thätig, das Zahnfleisch dagegen als passiv und leidend; letzteres wurde vom durchbrechenden Zahne verwundet. Wie kommt der Verfasser, welcher doch früherhin Ansprüche auf den Namen eines Naturphilosophen machte, auf einmal zu dieser krassen Ansicht von der Natur der organischen Prozesse? Weifs er denn nicht, dafs im lebenden Organismus niemals absolute Passivität seyn könne? Welcher Arzt hat denn noch jemals ein vom durchbrechenden Zahne verwundetes Zahnfleisch gesehen? Beweist nicht das Nutzlose, von Hunter 10 mal an derselben Quelle verrichtete Durchschneiden des Zahnfleisches, wie wenigen Antheil dieses an dem beschwerlichen Zahnen habe. Die Art und Weise, wie beym Zahndurchbruche analoge pathische Prozesse geschlossene Höhlen durchbrechen z B der *Fungus durae matris* die Schedelknochen, das *Anevrisma* der *Aorta* oder *Art. mammariae internae* die knöchernen und fleischichten Brustbedeckungen, können den Hr. Verf. eines bessern belehren über das wechselseitige Verhältnifs, welches zwischen dem sich hebenden Zahne und dem schwindenden Zahnfleische besteht. Die aus Hildenbrandts Lehrbuch abgeschriebene Lehre von der Verwundung des Zahnfleisches durch den sich hebenden Zahn, scheint der Hr. Verf. blos gewählt zu haben, um auch seine Kenntnisse in der Chirurgie zu zeigen; aber wir müssen ihm wie bey seinen anatomischen und physiologischen Expositionen zurufen: *Si tacuisses* etc. So heifst es S. 31 »der Schmerz einer Wunde sey nicht sowohl in den zerschnittenen, als vielmehr in den im Umfange der Wunde befindlichen unzertrennten Fibern. S. 32 läfst der Verf. die heftigsten Zufälle bey Wunden der empfindlichen Theile entstehen, und gleich darauf dieselben wichtigen Zufäl-

le, Verwundungen sehnichter Parthien folgen; sagt aber nicht, ob er das Zahnfleisch zu den ersten oder den andern rechne, wohl aber erzählt er, wie die *dura meninx* nach seiner Erfahrung ein ganz insensibles Gebilde sey, und ohne alle Gefahr verwündet werden könne! Wie gehört denn die harte Hirnhaut nicht zum Fasernsystem, dessen Verwundung der Verf. für so gefährlich hält? S. 45 bekommen die Chirurgen die neue Lehre, »dafs die Art der Stichwunden nicht die Quantität der Verletzung die Gefahr bestimme« Solche Aeusserungen, deren man fast auf jeder Seite der Abhandlung habhaft werden könnte, scheinen zwar den gemachten Vorwurf des Mangels an Originalität zu beseitigen, aber wir haben blos die Forderung einer sinnigen Originalität, und keinesweges der gegentheiligen an die Schriften akademischer Lehrer gemacht

Nachdem der Hr. Verf. mit diesen, nicht das geringste Interesse gewährenden, anatomisch-physiologisch-chirurgischen Deductionen sich fast durch die Hälfte des Schriftchens hindurch gearbeitet hat, kommt er endlich auf den eigentlichen Beweissatz: nämlich die krankhaften Erscheinungen, welche zuweilen den ersten Zahnausbruch begleiten, in innern organischen Zusammenhang zu setzen. Diesen Zusammenhang glaubt er in der Kontinuität der Schleimhaut zu finden; indem er von der falschen Hypothese ausgeht, dafs eine Parthie dieser Membran von dem durchbrechenden und sich zu ihr als fremder Körper verhaltenden Zahne verwundet wurde. Die Kontinuität der Theile bestimmt keinesweges ausschliefslich die Weiterverbreitung der Krankheitsprocesse; denn sonst könnte es keine topische, keine beschränkte Krankheiten geben, welche der Hr. Vf. doch sicher nicht läugnen wird Das Erkranken beschränkter Stellen der äussern Bedeckung an einzelnen Häuten des Auges, einzelnen Parthien des Darms etc beweisen zur Genüge. Bey jeder Krankheit leidet doch entweder das Gefäfs oder der Nerve, oder auch beyde zugleich; mufste sich die Affection nicht immer und zu allen Zeiten schnell auf die Brennpunkte des muskulösen oder nervösen Systems verbreiten, wenn die Kontinuität und der Zusammenhang der Theile einzig die Normen für die Propagation der Krankheitsprocesse bestimmten? Wir kennen zwar bis jetzt noch zu wenig die Gesetze der Wahlverwandschaft, welche im gesunden und kranken Organismus bestehen; aber das können wir nach den bisherigen Untersuchungen doch als gewifs aussprechen, dafs Organe in der gröfsten Affinität zu einander stehen, welche entweder zu einem und demselben Systeme organischer Verrichtung gehören oder welche in der grössten polaren Spannung begriffen sind. Die pathischen Erscheinungen der Dentition können

einzig und allein nur daraus erklärt werden, dafs die Zähne einen integrirenden Bestandtheil der Kauungs-Organe bilden, in denen gleichzeitig mit dem Zahndurchbruche namhafte Veränderungen vorgehen, wie Verlängerung des Darmkanals, Veränderung in der Form und Grölse des Magens, in der Lage und im Baue der Netze, in der Entwickelung der Speicheldrüsen, des Bauches und des Mundes, in der Capacität der Mundhöhle etc.; endlich sind die bey der Dentition so häufig vorkommenden und so oft durch die Lähmung tödlichen Convulsionen, über welche der Hr. Verf. wahrscheinlich im ehrenden Gefühle der Unzulänglichkeit seines Erklärungsgrundes ganz leicht hinweggleitet, einzig und allein aus dem Gegensatze zwischen Gefäfs- und Nervensystem und jenem zwischen centraler und peripherischer Nervenendigung zu deduziren.

Wenn der Hr. Verfasser mit der wohlgefälligen Bemerkung schliefst: »dafs es wohl angenehm sey, die veranlassende und kranke Erscheinungen in der thierischen Oekonomie bewirkende Ursachen zu kennen und selten durch die kasuale Reihe der bedingenden und bedingten Zustände am Organismus verfolgen, und auf den Grund durchschauen zu können;« so müssen wir dagegen frey gestehen, dafs wir nach Durchlesung der Abhandlung aus den angegebenen Gründen dieses Gefühl nicht theilen können. Sollte dem Hrn. Verf. wieder einmal der Kitzel kommen, ein Programm zu schreiben, so bitten wir ihn im Namen der Wissenschaft und um seiner eigenen Ehre willen, sich vorher mit allen vorhandenen Forschungen und Untersuchungen über den abzuhandelnden Gegenstand vollständig bekannt zu machen, um nicht wieder in Gefahr zu gerathen, bekannte Sachen und diese noch obenein unrichtig und entstellt in das gelehrte Publikum zu bringen.

Catechismus der Botanik als Anleitung zum Selbststudium dieser Wissenschaft und als botanisches Wörterbuch zu gebrauchen. Gestaltlehre. Mit mehr als 600 erläuternden Figuren. Leipz. 1820 217 S. in 8.

An ältern und neuern Elementarbüchern der Botanik fehlt es nicht, aber einen Catechismus hatten wir noch nicht, welchem Mangel nun der unbekannte Hr. Verfasser von der Baumgärtnerischen Buchhandlung veranlafst, abgeholfen hat. — Nach Catechismusart sind hier die Gegenstände alle in Fragen und Antworten abgehandelt, jedoch weiter nichts, als die Termi-

nologie der phanerogamischen Gewächse. Die erste Frage heifst: Was ist Botanik? Antwort: Die Kenntnifs der Gewächse, und später wird gefragt: Worin soll das Wissen eines Botanikers bestehen?

Antw Er soll so viel Gewächse nach ihren Kennzeichen zu unterscheiden verstehen, als ihm möglich ist, und wissen, auf welchem Wege er zur Kenntnifs der ihm unbekannten gelangt.

Aus diesen beyden Antworten kann man schon bemessen, dafs die Wissenschaft keinen grofsen Gewinn durch die Erscheinung dieses Büchleins gemacht hat. —

Die Schrift ist in Kapitel oder wie es hier heifst «Unterhaltungen» abgetheilt, die von der Gröfse, Farbe, Gestalt, den Flächen, Formen, Anheftung, Theilung; Proportion der Pflanzentheile, ihrer Oberfläche und Bedeckung etc. im Allgemeinen handeln, wobey ganz Willdenow's, Hayne's, Sprengels und andere bekannte Elementarbücher benutzt worden. Die Ausdrücke sind immer wie gewöhnlich deutsch und lateinisch. Dann wird noch insbesondere die Gestalt der Wurzel, des Stammes, der Blatter und die übrigen Theile beschrieben und allemal auf die in den ersten Unterhaltungen gegebenen Begriffe zurückgewiesen; niemals aber auf die Abbildungen, die in einem eigenen Anhange erklärt werden. — Manche Theile der Blumen, die Linne als Nectarien beschrieb, werden als Zierrathen (*Ornamenta*) angegeben, aber eben keine glückliche Auswahl getroffen, indem noch immer mehrere Theile zu der Nectarien gezählt werden, die keinen Saft absondern. Zwischen Kelch und Blumenkrone wird kein anderer Unterschied gemacht, als der, den die Consistenz oder Farbe liefert. Bey der Beschreibung der Fruchthüllen sind auch die französischen Botaniker benutzt. Ueber den Saamen selbst aber auch keine Sylbe, sondern es wird nur auf das Allgemeine verwiesen. Von Systemkunde ist durchaus keine Rede.

Die Abbildungen bestehen in ungemein kleinen und dadurch oft sehr undeutlichen Figuren, welche grossentheils Copien aus andern Büchern sind.

Recens. glaubt nicht, dafs dieser Catechismus der Botanik grosse Dienste leisten wird, indem er höchstens nur zum Nachschlagen der Kunstausdrücke, nicht aber, wie es auf dem Titel heifst, als Anleitung zum Selbststudium dienen kann.

Synopsis seu concinna compositio eorum Pharmacorum, quae quotidie in Praxi medica occurrunt Latio donati atque in usum studiosae juventutis accommodata ab HENRICO ROBBI, Medicin. ac Chirurg. Doctore in Acad. Lipsiensi. Societatis Facultatis medicae Parisiensis Sodali Honorario etc. Lipsiae 1820. 4 Bogen.

Der Hr. Verf. verspricht uns hier ein Büchlein zu liefern, durch dessen Hülfe die Kunst Recepte zu schreiben, sehr erleichtert werde, indem er hier die Mittel, die einerley Kräfte besäßsen, und in derselben Dosis wirksam seyen, zusammen stellte. In fast allen Handbüchern der Materia medica sey die Angabe der Dosis willkürlich, wer aber dies Büchlein gut zu brauchen wisse, werde solche Fehler vermeiden lernen. Zu dem Ende nun ist zuerst eine allgemeine Uebersicht der Gaben officineller zusammengesetzter Mittel aufgestellt und zwar alphabetisch; indessen etwas seichteres ist dem Rec. schon lange nicht mehr zu Gesicht gekommen; bald alte, bald neue Namen, keine Angabe der Pharmacopoe, wornach die Präparate gefertigt seyn sollen, und eine mehr als lakonische Kürze: der Buchstabe *A* enthält zwey Stücke *Acetum antisepticum* und *Aqua aromatica*, von *E* geht er unmittelbar zu *L* über. Der zweyte Theil ist überschrieben *Synopsis pharmacorum, quoad dosin, qua praescribantur;* dieser Theil ist grösser, er enthält Präparate und einfache Mittel gemischt und mitunter auch Recepte, die eben nicht musterhaft sind. Zuletzt ist eine Liste von Arzneypreisen angehängt. Rec. hält sich berechtigt, hier die Beurtheilung eines Büchleins zu schliessen, das keine weitere Kritik verdient.

---

1. Pharmaceutische Fossilienkunde nach den neuesten und bewährtesten Erfahrungen, Entdeckungen, Berichtigungen und Grundsätzen bearbeitet, zu vollständigem Selbstunterrichte für angehende Aerzte, Apotheker und Materialisten, von Dr. G. F HAENLE, Apotheker zu Lahr. Leipzig bey Vogel, 1820. VI. und 312 S. 8.
2. Grundrifs der Mineralogie, oder methodischer Leitfaden für den mineralogischen Unterricht auf höheren Schulanstalten. Von C. BERNOULLY, Professor der Naturgeschichte in Basel. Basel bey Neukirch, 1821. IV. u. 179 S. 8. 1 fl. 12 kr.

Beyde Schriften sind nicht unbrauchbar für den beabsichtigten Zweck.

N° 23. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Traité de Géognosie, ou exposé des connoissances actuelles sur la constitution physique et minérale du globe terrestre, par J. F. D'Aubuisson de Voisins, Ingénieur en chef au Corps royal des Mines; Chevalier de l'ordre royal et militaire de St Louis, ancien Officier d'artillerie, Secrétaire perpétuel de l'Academie des Sciences. Inscriptions et belles lettres de Toulouse; de la Société géologique de Londres, des Sociétés d'histoire naturelle de Berlin, de Dresde etc. II. Tom. Strasbourg et Paris 1819. LXI. 496 u. 696. S. 8.

Der berühmte Vf., welcher sich bereits durch mehrere gehaltreiche Abhandlungen als Mann vom Fache vor dem grossen Publikum legitimirt, seine Studien theils in Frankreich, theils auf deutschem Boden gemacht, und sowohl hierdurch, als auch durch viele Reisen sich sehr ausgebreitete, eben so sehr durch vielfache Belesenheit, als auch durch Autopsie geregelte und wohlbegründete Kenntnisse erworben hat, daneben mit einer hinlänglichen Gewandheit in Sprache und Ausdruck, eine gesunde, freye und scharfe Urtheilskraft verbindet, beschenkt hier das Publikum mit einem wahrhaft klassischen Werke, worin er die Früchte seiner langjährigen Forschungen über die wichtigsten, hauptsächlich in den neuesten Zeiten vielfach ventilirten Untersuchungen, die gegenwärtige Beschaffenheit und die vergangenen Veränderungen unseres Erdballs betreffend, in streng wissenschaftlicher Form, ohne eiteln Hypothesenkram, zusammenstellt. Rec. hat das Ganze, und einzelne Theile desselben wiederholt, mit vielem Interesse und zu grosser Belehrung gelesen, und ist überzeugt, dafs dieses bey allen Lesern, wenigstens insoweit, der Fall seyn wird, als man selbst in denjenigen Stücken, wobey anderweitige überwiegende Gründe eine Beystimmung verhindern, die innere Consequenz und die schulgerechten Schlüsse des Verf. mit Achtung und Beyfall anerkennen mufs; abgerechnet, dafs die schöne Diction und lichtvolle Darstellung zugleich eine angenehme Unterhaltung gewähren. Wir erlauben uns, dieses allgemeine Urtheil durch eine kurze Uebersicht des Inhalts zu begründen, wobey es zugleich die Wichtigkeit der Sache erfordert, einige der schwierigsten Gegenstände durch eine nähere kritische Beleuchtung dem sachverständigen Publikum zur weitern Prüfung vorzulegen.

Der erste Theil beginnt mit einem *discours préliminaire*, worin das nie erloschene, uralte Interesse an den Forschungen über die Entstehung und allmählige Veränderung unseres Erdballs nachgewiesen, und eine kurze Andeutung der verschiedenen hierher gehörigen Bemühungen mitgetheilt wird. Vorzüglich werden Bergmann, de Saussure, im Gegensatze gegen den weitschweifigen und hypothesenreichen de Luc, vor allen aber der hochverdiente Werner mit gebührendem Lobe ausgezeichnet, welche innige Hochachtung gegen seinen verdienten Lehrer dem Verf. um so mehr zur Ehre gereicht, als er in vielen und wesentlichen Stücken von ihm abweicht, ohne dennoch, wie so oft geschieht, durch das Herabsetzen von jenem sich selbst höher heben zu wollen. »*On peut dire,* heifst es S. XIV. »*de Werner, ce qu'on a dit de Linné: la terre a été couverte de* »*ses disciples, et, d'un pole à l'autre, la nature a été interrogee au* »*nom d'un seul homme.*« Dafs hierbey, ausser mehreren andern, insbesondere die Bemühungen v. Schlottheim's und Cuvier's um die Petrefactenkunde nicht mit Stillschweigen übergangen werden, versteht sich wohl von selbst. Natürlich mufste auch die Frage über die Gültigkeit der widersprechenden Hauptsysteme des Neptunismus und des Vulcanismus zur Sprache kommen, allein der Vf. entscheidet vorläufig weder für noch wider eins von beyden, vielmehr giebt er bestimmt an, dafs es ihm vor allen Dingen um die Zusammenstellung unläugbarer Thatsachen zu thun sey, welche für jedes System nützlich bleiben muls; denn S XXXV. »*un système n'est souvent qu'un verre* »*coloré, qui, placé devant les yeux du naturaliste, altere ou change* »*meme la couleur des objets qu'il voit à travers.*« Hiermit im Einklange stehen dann auch die Regeln, welche er für ein zweckmäfsiges Studium der Geognosie aufstellt, und indem er diesen Zweig der menschlichen Forschung mit der politischen Geschichte vergleicht, sagt er eben so wahr als aus innigem Gefühle: *L'histoire de la nature nous offre un spectacle bien différent: ici tout est grand, tout est dans une harmonie et dans un ordre merveilleux; partout on n'aperçoit que des vérités éternelles et des lois immuables; ses tableaux sublimes élèvent notre esprit et n'affligent jamais notre âme, toutes ses pages excitent l'intérêt du vrai philosophe et commandent son admiration.*

Die Einleitung, welche im Allgemeinen den Gegenstand der Untersuchung und den Plan des Werks näher bezeichnet, übergehen wir mit Stillschweigen. Um den Zusammenhang leichter zu übersehen, ist das ganze Werk in zwey Abtheilungen getheilt, deren erste allgemeine Betrachtungen über den Erdball, und die ihn bildenden Bestandtheile enthält. Im ersten Capitel wird dann von der Figur der Erde, und den Be-

mühungen, diese zu erforschen, gehandelt, wobey die theoretischen Bestimmungen von Huygens, Newton, Clairaut und Laplace kurz zusammengestellt, und mit dem Theoreme des Letztern, wonach die Abplattung dem Verhältnisse der Centrifugalkraft unter dem Aequator $^5/_2$ mal genommen, weniger der Zunahme der Schwere vom Aequator nach dem Pole aus Pendelschwingungen, oder $^5/_2 \times ^1/_{289} - ^1/_{185} = ^1/_{305}$. gefunden ist, beschlossen werden. So genau dieses Resultat auch mit anderweitigen, namentlich den astronomischen Bestimmungen zusammentrifft, so lassen sich dennoch gegen die Angabe S. 18. dafs die Gröfse $^1/_{185}$, durch Pendelschwingungen gefunden seyn soll, namentlich aus Biot's und Kater's Pendelversuchen erhebliche Zweifel aufstellen, ohne damit jedoch das Theorem Laplace's selbst zu bestreiten.

Die wichtigsten Gradmessungen und ihre Resultate sind kurz angegeben, und die neueste des Major *Lambton* kannte der Verf. nur noch unvollkommen aus dem Journ. de phys. vom März 1819. Inzwischen folgert er im Allgemeinen eine Abplattung von $^1/_{307}$, und setzt sehr richtig hinzu, dafs locale Anziehungen so leicht eine Unrichtigkeit in diese schwierige Messungen bringen können, weswegen er auch die von Lacaille gefolgerte grössere Abplattung der südlichen Hemisphäre verwirft, und die schöne englische Gradmessung für unzulässig in Hinsicht des daraus folgenden widersprechenden Resultates erklärt, eine Bemerkung, welche, scharfsinnig vorausgesehen, durch Kater's neueste Pendelversuche vollkommen bestätigt ist. Die aus diesen Messungen folgenden Bestimmungen der Gröfse der halben Axe und des Halbmessers der Erde sind gleichfalls mitgetheilt, und die Noten enthalten die kurzen Formeln zur Berechnung der Radien und Grade für verschiedene Breiten. Ueber die Dichtigkeit der Erde folgen zuletzt die bekannten Bestimmungen.

Es würde zu weitläufig seyn, den Inhalt des ganzen reichhaltigen Werks einzeln anzugeben, und Rec. begnügt sich daher blos auf dasjenige aufmerksam zu machen, was eine besondere Erwähnung verdient. Im 2ten Cap. wird die an sich unbestimmte Höhe der Atmosphäre bis an die Grenze der Lichtbrechung zu 60,000 Metres angegeben, und als Beyspiel eines auch in höhern Breiten wehenden periodischen Windes führt der Verf. die von ihm im 29sten Bde. des *Journal des mines* beschriebene, im Thal von *Aosta* bey starker Hitze statt findende Luftströmung an.

Nur mit kurzen Worten werden Grösse, Tiefe und Bewegung des Meeres angedeutet, weitläufiger wird dagegen der Golfstrom beschrieben, dessen Länge v. Humboldt auf 3800

Lieues, und die Zeit, welche das Wasser im Fliessen hierzu gebraucht, auf 2 J. 10 M. berechnet. Eben so über Verdünstung und Niederschlag des Wassers in der Luft, die mittlere Regenmenge, welche zu 35 Z. angenommen wird, die Quellen, wobey eine Tabelle die Bestandtheile der Mineralquellen von Plomblieres, Bareges, Bagneres, Carlsbad, Pyrmont und des Geysers angiebt.

Im dritten Capitel wird etwas ausführlicher über die Unebenheiten der Erde, die Gruppen der Berge, die Richtung, Tiefe und Ausdehnung der Thäler, und die Neigungswinkel der Höhen gehandelt, welche letztere zwischen 2° bis 6° angenommen werden, mit dem Zusatze, daſs 7° bis 8° das *maximum* für Wagen, 15° für Thiere und Menschen sey, 35° nicht ohne Stufen einzuschlagen und 44° auch unter dieser Bedingung nicht mehr zu ersteigen sey. Eine allgemeine Richtung der steileren Bergseiten nach einer bestimmten Weltgegend verwirft der Verfasser und nimmt statt dessen mit Malte-Brun an, daſs die abschüssigere Seite in der Regel nach Seen und nach dem Meere hin gerichtet sey, welches dann durch mehrere Beyspiele dargethan wird. Die Höhenzüge und Bergketten der Erde sind allerdings in Ritters klassischem Werke ungleich vollständiger angegeben, inzwischen finden sich auch hier die Hauptsätze kurz angedeutet, und rücksichtlich des langen Streites über eine allgemeine Richtung derselben, über so genannte Bergäquator und Bergmeridiane tritt Rec. dem S. 101. ausgesprochenem Satze vollkommen bey: »*qu'en général la direction des chaines est dans le sens de la plus grande dimension des iles, presqu'iles ou continents, qui les renferment.*« Für eine Fortsetzung der Bergketten im Meere, und eine Bezeichnung derselben durch Inselgruppen ist der Verf. gleichfalls, ohne jedoch diesen Satz so weit auszudehnen, als *Buache* gethan hat.

Vorzüglich interessant ist der Inhalt des 4ten Cap., worin der Verf. theils bekannte Thatsachen, theils neue und eigenthümliche Ansichten über diejenigen Veränderungen darlegt, welche unser Erdball allmählich erlitten hat. Es ist allerdings eine grosse, noch nirgend genügend beantwortete Frage, durch welche Veränderungen unser Erdball nach und nach zu seiner gegenwärtigen Form und Beschaffenheit gelangt seyn mag; indeſs hält Rec. den Ort hier nicht für geeignet, um in weitere Discussionen hierüber einzugehen, und verspart dieses lieber bis auf nachfolgende Untersuchungen, um so mehr, als der Verf. hier blos von den gegenwärtig die Erde verändernden Einflüssen redet, wenn er gleichwohl nicht mit Unrecht hinzusetzt, daſs diese nämlichen von Anfang an ununterbrochen wirksam

gewesen sind. Der wirksamen Agentien werden zwey Classen angenommen, und zwar zuerst die der äussern, und zweytens der innern, obwohl auch die letztern sich nur unterhalb der obern Kruste befinden, ohne dafs wir sagen können, ob es in der eigentlichen Erdmasse noch Potenzen giebt, welche durch ihren Einflufs die Erdrinde afficiren. Als zur ersten Classe gehörig werden aufgezählt, die Atmosphäre, theils wegen ihrer auflösenden Kraft im Allgemeinen, theils sofern die Winde den Sand selbst bis 12 Lieues in das Meer hinaustreiben, und Verwüstungen anrichten, welche hier blos angedeutet, aus älteren und neueren Beschreibungen der Sahara in Africa und der südwestlichen Küste Asiens in ihrer ganzen schauderhaften Furchtbarkeit hinlänglich bekannt sind. Ungleich bedeutender sind die Wirkungen des Wassers, welche hier in zerstörende und producirende abgetheilt werden, mit steter Rücksicht darauf, dafs dieselben theils mechanisch, theils chemisch wirken. Die Sache selbst ist hinlänglich bekannt, inzwischen sind die Hauptsätze hier sehr lichtvoll zusammengestellt, und mit wenigen, aber zum Beweisen hinlänglichen Beyspielen unterstützt. Manche Behauptungen von fruchtbaren Ebenen, welche ehemals Seen gewesen seyn sollen, als am Mittelrhein und der obern Elbe, wozu auch noch das Weserthal bis an die *Porta Westphalica* als sprechendes Beyspiel mit vollem Rechte gesetzt werden könnte, sind zwar nicht streng historisch erwiesen, beruhen aber auf so überwiegenden Indicien, dafs sie kaum als zweifelhaft anzusehen sind. Eben dieses liefse sich auch hinsichtlich auf das Zurückweichen des prachtvollen Wasserfalles des Niagara bemerken, welches hier zu 12000 Metres nach Arrow-Schmidt angenommen wird. Ob aber der Golpfstrom wirklich sein Bette bis zu einer unergründlichen Tiefe ausgehöhlt habe, wie viele Seefahrer annehmen, ist wegen der Unmöglichkeit jeder bekannten Art von Messung eigentlich kein Gegenstand einer Discussion.

Unter die Productionen durch das Wasser werden unter andern die Ansetzungen des Bodens, namentlich beym Nil, Orenoko, Mississippi u. a. gezählt, wobey füglich die ungemein grossen durch den Ganges bewirkten Veränderungen wohl eine Erwähnung verdient hätten. Sehr interessante Beyspiele von Bildungen des Kalksinters, Gypses und sogar regelmässig geformter Quarz-Crystalle auf nicht völlig in Braunkohle verwandeltem Holze, führt der Vf. S. 156. an, desgleichen von Münzen aus dem 16ten Jahrhundert, welche in einem Kieselsteine 1812 gefunden wurden, aus dem Journ. des Mines, wozu Rec. noch ein ähnliches von einem solchen, bey Reckelsum gefundenen Steine mit Münzen aus dem 14. Jahr-

hundert aus Lichtenb. Mag. III. 177. hinzufügen kann. Merkwürdig, und zur Unterstützung der Ansichten des Verf. über die Bildung mancher Felsen höchst geeignet, ist zugleich die Angabe von Saussure, dafs der Meeressand an der Küste von Messina innerhalb weniger Jahre zu einer solchen Festigkeit erhärtet, dafs Mühlsteine daraus gemacht werden.

Unter die zweyte Classe der die Erdrinde verändernden Agentien rechnet der Verf. die Erdbeben und Vulcane, und handelt in dem ausführlichen, diesen Gegenständen gewidmeten Abschnitte zuerst von den Vulcanen, dann von den Erdbeben und endlich von den gemeinschaftlichen Ursachen beyder Erscheinungen. Es würde zu weitläufig seyn, von diesen reichhaltigen und vortrefflich dargestellten Untersuchungen den Inhalt einzeln anzugeben, und wir begnügen uns daher mit einigen Bemerkungen. Mit Recht macht der Verf. S. 162 auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, dafs im Ganzen die Vulcane an den Küsten des Meeres liegen; aber es ist irrig, wenn er behauptet, dafs die Peruanischen am weitesten, bis 30 lieues von demselben entfernt sind, denn der Abstand des Tourfan unter 43′ 30′ N. B. 81′ 11′ L. und des weissen Berges in Bisch-Balikh, unter 46′ N. B. 76′ 11′ L. vom kaspischen, als dem nächsten Meere, beträgt 400 lieues nach *Ann. de chim. Th. XIV.* S. 309, der Salmiakberge im inneren Asien, welche ohne Zweifel auf vulcanische Actionen deuten, nicht zu gedenken. Um die Gewalt zu berechnen, welche die Vulcane bey ihren Auswürfen ausüben, suchte der Verf. bestimmte Thatsachen über die gröfste Höhe, bis zu welcher die Substanzen geworfen werden, ohne hierbey genügende Resultate zu erhalten, vorzüglich in so fern zur genauen Berechnung der Ort, von welchem aus die Massen geschleudert wurden, imgleichen der Neigungswinkel gegen den Horizont ausgemittelt werden müfsten. Nach den sichersten angegebenen Thatsachen ergiebt sich durch Anwendung der Formeln für die Ballistik, dafs die gröfste Wurfkraft für den Aetna und Vesuv die Geschwindigkeit der Geschützkugeln zu 4—500^{m} in 1″ nicht erreicht. Ginge die Lava beym *Pico di Teneriffa* vom Niveau des Meeres aus, so würde zum Heben derselben bis an den Crater eine Kraft von 1000 Atmosphären erforderlich seyn, und wäre bey denselben in der Ebene des Meeres eine Oeffnung, so würden hiernach Lava und Steine mit einer Geschwindigkeit von 270^{m} in 1″ geworfen werden. Die anscheinend geringe Hitze der Laven wird sehr genügend aus einer auf der Oberfläche derselben bald entstehenden, schlecht leitenden Kruste erklärt, übrigens aus genauen Beobachtungen gefolgert, dafs namentlich in der Lava von 1794 Feuersteine gefunden sind, welche an der Ober-

fläche geschmolzen oder verglaset waren, und Bruchstücke von Schmiede-Eisen zum Dreyfachen ihres Volumens vermehrt, und mit octaedrischen Crystallen im Innern. Gegen die Meinung Breislak's, daſs die schlammigen Auswürfe wenigstens beym Vesuv und Aetna allezeit aus Asche und dem Wasser der Platzregen, welche durch vulcanische Eruptionen erzeugt werden, beständen, führt der Verf. unzweifelhafte Thatsachen an, wonach mitunter schlammiges Salzwasser in Strömen aus den Cratern derselben geflossen ist, wobey jedoch die durch den geschmolzenen Schnee der Anden-Vulkane erzeugten Ueberschwemmungen, und deren Schlammauswürfe als unleugbare Phänomene für sich bestehen. Die Höhe, bis zu welcher der neue Geyser (*Strock*) das Wasser schleudert, wird hier nach Makenzie 150 F. angegeben; nach dem Ingenieur Ohlsen aber ist diese Fontaine meistens höher als der alte Geyser, und diesen maſs derselbe zu 212 Fuſs. Gilb. Ann. Bd. 43. S. 50.

Erdbeben werden nach dem Verf. nicht allezeit durch vorausgehendes unterirdisches Getöse angekündigt, aber auch das Horvorkommen der Reptilien, welche unter der Erde leben, die Unruhe der Vögel und das Heulen der Thiere, so wie das Versiegen der Quellen lassen sich als Vorbedeutungen ansehen. Die Atmosphäre nimmt keinen Theil an den Bewegungen der Erde, welches hier als unzweifelhaft aufgestellt wird, in Uebereinstimmung mit den Ansichten von Kries (über Erdbeben 1820) und welches auch nach den bisherigen Erfahrungen wohl nicht bestritten werden kann, wenn gleich die beyden neuesten Ereignisse in Zante und Bergen dagegen zu sprechen scheinen.

So leicht manche mit der Erklärung der Ursachen vulcanischer Erscheinungen fertig werden, indem sie dieselben von entzündeten Schwefelkiesen und brennenden Steinkohlen ableiten, eben so ungenügend findet der Vf. als competenter Richter in diesen Sachen diese Hypothese, vorzüglich weil so viele Vulcane auf oder unter primitiven Gebirgen ihre Heerde haben, vielmehr sagt er S. 209 »*Nous devons penser que les houilles et les* »*pyrites ne sont pas, généralement parlant, les combustibles qui ali*»*mentent les feux des volcans, et nous ignorons quel est ce combus*»*tible si toutefois il en existe un.*« Mehr geneigt ist derselbe, die Ursache der Entzündung in den chemischen Verbindungen verschiedener Substanzen im Innern der Erde zu suchen. Eben so ist nicht zu bezweifeln, daſs Wasserdämpfe und Gasarten Hauptagentien bey diesen Erscheinungen sind, und die ältere Idee, daſs das Meer mit den Heerden der Vulcane in Verbindung stehe, wird auch hier in Schutz genommen, wogegen jedoch Rec. erhebliche Zweifel hegt, welche hier darzulegen zu weitläufig seyn möchte. Indessen wird es erlaubt seyn zu

fragen, ob denn nicht, auch ohne Hülfe des Meeres, Wasser genug in die Vulcane dringen kann, und ob Salzwasser ausschliefslich der See angehöre? Für eine grosse Tiefe, und mitunter weite Ausdehnung der unterirdischen Werkstätte dieser ungeheuern Operationen entscheidet der Verf. gleichfalls, jedoch mit Recht nicht ohne Ausnahmen von dieser Regel zu gestatten, indem namentlich Vesuv und Aetna keine Verbindung haben. Im Allgemeinen sollen dagegen die Vulcane, wie vorzüglich an den erloschenen sichtbar ist, in gewissen zusammenhängenden Richtungen fortlaufen, je nachdem ihnen abwechselnd neue Nahrung dargeboten wird.

Eine Reihe höchst wichtiger Untersuchungen sind in der 2ten Abtheilung dieses Capitels enthalten, wovon indess die Hauptsache hier ihrem Wesen nach nur kurz angedeutet werden kann, das Wesentlichste aber, nämlih die Angabe einer Menge einzelner Thatsachen zur Unterstützung der aufgestellten Behauptungen, im Werke selbst nachgelesen werden muss. Das Ganze handelt *des changements et dégradations opérés à la surface de la terre.* Als Hauptursache der Unebenheiten werden mit Buffon die starken Meeresströme angegeben, welche in der mit Wasser bedeckten Erdrinde tiefe Furchen einschnitten, und daher den trocknen Theil mit grossen Vertiefungen versehen zurückliessen. Rec. will nicht verhehlen, dafs er diese Ansicht nicht theilen kann, indem ihm die gegenwärtigen, allerdings mächtigen Seeströme eine Folge theils der vorhandenen Unebenheiten des Meergrundes, theils der Begrenzung des Meeres durch Ufer, theils endlich der atmosphärischen Einflüsse zu seyn scheinen, und hält er dieselben bey einer völlig glatten, überall vom Meere umgebenen Kugel selbst mit Rücksicht auf ungleiche Erwärmung, Axendrehung und die Wirkung der Fluth und Ebbe für unmöglich; wobey es zugleich erlaubt seyn muss die Frage aufzuwerfen, woher man denn mit Sicherheit wissen könne, dafs die Erde; obwohl in einem gewissen Grade flüssig, zugleich ursprünglich vollkommen glatt, wie etwa ein Wassertropfen gewesen sey? Kommen bey einer almähligen Erstarrung des als völlig rund und glatt einstweilen angenommenen Erdballs die Kristallisationsgesetze gar nicht in Anwendung? Vollkommenen Beyfall verdient dagegen die Ansicht, dafs durch die mannigfaltig wirkenden Ursachen die Berge almälig, mit Zurücklassung einzelner Piks, weggespült, Thäler ausgewaschen, andere durch Aufschwemmung gefüllt und neue Hügel eben hierdurch gebildet sind, wofür hier so zahlreiche Beyspiele angeführt werden, dafs wahrlich kein Zweifel mehr hierüber obwalten kann. Hiernach sind auch S. 232 die einzeln zerstreuten Granitblöcke Reste zerstörter Urgebirge, welche übrigens durch

Wasser über vormals ausgefüllte Thäler, namentlich die am baltischen Meere nach Hausmann und Buch über die noch nicht überall vertiefte, oder an einzelnen Stellen wenigstens noch von Landzungen oder Dämmen durchschnittene Ostsee von Skandinaviens Bergen an ihre gegenwärtige Lagerstätte geführt seyn mögen. Beyläufig werden mit kurzer Aufstellung entscheidender Gegengründe die Meinungen derjenigen widerlegt, welche, wie *de Luc* die Stratificationen der Thäler mit ihren Wänden parallel liegend annehmen, (wofür allerdings einige Beyspiele bey Genf, am Jura und in Savoyen sprechen) oder nach deren Ansicht die Berge von Innen heraus aufgetrieben seyn sollen, oder anderer, welche die Thäler durch Meeres - Ströme und gewaltsame Eisgänge aufgerissen glauben, und endlich derer, nach deren Dafürhalten die Berge Bruchstücke der durch einen Cometen zerschellten Erdrinde sind. Die durch vulcanische Eruptionen hervorgebrachten Veränderungen, so bedeutend sie auch für einzelne Gegenden erscheinen, sind nach den Berechnungen des Verf. nur geringe im Verhältnifs zum Ganzen, indem sie höchstens den fünfhundertsten Theil der ganzen Erdoberfläche betreffend geschätzt werden können, und eine Vergleichung mit den vorher genannten Wirkungen keineswegs aushalten. Aber auch die Vulcane selbst sind hinsichtlich ihrer Grösse nur geringfügig gegen die grossen Gebirgsmassen, auf- (oder vielmehr in)- denen sie als heterogene Substanzen liegen; woraus indirect das Ungenügende der Hypothese gefolgert werden kann, als wenn alle Erhöhungen von Innen emporgehoben wären. Eben diese Ansicht gilt auch hinsichtlich der Erdbeben, und man sieht daher, dafs die nur wenig, aber allgemein und ununterbrochen wirkenden Kräfte hinsichtlich ihres Totaleffectes viel bedeutender sind, als diejenigen, welche sich stärker, aber nur local und kurze Zeit wirksam zeigen.

Einige dem ersten Theile angehängte Noten stehen mit den bisher beurtheilten, höchst schwierigen und wichtigen Untersuchungen in unmittelbarer Verbindung, weswegen wir die Anzeige derselben hier sogleich folgen lassen, um in der Darstellung des eigentlich geognostischen Theils des ganzen schätzbaren Werks nicht unterbrochen zu werden.

Die erste Note enthält die mit einzelnen Bemerkungen versehene Wernersche Definition der Geognosie und die Bestimmung ihrer Stelle unter den gesammten Zweigen der Naturwissenschaften. In der zweyten wird untersucht, bis zu welcher Tiefe die Erdrinde den Mineralogen bekannt ist. Aus den einzelnen Zusammenstellungen ergiebt sich, dafs die Schachte zu Anzin bey Valenciennes, etwas über 300^{m} unter der Meeresfläche die tiefsten sind, der Chimboraço aber, bis

zu der durch v. Humboldt erstiegenen Höhe beträgt 5900^{m}, mithin die gröfsten Abstandspunkte der beobachteten Erdrinde nur höchstens 6200^{m}, und wenn man die Messung der Dicke der Erdrinde an ein und dem nämlichen Orte verlangt; so ist diese noch nicht bis auf den tausendsten Theil des Halbmessers der Erde bewerkstelligt. In der dritten Note wird die schwierige Frage erörtert, auf welche Weise der Erdball ursprünglich flüssig gewesen seyn möge, indem dieser frühere Zustand desselben einmal über jeden Zweifel erhoben scheint. Von den Gebirgen der neuesten Formation anfangend, die Anwesenheit der Reste, aus dem Thier- und Pflanzenreiche überall nachweisend, und das Ineinandergreifen der secundären und primitiven Gebirge mit ihren Lagerungen und Schichten darthuend (die basaltischen als vulcanisch ausgenommen), entscheidet der Verfasser dafür, dafs sie alle, auch die Urgebirge, im Schosse des Meeres gebildet seyen. Die Schwierigkeit der Frage, wie es möglich war, dafs alle Mineralien im Wasser aufgelöset seyn konnten, und wo dieses Menstruum geblieben seyn möge, wird keineswegs verkannt, noch weniger gelöset, vielmehr heifst es S. 388. »*Si ce n'est que des faits qui se passent maintenant sous nos yeux que l'on doit conclure ce qui s'est fait autrefois, j'en conviens; on ne souroit faire une réponse satisfaisante à ces questions. Mais, parce que j'ignore la nature du fluide aqueux qui a tenu le cuivre en dissolution, il n'en est pas moins vrai que la grande couche cuivreuse du Mansfeldt, contenant des milliers d'empreintes de poissons, reposant sur un immense banc de galets, et recouverte par un calcaire plein de gryphites, s'est déposée dans un pareil fluide. Parce que je ne sais pas ce qu'est devenu cette mer, qui a jadis recouvert les montagnes les plus élevées, il n'en est pas moins vrai que la plus haute cime des Pyrénées, pétrie de coquilles, s'est formé dans leur sein; il n'en es pas moins positif que cette énorme masse de calcaire alpin, rémplie de débris d'animaux marins, ayant plus de quatre mille mètres de hauteur, n'a pu être formée que dans un vaste océan. Voilà les faits, ils existent, ils sont devant nos yeux, et l'ignorance ou nous sommes et ou nous ne pouvons qu'être de leur cause, ou plutôt de la manière qu'elle a agi dans leur production, ne saurait nous empêcher de les admettre avec toutes leurs conséquences.*«

Weit weniger wichtig ist der Inhalt der 4ten Note, welche die hauptsächlichsten Grössenbestimmungen über die Bewegung unserer Erde, an sich und in Vergleichung mit den übrigen Planeten nach Delambre angiebt. Die fünfte Note dagegen giebt eine gedrängte Uebersicht der wesentlichsten, über die Meteoriten bekannten Thatsachen, nebst einer allgemeinen Anzeige der verschiedenen Hypothesen über ihren muthmafslichen Ursprung, worüber aus begreiflichen Gründen auch hier

nicht entschieden wird. Chladni's Verdienste werden mit Recht anerkannt, aber das neueste Werk desselben und die Beyträge von Schreibers, durch welche dieser Zweig der Naturkunde unleugbar viel weiter gefördert ist, konnten dem Verf. noch nicht bekannt seyn. Mit Beziehung auf die Anzeige dieser letzteren Schrift in diesen Jahrb. 1820. St. 77 u. 78. ist es nicht uninteressant, hier die Resultate der Untersuchung zu lesen, welche Hr. d'Aubuisson in Auftrag des franz. Institutes 1812 über den Steinfall zu Grenade anstellte. Auch hiernach glich der befallene Raum einer schmalen Zunge, (wie bey Stannern einer excentrischen elliptischen Fläche) welche sich unter dem Raume der auf 20 Lieues hörbaren Detonationen auf 4000^m Länge und 400^m Breite erstreckte, so wie die ähnliche Fläche bey Aigle 2,5 Lieues lang und 1 Lieue breit war. Die Höhe, welche Bowditsch für die Feuerkugel von Weston zu 30000^m oder 6—7 Lieues berechnete, findet der Verf. grofs, (obgleich andere noch ungleich höher gemessen sind, z. B. die 1771 vom Duc de Chaulny in der Gegend von Paris zu 41076^t berechnete nach Mem. de l'Acad. 1771, älterer Angaben nicht zu gedenken) und er schliefst aus der Stärke des Schalles bey der Detonation wohl mit Recht, dafs diese in einer dichten Luft von geringer Höhe habe statt finden müssen. Eine eigene, die Hauptsachen in gedrängter Kürze zusammenstellende Abhandlung über die Quellen giebt die 6te Note. Kaum ist auf diesen wenigen Blättern etwas Erhebliches über diesen Gegenstand unberührt geblieben, wenn man nicht etwa die Eigenthümlichkeiten dahin rechnen will, welche Sandsteppen, namentlich in Africa nach der Verschiedenheit des unter ihnen liegenden Steinlagers als Bedingung der Bildung von Oasen in dieser Hinsicht darbieten. Wolken und Nebel, die Haupt-Nahrungsmittel der Quellen, werden nach des Vs. allerdings sinnreichen Ansicht eben so vorzugsweise gegen die Berge getrieben, als Körper, welche in der See schwimmen, gegen das Ufer; allein Rec. kann dieser Erklärung dennoch keinen Beyfall schenken, weil das analoge Phänomen sicher nicht statt fände, wenn das Meer eben so hoch über seine Ufer gienge, als die Atmosphäre über die Spitzen der höchsten Berge. Einer zwar nicht vollständigen (es fehlt z. B. die Entstehung der Insel Sabrina 1811 nach Humboldt Reis. Th. III. S. 5.) aber allerdings genügenden Zusammenstellung und kritischen Prüfung älterer und neuerer Erzählungen von Inseln, welche im Meere durch vulcanische Kräfte entstanden seyn sollen, ist die siebente Note gewidmet, aber im Ganzen wird dafür entschieden, dafs Schlacken, Asche und Bimsstein zuweilen in die Höhe gehoben oder aufgehäuft

werden, die dadurch gebildeten Inseln aber in der Regel bald wieder niedersinken. Die schwierige, in alle geologische Systeme tief eingreifende Frage, über die allmählige Abnahme des Meeres, ist in der achten Note abgehandelt. Indem Muschelversteinerungen bey Guancavelica auf einer Höhe von 4300^{m} gefunden werden, so muſs das Meer früher so hoch gewesen seyn, und folglich abgenommen haben. Aber wie kann dies geschehen seyn? Zuerst erklärt sich der Verf. gegen die Annahme von unterirdischen Höhlen nach de Luc, weil wir keinen positiven Grund dafür, wol aber einen entscheidenden Gegengrund in der grösseren Dichtigkeit der Erde besitzen. Mehr noch scheint ihm die Hypothese im Telliamed, welche auch v. Saussure nicht ganz verwerflich fand, für sich zu haben, wonach der hoch emporsteigende Wasserdampf sich im Weltraume verlieren soll; (wogegen jedoch Rec. bemerken will, daſs diese mit dem, aus Beobachtungen folgenden, gleichem Verhältnisse der Verdunstung und des wässerigen Niederschlags nicht im Einklange steht). Dagegen verwirft er, sicher mit Recht, Hutton's und Playfair's Ansicht von einem Emporheben der Berge und des festen Landes durch vulcanische Kräfte. Hätten wir nur, meint der Verf. weiter, sichere Entscheidungsgründe für eine gegenwärtig noch stattfindende allmählige Abnahme des Meeres, so könnte man von allen Hypothesen über die Ursachen abstrahiren, und sich an die ausgemachten Thatsachen halten; allein gerade in diesem Punkte stehen die bedeutendsten Autoritäten und die gewichtigsten Thatsachen einander so bestimmt gegenüber, daſs es kaum möglich ist, sich für oder wider eine der einander widersprechenden Behauptungen zu erklären. Im Ganzen neigt sich inzwischen der Verf. zur Meinung derjenigen hin, welche glauben, daſs früher das Niveau des Meeres höher gewesen seyn muſs, seit den historischen Zeiten aber unverändert geblieben ist, und rücksichtlich der Frage, ob die ältere Verminderung plötzlich geschehen sey, nach de Luc, Cuvier u. a. oder allmählig, nach Linné, Bergmann, Werner u. a. wird nach Wahrscheinlichkeitsgründen mehr für jene erstere Meinung entschieden.

In der neunten Note sind nur die wichtigsten, noch gegenwärtig interessanten, geologischen Systeme kurz angedeutet, weil eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes auſser den Grenzen dieses Werkes liege, und wird zum weiteren Nachlesen auf die *Théorie de la terre par Lametheric* verwiesen, worin gegen fünfzig Hypothesen zusammengestellt sind, deren keine bis jetzt bekanntlich allgemein angenommen ist, so wie man überhaupt in der letzten Zeit vorsichtiger und sparsamer mit dergleichen Produkten einer regen Phantasie geworden ist, seit-

dem Lichtenberg sie sämmtlich in das Gebiet der physicalischen Romane verwiesen hat. Ohne sich daher für die eine oder die andere der hier erwähnten bestimmt zu erklären, werden blofs die von Buffon, de Lüc, Hutton, Laplace und Herschel geäusserten Ideen und Vermuthungen in ihren wesentlichsten Elementen kurz angedeutet. Weit ausführlichere Untersuchungen über die Temperatur der Erde sind in der zehnten Note enthalten. Zuerst wird der Zusammenhang der Erscheinungen nach derjenigen Ansicht dargestellt, wonach die Sonne als einzige Quelle der Wärme diese täglich auf der Oberfläche der Erde erneuert, indem die erwärmenden Sonnenstrahlen theils von der Erde aufgenommen, theils in den unendlichen Raum zerstreut werden, aus dieser Zu- und Ab- Nahme zuletzt ein Gleichgewicht entstand und die unteren Erdschichten durch Leitung almälig zu einer höheren Temperatur gelangten. Wenn man dagegen die Vulcane, heissen Quellen und eine in den neuesten Zeiten aufgefundene höhere Temperatur in tiefen Bergschachten berücksichtige; so könne man nicht umhin, der Erde eine eigene Wärme beyzumessen, welche in Verbindung mit der Einwirkung der Sonne die verschiedenen Modificationen hervorbringe. Die Temperatur auf der Oberfläche der Erde wenig über dem Niveau des Meeres wechselt vorzüglich in höheren Breiten. Um die mittlere zu bestimmen, ist eine grosse Zahl von Beobachtungen erforderlich, aber man kann dieselbe viel leichter aus der beständigen Erdwärme in einer Tiefe von 10 bis 13 Metres wenigstens für die Oerter zwischen 30° bis 60° der Breite erhalten, in niedrigern aber wird sie hierdurch zu geringe, in höheren zu grofs gefunden, und für diese, insbesondere die letzteren pafst die, übrigens sehr genaue Formel, wonach die mittlere Temperatur $T = 27^{0} \cos. lat.^{2}$ nach dem Verf. seyn soll, nicht genau. (Mayers hiernach reducirte Formel ist $27^{0}, 5. \cos. lat.^{2}$ Gelegentlich will Rec. jedoch bemerken, dafs Brunnen von der angegebenen Tiefe dann zu dieser Bestimmung untauglich sind, wenn sie das eindringende Regen- und Schneewasser aus ihrer Umgebung bald aufnehmen). Die aufgestellte Behauptung wird durch zahlreiche und genaue Beobachtungen unterstützt, so wie auch eine zweyte, wonach die Abnahme der mittleren Temperatur innerhalb der angegebenen Grenzen im Mittel einen halben Grad C. für einen Grad der Breite beträgt. Weniger genau, und blos approximativ ist die Annahme, dafs auf gleiche Weise 100^{m} Erhebung auf Bergen gleichfalls ½ Grad Temperatur Differenz geben. Auch die übrigen wesentlichsten bedingenden Umstände findet man hier gleichfalls kurz angegeben. In der Atmosphäre werden die täglichen und jährlichen Unterschiede der Tem-

peraturen bey zunehmender Höhe stets geringer und verschwinden, wie schon Saussüre meinte, bey 15000^m gänzlich. Wie aber das Gesetz der Wärme-Abnahme seyn mag, ist schon deswegen schwer, wo nicht unmöglich zu bestimmen, weil viele modificirende Bedingungen, als Winde, benachbarte Berge, Wolken und andere gar nicht in Rechnung gebracht werden können. So fand Gay-Lüssac 1804 bey seinem Aufsteigen im Aërostaten im August eine Differenz von 3°, 2 bey 2700^m und im folgenden Monate 40°,25 bey 7000^m. Eine schätzbare Sammlung bewährter Thatsachen führen den Verf. zu dem Schlusse, daſs die Bestimmung eines Gesetzes hierfür, zwar noch zur Zeit unmöglich scheine, daſs aber eine arithmetische Progression den Beobachtungen eben so angemessen sey, als jede andere bisher versuchte Reihe, und in freyer Luft am sichersten 160^m für einen Grad C. gerechnet werden können. Hiernach würde sich also die Höhe der Schneegränze für jede gegebene Breite L. bestimmen lassen, wenn man dieselbe bey einer mittleren Temperatur von —3°, mithin noch 500^m höher als wo der Nullpunkt fallen müſste, annimmt, und die hiernach gegebene Formel: $4320^m \cos. L^2 + 500^m$ stimmt auch mit den beygebrachten Beobachtungen sehr genau überein. Uebrigens kommen hierbey noch eine Menge, die bekannten Humboldtschen *bandes isothermes* gleichfalls bedingende Umstände in Betrachtung. So vorzüglich übrigens dieser Gegenstand hier abgehandelt ist, so vermiſst Rec. doch die Benutzung eines gehaltreichen Aufsatzes von Cotte im Journal de physique vol. 68. S. 132 und 222 und, was dem Verf. bey der Abfassung seines Werks noch nicht bekannt seyn konnte, der Untersuchungen des v. Humboldt in den Ann. de chim. cet. Bd. 14 S. 1 ff. Sehr schätzbare Betrachtungen über die Temperatur der Erde unter ihrer Oberfläche findet man hier gleichfalls, und zwar zuerst in den Bergwerken. Alle bisher hierüber gemachten Beobachtungen (so viele derselben Rec. bishero auffinden konnte, mit Ausnahme der späteren, des H. Forbes im phil. mag. 1820 Oct.) sind hier zusammengestellt, und führen zu dem unerwarteten und nach den bisherigen Ansichten ganz unglaublichen Resultate, daſs die Wärme nach Innen in der ungeheuern Progression von 1° auf 50^m wächst. Ueber die Temperatur des Meeres in zunehmender Tiefe mit Rücksicht auf die verschiedenen Breiten wird gleichfalls gehandelt, und findet man hier die vorzüglichsten Beobachtungen der Seefahrer berücksichtigt, mit Ausnahme der von Horner angestellten, welche in Krusensterns Reisen enthalten sind, und ohne Zweifel unter die bedeutendsten gehören. (Die neuesten von Cap. Ross in der Baffinsbay waren damals noch nicht bekannt).

Aus allen diesen Untersuchungen folgert der Verf. S. 452, daſs die Erde eine eigenthümliche Wärme in ihrem Innern besitzt. »*Mais cette chaleur provient-elle d'un feu central, du à un état* »*de fusion dans lequel serait encore l'interieur du globe —? Ou bi-* »*en est-elle un effet de l'action chimique que les corps qui sont dans* »*le globe exercent les uns sur les autres? Ce sont des questions pour* »*la solution desquelles nos connoissances, sur les parties de la terre* »*accessibles à nos observations, ne nous fournissent point de donnees.*« Die letzte Note endlich enthält eine sehr lichtvolle Anweisung zur Bestimmung der Berghöhen vermittelst des Barometers, wobey mit Recht bemerkt wird., daſs dieses Werkzeug dem Geognosten nie fehlen, und ihn vielmehr bey allen seinen Excursionen begleiten sollte. Indem aber der Vf. hierbey in der Hauptsache auf seine früheren, mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommenen, höchst gründlichen Abhandlungen Bd. 70 u. 71 des Journ. de phys. verweiset, wovon hier nur der wesentlichste Inhalt, jedoch nicht als eigentlicher Auszug, sondern im eigenthümlichen Gewande mitgetheilt wird, so würde es überflüssig seyn, hierbey ins Einzelne einzugehen, und Rec. will daher nur bemerken, daſs hier zugleich eine Tabelle auf einem einzigen Blatte in kl. Folio mitgetheilt ist, wonach man die Höhen völlig genau berechnen kann, und eine andere, schon 1810 bekannt gemachte, welche bis 6070^m geht, aus etwa 1^m genaue Resultate giebt, und in nicht mehr als drey Zahlenreihen von der Länge eines Octavblattes besteht, so daſs sie unmittelbar auf das Barometer bequem geklebt werden kann.

(Der Schluſs folgt nächstens.)

Die Charactere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder die Characteristik des naturhistorischen Mineral-Systems, von Friedrich Mohs. Dresden, 1820. In der Arnoldschen Buchhandlung. XXVI und 100 S. 8. 16 gGr.

Das Erscheinen einer Schrift, deren Zweck die Anordnung der Mineralkörper nach rein naturhistorischen Rücksichten ist, muſs um so mehr Aufsehen erregen, bey Jedem, der sich für die Mineralogie interessirt, da sie einen anerkannt geistvollen Verfasser, einen der gröſsten Mineralogen Deutschlands zum Schöpfer hat.

Die Schwierigkeiten, die einer solchen Arbeit im Wege stehen, sind groſs, ja sie wurden von Manchen sogar für unüberwindlich gehalten, und darum wurden von Solchen, rein

chemische Principien als Classificationsgründe gewählt; die Meisten aber vermengten Chemisches mit Oryctognostischem (oder Oryctognostisches mit Chemischem) und so hatten wir bis jetzt noch kein rein *oryctognostisches*, oder was dasselbe sagen will, kein rein *naturhistorisches* Mineralsystem aufzuweisen.

Der Verfasser beruft sich in seiner Einleitung vorzüglich auf eine Krystallographie, die er zu liefern verspricht, indem er behauptet die Arbeiten des grossen französischen Krystallforschers hätten ihm nicht zu seinem Zwecke dienen können. — (Es ist merkwürdig, daſs seit neueren Zeiten bey den Teutschen in wissenschaftlicher Hinsicht, die Anerkennung fremden Verdienstes, die sonst bis zur Nachäffung gieng, immer mehr abnimmt, wenn dieſs auch bey anderen Wissenschaften mit Fug und Recht geschieht, so hat es doch mit der Krystallographie nicht gleiche Bewandniſs, und Hauy, der Gründer der wissenschaftlichen Krystallographie, muſs immer als Meister geehrt werden, denn Alles, was darinn geleistet wird, hat Hauy theils selbst schon gesagt, theils liegt es in dem von ihm Ausgesprochenen, so, daſs es ohne sonderliche Mühe daraus entwickelt werden kann; und ihm gebührt das grosse, nicht mit Recht zu schmälernde Verdienst, eine Wissenschaft begründet, und zugleich auf den höchsten Gipfel der Vollendung geführt zu haben, über die in Teutschland leider bis jetzt nur zu häufig abgeurtheilt wurde, nach unvollständig oder unrichtig erfaſsten Begriffen. Schade daſs auch M. sich einer Sünde gegen Hauy theilhaftig gemacht hat.)

Der Verf. giebt einige Andeutungen von dieser ihm eigenthümlich seyn sollenden Krystallographie, so viel er nämlich zum Verstehen seiner Schrift für nothwendig erachtet. — Obwohl es unziemlich scheinen könnte, über etwas noch nicht vollkommen an den Tag gelegtes schon im Voraus zu urtheilen, so dürfte man sich doch erlauben, einstweilen das Folgende zu bemerken.

Der Verf. nimmt im wesentlichen die von Weiſs aufgestellten Krystallisationssysteme an (ohne jedoch diesen dabey zu nennen), weicht aber von dessen Art Krystallflächen zu bezeichnen ab, und sucht eine neue einzuführen, deren Richtigkeit erst eines Beweises bedarf; namentlich in Betreff der Ausdrücke $P \pm 1$ $R \pm 1$; oder $P \pm n$ und $R \pm n$) denn P bedeutet Pyramiden und R Rhomboeder, also Formen oder Gestalten, und n eine Zahl; nun soll $P \pm n$ oder $R \pm n$ andere Gestalten bezeichnen, die spitziger oder stumpfer sind als die Stammform P oder R.

(*Der Beschluſs folgt.*)

N^ro. 24. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Mohs Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems.

(Beschlufs.)

Es ist aber nicht einzusehen, wie durch Addition oder Subtraction von Zahlen und Formen neue Gestalten sollen hervorgehen. Die Folgerungen, dafs durch P + ∞ oder R + ∞ Seitenflächen von Säulen, durch P — ∞ oder R — ∞ aber Flächen, auf denen die Hauptaxe senkrecht steht, ausgedrückt werden, können keineswegs so unmittelbar als wahr gelten, denn eine verticale Fläche verhält sich zu einer horizontalen nicht, wie Positives zu Negativem — Die übrigen, mit dieser zusammenhängenden Bezeichnungsweisen, erscheinen aus demselben Grunde eben so unzulässig.

Die Art und Weise, die Härte-Grade durch Zahlen auszudrücken, dürfte gleichfalls keine allgemeine Anwendbarkeit finden, denn es ist erst die Möglichkeit einer richtigen Fundamental-Bestimmung zu erweisen; wer ist z. B. wohl im Stande, darzuthun, dafs sich die Härte des octoedrischen Demantes zu der des rhomboedrischen Corundes (des eigentlichen Corundes) gerade so verhalte, wie etwa die des rhomboedrischen Kalkhaloides (Kalkspathes) zu der des prismatoidischen Gypshaloides (Gypsspathes). — Ob man übrigens jedem Mineralogen zumuthen könne, die Gewandtheit zu besitzen, vermittelst einer Feile diese Härte gerade zu bestimmen, und ob es nicht vielmehr zweckmässiger wäre, ein in Frage stehendes Fossil zu prüfen, ob es ein anderes, seiner Härte nach bereits bekanntes, ritze oder von ihm geritzt werde, möge dahin stehen.

Sehr vielen Dank ist die Wissenschaft dem H. V. dafür schuldig, dafs er durch eigene Beobachtungen die specifische Schwere der meisten Mineralkörper vollständiger bestimmt hat, als diefs bisher geschehen war.

Die Unterabtheilungen des Glanzes, vom Verfasser angegeben, sind für die Wissenschaft nicht ohne Werth.

Die Characteristik, die von den einzelnen Substanzen geliefert wird, bietet in vielen Fällen genügende Resultate; nur ist das Widerliche dabei, dafs sich der Hr. V. sehr oft mit *Wenn* und *Aber* und *Oder* geholfen hat, Worte, die zwar nicht

als solche, aber doch durch zuvor erklärte Interpunction ausgedrückt, vorhanden sind.

Ob wohl der Herr Verf. selbst sagt, dafs es unmöglich sey ein Fossil vollkommen oryctognostisch zu bestimmen, wenn es nicht die wesentlichen Charactere der Gattung (oder Art) an sich trägt, so findet man doch z. B. den Schwimmstein im *Systeme* (ob als Varietät oder wie sonst, ist nicht gesagt) unter einer Gattung aufgeführt, deren Characteristik die folgende ist:

»Nicht theilbar senkrecht auf die Axe. Rhomboedrisch »R = 75°47′. Theilbarkeit, P = 133°38′; 103°53′. P + ∞. »H = 7. G = 2,5 – 2,7. deren Name, »rhomboedrischer Quarz« ist.

Es wird dem Herrn Verfasser wohl schwerlich besser gelungen seyn, als irgend einem Anderen, Spuren von Krystallisation oder von Spaltbarkeit, weder gemäfs einem Rhomboeder, noch gemäfs einer anderen regelmässigen Gestalt an dem genannten Fossile wahr zu nehmen. Härte und Eigenschwere sind, so viel dem Rec. bekannt, beym Schwimmstein nichts weniger, als gleichgrofs jenen Eigenschaften beym Quarz.

Was die Ordnung betrifft, die im System herrscht, so soll sie auf die naturhistorische Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der einzelnen Substanzen gegründet seyn, und keineswegs sollen die Eintheilungsgründe gelten als den Begriff der Ordnung oder des Geschlechts erzeugend oder bestimmend. — Leider hält aber der Eine Dinge für ähnlich, die der Andere für gänzlich verschieden erklärt. So kommt es, dafs im Systeme des Hr. Verf. sich im Geschlechte Schwefel vereint finden prismatoidischer Schwefel, hemiprismatischer Schwefel und prismatischer Schwefel, oder Auripigment, Realgar und eigentlicher Schwefel. In der Ordnung Baryte stehen beysammen Spatheisenstein, Galmei, Scheelit, Strontian, Witherit, Baryt, Cölestin, und die gesäuerten Bleierze, Dinge, die wohl nicht jeder als so nahe verwandt betrachten möchte, um sie in eine und dieselbe Ordnung oder in ein und dasselbe Geschlecht zu stellen.

Das, wodurch vorliegendes Werk am meisten entstellt wird, ist die eigenthümliche Nomenclatur; die um so verwerflicher ist, da auch die vom Verfasser gewählten Namen gar oft nach Eigenschaften gebildet sind, die nicht allen Exemplaren einer und derselben Substanz zustehen. Ob gleich die bisher gebräuchlichen Namen in vielen Fällen äusserst unbezeichnend sind, so haben sie doch wegen ihrer Kürze und wegen der Länge ihrer Gebrauchsdauer sich ein Bürgerrecht erworben, das ihnen wohl schwerlich durch solche Worte wird streitig gemacht werden kann,

deren Länge schon den Stab über sie bricht. — Als Beyspiel, wie solche Worte sich bey Angabe von Mineralien und der Verhältnisse ihres Vorkommens ausnehmen müfsten, diene das Folgende:.

Prismato rhomboedrische Rubinblende, mit Brachytypen Barachros und prismatischem Halbaryt, diprismatischem Habronem- und untheilbarem Staphylin-Malachit, und rhomboedrischem Kalkhaloid: statt

Zinober mit Eisenspath, Baryt, Malachit, Kupfergrün und Kalkspath.

Der Verfasser hat bereits eine Uebersetzung dieses Büch-Büchleins in die Englische Sprache selbst veranstaltet (warum nicht auch in die Französische?).

Dr. Fr. Hessel.

Felix Joseph Lipowsky, *Geschichte der Jesuiten in Schwaben.* Erster Theil. Zweyter Theil. München. 1819. bey Lentner. 250 S. in 8. 284 S.

»Zum Denkmal tiefer Verehrung gewidmet Sr. Eminenz, dem Hochw. und *Durchlauchtigsten* Hrn. Fürsten, *Franz*, aus dem herzogl. Geschlechte *Serra Cassano*, Erzbischof von Nicea, dann *apostolischen Nuntius* am K. Baier. Hofe zu *München*.« — Dieses Werk beginnt der Vf. mit den Worten: »Philosophie, insofern sie sich dem Christenthum entgegenstemmt, entspringt aus der Hofart und der Unzucht.« Man mufs wohl fragen, *welchem* Christenthum? *1816* gab der V. seine Gesch. d. Jes. in Baiern 2 Theile, heraus. Um so mehr ist zu vergleichen Karl Heinr. Ritter *v. Lang*, Geschichte der Jesuiten in Baiern. Nürnberg. 1819. Advokat K. H. *Latz* zu *Kölln* giebt dagegen »*Die neue Verschwörung gegen die Jesuiten*,« mit einer ganz bestimmten Beschreibung ihres Instituts, nebst Bemerkungen über den Nachtheil der Erziehungspläne, welche von der (Jesuitischen?) Religion unabhängig sind. Vom Engl. Ritter R. C. *Dallas*.

Mit den Jesuiten kommen nach S. 10. 11. auch wieder solche Gegensätze, wie aus ihrer *Synopsis Historiae Societatis Jesu primo seculo. Diss. VI. p. 18. Eodem anno, adulta jam nequitia, palam Ecclesiae bellum indixit Lutherus, laesus in Pampelonensi arce Ignatius, alius ex vulnere fortiorque quasi, defendendae religionis signum sustulit . . . Luthero illi, Germaniae probro, Epicuri porco, Europae exitio, orbis Infelici portento aeterno consilio Deus opposuit Ignatium.* (Kann es nach dergleichen Proben gleichgültig seyn, in wessen Gei-

ste auf Gymnasial- und Universitätsanstalten *Geschichte* gelehrt werde? —

»In den Ländern, wo der Jesuitenorden hergestellt wird, dessen Aufhebung *ich* als eine Calamität für die Wissenschaften betrachte, *sollten ihm die noch vorhandenen Güter von Rechtswegen zurückgestellt werden,*« schreibt »der gelehrte Hr. Carl Ludw. *v. Haller* in seiner Restauration der Staatswissenschaft B. II. S. 555. Winterthur 1817. Hergestellt aber ist der Jesuiter-Orden von Rechtswegen überall, wo die Repristinations-Bulle Pius des VII. als Beschluſs des Statthalters Jesu, und Kirchenoberhauptes anzusehen ist. S. 14. hofft, daſs der Kampf dem Orden erleichtert werden möchte durch den heiligen Bund vom 14/26 Sept 1815. (Der Ukase K. Alexanders von 1816. zur schleunigen Entfernung aller Jesuiten aus beyden Hauptstädten Ruſslands nach Polozk, wo sie schon vor Peter dem I. und bis *1800* waren, erwähnt der Verf. nicht. Sie spricht aus: »Sie haben das Zutrauen, das man ihnen geschenkt hatte, dadurch zu miſsbrauchen angefangen, daſs sie *Jünglinge, welche ihnen* (zum Unterricht) *anvertraut waren,* und einige Personen des weiblichen Geschlechts *von unserm Glauben* abwendig gemacht und *zu dem ihrigen verführt haben.* Aber einen Menschen dahin bringen, daſs er seinen Glauben, den Glauben seiner Väter verläſst, in ihm die Liebe zu seinen Glaubensgenossen, seinen Mitbürgern ersticken, ihn dem Geiste des Vaterlandes entfremden, Zwietracht und Erbitterung in Familien aussäen . . ist das der Wille des Friedeliebenden Gottes und des Gottmenschen Christus, der sein heiliges Blut für uns vergossen hat, damit wir ein friedliches und stilles Leben führen möchten? Nach solchen Thatsachen wundert es Uns nicht mehr, daſs diese Ordensgesellschaft von allen Mächten verjagt und nirgends mehr geduldet worden ist . . . So vgl. Nro. 25 Bremer Zeit. den 25. Jan 1816. So die entscheidende Ukase des Regenten, welcher die Stiftung des heiligen Bundes veranlaſste. Dadurch aber, daſs sie aus ihren Anvertrauten Proselyten machten, thaten sie das, worauf sie nach der Allen vorgeschriebenen *Professio fidei* von Pius IV. schwuren: *hanc veram, catholicam Fidem, extra quam nemo salvus esse potest, a meis subditis vel illis, quorum cura ad me in munere meo spectavit, teneri, doceri et praedicari, quantum in me erit, curaturum, ego . . spondeo, voveo ac juro.*

Unerwartet ist's, daſs eine dem päbtlichen Nuntius gewidmete Schrift, S 30. behauptet: Herrschergewalt darf der Kirche nicht ihr Recht nehmen, Bischöfe und Priester zu ernennen, und zu bestätigen: wozu angeführt werden Pfaff *Origines juris eccl. p. 329. Impia et injussa est alieni juris usurpatio, cum poli-*

tici magistratus primum id eligendi designandique personas ecclesiasticas suffragium Ecclesiae adimunt. Waren es nicht die päbstlichen Concordate mit Franz I. und mit Napoleon, welche der Kirchen *jus nominandi* auf die weltliche Macht übergehen zu lassen accordirten, dagegen aber dem päbstlichen Stuhl, welcher nicht selbst die Kirche ist, andere Vortheile ausbedungen?

Cardinal, Otto, Graf von Waldburg, Fürstbischof zu Augsburg war es, der 1549 das Priester-Seminarium zu *Dillingen* einrichtete, und durch einen *Abtrag von den protestantisch-gewordenen Augsburgischen Stiftungen* dotirte. 1550 d. 8. Febr zu Rom anwesend bey der Wahl P. Julius III. unterstützte Cardinal, Otto, den *Ignatz von Loyola* in Stiftung des Collegiums zu Rom für deutsche Priesterbildung, das ist, zur Erziehung deutscher Jünglinge für Missionen nach dem nichtkatholischen Deutschland. Für Augsburg und Dillingen benutzte Otto vornemlich den Jesuiten Claud. Jajus, da 1551 eine Bulle das Dillinger Institut zur hohen Schule erhob, so daſs die Graduirten zugleich päbstliche »*goldene Ritter*« wurden. Durch einen förmlichen Vertrag mit dem Jesuiten-General versetzte Otto 1563 20. Oct. sechszehn Jesuiten nebst 4 Köpfen von den 11000 Jungfrauen, von Rom nach Dillingen, den Peter Canisius aber, seit 1554 Vf der *Summa Doctrinae Christianae*, 1559 als Domprediger nach Augsburg. Dieser gewann die reiche Fuggerische Familie, welche vornehmlich die Subsistenz des Jesuiterordens in jener Gegend begründete und dadurch einen Theil ihrer glücklichen Geldgeschäfte der Kirche weihte. 1564 gab es (S. 50.) schon Streitigkeiten zwischen den aufgenommenen Jesuiten und dem Domcapitel güllich zu vergleichen, weil sich Canisius schon auch einen Jesuiten zum Vicar adjungirte, wodurch der Dompfarr-Vicar und seine Hülfspriester bald verdrängt zu werden befürchteten Die Universität Dillingen wurde 1564 den 16 Aug. feyerlich den Jesuiten übergeben.

Deutschland und der Norden lag den *PP. Soc. Jes.* sogleich von Anfang an am Herzen, daſs nach S. 51 schon *Romae VIII. Kal. Aug.* 1553 der Stifter Ignatius de Loyola, *S. J. Praepositus generalis* den *Praepositis aliorum* und *Subditis (!) de Societate Jesu* erklärte: *visum est nobis pro .. septentrionalium Regionum gravissimo haeresinum morbo periclitantium subventione, operam societatis nostrae peculiari quodam affectu impendendam esse.* Damit nun alle Jesuiten immer an diese Bekehrungspflicht für den römisch-unglaubigen Norden erinnert würden, sollten alle jesuitische Priester alle Monate deswegen eine Messe lesen, alle Nichtpriester ein Gebet verrichten *pro*

Germaniae spirituali necessitate, (für die geistliche Noth der Deutschen!) *ut tandem Dominus ejus et aliarum provinciarum ab ipsa infectarum misereatur et ad religionis puritatem reducere dignetur.* Keine Jesuitische Provinz bis an die äusserste Gränze Indiens sollte von dieser Liebespflicht für die arme nordische Ketzerseelen ausgeschlossen seyn. — Insofern diese Messe an den lieben Gott gerichtet ist, kann man leicht ruhig seyn. Dort gilt, was der alte Heide sagte: Gieb, was mir gut ist, auch wenn ich nicht bete, und was nicht gut ist, gieb mir nicht, auch wenn ich noch so sehr darum bäte. Insofern aber eine solche monatliche feyerliche Erinnerung, wie sehr der ketzervolle Norden Jesuitischer Proselytenmacherey nöthig habe so viele, die damit Gott einen Dienst zu thun wähnen, dazu entflammen konnte, und dieses zelotische Entflammen gewiſs der Zweck der psychologisch richtigen Gebote war, muſs man diese Klugheit bewundern, während man vor ihr zu warnen nicht für überflüssig halten darf. Noch neuerlich kam ein Missionsgeistlicher nach Kiel, mit dem gedruckten Formular daſs er *in regiones* geschickt sey, *ubi haeretici adhuc impune grassantur.*

Cardinal und Bischof, Otto, starb zwar *1573* den 2. April. Dennoch bewirkten die von Fugger (S. 65.) päbstliche Befehle, daſs das Convent zum heiligen Creuze, von den Canonikern desselben abgetreten und, vereint mit dem Kloster zum heil. Georg, endlich für Aufnahme der Jesuiten zu Augsburg ein fester Wohnsitz wurde. Der Bau des Collegiums kam nach vielem Streit *1580* zum Anfang, die Schule wurde *1582* d. 16. Oct. (S. 103.) eröffnet, der Tempelbau *1584* vollendet, und nun konnte mit der nur 8 Stunden entlegenen Jesuitischen Universität Dillingen zusammengewirkt werden, wo sich eine Sodalität von Studierenden schon *1576* mit der *Marianischen* Congregation zu Rom nach Genehmigung päbstlicher Heiligkeit (S. 79, 136.) vereinigte. *1622* wurde (S. 139.) eine Congregation der *ledigen* Gesellen unter dem Titel *der Reinigung (!) Mariae* vom Jesuiten-General und dann päbstlich bestätigt. Die *Missionen der Jesuiten* verbreiteten sich bald als »im Weinberge des Herrn« nach Ellwangen, Constanz, *(a. 1596)* Kempten, Ravensburg und ganz Schwaben. Der Vf. zeigt, wie viel solche Sodalitäten, alsdann der Glanz der Processionen und Bittgänge (S. 165. 170.), besonders aber auch die Schulschauspiele dazu wirkten, durch welche (S 155. 111.) die Jesuiten, »als Pädagogen, »nach dem Zeugniſs der »Auszüge aus mancherley Schriften« Fulda 1807. auch nach *Denis* litterar. Nachlaſs (Wien 1801.) die Sitten verbesserten.

Merkwürdige Quellen der Erzählungen des Verf. sind die

Litterae annuae S. J. ad Patres et Fratres welche, *Neapoli 1604* alsdann *Antwerpiae 1618*, auch *Duaci*, *Pragae*, *Romae* herausgegeben, ins 16te Jahrhundert zurückgiengen; auch (S. 148.) Handschriften der Gesellschaft Jesu im Archive — zu München? — S. 172. *Historia collegii S. J. Constansientis Mspt. nunc in regio Archivo Imperiali depositum*, *Monaci*, Vgl. II. Th. S 5. *Aerumnae bellicae* vom 30jährigen Krieg; auch im Bair. Archiv nach S. 135. Hie und da giebt er Auszüge aus dem Mscpt.: »*Ordinationes partim per Memorialia Congregat. partim per Praepositorum literas factae et praescriptae*, S. 112. über die Schulschauspiele, S. 113 *Examina*, S. 100—109. jesuitischer Lehrplan, S. 145. Haushalt der Jesuiten, wo *inter Superiores et* »*Subditos*« (d. i. allen Mitgliedern ausser den Superioren) Uniformität seyn sollte, S. 166. Stiftungen. Im 2. Th. S. 6. Verhalten gegen andere Orden. Dagegen wird des zur protestantischen Kirche übergegangenen *Elias Hasenmillers Historia Jesuitici Ordinis*, *Francof. 1595.* als sehr unglaubwürdig (S. 149.) behandelt. Hasenmiller habe das zweyjährige Noviciat noch nicht ausgehalten gehabt. Dagegen benutzt der Vf auch *Henr. Lamparter S. J. Manipulus spicarum ex libris domesticis S. Jesu. Pragae 1653.*

Unter den *Beylagen* des ersten Theils sind die merkwürdigeren. S. 188—192 Nachrichten von Stiftung des Deutschen und Hungarischen Jesuiter-Collegiums zu Rom; eine Fürsorge um Söhne dieser Länder zu Bekehrungs-Missionen in dieselben zu erziehen. Vgl. *Jul. Cordova, S. J. Historia Collegii Germanico-Hungarici ll. IV. Romae 1770.* Um *Legenden* zu empfehlen, nützt der Verf. Auszüge aus *Herder* über die Legende verziert mit Noten aus Fr. Stolbergischen Schriften, wozu auch häufig *J. G. Müllers* Reliquien der Vorzeit, (Lpz. 1804) — benutzt werden. Das bemerkenswerthere ist S. 200—212. eine begeisterte Legende von der *Nonne*, *Emmerich zu Dülmen im Münsterschen*, und von 5 blutenden Wunden an derselben, auch einem Doppelkreuz auf der Brust, (welches nach S. 207. gerade dem Doppelkreuz auf der Kirche zu Dülmen ähnlich ist.) Alles aus Hofr. *Bährens* Schrift: der animalische Magnetismus (Elberfeld und Leipz. 1816.) wo das Mirakel, als *Magnetismus spontaneus* benannt, und somit unter die nicht allzu ausserordentlichen medicinischen Erscheinungen eingereiht wird; zu vergleichen mit der vom Präsidenten *v. Strombeck* im Morgenblatt, auch in Hufeland. Journ. Febr. 1815. und mit Medic. R. *Kleins* Abh. über Somnambulismus als Symptom der Hysterie. Schon *a. 1224 Jesus Chr. dilecto suo Francisco (Ordinis minorum Principis) per obumbrationem apparens . . sui sacratissimi corporis stigmata consimilibus pandentibus membris impressit.*

Oefele Scriptor. rer. boicar. T. I. p. 499. T. II. p. 336. Leider war indefs in der allg. Zeit. den 20. Feb. 1810. Nro. 51. zu lesen: *Die Exnonne, Emmerich von Dülmen,* welche durch *Blutmale* und Kreuze *an Händen und Füssen* und in der Seite mehrere Jahre lang allgemeine Aufmerksamkeit erregte und Aberglauben nährte, *ist durch die, auf höhern Befehl angeordneten Untersuchungen, als — eine in den Schlingen der Bosheit und des Betrugs befangene, unglückliche Betrügerin* entdeckt worden? Recens. weifs nicht, ob irgendwo die Acten der Betrugs-Entdeckung bekannt gemacht worden sind. Widersprochen wurde dieser öffentlichen Nachricht nicht. Jedoch, da man die Täuschung so lange, so weit ausgebreitet hat, so ist gewifs aus jener Provinz, wo ein *v. Vink* Vorstand ist, auch das Umständliche der Enttäuschung, das Gegengift, des selbst Aerzte berückenden Afterglaubens zu erwarten. Vgl. Vofs u. Stollberg (Stuttg. 1820.) S. 281. Späterhin pflegen sonst dergleichen auch amtliche Untersuchungen wieder zweifelhaft gemacht zu werden. Nach S. 130 der Schrift des Hrn. Hofr. Bährens empfing *Mesmer* seine erste wissenschaftliche Richtung in Hinsicht des Magnetismus von *P. Hell, soc. Jes.* Vrgl. Athanas. Kirchers, (soc. Jesu) *Magnes Universalis et Mundus Magneticus.* Die Jesuiten wollten das Arkanum durch ihre Missionen aus Indien nach Europa gebracht haben. Herr Bährens hatte schon eine scientifische Erklärung der Emmerichischen Phänomene gegeben: die fixe Idee, das gemüthliche unerschütterliche Wollen, das contemplative Hingeben an das Höhere habe die *Sinnenmasse vorherrschend* gemacht und auf das Materielle ausschliefslich *polgebend* gewirkt. Dieses mufste sich weiter *fügen,* als *Infusorialmasse* und so prägt sich an dem Leibe der Kranken sogar das religiöse Bild ihrer Betrachtungen aus; nicht gerade so, wie die Wunden und das Kreuz Jesu gewesen, sondern nach dem Bilde, das sich die in Contemplation (vielmehr: in ihr eigenes Phantasieren) versunkene Seele entworfen hatte. So B. Rec. bewundert auch dieses Beyspiel, wie sich doch für alles ein Schein von Theorie hervorbringen läfst! Aber um so mehr mufs man vor jeder Wundererklärung fragen: ist erst die Thatsache richtig? Um so nothwendiger wäre die Publikation der Betrugs-Enthüllung!!

Der *Zweyte Theil* dieser Geschichte der Jesuiten in Schwaben hat, nach dem stillern Lauf der Begebenheiten, weniger interessantes. S. 6. lernen wir, dass es Gesetz der Jesuiten gewesen sey, mit allen Orden in Eintracht zu leben. In der Geschichte selbst zeigt sich, dafs die Eintracht so weit ging, sich gar oft in anderer Orden, Klöster und Stiftungen einweisen zu lassen. Dafs die Jesuiten am besten mit den armen *Capucinern*

auskamen, hat der Verf. welcher selbst auch »Geschichte und *Geist* der Capuciner in Baiern (München 1804) geschrieben hat, mehreremale durch Beyspiele gezeigt, wie S. 108. Zu Salzburg hielt man S. 73. fest an Besetzung der Hofschule durch Benedictiner. — S. 17. bewahrt umständlich die Nachricht, wie die h. Creuzkirche zu Augsburg, *eine schon 1194 — 9 in Fleisch verwandelte Hostie* besessen habe. Noch 1605 d. 11 Merz hatten die Jesuiten die ganze Geschichte in Gemälden vor ihrem Collegium ausgestellt, um das nichtlesende Volk durch den Augenschein aufzuklären. — Löblich war S. 22. An. 1590 die Einführung des *Hopfenbau*, nicht löblich aber, daſs die Scharwerkbauren ihn *im Frohnen* zu bearbeiten genöthigt wurden. Man rühmt von Klöstern, daſs sie Landescultur förderten. Aber geschah es hier nicht auf Kosten der Menschencultur? — Oft ist von Convertiten die Rede. S. 28. wird das Glaubensbekenntniſs, welches sie abzulegen hatten, abgedruckt. Es ist die Professio fidei, welche P. Pius IV. für die, welche *bey Besetzung der Kirchenämter* zu schwören hatten, vorschrieb, als *Veram, catholicam fidem, extra quam nemo salvus esse potest* (S. 51). Daſs es aber zur Abschwörungsformel für Convertiten bestimmt, und mit Ausschluſs jedes andern Formulars dazu bestimmt gewesen sey, zeigt weder der Inhalt, (welcher vielmehr sagt: *in munere meo*) noch sonst ein Datum. Die Notizen, wie die Jesuiten *Neuburg* convertirten, sind S. 82 — 85 denkwürdig. Allerdings war das Bekehrungsgeschäft das erste, wozu sich schon 1540 der Jesuiterorden verpflichtet. Erst 1622 war P. Gregor XV. so vorsichtig, alle Missionen unter die *Congregatio de propag. fide* zu vereinigen, und sie dadurch sich besser unterzuordnen. — Sehr viel bemühten sich die Jesuiten auch, um in die Universitäten sich einzuschieben. 1620 d. 15. Nov. wurden sie zu *Freyburg* (S. 97) mit grosser Feyerlichkeit eingeführt. 1622 begannen die Feste der *Heiligsprechung* des Ignaz von Loyola, und Franz Xaver. Selbst das Oel in der vor dem Altar des h. Ignaz brennenden Lampe wurde (S. 105) als wunderthätig gebraucht. — Von S. 113 bis 167 giebt der Verf. manches Specielle von den Wirkungen des *30jährigen Kriegs* auf die von Augsburg bis nach Stadt Ensisheim sich an einander anreihenden Jesuitensitze in Schwaben, besonders nach Gustav Adolphs Einzug in Augsburg *1632* 20. April. Die S. 114 115 angegebene (trotzige) Umschrift einer seiner Münzen, mit dem Datum: *Igriae 1632* ist sehr unrichtig unter einander gemischt. Die Zeilen müssen auf folgende Art als Hexameter und Pentameter verbunden seyn: *Miles ego Christi, Chro Duce sterno Tyrannos, et simul haereticos calco meis pedibus. Parcere Christicolis me, debellare feroces Papicolas, Christus dux meus en animat.* Das Kön. Münz-

kabinet zu München besitze diese Münze in Silber. — Die Jesuiten waren in dieser Periode natürlich oft in Gefahr. Doch zeigen die von dem Verf. selbst angegebenen Umstande, dafs sie bey weitem nicht so allgemein, wie sie gegen Nichtkatholiken zu thun pflegten, vertrieben wurden, auch dafs sie, was jeder Unpartheyische loben wird, sich oft mit vieler Klugheit und Standhaftigkeit zu retten wufsten. *Freyburg* half (S. 131) der Prof. der Mathematik, Theodorich Beck, S. J., nebst dem Prof. der Ethick, als Artilleristen zu vertheidigen. Der Verf. führt an, dafs dieses gegen die Ordinationes PP. Generalium sey. Jeder Vaterlandsfreund wird sie vielmehr dafür loben. Wie sehr sie aber ihr Missionsgeschäft nach der Schlacht bey Nördlingen (1634 27. Aug.) ausdehnten, um vornehmlich auch Würtemberg zu umfassen, zeigt S. 150. Wider das Normaljahr, 1. Jan. *1624* wollten sie dann sich zu Augsburg in vollem Besitz erhalten und dazu die bekannte Protestation und Annullirung Sr. Päbstl. Heiligkeit wider den Religions- und Westphälischen Frieden benutzen. Um diese Zeit (*1652*) hatte die Oberdeutsche Provinz des Ordens 678 Mitglieder, unter denen 532 Priester waren. Aus Veranlassung einer damals erschienene Satyre »*Adversus quorundam expostulationes contra nonnullas, Jesuitarum opiniones morales, Auctore Amadeo Guimenio, Lemovic. olim T. Theologiae Prof. Primas. Bambergae et Panormi 1656. Valentiae et Madriti 1664*« welche *1680* in päbstl. Bann kam, will eine Note S. 174 75 des scharfsichtigen Bayr. Reichsarchivars, *von Lang*, archivalische Notitzen über die *Amores* Jac Marelli S J. von *1698* unwahrscheinlich machen, weil die *Ordinationes Generalium* den *Sociis Jesu* allen näheren Umgang mit Jünglingen, auch Riegel an den Zimmerthüren etc. verböten. Werden denn aber alle Verbote gehalten? Zufällig liest so eben Rec. die Auszüge aus den Briefen der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, geb. Prinzessin von der Pfalz, welche Hr. Prof. *Schütz* zu Halle seinem »Leben und Charakter« dieser teutschen Wahrheitfreundin (Leipzig *1820*) als Beleg angefügt hat. S. 186 berührt die Herzogin, wie *Louvois* jener Wollust ergeben, sie als politisch nutzbar gegen Louis XIV. vertheidigte. Mit diesem Discurs, sagt sie, »hat er den »König machen durch die Finger sehen, welches seinem Beicht»vater« (La Chaise und Le Tellier) »auch nicht misfallen; denn »wenn man dieses Laster hätte bestrafen wollen, so *hätte man »bey dem Collegio der Jesuiten anfangen müssen.*« So diese zeitkundige Sittenbeobachterin gerade in jenen Jahren der sich überall ausbreitenden französischen Hofgalanterie *1671 — 1722*. — Nach S. 178 wendet sich der Verf. auf Klagen gegen allmähliges Emporkommen der »Jdeatischen« Lehre, dafs Trug von

den Sinnen, Wahrheit- Unterscheidung vom Verstande ausgehen, und declamirt gegen »aufgeklärte Vernunft.« Es ist nämlich der Uebergang auf den innern und äussern Sturz des Jesuiterordens vorzubereiten. Die Jesuiten, deutet er an, hätten den Verstand durch die Bibel — durch ihre Auslegung derselben? — zu recht gewiesen. Zugleich aber begegnet dem Verf. hier S. 185 das Unglück, selbst an die *Astronomie* als Studium der Jesuiten, aber auch an *Galiläi* zu erinnern. Wer anderes, als die Ueberlieferungs-Exegese und die Unfreyheit des Eigenen Forschens hat den Verstand viele Jahrhunderte hindurch gehindert, das Stillstehen der Sonne und das richtige Planetensystem zu erkennen? Wer hat *Galiläi*, ungeachtet er Florenz angehörte, in die Inquisitionskerker zu Rom selbst gebracht? Wer ist Ursache, daſs man *erst 1820* unter dem 26. August aus Rom folgende öffentliche Nachricht las:

»Vor ungefähr 7 bis 8 Monaten hatte der Kanonikus Settele, Professor der Astronomie an der Sapienza, dem *Maestro del sacro Palazzo* das Manuscript seines Cursus vorgelegt, um das Imprimatur zu erhalten. Dieses war verweigert worden, weil Settele die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, welches System bekanntlich zu Rom verdammt, und Galiläi deshalb ins Gefängniſs gebracht ward. Man wandte sich in dieser Angelegenheit an die Kongregation der Inquisition, um eine Entscheidung zu sollicitiren, die den Fortschritten der Wissenschaft angemessen sey. Das *Santo Ufficio* hat diese vor wenigen Tagen ertheilt, und den Druck des obenbenannten Werkes, so wie die Oeffentlichkeit des Vortrages des kopernikanischen Weltsystems, gestattet. Hr. Settele wird dagegen in einer Note der Wahrheit gemäſs bemerken: »daſs es nicht auffallend seyn könne, daſs Galiläi's Theorie Widerstand zu einer Epoche erfahren, wo sie noch neu, und keineswegs allgemein angenommen war, und daſs die Verfolgung, die Galiläi erlitten, seinem Benehmen und unschicklichen Tone mehr zuzuschreiben gewesen, als demjenigen, was er sich zu erweisen bemühte.«

Rec. hat den *Dialogus de Systemate Mundi auctore Galilaeo Galilaei Lynceo* (Lugd. *1651* 4.) vor sich. Wer kann darinn einen unschicklichen Ton nachweisen? Die Einkleidung in ein Drey Gespräch, war sie nicht die möglich schonendste? Wenn man, seit Jahrhunderten, durch die Tradition irre geleitet, wider Verstand und Erfahrung sich als infallibel in Streit gestellt hat, wenn man endlich der Zeit nicht mehr widerstehen kann und das Galiläische: Sie (die Erde) bewegt sich dennoch! »*e pur si muove*« gegen alle Kirchenväter und durch Tradition gebundene Schriftausleger, als das Verständig-Feststehende endlich anerkennen muſs, sollte man da nicht wenigstens gerecht

genug seyn, nicht noch auf den grausam mishandelten Vertheidiger der Verstandes- und Erfahrungswahrheit einen Schatten zurück werfen zu wollen, um nur die Verfolgung des Wahrheitforschens zu beschönigen? — Dem Galiläi wurde von den Jesuiten sehr übel genommen, dafs nicht der Ruhm, die Sonnenflecken *1611* entdeckt zu haben, ihrem Socius, Christoph Steiner, Prof. der Mathem zu Ingolstadt, allein bleiben sollte. S 71. — *1759* fieng das Vertreiben der Jesuiten aus Portugall an, *1761* aus Frankreich, *1718* aus Spanien, Neapel, Parma, wie *1643* aus Malta. *Lorenz Ricci,* der Jesuiten-General, welcher dieses alles erleben mulste, starb den 25. Nov. *1775.* *1770* waren sie so klug, die Bayrische von der übrigen oberteutschen Provinz zu trennen. So wurden nach der Aufhebungsbulle (*1773* 21. July) die Jesuitengüter in Bayern doch als Schulfond noch ganz zusammen gehalten. Auch zu Augsburg blieben sie, nur in Weltpriesterkleidung, im Besitz des Schulunterrichts. Der Jesuiten-*Rector* Mangold verwandelte sich (S. 198) nur in einen Director Wer weifs nicht, was Aloys Merz, der Controversprediger, geblieben ist, wie eben so *Joseph Schwarz,* welcher *1772* schon Rector gewesen, sich 83jährig *1799* noch einmal (S. 202) ins russische Jesuiten-*Noviciat* aufnehmen liefs, um gewifs als Jesuite (*1802*) zu sterben. — Erst als die Reichsstadt Augsburg an die Krone Bayern kam, wurde alles, was die Jesuiten besassen, secularisirt, centralisirt, incammerirt, die Gebäude in Casernen umgeändert. Der letzte Churfürst von Trier und Bischoff von Augsburg, Clemens Wenceslaus, hatte, als er die Bulle Clemens XIV. vernahm, ausgerufen: *Cecidit Corona Capitis.*

In den Beylagen ist: *Historia Collegii Societatis Jesu, Constantiens. Ex Archivis Soc.* S. 267—216 agbedruckt. Bey weitem aber nicht vollständig. — Aehnliche Excerpte folgen von Augsburg bis 232 alsdann einige Abhandlungen, welche nicht zur Geschichte gehören: über Predigerinstitute, über die cryptocalvinistische Streitigkeiten der Lutheraner, über (das nöthige) Studium der teutschen Sprache, wovon der Verf. ausser *Spee, Balde, Denis* etc. wenig anzuführen haben konnte. Denn dafs vormalige Protestanten, wenn sie zur Professio Fidei Pius IV. übergehen, nicht zugleich ihr aus Luther, Klopstock, Lessing etc. erlerntes Teutsch vergessen, versteht sich von selbst, erklärt aber, warum man die Sprache solcher halbfremder Schriftsteller immer noch an manchen Orten »*Lutherisch-Deutsch*« nennt. S 279 gedenkt der unter Chf. Carl Theodor errichteten teutschen Gesellschaft zu *Mannheim.*

H. E. G. Paulus.

Notizen über die Mineralien-Sammlung Sr. Excellenz des Herrn Doctors *Alexander von Crichton*, K. Russ. wirklichen Staatsraths, Ritter des Wladimir Ordens 2. Klasse u. s. w. Von J. Friedrich Wagner, akademischem Maler, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit 18 Kupfertafeln und dem Brustbilde *Gottb. v. Fischer*. Moscwa bei A. Semen; 1819. 4. V. u. 134 S.

Wir erhalten durch diese Blätter nähere Kenntnifs von einer Mineralien-Sammlung, die als eine der ausgezeichnetesten, im Besitz von Privat-Personen befindlichen längst ihren Ruf begründet hatte. Ausserdem liefert Hr. W. manche recht interessante und mitunter durchaus neue Nachrichten über die merkwürdigsten Mineral-Erzeugnisse Rufslands, namentlich Siberiens. Schade dafs, bei dem grofsen Reichthum der Sammlung an crystallisirten Substanzen, alle hierauf sich beziehende Angaben zu wenig wissenschaftlich bestimmt sind; selbst der *Werner*-*schen* Kunstsprache hat der Verfasser in vielen Fällen nicht einmal Genüge geleistet. Ebenso möchten wir uns Zweifel erlauben in Betreff der Wahrhaftigkeit mancher aufgeführten *nicht* russischen Fundorte.

In den einleitenden Bemerkungen zählt der Verf. die Schwierigkeiten auf, mit welchen der mineralogische Sammlungseifer in der Hauptstadt des russischen Reichs mehr zu kämpfen hat, als an andern Orten, und führt, indem er mehrere Privat-Kabinette (wie u. a. die der Grafen *Rumianzow*, *Strogonow* u. s. w.) namhaft macht, den Beweis, dafs, jener hindernden Umstände ungeachtet, man in St. Petersburg Sammlungen findet, die unter den begünstigendsten Verhältnissen keine weitere Ausdehnung, keine höhere Vollkommenheit zu erreichen vermocht haben würden. Ohne Widerrede aber soll die reiche und prächtige Sammlung, deren Beschreibung das vorliegende Werk gibt, vor allen den Vorzug verdienen. Sie enthält mehr als 4000 Nummern. Was man darin sieht, ist kostbar und selten; vieles findet sich, was Ansprüche hat, ausserordentlich genannt zu werden, überall die strengste Auswahl, der reinste Geschmack. Und diefs einzige und seltene Ganze wird noch immer vermehrt, gewinnt stets an Umfang und classischer Vollkommenheit: denn der Besizzer folgt sorgsam den Fortschritten der Zeit und des Wissens. — Bei weitem der gröfsere Theil der Stücke ist aus Rufsland und Siberien, das Uebrige eine luxuriöse Auswahl von Norwegischen, Ungarischen, Deutschen, Englischen, Amerikanischen u. a. Erzeugnissen. Das herrschende Format 5—6″ und darüber. Zur Grundlage der Klassification diente das System des Grafen *Bournon*.

Aus der Vielzahl interessanter, von dem Verf. namhaft gemachten, Gegenstände mögen hier nur jene Angaben eine Erwähnung finden, welche uns als die wissenswürdigsten gelten: *Kalkspath* in prachtvollen Krystallen, namentlich in primitiven Rhomboedern, von Nertschinsk. Ebendaher *Arragonit* auf *Flussspath* und von letztbenanntem Fossil ausgezeichnete regelmäſsige Gestalten. (Daſs *Gyps* in *Würfelspath* (*Anhydritspath*) übergehe, wie gesagt wird, ist ein Irrthum.) *Quarz* und *Chalzedon* in den primitiven Rhomboedern von hoher Schönheit, jene von der Wolfs-Insel im Onega-See, diese von den Ufern des Schitka bei Nertschinsk. *Bergkrystalle* aus Brasilien, wie u. a. Eisenkieswürfel, Octaeder von Gediegen-Silber, Rothgültigerz Krystalle u. s. w. Unter den vorhandenen Edelsteinen besonders ausgezeichnet die *Topase*, *Berylle* u. s. w. *Euklas* aus der Gegend des Baikals. (Der *Kanelstein* (*Essonit*) kann keineswegs, wie der Verf. mit Graf *Bournon*, annimmt, als bloſse Abänderung des Granats gelten; die specifische Differenz beider Substanzen ist längst dargethan. Eine eigenthümliche Kernform entfernt jenes Fossil gleich weit von Granat wie von Zirkon, womit es bekanntlich vordem zusammengestellt wurde.) *Idokras* in den zierlichen Krystallen aus der Gegend des Ausflusses des Willui in den Achtarachta. Ausgezeichnete *Labrador-Feldspathe*. *Turmalin* von besonderer Schönheit, zumal prächtige Gruppen von Miask. *Lievrit* von Serdapol im Olonetzer Gouvernement. Prachtvolle *Glimmer-Krystalle* (von welchen der Vf. auch mehrere abbilden lieſs, aber leider mit zu groſser Unklarheit, als daſs sie dem Beschauer irgend einen Nutzen bieten könnten.) Von metallischen Substanzen hat die *Crichton'sche* Sammlung zumal *Gold*, *Silber*, *Kupfer*, *Blei*, u. s. w. aufzuweisen.

Gemälde häuslicher Glückseligkeit für Jungfrauen. Von WILHELMINE HALBERSTADT. Frankfurt a. M. in der Jägerschen Buchhandlung. 1821. 2 Thle. 3 fl. 9 kr.

Den Zweck des Buchs hat die Verf. bereits im ersten Bande p. 11. angegeben, aber, da ihre Absicht nicht ganz verstanden ward, in der Vorrede, (oder wie sie es nennt, Beirede) zum zweiten Bande, dann noch in eben diesem Bande p. 187, bestimmter bezeichnet. Es soll kein Lesebuch für Kinder, (der Titel spricht das schon aus) eine Anweisung soll es seyn, für junge Mütter und aufblühende Mädchen, welche dem Stande und den Pflichten einer Gattin, Mutter und Hausverweserin entgegen gehen.

Die Verf. ist Vorsteherin einer weiblichen Lehr- und Bildungsanstalt zu Trier (vormals war sie es zu Lübeck.) Es gereicht ihr zur Ehre, dafs sie, ihren eigenen Vortheil nicht achtend, anerkennt: die Erziehung der Tochter gebühre vorzugsweise der Mutter, der das Recht und die Verpflichtug dazu von der Natur selbst übertragen worden. Nur meint die Verfasserin: »Die Mütter bedürfen hie und da noch selbst der geistigen Bildung, oder wenn das nicht, doch einer Anleitung, um in obiger Hinsicht den Bedürfnissen unsrer Zeit Genüge leisten zu können; sie müfsten noch richtiger und genauer ihren nächsten Beruf erkennen, und Manchem entsagen lernen, was im geselligen Leben der treuen Erfüllung ihrer Obliegenheit entgegen steht. Die Verf. bietet sich hiezu als Wegweiserin im vorliegenden Buche an.

Ob diese Anleitung sich nicht schon finde in den bessern Schriften — über Erziehung im Allgemeinen, die seit *Basedow,* und in denen über weibliche Bildung insbesondere, welche seit *Campe* erschienen sind. Ob eine neue Anweisung nöthig war, stehe dahin; ob aber, *wenn* sie es war, die Verf. den neuen Leitstern gefunden, möchte, wenn man die Schrift aufmerksam und wiederhohlt gelesen, noch wohl sehr in Frage stehen.

Sie stellt eine Familie *Friedheim* auf, in welcher die Eltern treue Pfleger und Erzieher der Kinder sind, die Mutter überträgt späterhin einer ältern, bereits in das Jungfrauenalter getretenen Tochter Emilie in manchen Dingen die Unterweisung der jüngern Geschwister, wozu die Mutter die Anleitung gegeben. Andere verwandte oder befreundete Familien stehen mit der Fried. friedheimschen in näherer freundlichen Verbindung. So erzeugt sich Briefwechsel, Gespräch, Erzählung, Unterricht, Anweisung.

Der Inhalt dieser Dialogen, Schreiben, Unterweisungen, und Darstellungen? Viel Gegenstände — aber von den meisten wenig durchaus Befriedigendes! — Anleitung zum Lesen, Kinderfreuden, (z. B. die Feyer des Weinachtsfestes), Religion, Naturgeschichte, Lebensverhältnisse des Mädchens und Weibes, einzelne Stücke der Haushaltungskungskunst, und Manches über Landwirthschaft, über das Benehmen gegen Dienstboten, Beyspiele aus dem Leben würdiger Frauen etc. — Das alles mischt sich bunt durcheinander. Am meisten wird die Vf. wohl da Genüge leisten, wo sie sich über Bildung des Herzens von früher Jugend an und zweckmässige Anwendung der Zeit recht besonnen und mit Wärme ausspricht, oder Gegenstände des häuslichen Leben behandelt; weit weniger da, wo sie sich an wissenschaftliche Untersuchungen wagen oder Anleitung geben

will: wie Frauen zum Zweck der Töchtererziehung sich daran versuchen sollen.

Die redenden, schreibenden und handelnden Personen erscheinen durchaus als Tugendmuster ohne eigenthümliches Colorit, oder Leidenschaft; Bilder ohne Schatten, daher mehr der Geisterwelt angehörend, als der wirklichen. So ists mit den Erwachsenen. Die Kinder, deren Nachbilder. sind ihrer Rolle gemäfs, überaus lern- und wifsbegierig, jeder Anweisung treu und pflichtmässig sich fügend, ohne jugendlichen Sinn, und ohne Individualität. Die Mittelperson: *Emilie,* thut gewaltig weise und altklug und mufs selbst über die Entstehung des Menschen Auskunft geben, wornach die kleinen Mädchen fragen. Doch thut sie es, auf die Wunder und Gottes Allmacht hindeutend, wohl nicht ganz zur Befriedigung der neugierigen Fragerinnen. — Die Briefe sind gedehnt, und mit gesuchten, dunkeln Phrasen angefüllt. — Eben so die belehrenden Reden der Mutter und ältern Tochter.

Von der Sprache nur ein paar Proben. Eine Frage Emiliens über Einrichtung des Lehrplans (B. 2. S. 41.) erhält zur Antwort: »das — zu vermeidende ist, dafs man keine Lehrge»genstände, die nicht verwandt mit dem Göttlich-Schönen sind, »dem Gemüthe zuführt, bevor sie die — äussere und innere »Anschauung zur innigen Wahrnehmung der höhern Gemein»schaft mit dem All erhoben hat.« Auf eine Aeusserung Emiliens erwiedert der Vater (B. 2. p. 90.) »Es giebt sich mir »nichts, was deinen Gesichtspunkt umschattete« etc. — Die Verse, welche sich hie und da in den Vortrag mischen, hätten unbeschadet der Sache, wegbleiben können. Auch machen in der Prosa manche Worte: »hehr Menschenthum, Wechselwirkung« durch ihren zu häufigen oft nicht einmal zweckmäfsigen Gebrauch einen nicht angenehmen Eindruck.

Dafs die Verf. übrigens eine gute practische Erzieherin sey, läfst sich aus den aufgestellten Grundsätzen aus der angegebenen Lehrmethode, und den aufgenommenen Arbeiten ihrer Zöglinge voraussetzen so wie die ganze Schrift von der Sittlichkeit und dem edeln Willen der Verf. zeuget.

Den beyden ersen Bänden werden noch mehrere folgen.

N° 25. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem. Ad codicum et veterum editionum fidem recognovit, commentariis illustravit, Latinamque Lambini interpretationem castigatam adjecit CAROLUS ZELL, Lycei Rastadiensis Professor. Heidelbergae, sumtibus Mohr et Winter bibliopolarum. MDCCCXX 8. Volumen I. XVI und 480 S. Volumen II. (Commentarius ad Aristotelis Ethica Nicomachea) 486 S.

Aristotelis de Rhetorica, libri tres, ad fidem manuscriptorum recogniti, cum versione Latina. Altero Volumine continentur animadversiones Variorum. In usum Academicae Juventutis. Oxonii, e typographeo Clarendoniano. MDCCCXX. Volumen I. gr. 8. XXIV. 263 und 153 S. Volumen II. (*Animadversiones* Variorum criticae et exegeticae in Aristotelis de Rhetorica libros tres). 477 S. Schrbp. 10 fl. 48 kr. Dckp. 7 fl.

Ref. erfüllt eine für ihn angenehme Pflicht, seinen Lesern von einer zweyfachen Bearbeitung verschiedener Werke des Aristoteles, zu gleicher Zeit, Nachricht zu geben, um so mehr, weil er die Beschäftigung mit den Werken dieses Philosophen für eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit ansieht, die zu ihrer eigenen Schmach diesen einst und mit Recht so hoch gefeyerten Denker, der Jahrhunderte hindurch die Thätigkeit des menschlichen Geistes fast einzig und allein in Anspruch genommen, fast ganz verachtet zu haben schien, die, während von andern, minder wichtigen Schriftstellern Ausgaben auf Ausgaben folgten, nicht einmal für eine lesbare vollständige Handausgabe der sämmtlichen Werke dieses grossen Geistes sorgte. Mit desto grösserem Vergnügen nahm Ref. beyde Ausgaben, eine Deutsche und eine Englische, die erstere, der *Ethica ad Nicomachum*, die letztere, der Bücher über die *Rhetorik* in die Hand, um seinen Lesern die Vorzüge, wie die Mängel derselben anzugeben, insbesondere aber Ihnen bemerklich zu machen, wie viel hier noch zu leisten ist, und sie dadurch zur anhaltenden Beschäftigung mit den Werken des Aristoteles aufzufordern.

Was die erstere, die deutsche Bearbeitung der *Ethica ad Nicomachum* betrifft, so ist ihr Verf. der auch schon anderwärts rühmlichst bekannte Hr. *Karl Zell*, ein Zögling unserer Universität, jetzt Professor am Grosherzoglichen Lyceum zu Rastadt. In der in einer fliessenden lateinischen Sprache abgefaſsten Vorrede, die, wir zweifeln nicht, jeder Leser mit vieler

Theilnahme durchgehen wird, giebt derselbe Nachricht von den Gründen, die ihn zu einer Bearbeitung des Aristoteles bewogen, von den Aufmunterungen, die ihm von mehreren Seiten zugekommen, von den Unterstützungen, Hülfsmitteln, und dgl. mehr; die ihm bey seinem Unternehmen zu Theil geworden. Ueber das, was er zu leisten gesucht, spricht er sich selber am besten pag. XI. folgendermassen aus: »*primum difficiliora loca, quae longius meditandi tempus requirant, ne lectorem morentur, ita expedivi addita explicatione, ut promtum intellectum nunc habeant. Deinde Aristoteleae dictionis propria diligenter notavi, etiam interdum faciliora, quod non multi, qui hunc librum ad manus sumserint, interiorem cum Aristotele familiaritatem contractam habebunt, tum quod a lexicographis et grammaticis Aristotelis scripta adhuc justo minus usurpata deprehendimus et excussa* (ein, leider, ganz wahrer und richtiger Ausspruch). *Postremum quidquid fructuosi in spissis priorum commentatorum voluminibus aut ad Aristotelis aut omnino ad antiquarum literarum cognitionem reperi, id non sine aliquo* (besser *sine ullo*) *labore e magnis acervis nonnunquam tantum paucula grana protraxi, cum eorum commenta interdum integrum transscriberem, saepius uno tantum verbo notarem, sed ita, ut nihil notatu dignum plane omitterem.* Freylich hätten wir manchmal gerne die eigenen Worte des *Muretus* gelesen, wenn wir nicht befürchten müſsten, daſs dadurch die Masse des ohnehin schon bedeutenden Buchs noch bedeutender, somit auch der Preis erhöhet worden. — Was die philosophische Bildung dieses Werkes und die hier vorgetragenen Ideen des Aristoteles betrifft, so haben wir hierüber von Hrn. Zell noch ein besonderes Werk zu erwarten, worin hauptsächlich sein Plan ist: »*ut Aristotelis doctrinam non revocatam ad ullius sectae decreta, nec ad formam meam aliquam antea mente conceptam, sed tantum ex ejus scriptis explicarem repraesentatam, nihil neque de aliorum, neque de mea sententia interponens, hoc solum addens, quid omnino et communi Graecorum consuetudine, quid e praecedentibus philosophis hauserit; quid denique novi ipse excogitaverit.*« (S. XII. seq.) Die auf schwache Beweisstellen gegründeten Zweifel, ob wirklich Aristoteles der Verf. dieser Ethik sey, werden durch die von Hrn. Zell vorgebrachten Gegengründe hinreichend gehoben. (S. XIII und XIV.)

Dem Abdruck des Textes geht voraus eine »*Notitia codicum, editionum, versionum et commentariorum ad Aristotelis Ethica Nicomachea scriptorum, eorum potissimum, qui in hac editione adornanda sunt adhibiti.*« Ausser den hier beschriebenen und beurtheilten Handschriften des Victorius, Lambinus, Turnebus, Camerarius, Zwingerus, Giphanius und Wilkinson sind neu benutzt

ein Pariser Codex Nro. 1417, dessen Collation Hr. Zell durch die Güte des Hrn. Prof. Schweighäuser erhielt, die er auch mit gebührendem Danke anerkannt hat, (Vgl. Vorrede p. IX. X.); ferner ein Breslauer, aus der Rhedigerschen Bibliothek, von Hrn. Zell selber verglichen, nicht wohl vor dem 15. Jahrhundert geschrieben. Auch von drey andern Pariser Handschriften, Nro. 1853. 1854 und 2023. erhielt Hr. Zell durch den Hrn. Heinrich Haas Nachricht; die erstere derselben sey später, die zweytere, mit vielen Scholien versehen, im 12ten Jahrhundert geschrieben, und von Hrn. Haas selber verglichen, stimme meistentheils mit der von Hrn. Schweighäuser verglichenen Handschrift Nro. 1417. überein. Dann werden die verschiedenen Ausgaben der *Ethica Nicomachea* von den ältesten zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an bis auf die neuesten, in allem *fünf und zwanzig* aufgezählt und beschrieben. Der Herausgeber hat sie mit vielem Fleiſs und grosser Sorgfalt verglichen und ihre Abweichungen angemerkt.

Lateinische Uebersetzungen werden *zwölf* aufgezählt, deren älteste und wörtlichste, etwa aus dem Jahr *1270* billig das Ansehen einer Handschrift hat. Unter den übrigen wird mit Recht die *Muret'sche* vorgezogen: »*egregia est interpretatio, emendata, Latina, Aristoteleae orationi accuratissime applicita, atque, quod difficillimum in hoc genere, nihil habet insolens, nihil factitii* (S. 19.)« Ihr kommt zunächst die, wenn gleich etwas freyere des Camerarius, die auch der Lambinischen vorzuziehen seyn möchte. Letztere aber, als eine Uebersetzung »*ut plurimum satis recta, Latina et dilucida, ut inprimis eorum, qui Latinas interpretationes ad sensum Graecae orationis citius explorandum consulunt, usibus inservire possit*« (S. 18.) ist von Hrn. Zell dem Text der neuen Ausgabe beygefügt worden, hie und da verbessert. Die Garvesche deutsche Uebersetzung konnte, da sie mehr Paraphrase als Uebersetzung im eigentlichen Sinne des Wortes ist, bey der Erklärung einzelner schwieriger Stellen um so weniger Dienst leisten. Den Beschluſs macht die Angabe der neueren, wie der älteren Griechischen und Lateinischen Commentarien dieser Schrift.

S. 27. folgt ein *Argumentum* der *Eth. Nicom.* und von S. 31. der Text selber in einem saubern, lesbaren, das Gesicht nicht beleidigenden Abdrucke. Zum Grund ist die Lambinische Ausgabe gelegt, mit berichtigter Interpunktion und Verbesserung schwieriger Stellen; obwohl im Ganzen Aenderungen der Vulgata, besonders ohne handschriftliche Auctorität weniger zahlreich seyn möchten, zumal da es gar nicht im Plan des Herausgebers lag, einen neuen Text zu constituiren. Die alte

Kapiteleintheilung ist gleichfalls beybehalten, nur sind die Kapitel, des leichtern Nachschlagens wegen, in Paragraphen von neuem abgetheilt. Unter dem Text auf jeder Seite, nach Art der Zweybrücker Ausgaben steht, wie billig, die berichtigte latein. Uebersetzung. Die Nothwendigkeit, einem Schriftsteller von so gedrängter Kürze, einem bisweilen schwierigen Gedankengang, wie Aristoteles, die lateinische Uebersetzung beyzugeben, bedarf wohl in den Augen jedes Unbefangenen keiner Rechtfertigung.

Der Commentar, welcher den zweiten Theil ausfüllt, bezieht sich zunächst auf Erklärung dunkler, schwieriger Stellen, insbesondere auf Erörterung des aristotelischen Sprachgebrauchs; dabey enthält er eine vollständige, mit ausserordentlichem Fleiſs gemachte Collation der verschiedenen oben erwähnten Ausgaben, Handschriften und Uebersetzungen, auch da, wo sie in nur unbedeutenden Puncten und Druckfehlern von einander abweichen. Daſs in diesem Commentar an manchen Orten noch Manches zugesetzt, daſs die gemachten Bemerkungen häufig bereichert werden können, durch Vergleichung anderer Schriftsteller u. dgl. mehr, wird Niemand in Abrede stellen, ohne deswegen den Herausgeber eines Mangels an Aufmerksamkeit oder gar der Nachlässigkeit zeihen zu wollen. Man bedenke nur die Natur solcher Anmerkungen, dann zunächst die Lage des V. in einer Stadt, die weder öffentliche noch bedeutende Privatbibliotheken darbietet, so werden wir uns in unserm Urtheil bescheiden müssen. Auch kann dieser Vorwurf noch weit mehr die gleich anzuzeigende englische Bearbeitung treffen, wo insbesondere der zuletzt angeführte Grund wegfällt.

Wir wollen deshalb auf einige Nachweisungen und Zusätze zur Probe jetzt uns beschränken; z. B. S. 16. zu *χαριεῖς* könnte wohl bemerkt werden Reitz zum Lucian IV. Th. p. 436 der Zweyb. Ausg., wo auch an Aristoteles erinnert wird, ebenderselbe ebendas. Th. VI p. 556 und p. 578 f.; eben so S. 75. über *ὑφηγεῖσθαι*: *Budaeus Commentt. L. Gr. p. 260. 12.* vergl. Heindf zu Plato's Sophistes S 313 ff. und andere Platonische Stellen; als z. B. *Crit. p. 54. E. Lys. p. 217. A. Cratyl. p. 392. D. Phaed. p. 82. D. etc.* S. 20. für die Schreibung von *ψιμύθιον* mit einem *μ*, obgleich bey Aristoteles stets dieses Wort mit einem doppelten *μ* vorkommt, erklärt sich auch Fischer zu Aristophanes Plutus vs. 1065. vgl. Wagner zu den Briefen des Alciphron III, 11. p. 47., Pollux VII, 95. *ibiq. Interprr. Schweighäuser ad Athenae. Annott. Tom. VI. p. 416 u. s. w.* — S. 106 die Redensart *ἀξίωμα ἔχειν* kommt auch bey Plutarch häufig vor: z B Marius cap. 33. vergl. Lucull 32.

S. 107 über die Redensart: *βουλομένοις ἐστί* vergl. Ast zu

Platon's Republ. S. 391. vergl. Wyttenbach zu Platons Phäd. S. 195. Coray zu Heliodor's Aethiopp. S. 210. — S. 209. u. 4. über den Plural des Verbum nach Substantiven *Neutrius Generis* s. Ast zu Plato's Republ. S. 386. S. 277. über ὀαὐειν vgl. auch die Ausleger des Lucian, T. VI. p. 588. vgl. Tom. III. p. 561. — S. 442. was die *Wiederholung der Praeposition* betrifft, (wie sie bey Aristoteles die Pariser Handschrift hat), so möchte dieselbe unnöthig seyn, wie schon die von Hrn. Zell angeführten Stellen VI, 5, 3 und X, 9, 1. beweisen. Eben so schlagende Stellen sind z. B. bey *Demosth. de Coron. p. 264. R. §. 91. init.* wo Wunderlich mit Recht ἐν in Klammern setzte; s. ebend. S. 281. Reisk. u. Creuzeri Meletemm. III S. 86.

Wir brechen unsre Bemerkungen, womit wir zugleich dem Hrn. Vf. einen Beweis unserer Aufmerksamkeit geben wollten, mit der wir seinen Commentar durchlesen haben, ab, nur so viel hinzufügend, daſs des Guten und Schätzenswerthen weit Mehreres sich findet, das wir aus Beschränktheit des Raums hier übergehen müssen. Ein *Index*, der vielleicht noch etwas vollständiger hätte ausfallen können, erleichtert den Gebrauch des Commentars. Auch die Verlagshandlung hat ihrerseits Alles gethan, um das Buch von Seiten seines Aeussern so auszustatten, daſs es sich vor vielen ähnlichen Werken, wie sie jetzt zu erscheinen pflegen, (d. h. mit schlechten Lettern und auf Löschpapier gedruckt) aufs vortheilhafteste auszeichnet.

Wir gehen über auf die Nr. II., bemerkte Ausgabe der *Aristotelischen* Bücher über die *Rhetorik*, deren Herausgeber sich jedoch nicht genannt hat. Es enthält dieselbe unmittelbar nach der Vorrede des neuen Englischen Herausgebers die *Buhle'sche* Vorrede, aus dem 4ten Band der Zweybrücker Ausgabe abgedruckt, bekanntlich darum wichtig, weil sie eine vollständige Aufzählung der frühern Ausgaben des Aristoteles von der Aldiner bis auf die neuesten enthält; dann das *prooemium* von *J. S. Vater;* eben desselben *Notitia Scholiastae Graeci,* (aus dessen *Animadversiones, Lipsiae* 1794. p. pag 217 ff), ferner *J. T. Buhlii Argumentum librorum Aristotelis de Rhetorica* (S. 1—21.). Mit S. 23. beginnt der Griechische Text, welchem die Zweybrücker Ausgabe zum Grund gelegt ist, jedoch so, daſs nach den neu hier benutzten Hülfsmitteln der Text einigemahl, obschon mit grosser Vorsicht und Behutsamkeit glücklich verbessert worden ist. Letztere bestehen nämlich aus *fünf* Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris, wovon die mit der Nummer 1741 (A) bezeichnete, pergamentene, vielleicht die älteste und beste unter den vorhandenen Handschriften des A ist, durch deren Hülfe bereits Victorius den Text fast auf jeder Seite verbessert hatte. Eine nochmals veranstaltete, genaue

Vergleichung bewies, dafs nur Weniges im Ganzen dem Scharfblicke dieses grossen Humanisten entgangen war. Die vier andern Handschriften Nro. 1869. 1818. 2338 und 2116. (B. C. D. E.) sind minder bedeutend, auch auf Papier geschrieben. Ausserdem erhielt der Herausgeber aus der Bibliothek des Collegium Balliolensis eine auf Pergament geschriebene alte Lateinische Uebersetzung, und für die Scholien die Handschrift Nro. 49. aus der Bodlejanischen Bibliothek, die obleich neueren Ursprungs, doch in vielen Stellen die vorhandenen Scholien verbessert. — Die sämmtlichen abweichenden Lesarten dieser Handschriften, so wie die Scholien stehen in kleinerer Schrift unten auf jeder Seite des Textes beygedruckt. Ueber die in Aufnahme neuer Lesarten befolgten Grundsätze spricht sich die Vorrede S. II. III. folgendermassen aus: »*his copiis instructi, contextum oratoris recognoscere et pravis expulsis lectionibus, legitimas saltem, si non ubique veras, reponere decrevimus. Nam ea lectio legitima est, quae fide exemplorum veterum nitatur, nec tamen ideo vera, quia codices, quodquod hodie servantur vel optimi, plurimis in locis corrupti ipsam auctoris manum, qua unice vera lectio continetur, minime representant.*« Wir sind von der Richtigkeit dieser Grundsätze überzeugt, können auch versichern, dafs dieselben in vorliegender Ausgabe wirklich angewandt sind. Ueberall wird man Umsicht und Bedachtsamkeit besonders in Aufnahme neuer Lesarten, entdecken, überall das Bemühen, sich lieber an die bestehende, auf die Lesarten der besten Handschriften gegründete Vulgata zu halten, als in ungewissen und unsichern Conjecturen umherzuschweifen, zumal in offenbar verdorbenen Stellen, wo der Sinn schwerer zu entdecken, der Conjecturalkritik somit grösserer Spielraum gelassen ist. —

Zu Ende des Griechischen Textes beginnt die lateinische Uebersetzung mit frischer Seitenzahl (wir ziehen indefs die bey Nr. 1. erwähnte Einrichtung, wonach die lateinische Uebersetzung unter den Text jeder Seite gedruckt ist, bey weitem vor); und den Beschlufs dieses Bandes macht ein *Index Verborum et locutionum notatu digniorum.*

Der 2te Band enthält *animadversiones Variorum criticae et exegeticae.* Es sind die Anmerkungen von *Muretus, Victorius, Schrader, Buhle, Vater, Wolf* und Andern auf eine passende Weise mit Sorgfalt und Fleifs in der Anordnung zusammengestellt, sie sind nicht abgekürzt, noch verstümmelt, sondern vollständig in den eigenen Worten mitgetheilt, häufig, wo nur im Allgemeinen citirt wird, ist das genauere Citat beygefügt. Ueber den Werth und die Brauchbarkeit dieser Anmerkungen ein Mehreres zu sagen, möchte um so weniger nöthig seyn, als dieselben schon lange bekannt und über sie schon lange ab-

geurtheilt ist, wir also nur Bekanntes zu wiederholen hätten. Die neu hinzu gekommenen Anmerkungen des Englischen Herausgebers bestehen theils aus einzelnen Zusätzen, und Erörterungen über bisher noch nicht erläuterte Stellen, theils geben sie Parallelstellen aus andern Schriftstellern, hauptsächlich zur Erkenntnifs des Sprachgebrauchs, wie z B. des *Timaei Lex. Platon. ed. Ruhnkenius* mehrmals angeführt ist, z. B. S. 390, auch unsers *Matthiae* Griechische Grammatik S. 97. Dafs aber dieselben noch sehr vermehrt und bereichert werden könnten, liegt ausser allem Zweifel, ist auch von uns bereits oben angedeutet worden. Als Proben mögen einige weitere Nachweisungen genügen. So war S. 103 in Betreff der Redefigur, welche man *Klimax* nennt, die Note von Taylor und Harlefs zu *Demosthen. Corona cap. 55. p. 339 seq. ed. sec. Harles.* anzuführen, zumahl da die Demosthenische Stelle selber beygebracht ist; S. 177. über ἔναγχος war Ruhnkenius zum Timäus pag. 100 nicht zu übersehen. S. 209 bey αὐτουργός *i. e. qui suis manibus laborat*, konnten die verschiedenen über dieses Wort von Ducker, Perizonius, Sturz, Boissonade und Andern gegebenen Erläuterungen angeführt werden, s. *Creuzeri Meletemm. III.* pag. 34 S. 249. bey der Erläuterung des Wortes λογογράφος war Moeris und daselbst Pierson p. 244 zu erwähnen. Hinsichtlich dessen, was pag. 250, über die Bedeutung des Wortes ἤθη gesagt wird, bemerken wir, dafs ἦθος, ἤθη: *ingenium animi quaedam ac morum propria indoles*, oder, wie Quinctilian (VI. c. 8. und 9.) sich ausdrückt: *omnes mentis habitus* bezeichnet; die verschiedenen hieher gehörigen und hier nicht zu vernachlässigenden Stellen siehe bey *G. I. Bekker Specimen Philostrat. (Heidelbergae 1818)* pag. 11 sq. — pag. 253 coll. 354 bey εὐήθης *fatuus, insulsus*, war doch gewifs nicht *Ruhnkenius ad Timaeum* pag. 131 seq. zu vergessen. Ueber εὐήθεια waren Stellen, wie *Demosth. pro Cor.* p. 251. Plut. Alcib. 14. u. dgl. mehr zu beachten.

Wir brechen diese Bemerkungen, die wir noch mit vielen ähnlichen vermehren könnten, ab, weil wir glauben, hinlänglich dadurch angedeutet zu haben, dafs, wenn gleich Aristoteles durch diese neue Bearbeitung gewonnen, doch noch Vieles kommenden Bearbeitern übrig gelassen ist, dafs zunächst der Aristoletische Sprachgebrauch noch mancher Erläuterungen bedarf, anderer Erfordernisse zu geschweigen, die nur bey fortgesetzter, anhaltender Beschäftigung mit diesem Schriftsteller befriedigt werden dürften. Zunächst auf vorliegende Bearbeitung bemerken wir noch, dafs ein Index zu dem 2ten die *Animadversiones variorum* enthaltenden Bande wünschenswerth gewesen wäre, und dafs das Ganze auf typographische Schönheit allerdings Anspruch machen kann.

Grundlinien der Philosophie des Rechts. Von D. GEORG WILH. FRIEDR. HEGEL, ordentl Prof. der Philos. an d Königl. Universität zu Berlin. Berlin, 1821. In der Nicolaischen Buchhandlung. XXIV. und 355. S in 8.

Wer irgend eine fremde Ansicht, sie stelle sich als blosse Meinung oder als wissenschaftlich gewonnenes Resultat auf, zu beurtheilen sich berufen glaubt, muſs vor Allem diesen Beruf dadurch bey sich und andern beurkunden, daſs er die fremde Ansicht gehörig erfaſst, und ihres Urhebers Sinn und eigentliche Gedanken verstanden hat. Die lebendige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Voraussetzung mag mehr als Einen von der öffentlichen Beurtheilung der philosophischen Schriften des Hrn H. zurückhalten. Denn so Viele unter den Philosophen (Heraklit, den dunkeln, vielleicht selbst nicht ausgenommen) ihre Ein- und Ansichten in Rede und Schrift bis daher mitgetheilt, und oft genug über Misverstehen geklagt haben, möchte schwerlich Einer seyn, welcher den Verf. an Verschlossenheit und, fast sollte man sagen, an Undurchdringlichkeit überträfe.

Sind wir nun gleich der Meynung, daſs philosophische Ideen, zumal wenn sie sich als *originale* charakterisiren (was freilich mit denen des Hrn H. oft nur beym ersten Anblick oder bey Unbekanntschaft mit andern philosophischen Lehren der Fall ist) keineswegs die Sprache des alltäglichen Lebens zu ihrem Organe nehmen können. Bekennen wir auch gleich ferner mit Kant, es sey gerade nicht nothwendig, daſs Jeder aus dem Volke Metaphysik (oder nach Hrn Hegel's Terminologie: *Logik*) verstehen müsse. Dennoch werden wir uns die Ueberzeugung nicht rauben lassen, daſs ein Philosoph, der einmal die Sprache sich als Darstellungsmittel seiner Ideen wählt, vor Allem mit derselben kein solches Spiel treiben dürfe, wodurch er sie mehr oder minder verkehrt und so selbst sie zur Mittheilung seines geistigen Lebens untauglich macht. Wenn wir nun Hrn. H. einer solchen Verkehrung unserer sonst so reichen, kräftigen und der speculativen Höhe sich leicht fügenden Sprache, wenigstens in vielfacher Hinsicht, zeihen; wenn wir ihn ausserdem der mannifaltigsten Sprachunrichtigkeiten sowohl in Hinsicht der Wort- als Satzverbindungen beschuldigen (Belege bietet fast jede Seite seiner Schriften); so hoffen wir, daſs er Tiefe und Originalität seiner Ideen um so weniger vorschützen werde, je bestimmter er Platon, der doch eine klassische und sonst auch meistens verständliche Sprache redet, von der *Seichtigkeit* ausnimmt, in welche er rings um sich

her seine deutschen Collegen fast ohne Ausnahme versunken sieht.

So viel nun auch Rec., wie es die Zeitfortschritte erfordern, bisher auch der Lehre des Hrn. H. nachzuforschen bemüht war, so würde er dennoch nach dem eben angeführten Grunde Bedenken tragen, über dessen neue Schrift ein Wort der Kritik zu äussern, hätte nicht der Vf. theils eine Vorrede *zu* derselben, theils Anmerkungen *in* derselben zugleich mit seinem eigenen Geständnisse (Vorr. S. III. u. XXIV.) bekannt gemacht, daſs er sich dadurch deutlicher erklaren und von dem *subjectiven* Standpunkte herab, (d. h. von dem Standpunkte der gewöhnlichen Vorstellungen und der leider von ihm zu sehr gering geachteten Verständlichkeit) zu uns Andern geredet haben wolle.

Rec. wird daher zunächst auf diese subjektiven Erklärungen des Vfs. Rücksicht nehmen, obgleich er auch Manches von den objektiven desselben begriffen zu haben nicht zweifelt. Denn wem wäre es zuzumuthen, erst das Dunkele eines Vfs. deutlich zu machen und alsdann, wenn zugleich durch die Beleuchtung die Unrichtigkeit des Verdeutlichten desto klarer wird, die gewöhnliche vornehme Antwort zu hören, daſs man nur den weisen Tiefsinn zu verstehen nicht vermocht habe. Wenn dann doch H.r Hegel die Bedenklichkeiten, welche Recensent *nach seiner Weise* zu äussern haben wird, für ein blos subjektives Nachwort, wie er sich (Vorr. S. XXIV.) zum voraus ausdrückt, und wie eine beliebige Versicherung gelten lassen wird, gegen welche er sich gleichgültig verhalten zu wollen erklärt, so kann Rec. davon den Vortheil haben, daſs er vielleicht ausser der allgemeinen Seichtigkeitsweihe, welche Hr. H. so ziemlich sämmtlichen deutschen Philosophen, sich und die Seinen ausgenommen, zu ertheilen für gut findet, nicht noch eine besondere aushalten muſs, wie dieses *Fries* widerfahren ist. Denn so sehr Rec., wie er's bereits sonst öffentlich bekannt hat, des Verf. wissenschaftliches Streben u. philosophisches Forschen achtet; so gesteht er doch, daſs er nicht zu den Jüngern desselben gehört, also auch seiner Methode nicht unbedingt huldigen kann, obgleich von ihr bereits in des Verfassers Encyklopädie der philos. Wissenschaft. Vor. S. IV. versichert ist, daſs sie hoffentlich noch als die *einzig wahre* werde anerkannt werden. So vornehm diese Versicherung klingt, ist sie doch wenigstens nichts neues in der Geschichte der Philosophie. Ob sie sich glücklicher bewähren wird, ob sie mehr seyn wird, als eine *beliebige*, d. h. individuelle Versicherung, muſs die Erfahrung lehren, diese leider oft zu wenig beachtete, wahrhaft unpartheyische Recen-

sentin philosophischer Versicherungen. Die Vorwürfe der *Seichtigkeit* hingegen, mit denen Hr. H. alle überschüttet, die nicht seiner Meinung sind, gleichsam als wäre die ganze deutsche Philosophie ein morastiger Sumpf, in welchem *seine Begriffsphilosophie allein* wie eine tiefe, kristallreine Quelle hervorströmte, werden mit demselben Worte, (man sollte glauben, der Vf. kenne nur das eine deutsche Wort *seicht*) bis zum Ekel wiederholt. Besonders aber wird Hr. *Fries* nicht nur als Philosoph, zur Zielscheibe jenes Hegelschen Lieblinswortes gemacht. Der allein-unseichte Philosoph vergifst sich soweit, mit der philosophischen — eine policeyliche Function zu vermischen. So heifst es in vorliegender Schrift, Vorr. S. XI.: »Ein Heerführer dieser *Seichtigkeit*, die sich Philosophiren nennt, Hr. *Fries*, hat sich nicht entblödet, bey einer feyerlichen, berüchtigt gewordenen öffentlichen Gelegenheit« etc. Wer möchte alles das billigen, was im Namen der Philosophie und unter ihrer Firma über politische Angelegenheiten in Deutschland hinund her geredet worden ist? Wie aber mag doch ein Philosoph, der sich so hoch stellt, dafs er (S. XX.) behauptet, die Philosophie habe sich nur um den *innern Puls*, nicht aber um die unendlich mannigfaltigen Verhältnisse, die sich in der Aeusserlichkeit durch das Scheinen des Wesens in sie bilden, zu bekümmern, wie mag ein solcher Philosoph, auch nur Kunde nehmen wollen, von jenem *oberflächlichen* Treiben? Wie dagegen verzeiht er sich, das Tiefgedachte, welches vielfach mit erschienen ist, zu übersehen? Wir zweifeln nicht, dafs viele unter den Staatsmännern, welche Hr. H. auf Kosten der Philosophen erheben zu wollen scheint, das Gründliche und Bessere, was über den genannten Gegenstand, eben von Philosophen gesprochen worden ist, weit philosophischer beachtet haben. Mit Unwillen aber mufs es von jedem unbefangenen rechtlichen Gemüth aufgenommen werden, wenn Dinge, die der schärfere Menschenkenner nur als eine Erscheinung der Zeitumstände betrachten kann, und deren schmerzliche Folgen über ihre Urheber längst ergangen sind, wenn solche Dinge, welche eine gesunde moralische Ansicht mit dem Schleier der Vergangenheit zugedeckt läfst, von einem seyn wollenden hohen Denker *neuerdings* (um seine eigene Ausdrucksweise zu gebrauchen) wie alter Kohl wieder aufgekocht, aber mit unphilosophischer Bitterkeit gemengt und so abermals ausgegeben werden. Doch kann sich Hr. *Fries* in Betreff des Vorwurfs der Seichtigkeit für's Erste damit trösten, dafs Hr. Hegel ihm dieselbe bis jetzt noch nachzuweisen hat. Denn selbst in der Stelle, wo Hr. H. davon *Zeugnifs* gegeben zu haben versichert (Wissensch. d. Log. Vor. S. XVII.) findet man an sich doch nur

die einfache Wiederholung beliebter und beliebiger Versicherungen über *Seichtigkeit* und ähnliche Prädicate. Wenn Hr. H. es der Mühe werth hält, über *Fries* so unphilosophisch keck zu schimpfen, warum unternimmt er es denn nicht dessen Irrthümer alles Ernstes, d. h. *philosophisch-gründlich* aufzudecken? Es könnte solches seinen Nutzen haben, da, auch nach unserer Ansicht, besonders die Verwirrung in der Logik durch das anthropologische Buntgewebe bedeutend vermehrt ist. — Wer übrigens zu noch mehreren Beyspielen des dem Philosophen Hegel so beliebigen keck schimpfenden Prädicirens Lust hat, vergleiche Encykl. Vor. VII. Ebendas. S. 155 ff. Vorliegende Schrift an vielen Stellen z. B. Vorr. S. XIII. XV. S. 137 ff

Der wissenschaftliche Gang der Hegelischen Philosophie des Rechts selbst beginnt in der Einleitung mit Darlegung des Begriffs der Philosophie des Rechts, des Begriffs des Willens, der Freyheit und des Rechts. Dann folgt eine Eintheilung der Wissenschaft nach der Ansicht von der Natur des Willens. Es ergeben sich demgemäfs drey Theile, von denen der 1ste überschrieben wird »*abstractes Recht*« der 2te »*Moralität*« der 3te »*Sittlichkeit*« indem es dem Vf. durch diese etymologisch sonderbare Unterscheidung den Zustand, in welchem die Moralität zur *Sitte* werden kann, zu bezeichnen beliebt.

Der 1. Theil (das abstracte Recht) wird in 3 Abschnitten abgehandelt, nämlich a) als *Eigenthum*, b) als *Vertrag*, c) als *Unrecht*. Manchem mag es wohl, wie dem Rec., auffallend vorkommen, wie nach irgend einer Logik *das Unrecht* in diese Trilogie gelangen konnte? Der Verf. glaubt ihm solche *gerade nach dem Gange* der wissenschaftlichen Begreifung des Begriffs, d.i. nach *seinem* Gange, anweisen zu müssen. (Vgl. 86—102.) Eine eben so sonderbare Neben- u. Unterordnung erscheint in der folgenden Trias, wo das *Unrecht* weiter dargestellt wird als *unbefangenes*, oder (?) *Civil*-Unrecht, als *Betrug* und als — *Zwang u. Verbrechen*.

Der 2te Theil (die *Moralität*) wird wiederum in 3 Abschnitten behandelt, von denen der erste enthält »*Vorsatz und Schuld*« der 2te »*Absicht und Wahl*« der 3te »*das Gute und das Gewissen.*« Der 3te Theil endlich (die *Sittlichkeit*) befafst abermals 3 Abschnitte, und zwar so, dafs im ersten gehandelt wird über *Familie*, im 2ten über *bürgerliche Gesellschaft*, im 3ten über den *Staat*. Auch hierbey mufs es auffallen, *die bürgerliche Gesellschaft* von dem *Staate* unterschieden zu finden. Der Verf. nämlich, wie aus seiner Umtaufung der Metaphysik in Logik bekannt ist, liebt es, dadurch etwa neues hervorzubringen, dafs er unter den gewohntesten Ausdrücken, wie Staat, ganz etwas anderes subsumirt, als der allgemeine Sprachgebrauch. So

ergiebt es sich dann von selbst, daſs er auch unter solchen selbstgemachten Fächern ganz etwas anderes abhandelt, als das eingeführte Wort der Aufschrift erwarten läſst, was aber von andern anderswo schicklicher abgehandelt zu werden pflegte.

Recens. fragt hier zugleich, warum der Verf. nach dem Charakter seiner Lehre die ganze Wissenschaft dieser Schrift nicht vielmehr *philosophische Staatslehre*, anstatt *Philosophie des Rechts* genannt habe? Ersteres würde viel bezeichnender und angemessener gewesen seyn.

Nach diesem kurzen Ueberblick des Inhalts hat Rec. *im Allgemeinen* einige Bemerkungen hinzufügen.

Eigentlicher Charakter des Hegel'schen Naturrechts in vorliegendem Werke ist »wissenschaftliche Entwickelung des Wesens des Staats aus *der Natur des Begriffs und durch den Begriff*.« Der *Staat* selbst aber wird an mehreren Stellen bezeichnet als die *gesammte sittliche Welt*, als das *sittliche Universum*. Zum Theil *platonische* Lehre, oder vielmehr Lehre des griechischen Alterthums überhaupt. Uebrigens haben diese Ansicht, nach welcher der Staat gleichsam die Bildung des objectiven Organismus der Freyheit darstellt, in der neuern Zeit bereits Mehrere früher ausgesprochen, ausser Andern besonders Schelling. Vergl. dessen Vorles. über die Methode des akadem. Studium's *1813* 2te Ausg S 226 ff. So auch *Klein*, Beyträge zum Stud. der Philos als Wissenschaft des All. S. 409 ff. Nur dehnt Schelling die Idee des Staats etwas weiter aus, als Hegel, indem er auch die *Kunst* als einen nothwendigen und integranten Theil des Staats betrachtet. A. a. O. S. 322, welches Hegel nicht thut. Vergleiche ausser vorliegender Schrift dess. Encyklopädie etc. S. 259 ff. S. 279 ff. Wenn gleich Hegel bey der Entwickelung seiner Staatslehre eine schärfere Dialektik übt als Schelling, so sind doch die Ansichten des Letztern im Ganzen viel befriedigender und in mancher Hinsicht tiefer gefaſst.

Bei der wissenschaftlichen Ausführung der Rechts- oder besser Staatslehre hat Hegel folgende Ansicht (Vor. S. XIX.) zum Grunde gelegt:

»*Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist,*
»*das ist vernünftig.*«

Dieser Satz, der den eigentlichen Standpunkt angiebt, aus welchem die ganze Schrift angesehen werden soll, hängt mit des Verfassers Ansicht von der Philosophie und mit seinem philosophischen Systeme überhaupt genau zusammen. Denn ihm ist Philosophie (Encykl. §. 5. S. 6 ff.) »die Wissenschaft der *Vernunft*, insofern sich die Vernunft ihrer selbst als *alles Seyns* bewuſst wird.« Dieses wird in der Anmerkung unter Anderm so erläutert, daſs die Vernunft nur in der Philosophie *bey sich*

selbst sey, dafs die Subjectivität, das Ich, in derselben aufgehoben und in die vernünftige Allgemeinheit versenkt liege. Ferner heifst es in vorliegender Schrift Vor. S. XIX, die Philosophie sey das Ergründen des Vernünftigen und damit das Erfassen des *Gegenwärtigen* und *Wirklichen;* die eigentlich wissenschaftliche Darstellung derselben, das Erkennen des Begriffs als des *Wirklichen,* insofern er sich selbst seine Wirklichkeit giebt.« Denn das einzige wahre Seyn ist nach dem Verf. der *reine, konkrete* Begriff, der *Begriff* schlechthin. Vergl. Wissenschaft der Logik, Bd. I. Vor. S. XII. Encykl. S. 78 ff. S. 125 ff. Vorliegende Schrift S 1. Was sonst Begriff genannt zu werden pflegt, d h. nach der gewöhnlichen logischen Vorstellungsart, z. B. Thier, Mensch u. s. w., ist für ihn eigentlich kein Begriff. Vergl Encykl. S 81.

Ob wohl es scheint, als wenn Hr H. diese seine philosophische Ansicht für neu halte; so müssen wir doch bemerken, dafs auch hier mehr die *dialektische* Ausführung ihm eigenthümlich ist, als der Gedanke selbst. Aus dem Alterthum könnten zunächst die ältern Eleaten als Aehnliches Lehrende genannt werden; allein viel deutlicher und entwickelter findet sich jene Ansicht in der Philosophie des *Plotinus.* Man vergl. ausser mehreren Stellen in den Enneaden besonders Enn III. C. 8. — *Schelling's* Philosophie kommt zuletzt gleichfalls auf das Resultat, dafs alles Seyn an sich die *Vernunft* ist. Vrgl. Neue Zeitschrift für spekulat. Physik Bd. I. Stück 1 und 2 an mehreren Stellen. Vorles. über die Methode etc. Vorles 1 und 6. Besonders aber Schelling's Schrift, Darlegung des wahr. Verhältnisses der Naturphilosophie zur verbesserten Fichte'schen Lehre. Tübingen 1806. Unter Anderm heifst es hier S. 15 ungefähr also: «Was der Philosoph *denkt,* mufs *seyn,* weil es wahr seyn soll. Was nicht *ist,* ist nicht wahr. Die wahre Philosophie *mufs reden von dem, was da ist.*«

Dieser Grundlehre, in der Philosophie des Vrfs. gemäfs, heifst es nun bei Hn. H in Beziehung auf die Philosophie des Rechts (Vor. S. XXI): »So soll denn diese Abhandlung, insofern sie die Staatswissenschaft enthält, nichts anders seyn, als der Versuch, den Staat als ein *in sich Vernünftiges zu begreifen und darzustellen.*« Als philosophische Schrift mufs sie am entferntesten davon seyn, einen Staat, *wie er seyn soll,* konstruiren zu wollen. Die Belehrung, die in ihr liegen kann, kann nicht darauf gehn, den Staat zu belehren, *wie er seyn soll,* sondern vielmehr, wie er, das sittliche Universum, erkannt werden soll.« — Diese Stelle wird hernach auf folgende Weise anschaulich gemacht und erläutert:

»Ἰδοὺ Ῥόδος, ἰδοὺ καὶ τὸ πήδημα.
Hic Rhodus, hic saltus.
Das, *was ist*, zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie; denn *das, was ist, ist die Vernunft.*«

Was nun zunächst den Grundgedanken betrifft, wie er in dem Satze »was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig« ausgesprochen wird; so ist Rec. der Meinung, dafs derselbe allerdings Wahrheit enthalte, jedoch nur *bey einer Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Wirklichkeit*, welche abermals von dem Sprachgebrauch abgeht und dadurch wie neu erscheint. Die Wirklichkeit kann nämlich einmal betrachtet werden, insofern sie im Unendlichen ist, also nur in der Idee und durch die Idee Wesenheit hat, und in ihrer Relativität nur durch die Absolutheit besteht. In dieser Hinsicht ist nothwendig, und nach einer blossen Umwendung des Praedicats und Subjects im Satze, alle (solche) Wirklichkeit auch vernünftig, weil sie nothwendig nur *durch* Vernunft, und *in* der Vernunft wirklich ist. (Der gewöhnliche Sprachgebrauch würde ohne allen Prunck der Räthselhaftigkeit sagen: das, dessen Wirklichkeit die Vernunft, als die Einsicht dessen, was seyn soll — fordert, ist ja wohl das Vernünftige? und *kann* auch das *in* der Vernunft *für* die Vernunft würkliche genannt werden? Was demselben nun auch ausser der Vernunft entspricht, ist eben deswegen auch vernünftig (vernunftgemäfs) und durch die Vernünftigkeit würklich ist, durch innere Nothwendigkeit würklich, also wahrhaft würklich.) Allein es kann die Würklichkeit auch in ihrer Relativität *sich selbst* als ein Absolutes aufstellen wollen, oder die Würklichkeit *kann sich gleichsam überheben*, um sich *ohne die Idee*, ohne das Unendliche *selbstständig* zu behaupten. In diesem Betracht ist sie *ohne* Vernunft, oder unvernünftig. So ist Sünde, Laster, Despotie, Thorheit überhaupt eine unvernünftige Würklichkeit, d. h. eine sich überhebende Endlichkeit, also ein *Ideenleeres*, entweder ein blosses abstraktes Verstandesseyn, oder gar ein alleiniges Seyn in der sinnlichen Anschauung. Mit dieser Ansicht stimmt auch die *humoristische Poesie* wesentlich überein, insofern sie ihrem wahren Charakter nach aufgefafst wird. Denn sie besteht ganz eigentlich darin, dafs sie mittelst Kunstschöpfung das Unvernünftige der Würklichkeit nach allen seinen Aeusserungen eben als ein sich überhebendes und von der Absolutheit sich übermüthig lossagendes Endliches darstellt neben dem Unendlichen dem wahrhaft Wesenhaften der Idee, dem Absoluten, um durch diese (künstlerische) Zusammenstellung gerade die Unvernünftigkeit und damit Nichtigkeit des so beschaffenen Wirklichen desto anschaulicher darzulegen.

Wenn Hr. H. jenen Grundgedanken in dieser Weise, mit dem ihm eigenen Scharfsinne durchgeführt hätte, möchte ihm schwerlich Jemand widersprechen, der noch nicht dahin gekommen ist, die Vernunft selbst für ein blos Endliches und Zeitliches, oder gar für den Antichrist zu halten, oder sie so zu lästern, wie es die Vorr. S. XVII. schildert. Dann aber würde der Vf. auch die Widersprüche und Inconsequenzen vermieden haben, in die er verfiel und nothwendig verfallen mufste, eben weil er jene, wie wir glauben, durch die Philosophie selbst gerechtfertigte Unterscheidung nicht zugelassen hat. Dafs er dieses aber wirklich nicht gethan, erhellt aus der ganzen Darstellung.

Denn damit jene Unterscheidung stattfinden und philosophische Bedeutsamkeit enthalten könne, wird nothwendig erfordert, dafs auch unterschieden werde zwischen dem Vernunftseyn *der Natur* und dem der *sittlichen Welt*, und zwar so unterschieden werde, wie's die Vernunft in uns selbst will. Was freylich die Vernunft, in die vernünftige Allgemeinheit versenkt, d. h. als befreiet gleichsam von aller Subjectivität und Ichheit, wie Hegel sie in ihrer philosophischen Würde hingestellt haben will — Wiss. der Logik, S. XII. und Encykl. S. 8. — erforschen und wissen könne, ist Rec. bis jetzt nicht klar geworden, indem es ihm noch nicht hat gelingen wollen, das Bewustseyn aufzuheben, ohne das Denken zu verlieren. Aber die sich selbst in dem reinen, ungetrübten Bewustseyn begreifende Vernunft läfst uns den Unterschied zwischen der sittlichen Welt und der Natur nicht verkennen, obwohl sie uns zugleich auch keinen wirklichen *absoluten Gegensatz* zwischen beyden erkennen läfst.

Dafs Hr. H. übrigens von solcher Unterscheidung nichts wissen wolle, spricht er in Vorrede S. IX. deutlich genug aus. Wie möchte er uns Andern sonst den ganz ungegründeten Vorwurf machen können, dafs wir wohl die *Natur* für in sich *vernünftig* halten und daher der Meinung seyen, dafs die Philosophie solche zu erkennen habe, *wie sie ist;* dafs wir dagegen die *sittliche* Welt (den Staat, das geistige Universum, wie es heifst) als dem Zufalle, der Willkür preisgegeben, als *gottverlassen* ansehen. Wie wenig Hr. H. hier die eigentlich philosophische Ansicht gefafst, und wie sehr er sich blos an das eitle und nichtige Geschwätz, entweder von Unphilosophen oder von vernunftverlassenen Hyperorthodoxen halte (wie er denn überhaupt — warum? mag er sich selber beichten — nur zu sehr die Schattenbilder der Gemeinheit wie wirkliche philosophische Ideen seiner Zeitgenossen gleichsam in einem Guckkasten dem Publikum vorzuschieben sucht), ergiebt sich leicht.

Allerdings hält Rec. und mit ihm gewiſs viele denkende Männer, die sittliche Welt so gut wie der Verf für vernünftig, für gottbeseelt, auch er weiſs, daſs der Philosoph diese Welt zu begreifen streben solle, *wie sie ist;* allein soweit ist er freylich noch nicht mit seiner Speculation gedrungen, daſs er die Ueberzeugung gewonnen hätte, als sey nun auch in den *einzelnen* Erscheinungen *innerhalb* der sittlichen Welt (die doch auch *sind*) überall und *ohne Unterschied* Wahrheit, Vernunft, Göttlichkeit. Da eben innerhalb der sittlichen Welt das Wirkliche sich oft in seiner Vereinzelung und Endlichkeit überhebt, sich in seiner Relativität als ein Absolutes, in seiner ideenlosen Unselbstständigkeit als Selbstständiges hinstellt, so meint Rec., daſs es hierin gerade *unvernünftig, unwahr* und wirklich *gottverlassen* sey. Zu diesem Atheismus der sittlichen Welt bekennt er sich daher frey und offen, und zwar gerade, um seine Philosophie zu retten und sich vor Inconsequenzen aller Art zu bewahren.

Wie wenig aber Hr. Hegel jenem seinem Grundsatze auch nur *im Allgemeinen* getreu bleibe, läſst sich ausser anderm schon durch folgende Lehre desselben beurkunden. In seiner mehrmals angezogenen Encyklop. heiſst es nämlich S. 127. »Die Natur, *wie sie ist,* entspricht ihrem Begriffe *nicht;* ihre existirende Wirklichkeit hat daher *keine Wahrheit*« und S. 128. »mit Recht ist die Natur überhaupt *als Abfall* von der Idee bestimmt worden, weil sie in dem Elemente der *Aeusserlichkeit* (welche nach dem Verf. gerade ihre Wirklichkeit ist) die Bestimmung *der Unangemessenheit* mit sich selbst hat.« — Wie wird Hr. H. sich ausserdem bergen vor dem Einwurfe, daſs auch Laster, Ungerechtigkeit, Thorheit u. s. w. nach seiner Lehre (versteht sich, in *konsequenter* Durchführung, welche jede Drehung und Ausnahme verwirft) *vernünftig* seyn müssen, weil sie *wirklich* sind. Auch des Hrn. *Fries* Philosophie, gegen die der Vf. als eine verwerfliche und unvernünftige so sehr eifert, muſs demgemäſs von ihm für vernünftig erklärt werden, denn *sie ist wirklich.*

(*Der Beschluſs folgt.*)

Verbesserung.

Nro. 9. Seite 150. Zeile 3. des Textes von unten, statt: »*Hercules die warnende Sonne*, verbessere man: »*Hercules, die wärmende Sonne.*«

N^ro. 26. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Hegel Grundlinien der Philosophie des Rechts.

(Beschlufs.)

Betrachten wir nun weiter diese Lehre, wie sie nach den obigen Anführungen in Beziehung auf den Staat dargelegt worden ist; so dringen sich folgende Bemerkungen auf.

Allerdings mufs eine philosphische Betrachtung den Staat nehmen als *ein in sich selbst Vernünftiges, Selbständiges, wahrhaft Freyes.* Denn der Staat ist Produkt der Vernunft, ist gleichsam ihre Selbstobjectivirung im Gegensatze mit der gemeinen Willkür und Nothwendigkeit, er ist somit selbst *höhere Nothwendigkeit;* aber er ist dieses wesentlich u. nothwendig nur *in der Idee,* nicht aber in *jedem wirklichen Gegebenseyn,* weil solches auch ein ideenleeres, vereinzeltes und somit unwahres seyn kann. Eben daher soll die Philosophie das eigentliche Wesen des Staats überhaupt, d. h. seine *Vernünftigkeit, Wahrheit* und *höhere Nothwendigkeit* an und für sich erforschen (welche allerdings *ist* d. h. nicht blos in der Abstraction und Phantasie existirt) damit die sich selbst überhebende, ideenlose Wirklichkeit ihre Nichtigkeit gewahre, dadurch veranlafst, die Idee in sich aufnehme und sonach aus ihrer Unvernünftigkeit und Unwahrheit zur Vernunft und Wahrheit sich hinwende. Eben jenes Begreifen der höhern Nothwendigkeit und Vernünftigkeit, also des wahren Wesens des Staats, ist nun Aufgabe der philosophischen Rechtslehre oder besser Staatswissenschaft (Politik). Und nur so allein darf es verstanden werden, wenn wir sagen, die Philosophie müsse zu erforschen streben, wie der Staat *seyn solle.* Wenn daher Hr. H. diese Lehre verdammt, behauptend die Theorie des Staats, welche aussage, wie der Staat *seyn solle,* baue eine Staatswelt, die nur im *Meinen* existire (Vorr. S. XXII.), so finden wir ihn mit dieser seiner Behauptung abermals blos *auf der Oberfläche,* und scheuen uns nicht, ihm zu rathen, sich zuvor gehörig zu orientiren und zu erkennen, was es denn eigentlich mit *dem Sollen* im höhern Sinne auf sich habe. Wenn der gemeine Schwarm der sich so nennenden philosophischen Politiker *das Darstellen* des Staats, *wie er seyn soll,* für ein *willkür-*

liches Konstruiren desselben nehmen will, so mögen sie das, für sich und für den, der die Weihe der Philosophie nicht hat; der tiefer Denkende weiſs schon, wie er die Sache ansehn muſs, und läſst sich durch das Geschrey des philosophischen Pöbels in seinen Untersuchungen nicht irren. Uebrigens glaubt Recens., Hrn. H. bey alle seinem Erforschen der Wirklichkeit eben der *willkührlichen* Staatskonstruktion, die er uns Andern vorwirft, und nebenbey auch der mannigfaltigsten Inkonsequenzen zeihen zu können. Denn, wie möchte derselbe sonst zu dem Resultate kommen (seine wissenschaftliche Fortbewegung des Gedankens hat uns nicht überzeugt) daſs eine *konstitutionelle Monarchie* eigentlich die einzig wahre und durchaus vernunftgemässe Form des Staats sey, daſs sie die Vertiefung des Geistes der Welt in sich darstelle und somit die *reelle Vernünftigkeit* enthalte, daſs dagegen die Eintheilung der Regierungsformen in Monarchie, Aristokratie und Demokratie für den Standpunkt der alten Welt die wahre und richtige gewesen, als wo man noch nicht zur Tiefe und konkreten Vernünftigkeit gekommen war? (S. 277.) Auch widerspricht sich der Verf. in dieser Behauptung auf eine sehr auffallende Weise. Denn offenbar sagt er hier nicht aus, wie der Staat wirklich *ist*, sondern wie er nach seiner Ansicht seyn *soll*. Das Erste kann er schon deswegen nicht, weil in der Wirklichkeit auch noch *republikanische* Formen bestehen (wir erinnern nur an die Schweiz und an Nordamerika), dann auch, weil die Monarchien selbst noch keineswegs überall *rein konstitutionell* ausgebildet sind. (Freylich läſst uns der Vf. in Hinsicht des reinen und eigentlichen Wesens der konstitutionellen Monarchie ziemlich im Dunkel, so daſs man sich bis auf weiteres Allerley darunter denken kann. Vergl. S. 280 und 281). Auch sehen wir nicht ein, wie er, der seinem Systeme und anderweiten Erklärungen nach alle Staatsveränderung nur aus der Souveranität des Monarchen, also von Oben, entstehen zu lassen scheint (S. 282 ff.), der sogar den Monarchen *wesentlich nur* durch die *natürliche Geburt* zu seiner Würde bestimmt seyn läſst, das *Wahlreich* dagegen als verwerflich und die Vorstellung desselben als der *Seichtigkeit* des Gedankens am nächsten liegend darstellt (S. 290 ff. 292 ff.), wie, sagen wir, der Verf. die konstitutionelle Monarchie nach *seiner* Ansicht (welche sie auch immer sey) als die allein wahre Form lehren könne, da sie offenbar fast überall *von unten* auf sich gebildet hat (von der englischen im Mittelalter anzufangen, bis zu denen in der Gegenwart herab).

Nach dieser Anführung könnten wir daher Hrn. H. wohl fragen, wo denn das *Rhodus* sey, auf welchem der Philosoph hier seinen *politischen* Tanz halten solle? — Ob etwa Deutsch-

land oder Frankreich, England oder gar Spanien? — Aber wie schon angedeutet worden, würden ihm nicht, wofern er irgend Eins dieser Reiche oder sie zusammt zu Rhodus machte, die Schweiz, Nordamerika, das osmanische Reich, und fast ganz Asien zurufen können, dafs auch sie eine Wirklichkeit, ein Rhodus seyen, und diese Rechtsphilosophie sich gefallen lassen möge, auch auf dem Grund und Boden ihrer Wirklichkeit den *saltus* zu zeigen?

Da demnach Hr. H. es nicht vermeiden kann, gleichsam wider Willen den Staat nach seiner Weise zu belehren, wie er seyn soll; so ergiebt sich schon daher, wie wenig Recht er habe, wenn er (Vor. S. XIII.) von übelm Gewissen und *von Hafs gegen das Gesetz,* in Beziehung auf diejenigen spricht, die ebenfalls ihre desfalsige Ueberzeugung darzulegen versuchten, ohne gerade zu den Rabulisten und zum philosophischen Pöbel zu gehören. (S. XIV.) Giebt es denn keine falschen Gesetze, die der Philosoph und Nichtphilosoph hassen kann, ohne darum das Gesetz *an und für sich* zu hassen? Freylich nach der Lehre des Hrn. H. mufs *jedes* Gesetz ein wahres seyn, sobald es nur *ist,* wie es denn auch (Vor. S. VII.) deutlich gedruckt steht, dafs in den öffentlichen Gesetzen die Wahrheit längst liege, und der denkende Geist dieselben nur zu *begreifen* habe. Wir müssen allerdings gestehen, dafs der Vf. hier ganz consequent und im Sinne seines Systems redet, können aber zugleich nicht unbemerkt lassen, wie er in der Folge diesem Satze offenbar entgegen philosophirt, mithin inconsequent wird. Denn manche bestehende öffentliche Institutionen verwirft er doch selbst als nicht vernünftig; besonders kann er die alten römischen, die Familie betreffend, nicht tief genug herabsetzen. So heifst es S. 179. »Das Sklavenverhältnifs der römischen Kinder ist eine der diese Gesetzgebung befleckendsten Institutionen.«

Wir begreifen nicht, wie der Verf. nach *seiner* Ansicht so etwas behaupten mag. Denn da diese öffentlichen Institutionen einst *wirklich* waren; so enthielten sie somit (nach jenem Systeme) Wahrheit und Vernünftigkeit. Ob Hr H. die römischen Familienverhältnisse, so wie mehrere andere positive Institutionen immer historisch richtig aufgefafst und gewürdigt habe, bezweifeln wir sehr, weisen aber nur Archäologen und Juristen darauf hin, um das treffende Urtheil auszusprechen. Ebenso können wir es nicht reimen, wenn der Verf. nach seiner bisher dargelegten philosophischen Grundansicht behauptet, dafs die Ehe wesentlich *Monogamie* sey (S. 174). Scheint er nicht dadurch wiederum anzudeuten, wie dieses Moment des Staatslebens *seyn solle?* Warum möchte er sonst die Monogamie

der Polygamie vorziehen, die doch ebenfalls in der *Wirklichkeit* ist, wie jene? — Das gleiche läfst sich in Beziehung auf die Ehe unter *Blutsverwandten* bemerken, die der Verf S. 174, §. 168 abermals als *dem Begriffe* der Ehe zuwider darstellt. — Wenn uns auf diese Bemerkungen etwa erwidert würde, was Vor. S. XXI. ff. gesagt wird, dafs nämlich die Philosophie *ihre* Zeit im Gedanken erfafst, dafs es thöricht sey, zu wähnen, irgend eine Philosophie *gehe über ihre Welt* hinaus; so könnte diese Antwort nur jene Widersprüche noch mehr begründen, und immer liesse sich fragen, *welche* Zeit Hr H. gerade für die der jetzigen Philosophie sich eignende halte? so wie, *welche* Welt, ob etwa die französische, deutsche, und hier etwa die baier'sche oder preussische etc, diejenige sey, über die hinaus die Philosophie nicht gehe? — Uebrigens gestehen wir gern und haben es früher selbst öffentlich ausgesprochen, dafs der Philosoph, wie der Künstler, ein Kind seiner Zeit sey. Allein nur *mit Beschränkung* läfst sich diese Behauptung aufstellen. Der Philosoph mufs nothwendig das Gepräge seiner Zeit tragen, weil er auch sie zu begreifen und zu ergründen hat; allein da jede wirkliche Zeit und Welt nur *ein* Moment *des Ganzen* ist, was die Philosophie erfassen soll, so ergiebt sich leicht, wie der Philosoph auch über seine Zeit und Welt *hinausgehen* müsse. Wäre dies nicht der Fall, sondern stellte uns die Philosophie allein dasjenige dar, was nur in jeder Zeit Wesenhaftes ist, also nicht mehr ist in einer andern; wie möchte es dann mit der Vervollkommnung des Menschengeschlechts aussehn, die doch der Verf. S. 345 selbst so angelegentlich seinem System gemäfs lehrt? — So wahr die Vernunft nur *im Ganzen*, d. h. in der Vereinigung des sogenannten Endlichen mit dem Unendlichen, wirklich oder als reelle Vernünftigkeit, als Freiheit, als höhere Nothwendigkeit sich beweiset, im Einzelnen aber *an und für sich*, d. h. im Einzelnen nach seiner absolut genommenen Einzelheit, nach seiner absolut hingestellten Relativität Unwahrheit und somit Unvernunft kund wird; so gewifs soll die Philosophie auf *alle* Zeit und Welt in *ihrer* Zeit und Welt die Forschung richten. Wenn der Verf. gleichsam zur Bestätigung seiner Ansicht (Vor. S. XIX.) anführt, dafs Platon in seiner Republik *wesentlich* nichts aufgefafst habe, als die Natur der *griechischen* Sittlichkeit, und wenn er *deswegen* diesen Philosophen des Alterthums eines besondern Ruhmes würdig hält; so können wir dagegen nicht anders als behaupten, dafs Platon, eben weil er Philosoph war, wohl die griechische Sittlichkeit berücksichtigt habe, dafs er aber nur darum der grosse, ruhmwürdige Philosoph, gleichsam der Philosoph aller Zeiten und Welten geworden, weil er weiter gieng, als

Hr H. meint und will, weil er eben, in *seiner Zeit* und Welt stehend, alle Zeiten und alle Welt zu umfassen strebte. Ueberhaupt aber bemerken wir, dafs der Verf. und freylich die meisten Philosophen, den göttlichen Platon und seinen Schüler Aristoteles zu sehr denken und reden lassen, wie sie selbst eben denken und reden.

Nach den bisher dargelegten, meist allgemeinen Behauptungen und Bemerkungen würde es zur gehörigen Würdigung des vorliegenden Werkes weiter nothwendig seyn, den Entwickelungsgang desselben auch im Einzelnen zu verfolgen. Manche treffende Lehre dürfte hervor zu heben, aber auch manche einseitige zu berichtigen seyn; manche neue Ansicht würde sich darbieten, aber auch manche, die, wenn gleich als neu sich dem Scheine nach ankündigend, doch von Andern längst eben so bestimmt ausgesprochen ist. (Hierhin gehört, wie bereits oben angedeutet worden, die Lehre über den nothwendigen Organismus des Staats und das organische Verhältnifs der Stände. Wir verweisen z. B. auf die Politik von *Justus Lipsius (Politicor. Libri VI.)* besonders auf das, was in der Dedication gesagt wird; auf *Schelling*, Methode etc. S. 226 ff. *Ancillon*, Staatswissenschaft, S. 53 ff. besond. S. 94 ff. *Steffens*, Caricaturen des Heiligsten, 2ter Theil, S. 301 ff besonders aber S. 577 ff.)

Allein auf diese Weise des Verfs Lehre beurtheilend würden wir am Ende ein eigenes Werk entwerfen müssen

Es genüge, den Grundcharakter der Schrift anzugeben und so weit, als es der *subjective* Standpunkt (wie's der Verf. nennt) erlaubte, gewürdigt zu haben. Die ächte, wahre Philosophie kann nicht *neutral* seyn; aber sie greift darum nicht zu Waffen, die ausserhalb ihres Kreises und von ihrer würdevollen Stellung entfernt liegen. Sie führt Krieg blofs durch ihr selbstständiges, unbefangenes Selbstbewegen und Selbstenwickeln.

Uebrigens erklärt Rec. auch hier, dafs er besonders die Verdienste des Vfs. um eine gründlichere *Betrachtung des Lebens, des Geistes* anerkennt, hoffend, dafs vorzüglich die Psychologie daher vielfach bedeutende Bereicherung und in mancher Hinsicht durchgreifende Verbesserung gewinnen werde.

Lehrbuch des Naturrechts, von D. THEODOR MAREZOLL, ord. Prof. der Rechte in Giessen. Giessen, 1819 bey G. Fr. Heyer. S. VIII. und 342 S.

Wie der Verfasser selbst in der Vorrede erklärt, war es ihm in dieser Schrift mehr um Begründung richtiger, als um Dar-

stellung neuer Ideen zu thun. Leicht möchte man daher, wenn dieses Geständnifs in der Arbeit sich bewährt zeigt, und somit nicht als blosser Ausdruck der Bescheidenheit zu nehmen ist, den Gedanken aufkommen lassen, dafs es nicht eben nothwendig gewesen sey, die Menge der Lehrbücher über das Naturrecht durch dieses neue zu vermehren. Allein wenn man dagegen das Gewirre der Meinungen erwägt, welches auch im Gebiete der Rechtsphilosophie mehr und mehr um sich zu greifen beginnt; wenn man das Haschen und Streben nach dem Ungewöhnlichen und sogenannten Neuen betrachtet, das in der vornehmen Hülle der Unverständlichkeit und Paradoxie Herrschaft zu gewinnen sucht; so mufs man gestehen, dafs es verdienstlich ist, das Reich bestimmter und richtiger Begriffe so viel möglich gegen jene Verworrenheit zu erhalten.

Der Verf., welcher in letzter Beziehung geleistet, was er versprochen hat, geht von der gewöhnlichen, eigentlich *kantischen* Ansicht aus, die unter dem Naturrechte die philosophische Lehre über die *äussern* Freyheitsgesetze versteht. Er stellt in diesem Sinne die Rechtslehre neben die Moral, als die Lehre über das *innere* Freyheitsgesetz. Beyde Disciplinen ordnet er dann der Ethik, als dem Allgemeinen, unter. Dafs aber durch solche Unterscheidung und Wiedervereinigung der innere und nothwendige Zusammenhang der Moral und des Naturrechts nicht dargelegt und nachgewiesen werden könne, zeigt sich auf den ersten Anblick, und die Bemühung des Verfs. in dieser Rücksicht (z. B. §. 4.) ist keineswegs befriedigend und durchgreifend.

Was Rec. in der Ausführung des Verf. am wichtigsten und der Wissenschaft am zusagendsten dünkt, ist dieses, dafs das Recht streng mit der Idee des Staats in Verbindung betrachtet wird, indefs man gewöhnlich und in den meisten Lehrbüchern das Recht ganz isolirt betrachtet und den Staat sodann allererst als eine Anstalt *wegen* des Rechts und *für* das Recht darstellt.

Uebrigens folgt der Verf. vorzüglich den bekannten Ansichten Hugo's, wie derselbe sie in seiner Philosophie des positiven Rechts ausgesprochen hat. Wie dieser, scheint daher auch er den Staatenparticularismus dem Naturrechte nicht gemäfs zu finden (§§. 48, 49, 50.), ohne sich jedoch so ganz entschieden dagegen zu erklären.

Wenn man die Idee eines Universalstaates blos deswegen verwerfen wollte, weil die Mittel zur Ausführung derselben fehlen (§. 49); so würde dieses allerdings Einseitigkeit verrathen, und wir würden keinen Anstand nehmen, uns im Allgemeinen mit dem Verf. und seinem Vorgänger für den Uni-

versalstaat zu erklären. Das eigentliche Gegenmoment aber liegt hier keinesweges blos in *Zufälligkeiten*, wie man gewöhnlich glaubt, sondern in der *Naturnothwendigkeit der Menschen* selbst, wie diese *dermalen* sind. Der Staat gehört eben für die Welt und Wirklichkeit; schwerlich würde man desselben im Himmel bedürfen, obgleich seine Idee nach Plato dennoch recht wohl aus dem Himmel stammen kann. Da nun die Menschen ihre wirkliche Natur für diese Existenz wohl behalten, das Naturrecht aber in seinen Bestimmungen diese Natur nothwendig berücksichtigten mufs, wenn es nicht ein Inbegriff frucht- und inhaltloser Begriffe werden soll; so wird nur der *Staatenparticularismus* dem Naturrechte wahrhaft gemäfs seyn, und der Universalstaat ein durchaus leerer Traum bleiben, — so ausgezeichnet auch die Männer sind, die, wie z. B. Kant, ihn geträumt haben. In Hinsicht der Vertheidigung der Sklaverey stimmt indefs der Vf. seinem Muster *nicht* bey, sondern erklärt sie (§. 119 ff.) geradezu für vernunftwidrig. — Die Lehre *vom öffentlichen Rechte* ist (§. 271 ff.) sehr zweckmässig und im Ganzen auch befriedigend abgehandelt. Von dem sogenannten *Völkerrechte* findet man in diesem Lehrbuche keine Spur, vermuthlich weil der Verf. dasselbe mit Hugo, ganz verwirft. Auch Rec. ist der Meinung, dafs das, was gewöhnlich Völkerrecht genannt und als solches im Naturrechte abgehandelt wird, eine in der Theorie nichtige und für die Praxis gefährliche Lehre ist, glaubt aber, dafs eben deswegen diesem nun einmal in das Naturrecht aufgenommenen Capitel eine besondere, reformirende Ausführung gewidmet werden sollte.

Uebrigens wiederholt Rec., dafs gegenwärtiges Handbuch, obgleich im Einzelnen mangelhaft und unvollständig, dennoch wegen seiner klaren Darstellung Empfehlung verdiene.

Umriste zu den physischen Verhältnissen des von Herrn Professor Oersted entdeckten elektro-chemischen Magnetismus. Skizzirt von P. Erman. Mit einer Kupfert. und 2 Tabellen. Berlin 1821. 112 S. 8.

Es würde unrecht seyn, von einer kleinen, aber gehaltreichen Schrift, welche eine eben so neue als höchst interessante Entdeckung im Gebiete der Naturlehre als Gegenstand einer nähern Prüfung enthält, nicht baldigst eine Anzeige mitzutheilen; denn obgleich die Herausgeber der Zeitschriften sich beeifern, alles Neue, was diese so ausnehmend wichtige Entde-

ckung betrifft, Apparate, Versuche und Theorien schnell zur Kenntniſs des Publikums zu bringen, so verdient doch sicher auch dieser vor uns liegende Beytrag unter der Menge der erscheinenden Abhandlungen eine vorzügliche Beachtung. Der rühmlich bekannte Verf. giebt in einer klaren und einfachen, zugleich aber genau durchdachten Darstellung eine Uebersicht seiner Versuche zur Prüfung der auffallenden Erscheinung des electrochemischen Magnetismus, der von ihm gebrauchten Apparate, und der Schlüsse, welche sich als unmittelbar aus den Versuchen folgend ergeben. Zuerst vergleicht er den durch einen einfachen volta'schen Apparat erhaltenen electrochemischen Magnet mit einem künstlichen transversalen Magnetstabe, dessen Pole nicht an den Enden seiner geometrischen Axe, sondern abnorm an beyden Seiten derselben liegen, wie *Brugmanns* in seinem Werke: Versuche über d. mag. Materie S. 171 sie beschreibt, und erklärt bis S. 22 eine Menge der bekannte Phänomene sehr sinnreich aus dieser Hypothese. Die viel stärkeren, denen durch einen genäherten Pol des künstlichen Magneten entgegengesetzten Drehungen eines freyschwebenden Volta'schen Electromotors, welche man erhält, wenn der Magnet zwischen den, die beyden heterogenen Metalle verbindenden Drath gehalten wird, scheinen zwar dieser Hypothese zu widersprechen, allein nur scheinbar, wie der Verfolg der Beobachtungen zu erweisen bestimmt ist. Sehr instructiv, und einer ferneren Beachtung werth, auch die Untersuchung selbst offenbar einen Schritt weiter fördernd, als die französischen Versuche sie gebracht haben, zeigt sich die Entdeckung magnetischer Figuren, welche auf sehr glattem Papiere, über dem schmalen Leiter einer starken Voltaschen Kette vermittelst sehr feiner und glatter Eisenfeile bey einiger Erschütterung, jedoch nur mit Mühe, dargestellt werden können. Ob aber hiedurch ein vollständiger Beweis gegeben sey, daſs der chemische Leiter als ein *fertiger* und nicht blos als ein *virtueller* Magnet angesehen werden müsse, wie S. 33 behauptet wird, scheint Rec. wegen so vieler anderweitiger abweichender Modificationen vor der Hand noch zweifelhaft.

Im zweyten Abschnitte werden die Erscheinungen angegeben, welche die Inklinationsnadel zeigt, wenn sie entweder normal auf dem magnetischen Meridiane, oder in demselben sich befindend, von dem schliessenden Drathe des Voltaschen Apparats bey wechselnder Richtung des positiven oder negativen Electromotors afficirt wird. Die Resultate sind in zwey Tabellen zur leichteren Uebersicht zusammengestellt, und stimmen mit demjenigen überein, was auch von andern Physikern in dieser Hinsicht beobachtet ist. Auf welche Weise der Verf.

dieselben allerdings sehr scharfsinnig daraus zu erklären sucht, dafs er den Leiter der El. nicht blos als einen transversalen, sondern als einen *diagonaloid-transversal polarisirten* Magnet ansieht, mufs im Werke selbst nachgelesen werden; und es dürften noch wohl einige Zweifel zu beseitigen seyn, ehe diese, in der ganzen Abhandlung sehr scharfsinnig durchgeführte Hypothese allgemeinen Beyfall erhalten kann, wenn gleich niemand sie ohne Interesse lesen wird. Der Verf. als behutsamer und skeptischer Forscher erkennt dieses selbst im Anfange des dritten Abschnittes an, indem er S. 76 sagt: »auf jeden Fall »bedarf die Theorie der diagonaloiden Polarisation noch vieler »Bearbeitung, ehe sie hinlangt, das ganze Detail der Erschei»nungen in allen Einzelnheiten genau zu konstruiren; es frägt »sich aber vor der Hand nur, ob sie von den wesentlichen Er»scheinungen einen genügenden physischen Grund darbietet, »so dafs es die Mühe lohne, sie in den anderweitigen, mehr »verschlungenen Einzelnheiten zu verfolgen.« Einer näheren Erörterung dieser Frage ist der dritte Abschnitt gewidmet, worin die Erscheinungen geprüft werden, welche der Verbindungsdrath der beyden Electromotoren einer einfachen volta'schen Kette darbietet, also die zuerst von H. Oersted aufgefundenen, »nebenbey durch einen ganz überschwenglichen Glückswurf, »wie in den nächsten tausend Jahren so leicht keiner einen »ähnlichen thun wird.« S. 51. Zu diesem Ende bog der Verf. den Verbindungsdrath zwey Fufs hoch in die Höhe, und führte ihn von hier in gehöriger Entfernung herunterwärts wieder zurück, umgab den aufrecht stehenden Theil mit einer auf seiner Axe normalen Pappscheibe als Träger des in den vier Cardinalpunkten zu beobachtenden Azimuthalcompasses, und bemerkte die Abweichungen der Nadel. Nur eins scheint uns hierbey zu bedenken, nämlich, dafs die Höhe von zwey Fufs keineswegs ausreicht, um den Einflufs des unter oder über der Nadel hingehenden Leiters genügend aufzuheben, und stellt der Verf. deswegen auch dieses Argument unter denjenigen, welche der allgemeinen Gültigkeit der aus diesem Fundamentalversuche abstrahirten Folgerungen im Wege stehen, gleichfalls obenan. Uebrigens werden alle Erscheinungen, welche der Azimuthal-Compafs unter oder über dem schliessenden Bogen der einfachen Volta'schen Kette, mit Rücksicht auf den Stand des positiven Electromotors in den vier magnetischen Cardinalpunkten darbietet, mit grosser Consequenz aus der Hypothese einer diagonaloiden Polarisation erklärt, und wenn dieselbe auch nicht allgemeinen Beyfall finden sollte, so ist sie doch der Beachtung und näheren Prüfung sehr werth, und wird ohne Zweifel der Oerstedschen Wirbeltheorie von den mei-

sten Physikern vorgezogen werden. Rec. ist vorerst noch Anhänger einer dritten, von beyden abweichenden Hypothese, deren Zulässigkeit aber nothwendig genauer geprüft werden mufs, ehe es sich der Mühe lohnt, auf dieselbe weiter aufmerksam zu machen.

In einem Anhange, welcher nach der Vollendung des Ganzen erst hinzugefügt ist, giebt der Verf. eine kurze Nachricht von dem durch Hrn. Poggendorf erfundenen Condensator, einem mit Seide übersponnenen 0,1 Lin. dicken, gegen 50 mal dicht auf und neben einander um einen Cylinder gewundenen und fest zusammengeschnürten, und dann zu einer sehr excentrischen Ellipse zusammengedrückten Drathe, dessen Ende mit den Electromotoren verbunden sind, während eine hineingestellte, von den oberen und untern Windungen etwa zwey Lin. abstehende Nadel die Wirkungen des Electromagnetismus zeigt. Die Aufmerksamkeit der Chemiker auf diesen, in Schweiggers Journale bekannt gemachten, Apparat wird durch das sehr vortheilhafte Zeugnifs, welches der Vrf. über seine ausnehmende Empfindlichkeit ertheilt, gewifs sehr erhöhet werden. Schliefslich sey es erlaubt, zu der Aeussorung des Vfs. S. 111., dafs der von ihm angegebene, sinnreich construirte Rotationsapparat bey seiner Masse nicht gut auf einer Spitze beweglich gemacht werden könne, die Bemerkung hinzuzufügen, dafs diese Schwierigkeit uns nicht grofs scheint. Für diejenigen Cabinette, welche hinsichtlich ihres Aufwandes nicht zu sehr beschränkt, sind, würde Rec. für einen so wesentlichen Apparat der Dauerhaftigkeit und Reinlichkeit wegen einen cylinderförmigen Becher vom dünsten Platin, 3 Z. hoch, 1, 5 Z. weit vorschlagen, von dessen Boden ein anderer hohler Cylinder 0, 5 Z weit in die Höhe ginge, bis über den Rand des grössern Cylinders reichte, spitz zuliefe und hier auf einer stählernen Spitze, wenn man will vermittelst eines Achathütchens beweglich wäre. Auf den Boden müfste eine durchborte Glastafel gelegt, und hierauf ein hohler Cylinder gewalzten Zinks gestellt, und dann die Säure eingegossen werden. Ein federnder Drath um den Becher könnte einarmig oder zweyarmig gebogen über oder unter dem Becher wieder zurückgeführt werden, um die Verbindung zwischen Platin und Zink herzustellen, wobey es noch obendrein interessant seyn würde zu untersuchen, ob das zu diesem letzteren gewählte Metall, namentlich Platin oder Zink einen Unterschied der Wirkung hervorbringt, abgerechnet, dafs man dem auf diese Weise ganz freyen Drathe sowohl die Bussolenadel als den Magnet an allen Stellen beliebig nähern kann. Muncke.

Paul Flemmings erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemmings Leben begleitet von GUSTAV SCHWAB. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung 1820.

Paul Flemming, der kräftige und liebliche Dichter des 17ten Jahrhunderts, der über seine Zeit mächtig emporragt, war lange nicht so allgemein gekannt und gewürdigt, als er es verdiente, und wenn ihm die neuere Zeit die Kränze des Ruhms nicht vorenthält, so trägt sie die Schuld früherer Zeiten ab, und giebt ein Zeichen des Vorschrittes, den sie gethan hat.

Ohne das Verdienst des tüchtigen Zachariä zu schmälern, der, nach der ältesten, von Flemmings Schwiegervater veranstalteten Ausgabe — die reichhaltigste Auswahl Flemming'scher Gedichte getroffen hat, müssen wir es als einen unvortheilhaften Beweis von dem Geschmack seiner Zeit anführen, daſs derselbe in seiner Sammlung fast ausschlieſslich die didaktischen Gedichte Fl's. berücksichtigte, die doch in jeder Hinsicht weit unter den lyrischen stehen, und sich eine Vernachlässigung der Fl. Oden hat zu Schulden kommen lassen.

Um so verdienstlicher ist es daher von dem wakkern *Gustav Schwab*, eine Sammlung »erlesener Gedichte Paul Flemmings« veranstaltet zu haben, in welcher nach richtigen, aus einem wahrhaft ästhetischen Gefühl hervorgehenden Grundsätzen, die würdigsten Produckte des Dichters ausgewählt und gegeben sind. Daſs er uns nicht den ganzen Flemming in einer neuen Ausgabe mittheilte, wird jeder billigen, der da weiſs, daſs gar manche, besonders unter den Gelegenheitsgedichten Fl's., zu sehr in's Breite gehen.

Der Herausgeber hat den erlesenen Gedichten Fl's. auf LVI. Seiten eine ziemlich ausführliche, aber dankenswerthe, Biographie des Dichters vorausgeschickt, und solche durchaus aus den Quellen geschöpft, nemlich theils aus Olearius Beschreibung der Gesandtschaftsreise nach Persien, welche Reise in Fl's. Leben groſse Epoche macht, theils aus den Werken des Dichters selbst. — Sehr zweckmässig und gut gewählt sind in diesem Abriſs von Fl's. Leben diejenigen Stellen der Gedichte, in welchen der Dichter seine Schicksale, Gesinnungen, Ansichten, Gemüthsstimmung etc. selber kund thut.

Der Herausgeber klassificirt die erlesenen Gedichte nach 4 Abtheilungen. — Die erste Abtheilung, der er zum Unterschied von den Gelegenheitsgedichten die Benennung »freie Lieder« giebt, enthält 24 weltliche und 9 geistliche Lieder.

Die zweyte Abtheilung — Gelegenheitsgedichte — hat 3 Unterabtheilungen: Hochzeitlieder, Glückwünschungen, Leichengesänge. Die 3te Abtheilung umfaſst die Sonette, von denen

das erste Buch geistliche Sonette, das zweyte Glückwünsche, das dritte Liebesgedichte und das vierte Begräbnifsgedichte enthält. Die vierte Abtheilung begreift die poetischen Wälder, die wiederum in geistliche Gedichte, Glückwünsche und Leichengedichte geschieden sind. Angehängt ist »poetischer Wälder neues Buch«, wovon jedoch nur ein einziges Gedicht aufgenommen ist, das meistentheils den Verlauf der Reise nach Moskau und Persien erzählt.

Zu loben ist allerdings, dafs der Herausgeber, abweichend von der Ordnung der alten Sammlung, die im Versmaafs der Alexandriner geschriebenen poetischen Wälder an's Ende der Sammlung stellte da dieselbe, obgleich nicht durch geringern Gehalt, doch durch ihre Form, weniger einladend sind.

Die freyen Lieder, die bey Fl. unter dem Namen der Oden, meist ohne Aufschrift vorkommen, hat der Herausgeber sinnig mit Ueberschriften versehen.

Aenderungen hat er sich, wie er in der Vorrede sagt, nur in so fern erlaubt, als er obsolete und widerliche Formen z. B. sie seynd, nicht beybehielt, ohne sich an gealterten Ausdrücken, sofern sie edel und würdig sind, zu vergreifen. Dafs er aber z. B. anstatt des Fl. Ausdrucks »das liebe Mensch« immer »das schöne Kind« setzte, wird jedermann gut heissen. Als fernere Proben, mit welchem Sinne der Herausgeber überhaupt änderte, mögen folgende Beyspiele dienen: statt »uns endlich alle macht« setzt Schwab »uns endlich müde macht«; statt: »Gott Amors sein Geschofs« = »des Liebesgott's Geschofs«; st. »irdnen« = »irdischen«; st. »zimmetsüssen« = »wundersüssen«; st. »jezt fällt man in's Konfekt« = »jetzt fällt man uns in's Mahl«; st. »Amor bot ihr bald die Spitze Mit dem Flitze« = »Amor wehret sich in Eile Mit dem Pfeile« u. s. w.

Die ursprüngliche Lesart ist übrigens jedesmal in den Anmerkungen aufgeführt. Diese sind auf 12 Seiten am Ende des Buchs angehängt, und enthalten neben den so eben berührten ursprünglichen Lesarten auch einige Varianten, und diejenigen Stellen, die der Herausgeber aus den aufgenommenen Gedichten wegzulassen sich ästhetisch aufgefordert fand.

Was nun die Auswahl selbst betrifft, die der Herausgeb. getroffen hat, so sind wir im Ganzen mit ihm einverstanden, und wünschen nicht, dafs er uns von dem edlen Dichter weniger oder Anderes mitgetheilt hätte.

Als Probe hätten wir einige der Fl. Epigramme (»Ueberschriften«) aufgenommen gewünscht, ob gleich dieselben grossentheils Nachbildungen und Uebersetzungen lateinischer Epigramme von Veresius, Owen und Sarbiev, einige auch aus dem französischen sind.

Von den Flemming'schen Originalen geben wir unsern Lesern einige.

„Auf ihren Demant."

»Was ist's, das du mir sagst, du lichtester der Steine,
Und hartester dazu, mit deiner Kraft und Scheine.
Diefs ist's: Mein Lieb und du trefft mit einander zu:
Ihr Herz und Augen sind, so hart und hell als du.

„Ueber seiner Freundin Augen."

Du Auszug aller Zier, du Bild der grossen Welt,
Dich hat ihr die Natur zur Wollust vorgestellt.
Zwey Sonnen hiefs sie dir an deinem Haupte schweben,
Da sie der grossen doch nur eine hat gegeben.

„Grabschrift eines Hundes."

Die Diebe fuhr ich an, die Buhler liefs ich ein.
So konnten Herr und Frau mit mir zufrieden seyn.

Zum Schlusse theilen wir unsern Lesern ein auch vom Herausgeber aufgenommenes Sonett mit, das sich schon in der alten Ausgabe wunderlicher Weise unter die geistlichen Sonette verirrt hat, und das gewifs geeignet ist, diejenigen, welche mit Fl. weniger bekannt sind, zu einer nähern Bekanntschaft mit ihm einzuladen:

»Er beklagt die Aenderung und Furchtsamkeit jetziger Deutschen.»

Jetzt fallt man uns in's Mahl, in unsre vollen Schaalen,
Wie man uns jüngst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der ausgestählte Sinn? das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von von unserm eitlen Prahlen!
Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Kroaten ab. Das Anseh'n ist sehr gut,
Das Anseh'n meyn ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigsten Krieger, wir, die Phöbus kann bestrahlen!
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann.
Des grossen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ists um uns gethan,
Und Namens-Deutsche nur. Ich sag's auch mir zum Hohne.

Eine ähnliche Auswahl, wie die vorliegende aus Fl. auch aus Opiz, zu treffen, wäre ein gleich verdienstliches Werk, und unser Herausgeber hat bewiesen, dafs er zu solchen Arbeiten Beruf habe.

M. M...r.

I. Philologisch kritische Untersuchungen über die Redensarten: *nescio an ullus* und *nescio an nullus*.
II. Bericht über den im Schuljahr 1819 bis 1820 im Gymnasio ertheilten Unterricht. — Beides zusammen bildet die Einladungsschrift zu den im Okt. 1820 anzustellenden Prüfungen im Gymnasium zu Hanau von Georg Philipp Schuppius, Director und Professor des Gymnasiums. Hanau 31 und 17 Seiten. 8.

So nothwendig es ist, aus einem allgemeinen literarischen Blatte Beurtheilungen von Schulschriften in der Regel auszuschliefsen, so fordert doch der hier behandelte, in den neuesten Zeiten wieder vielfach besprochene Gegenstand dieser Einladungsschrift eine Ausnahme, besonders da ihr Verfasser denselben mit so viel Scharfsinn und Umsicht behandelt hat, wie von einem Mann zu erwarten war, der das Jahr zuvor ein so gediegenes Programm über die Frage geschrieben hatte, *Quando et quomodo discipulorum exercitationes in latine scribendo sint instituendae?*

Der Gegenstand unserer anzuzeigenden Schrift ist von der Art, dafs man glauben sollte, man müfste darüber längst im Reinen seyn, da man ja nur den Sprachgebrauch der besten Schriftsteller zu befragen, und die Stellen wo jene Ausdrücke vorkommen, recht aufzufassen brauche. Aber theils der Umstand, dafs manche Stellen gerade in diesem Punkte kritisch zweifelhaft sind, theils, dafs Einiges hier auf dem Gefühl beruht und auf sehr feinen Unterscheidungen, diefs zusammengenommen, hat veranlafst, dafs seit ein paar Jahren die Sache wieder zur Sprache gebracht, und mehr oder minder ausführlich, bald mit Scharfsinn, bald mit Spitzfündigkeit darüber gesprochen wurde. Mit Uebergehung von Drackenborch zum Livius, Ducker zum Florus, Bremi zum Nepos, und Heusinger, nennen wir nur die sechs neuesten: 1. Gernhard zu Cic. Cat. maj. XVI. p. 108. 2. darüber G. Hermann in der Rec. jener Ausgabe. Lpz. Lit. Ztg. 1819 Nr. 122 sq. 3. Dölecke in der krit. Bibl. des Schul- und Unterrichtswesens 1819 Nr. 8. p. 804—809. 4. Eine Rec. in der Jen. Lit. Ztg. 1820 Nr. 151. 5. Beier in einem besondern Excurs zu Cic. de Off. I. xi. 35. p. 335—339. Endlich 6. Hr. Dr. Schuppius.

Der Raum gestattet uns keine Auseinandersetzung, Vergleichung und Prüfung dieser verschiedenen Ansichten, und wir müssen uns begnügen, nachgewiesen zu haben, wo nachzulesen der Mühe werth seyn möchte. Hier haben wir es mit Hrn Sch. zu thun, der sich durch die von einander sehr abweichenden Ansichten der neuesten Untersucher zu einer eigenen selbstständigen Untersuchung bewogen fand. Der Gang seiner Untersuchung ist folgender:

§. 1. gewöhnlich sagt man: *nescio an* ist bescheidene Bejahung, und eben so viel als *fortasse.* Folgt also nach *vielleicht* ein negatives Wort, z. B. *keiner, niemand, nichts, niemals,* so muſs es immer *nescio an nullus, nemo, nihil, nunquam,* nie aber *nescio an ullus, quisquam, quidquam, unquam* heissen. Aber Cicero und Andere schrieben zuweilen wirklich *ullus* etc, wo man nach dieser Regel *nullus* erwarten sollte. Da hat man denn gewöhnlich emendirt. Da dieſs aber nicht immer angeht, überhaupt ein etwas tumultuarisches Verfahren ist, so wird man (§. 2.) die Bemerkung über den von den Alten beobachteten Sprachgebrauch so stellen müssen: Es wird durch *nescio an* eben so gut ein *negatives,* als ein *affirmatives bescheidenes* Urtheil ausgedrückt, und nur aus dem Zusammenhang ergiebt sich, wie es zu nehmen sey. §. 3. *An* ist aus *aut ne* entstanden, und ursprünglich blos zu einer ausdrücklichen Doppelfrage bestimmt. Doppelfragen sind entweder 1. einander entgegengesetzt, oder 2. nicht. Bei 1 kann wieder a. das andere Frageglied dem einen so entgegengesetzt seyn, daſs es das conträre von jenem behauptet, oder b. daſs das eine dem andern contradictorisch entgegengesetzt ist. Im letzten Falle wird α. die zweyte Frage entweder ganz ausgesprochen, oder β. blos das zweyte (negative) Glied; wobey dann das erste immer in Gedanken vorausgesetzt wird. §. 4. Beantwortung von Einwürfen dagegen. [Gut; nur bitten wir den Verf., jetzt Beiers Note zu Cic. de Off. I. 15. 48. *an imitari (debemus) agros fertiles, qui multo plus efferunt, quam acceperunt* — p. 116. nachzulesen, wodurch er sich vielleicht wird bewegen lassen *an non* für *an* zu lesen, welches auch seinen übrigen Sätzen gar keinen Eintrag thut.] Auch bey *dubito, quaeritur, incertum est, non liquet* heiſst deswegen *an* bald *ob* bald *ob nicht. Nescio an,* wenn damit das *erste* Frageglied ausgesprochen wird, drückt eine bescheidene Verneinung, wird das zweyte Frageglied ausgesprochen, eine bescheidene Bejahung aus. [Die S. 7. angeführte Stelle aus Cic. de amic. 14.: *Atque haud scio, an ne opus sit quidem, nihil omnino deesse amicis* — beweiſst nicht, daſs *Cic. nescio an* zur Bezeichnung eines negativen Urtheils gebrauche, denn die Negation liegt in *ne-quidem,* und *grammatisch* ist es eben so viel, als wenn es hiesse *an non opus sit, nihil* etc., so wie unser deutsches *nicht einmal* eben so gut negirt, als *nicht:* ganz richtig ist auch, und von jener Stelle wenig verschieden die S. 17. citirte Stelle aus Cic. Lucull. 25. *Quaere rationem, cur ita videatur: quam ut maxime inveneris (quod haud scio, an non possis), non tu* etc. Denn *grammatisch* richtig könnte es auch heissen *an ne possis quidem,* und Görenz hat mit Recht keinen Anstoſs an der Stelle genommen. Wopkens (Lectt. Tull. p. 35.)

Spitzfündigkeit aber hat gar keinen Grund]. §. 6. Vor *ullus, quisquam, quicquam* und *unquam* (die nach einem Fragewort immer eine versteckte Negation mit sich führen) heifst *nescio an*, ich weifs nicht ob (*Plin. Epp. III. 1. nescio an ullum jucundius Tempus exegerim* etc.); vor *quispiam, aliquis, quidpiam, aliquid* und *aliquando* heifst es, ich weifs nicht ob nicht. Jene kommen blos im ersten, dieses blos im zweyten Frageglied vor. Das Gegentheil also von *nescio an ullus* ist nicht *nescio an nullus*, sondern *nescio an aliquis* oder *quispiam.* §. 7. (In der Note p. 21. heifst das *illud sine dubio, Nep. Thrasyb 1.*, eigentlich nicht: so viel ist ausser allem Zweifel, sondern genauer: das *behaupte ich* unbedenklich). — Wenn *nescio an* durch Hinzufügung mehrerer Gründe unterstützt wird, so drückt es eine *sicherere* Behauptung (*unstreitig*) aus. §. 8. Folgt nun *ullus* etc., so ist diefs bescheidene Erklärung einer *Gewifsheit* im Urtheile; folgt *nullus, nemo, nihil, nunquam, nusquam*, so ist blosse *Wahrscheinlichkeit* ausgesprochen. In diesem Falle (*nescio an nullus*) ist a. eine Opposition der beyden Frageglieder, b. Opposition der Bedeutung von *ullus* und *nonnullus* (deren Unterschied gut auseinander gesetzt wird); *ullus* enthält einen *weitern* und bestimmtern, *nullus*, mit der in *an* den Gedanken nach liegenden Negation zusammengenommen, einen *engern* und schwankenden Begriff (S. 27.) werden die Stellen Cic. de amic. 6. 20 und de sen. 16. 56 auch Corn. Nep. Timol. I. 1. gut vertheidigt). §. 9. Das Resultat ist nun 1. *Nescio an ullus* und *nescio an nullus* drücken ein *negatives* Urtheil bescheiden aus; aber das erste mit Gewifsheit, es giebt ein bestimmt-negatives; das Zweyte mit Zweifel, es giebt ein unbestimmt-negatives Urtheil. 2. *Nescio an aliquis, quispiam, aliquid* und *aliquando* allein drücken ein *affirmatives* Urtheil bescheiden aus.

Diefs ist der Gang der Untersuchung des Verfassers, der wir unsern Beifall nicht versagen können, und die wir gern noch ausführlicher und mit Beyspielen belegt dargestellt hätten, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte. Man wird also über das *nescio an* die Regel in Zukunft am besten so stellen:

Nescio an aliquis, quispiam, aliquid oder *aliquando* heifst: Gewifs weifs ich es zwar nicht, aber ich denke doch, dafs einer etc. *Nescio an ullus, quisquam, quicquam, unquam* heifst: Ich will es zwar nicht mit Anmassung aussprechen, aber ich bin einmal subjectiv überzeugt, dafs durchaus nicht etc. *Nescio an nullus, nemo, nihil, nunquam, nusquam* heifst: Ich weifs es zwar nicht ganz gewifs, aber ich denke doch, es ist wohl keiner etc.

Den übrigen Inhalt der Einladungsschrift lassen wir, so interessant er für uns übrigens war, billig unberührt.

Mr.

№ 27. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Versuch eines Vereines der Theorie und Praxis in der Heilkunst. Von Dr. Joh. Ulr. Gottl. Schäffer, Fürstl. Oetting. Wallersteinschen Hofrath und Leibarzt etc. Zweiter praktischer. Tübing. 1820. bey Heinr. Laupp. LVII u. 277 S. 8. 2 fl. 48 kr.

In der Vorrede zu diesem zweyten Theile des vorstehenden Werkes sagt der Verf., daſs, ohne das Schicksal des vor drey Jahren gelieferten Versuches eines Vereines unseres ärztlichen Wissens mit unserem Handeln (von Seiten der Theorie behandelt) nur entfernt zu ahnen, hier der zweyte, vielleicht gefälligere, mehr der Ausübung gewidmete Theil folge. »Ist es (fragt er weiter) wohl dem Unwerth, der Geringfügigkeit die»ses theoretischen Versuches, oder dem herrschenden Abscheu »gegen alles, was das Feld allgemeiner höherer Ansichten be»rührt, oder dem festen Vorsatz zuzuschreiben, diese Schrift »erst dann zu lesen, ihren Werth oder Unwerth bey Erschei»nung und Anwendung jener auf den praktischen Theil zu be»stimmen, oder ist es die völlige Unkunde des Daseyns, war»um weder literarische Anzeigen, noch Journale, noch andere »seitdem erschienene, ähnliche Gegenstände berührende Schriften »jener Versuche Erwähnung machten?« — Wiewohl nun auch in unsern Jahrbüchern die von einem andern Rec. besorgte Anzeige des ersten Versuches zufälligerweise etwas verspätet und nicht lange vor dem Erscheinen dieses zweyten Versuches (1820. H. 7. Nro. 40.) abgedruckt worden ist, so kann doch Rec. für sein Theil wenigstens versichern, daſs er schon bey der Ankündigung des Werkes, sowohl durch den Gegenstand als durch den Namen des mit Recht berühmten Verf. angezogen, sehr begierig auf das Erscheinen desselben war und ihm nach dem Erscheinen gleich alle Aufmerksamkeit gewidmet hat. Ueber die Wichtigkeit einer mit der Erfahrung übereinstimmenden Theorie sind auch gewiſs alle denkenden Aerzte einverstanden, und das Bestreben des Verf., mit der Erfahrung zusammenstimmende Principien ausfindig zu machen, kann nicht anders als gebilligt werden. Es fragt sich also nur, welche Theorie er gegeben und als mit der Erfahrung übereinstimmend erklärt habe?

Der Verf. hatte sich bekanntlich in seinen frühern Versu-

chen aus der theoretischen Arzneykunde, Nürnb. 1782—84. als einen der ausgezeichnetsten und gründlichsten Vertheidiger der Nervenpathologie gezeigt und durch seine Bestreitung der übertriebenen einseitigen humoralpathologischen Ansichten grosses Verdienst erworben. In seiner Schrift über Sensibilität als Lebensprincip in der organischen Natur bestritt er Girtanners Abhandlung über die Irritabilität als Lebensprincip in der organischen Natur, nahm, freylich einseitig, die Sensibilität als die Grundkraft des Körpers an und behauptete, (wie auch in der spätern Vertheidigung dieser Schrift gegen Metzger) die Abhängigkeit der Irritabilität von der Sensibilität. Auch in seinem Entwurf über Unpäſslichkeit und Krankheitskeime vertheidigte er eine gemässigte Nervenpathologie gegen den einseitigen Brownianismus. Als gemässigter Nervenpatholog erkannte er die Ausartungen der Säfte und ihren Einfluſs auf die Unterhaltung der Krankheit an, (wiewohl er sie für secundär hielt) und würdigte sie auch bey der Behandlung einer grossen Aufmerksamkeit. Er empfahl nicht minder Berücksichtigung des besonderen Leidens der einzelnen Systeme und Organe, so wie der specifischen Beziehung der äussern Einflüsse überhaupt und der Arzneymittel insbesondere zu denselben. In diesem neuesten Werke desselben herrschen ebenfalls, wiewohl der Verfasser eine unmittelbare Einwirkung mancher Aussendinge auf die Säfte und ein primäres Leiden der Säfte in manchen Fällen zugiebt, noch die Grundsätze einer gemässigten Solidarpathologie vor (vgleiche auch die Vorrede S. XXIV — XXXI.). Eine Hauptverschiedenheit seiner jetzigen Ansicht von der früheren, ist aber die, daſs er, anstatt noch die Sensibilität als Grundprincip des Lebens und die Irritabilität nur als von derselben abhängig anzusehen, auch die Krankheiten und deren Behandlung vorzüglich auf Veränderung der Nerventhätigkeit zu beziehen, jetzt denen beygetreten ist, welche drey Dimensionen und Systeme des Organismus, das der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität annehmen, die Krankheiten nach dem hervorstechenden Leiden des einen oder des andern dieser Systeme in productive, irritable und sensible eintheilen, und die Wirkung der Arzneymittel besonders auf Erhöhung oder Herabstimmnng der Reproduction, Irritabilität und Sensibiliät beziehen. In der Vorrede zu diesem Theile, wo er sich weitläufig über mehrere von *Kreysig* in seinem Handbuche der praktischen Krankheitslehre vorgetragenen Sätze äussert und vorzüglich dessen Meinung über Irritabilität bestreitet, sucht er besonders die Eintheilung des Körpers in drey Systeme gegen jenen zu vertheidigen. Indem wir nun uns hier auf das be-

ziehen, was wir schon über Kreysigs Ansichten in der Anzeige von dessen Werk (Heidelberger Jahrbücher 1819. Heft 8. Nro. 51.) gesagt haben, und demnächst in der Anzeige des zweyten Theiles desselben noch weiter anführen werden, bemerken wir über die von unserm Verf. jetzt angenommenen Ansichten Folgendes.

Auch in dieser neuesten Schrift desselben, erkennen wir sein edles Streben nach näherer Erforschung der Wahrheit und Vervollkommnung unserer Wissenschaft und billigen es sehr, daſs er ausser der Sensibilität auch die andern Hauptäusserungen des Lebensvermögens, so wie die besondern Verhältnisse der einzelnen Systeme und Organe und die specifische Beziehung der äussern Einflüsse zu denselben genauer berücksicht. Was aber die von ihm besonders vertheidigte Annahme von drey Dimensionen und denselben entsprechenden Systemen, so wie die davon gemachte Anwendung auf die Eintheilung und Behandlung der Krankheiten betrifft, so möchte dabey manches zu erinnern seyn.

Daſs sich die *Erscheinungen* des Lebens auf Bildungs-Thätigkeit, Irritabilität und Sensibilität beziehen lassen, wird fast allgemein und auch von *Kreysig* angenommen. Dieser hat nur die Ansicht bestritten, wornach die Irritabilität eine eigene *Grundkraft* seyn soll und ihre Dimension in die Brustorgane und das Gefäſssystem, so wie die der Reproduction in die Organe des Unterleibes, der Verdauung und Generation gebannt wird. Auch unser Verf hat sich zwar (S. XI — XIII.) gegen die Meinung erklärt, daſs drey *besondere Kräfte* den drey Systemen zum Grunde lägen, und es kann nach ihm nur *eine und dieselbe Grundkraft* im lebenden Körper angenommmen werden, die sich in der Production als Bildung, in der Irritabilität als Zusammenziehung und Ausdehnung, in der Sensibilität als Empfindung, Gefühl etc, oder als Synochus, Synocha, Typhus äussere, ist aber sonst jener Annahme von drey Systemen, wie schon oben gesagt worden, sehr zugethan. Wiewohl nun im Blutgefäſssysteme wie in den Respirations-Organen hervorstechende Aeusserungen der Irritabilität nicht zu verkennen sind, so hat es doch Rec ebenfalls immer für einseitig gehalten, das Blutgefäſssystem und die Respirationsorgane gerade für der Irritabilität entsprechend und die Krankheiten desselben für irritable zu erklären, da die Bildungsthätigkeit in den Verrichtungen derselben sich nicht minder äussert, ja das Blutgefäſssystem eigentlich das Hauptsystem der Bildungsthätigkeit ist. Umgekehrt sind auch in den Verrichtungen des zur Dimension der Reproduction gerechneten Darmcanales Irritabilitätserscheinungen sehr auffallend und es kommen auch darin

Krankheiten vor, deren Hauptmoment krankhafte Bewegungen oder Aeusserungen der Irritabilität sind. Daher hält auch Rec. in physiologischer Hinsicht (wie er schon früher in diesen Jahrbüchern 1813. H. 4. Nro. 26. S. 403—404. erklärt hat), die längst von mehreren neuern Physiologen angenommene und auch von Kreysig befolgte Eintheilung in Verrichtungen des vegetativen und Verrichtungen des animalischen (sensoriellen) Lebens für angemessener, als die in Verrichtungen der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität. Nach der letzten Eintheilung muſs man, da in mehreren Verrichtungen und namentlich in denen des Blutgefäſssystems und der Respiration die Bildungsthätigkeit nicht minder als die Irritabilität sich äussert, entweder (wie es auch von mehreren Anhängern jener Eintheilung geschehen ist) diese Verrichtungen theilweise sowohl unter denen der Reproduction. als unter denen der Irritabilität abhandeln, oder man bringt sie (wie es von andern geschehen ist) einseitig nur unter eine dieser Klassen. So wie man aber in der Physiologie, auch ohne der beliebten Annahme von drey Systemen ergeben zu seyn, bey der Erklärung der einzelnen Verrichtungen die dabey hervorstechenden oder sie begründenden Lebensthätigkeiten gehörig berücksichtigen kann, so kann ein Gleiches in der Pathologie in Ansehung der jedesmaligen Veränderungen der Lebensthätigkeiten geschehen, und zwar auf eine weniger einseitige Weise, als es nach jener Dimensionspathologie zu geschehen pflegt, wo man oft eine Krankheit willkürlich nur auf eine jener Dimensionen bezieht, die eben so gut eine andere betrifft. Der V. hat dies selbst gefühlt, indem er der Behauptung, (S. 100. 101.) daſs die annehmbarsten Eintheilungs-Principe der Krankheiten, die seyen, welche sich auf das primitive und vorzugsweise Leiden der Systeme und Organe gründen, die Bemerkung nachgeschickt hat, »daſs, so wie das Joch drückend gewesen sey, »welches uns Brown's Lehre durch Eintheilung der allgemeinen »Krankheiten in hypersthenische und asthenische aufbürdete, »es nicht minder drückend seyn würde, alle Krankheiten ohne »weitere Einschränkungen in sensible, irritable und reproduc»tive einzwängen zu wollen. So gewiſs es auch sey, daſs die »Natur selbst durch die eigenthümlichen Verschiedenheiten und »Belebungen der Systeme, Organe und Gebilde die Stelle deut»lich bezeichnet habe, welche jedes derselben im gesunden und »kranken Zustande einnehme, so wenig könne doch einseitiges »Systemen-Leiden, mit Ausschluſs der übrigen, als Einthei»lungsprincip zum Grund gelegt werden.« — Wenn man dagegen nach einer guten allgemeinen Pathologie die allgemeinsten krankhaften Veränderungen der Eigenschaften des

menschlichen Körpers und zwar nicht bloſs der dynamischen, sondern auch der materiellen (physisch-mechanischen und chemischen), oder die allgemeinsten Krankheits-Zustände (*Grundkrankheiten, Elemente* oder *Communitäten* der Krankheiten), auf deren verschiedenen Verhältnissen in den einzelnen Systemen und Organen die besonderen Krankheitsformen beruhen, gehörig beachtet, hierauf diese Lehren auf die einzelnen Krankheiten gehörig anwendet, und denselben gemäſs nicht bloſs die vorzugsweise leidenden Systeme und Organe, sondern auch die Art ihrer krankhaften Veränderung zu bestimmen sucht, dann wird man die hervorstechenden Affectionen der Irritabilität, Sensibilität etc., wo sie wirklich Statt finden, allerdings anerkennen, jedoch die concreten Krankheitsfalle, in denen mehrere jener Elemente in Verbindung vorkommen, nicht einseitig auf eines derselben beziehen.

Um das hier im Allgemeinen über jene Eintheilung Gesagte auch durch die Betrachtung einzelner Krankheiten zu bestätigen, wollen wir hier vorerst nur die hier in diesem Theile von dem Vrf. befolgte bekannte Eintheilung der Fieber in Synochus, Synocha und Typhus berücksichtigen. Es wird das erste der Bildungsthätigkeit, das zweyte der Irritabilität, das dritte der Sensibilität zugeschrieben. Allein bey mehreren dieser wie anderer gewöhnlich angenommener Fieberarten hängt die Verschiedenheit zum Theil von dem mit dem Fieber zusammengesetzten Krankheitszustande ab; von dem Fieber selbst aber macht wohl immer erhöhte Irritabilität des Blutgefäſssystemes ein Hauptmoment aus. So wie aber das Blutgefäſssystem nicht etwa bloſs das System der Irritabilität, sondern vorzüglich auch für die Bildung bestimmt ist, so muſs man auch bey der sogenannten Synocha und bey den entzündlichen Krankheiten überhaupt nicht minder auf die krankhafte Abänderung der Bildungsthätigkeit, die oft erhöhte Plasticität des Blutes etc. Rücksicht nehmen, und es ist einseitig, sie gerade für eine Irritabilitätskrankheit zu erklären. Was die zu dem Synochus von manchen Neueren gerechneten Fieberarten betrifft, so ist dabey ein fieberhafter Zustand des Gefäſssystemes und oft ein eben so entzündlicher wie bey der Synocha mit dem gastrischen Zustande verbunden, wie auch das Nervenfieber und andere richtiger für *zusammengesetzte* Krankheiten angesehen werden. Allerdings wird oft der eigentlich fieberhafte Zustand des Gefäſssystems durch die Affection eines anderen Theiles erregt, und sehr gegründet ist die Bemerkung des Verf. (S. 181—183.), daſs man das ursprünglich leidende Organ erforschen müsse. Allein bey manchen zusammengesetzten Fiebern tritt die mit dem Fieber sich verbindende Affection eines anderen Systemes oder

Organes entweder erst später hinzu, oder sie ist von der Art, dass sie wohl den Gang des Fiebers selbst modificirt, aber doch nicht als die Ursache desselben angesehen werden kann, was namentlich oft bey dem Nervenfieber der Fall ist. Diese Ansicht, welche Rec. schon in seinem Handbuche der Pathologie angenommen hat, ist neuerdings auch besonders von *Kreysig* (Handb. der pract. Krankheitsl. Th. 2. Abthl. 1. S. 323. fg.) vertheidigt und schön entwickelt worden, von welchem Rec. nur in so fern abzuweichen sich genöthigt sieht, als er den zu der kranken Gefässthätigkeit hinzutretenden *Status nervosus* nicht bloss für wahre Nervenschwäche, sondern oft mehr für unordentliche Reitzung (Ataxie) des Nervensystemes halten kann.

Wenn es ferner (S. 56) heisst, dass wenn die Entzündung auf minder irritablen Systemen, z. B. dem Bauchfelle, dem Darmcanale, dem Lymph- und Drüsen-Systeme etc. und mehr auf den Schleimhäuten als den irritablen Muskelhäuten, z. B. der Gedärme hafte, dann der Grad des Fiebers minder heftig, dessen Form eigenthümlich, verschieden sey, sich auf dem abgelassenen Blute gewöhnlich keine Speck-Entzündungshaut bilde, so wie dass diese Fieberformen nur sparsamer oder keiner Blutentziehung bedürften und leicht auf das sensible System übersprängen, so ist dabey zu bemerken, dass, abgesehen davon, dass auch dem Darmcanale ein hoher Grad von Irritabilität zukommt, selbst in der durch ein bedeutendes Haargefässsystem (von dessen Affection entzündliche und fieberhafte Krankheiten so sehr abhängen) sich auszeichnenden Schleimhaut des Darmcanales wie im Bauchfelle oft so heftige Entzündungen vorkommen, dass allerdings wiederholte starke Blutausleerungen erfordert werden.

Wie die Abnormitäten der für das bildende Leben bestimmten Organe auch von krankhaften Veränderungen der Sensibilität wie der Irritabilität abhängen können, und hiernach sehr verschiedene Mittel dabey dienlich seyn können, hat übrigens der Verf. selbst wohl eingesehen (vrgl. besonders S. 35—36.)

Bey der Betrachtung der Krankheitsursachen wird (S. 96) die bekannte Eintheilung der Gelegenheitsursachen in mechanische, chemische und dynamische angeführt und dabey die Bemerkung beygefügt: »In so ferne hat auch, nach »*Walther*, die Krankheit des Menschen eine dreyfache Wur»zel, in der Speise nämlich, in der Luft und in dem Gemü»the, und dadurch ist der dreyfache Charakter der Krankheit »selbst bestimmt.« Allein diese Vergleichung möchte weder überhaupt passend seyn, noch den Charakter der Krankheit bestimmen können. Wirken nicht die verschiedenen Speisen, Luftarten, Leidenschaften etc. auf verschiedene Art. Welche

von *diesen* Gelegenheitsursachen entspricht *vorzugsweise* dem mechanischen Verhältnisse? Und giebt es nicht ausser den genannten Gelegenheitsursachen noch andere? —

Auch in Bezug auf die Darstellung der Wirkung der Arzneymittel möchte wieder das, was wir über die Eintheilung in drey Systeme und insbesondere über das Blutgefäſssystem als sogenanntes System der Irritabilität bemerkt haben, anzuwenden seyn Wo der Verf. (S. 55. fg) von der Herabstimmung der Irritabilität durch Aderöffnungen handelt, schickt er selbst die Bemerkung voraus, daſs, wenn von Mitteln die Rede sey, welche vorzugsweise auf die Irritabilität wirken, dies nicht mit Ausschluſs der übrigen Systeme, sondern nur unter näheren und ferneren Beziehungen und Verhältnissen zu denselben verstanden werden könne. Unmittelbar wirkten (S. 56.) Blutentleerungen auf die Herabstimmung der Irritabilität; sie deprimirten aber nicht minder die Energie der Reproduction und der Sensibilität. — Der V. bemerkt (S. 74.) ferner selbst, daſs es allerdings widersprechend zu seyn scheine, Aderöffnungen, Salpeter, Pflanzen- und Thiergifte etc. unter ein und derselben Aufschrift, die Irritabilität herabstimmender Mittel, zusammengestellt zu finden. Rec. findet auch diese Zusammenstellung keineswegs gerechtfertigt, und findet ausserdem in den Angaben des Verf. manches widersprechende. So soll z. B. das Opium (S. 68.) bald erhöhte Energie der Bewegungsorgane bewirken, im Tetanus, wo sich das ganze Bewegungsorgan aus Schwäche (?) krampfhaft zusammenziehe, stärkend und erhebend wirken, und die Erstarrung heben, bald (S. 69.) die Irritabilität herabstimmen und das Pflanzenleben hervorrufen. Hier ist immer wohl zu unterscheiden, ob die Erhöhung der Irritabilität durch vorzüglich die Energie des Blutgefäſssystemes etc. verstärkende Reitze verursacht werde, ob sie mit Vollblütigkeit, vermehrter Plasticität des Blutes etc. verbunden sey, oder ob sie nur von einem *Erethismus nervosus* abhänge. Nur im ersten Falle passen Blutausleerungen und ähnlich wirkende Mittel, im letzten vielmehr paregorische. — Das Quecksilber soll (S. 46.) vorzüglich die qualitative und quantitative organische Production beschränken, die normale Vitalität im Allgemeinen herabstimmen, die irritable Fiber erschlaffen, und sowohl in festen als flüssigen Theilen Auflockerung, Neigung zur Fluidität und Entmischung befördern. S. 47. fg. wird ihm aber auch eine active, die Thätigkeit des Lymphsystemes erhöhende Wirkung zugeschrieben.

Beyläufig bemerken wir noch, daſs der Verf., wenn er (S. 6.) fragt: »es ist nicht befriedigend, mit *Conradi* die Arz»neykörper in expandirende und contrahirende einzutheilen«

und hier die erste Ausgabe von des Rec. Grundrifs der Pathologie und Therapie, so wie die Leipziger Literaturzeitung anführt, er dem Rec. eine Meynung zuschreibt, die dieser so weit entfernt gewesen ist, anzunehmen, dafs er vielmehr sowohl in dieser Schrift (S. 32. und 349.) jene von mehreren Anhängern der neueren Naturphilosophie angenommene Eintheilung für höchst einseitig und unstatthaft erklärt, als auch schon früher in der Recens. von *Neumanns* allg. Therapie (Heidelberger Jahrb. für Medic. 1809. H. 5. S. 225. fg.) die Einseitigkeit und Unstatthaftigkeit derselben umständlicher dargethan hat

Uebrigens wird mit der blossen Annahme von Erhöhung oder Herabstimmung der einen oder der andern Dimension weder die Natur aller Krankheiten, noch die Wirkungsart der Mittel gehörig erklärt. Auch die qualitativen Verhältnisse der Säfte und Materien überhaupt in Krankheiten und die Beziehung der Mittel zu denselben müssen berücksichtigt werden, in welcher Hinsicht freylich unsere Kenntnisse noch am unvollkommensten sind. Diejenigen Krankheiten, in welchen Fehler der Verdauungssäfte, Säure, überflüssige oder ausgeartete Galle etc. Statt finden, hat der Vf. nebst den auf Blutanhäufung oder Infarctus beruhenden, als Hämorrhoiden, Blutbrechen, Hypochondrie, Gicht etc., so wie auch den Scorbut, die Wassersucht etc. (§. 65.) unter der Ueberschrift: *Productive, venöse, mehr auf erhöhter Vitalität einzelner Gebilde beruhende Krankheiten* abgehandelt. So wichtig der Antheil der Venen an der Erzeugung vieler Krankheiten ist, so möchte doch von manchen Neuern der von ihnen sogenannten Venosität zu viel zugeschrieben werden. Bey manchen hier angeführten Krankheiten ist auch die Vitalität eher vermindert als erhöht und es wird durch Schwäche der Bildungsthätigkeit eine unvollkommene Bereitung der Säfte bewirkt, oder es wird auch die gehörige Mischung der Materie durch von aussen aufgenommene Stoffe verändert. Eine umständlichere Darstellung der einzelnen Fehler der Säfte, der Säure, fehlerhaften Galle, Verschleimung etc. und deren Behandlung hat übrigens der Verf. nicht gegeben. Denn dafs zur Erklärung derselben die Annahme der vorherrschenden Venosität, des Ueberflusses an Kohlenstoff oder Wasserstoff etc. nicht hinreichend sey, ist leicht einzusehen.

Was aber die qualitative Beziehung der Mittel zu den Systemen etc. betrifft, so war es uns auffallend, dafs der Vrf. die Hypothesen mancher sogenannten naturphilosophischen Aerzte über die Wirkung des Stickstoffes, Kohlenstoffs etc. auf einzelne Systeme insein Werk aufgenommen hat, ohne auf das Ungegründete und Widersprechende derselben aufmerksam zu machen. Was Rec.

in der ersten Ausgabe seines Compendiums der allgemeinen Pathologie darüber bemerkt hatte, ist noch neuerdings durch das von *Pfaff* in *Meckel's* deutsch. Archiv für die Physiologie, B., 5 H. 3. S. 332 ff. Mitgetheilte ganz bestätigt worden.

Ueberhaupt sind an vielen Orten dieser Schrift sonderbare, einseitige, schiefe Aussprüche, wovon die Schriften mancher sogenannten naturphilosophischen Aerzte voll sind, angeführt worden, was unserer Meinung nach theils eine zu grosse Ehrenbezeugung für dieselben ist, theils (insofern sie ohne Beurtheilung oder Widerlegung mitgetheilt werden) wenigstens den Anfänger veranlassen kann, sie für bedeutender zu halten als sie wirklich sind.

Uebrigens enthält dieser zweyte Theil ausser dem, was in der ersten Hälfte desselben über Arzneymittel gesagt wird, und ausser darauf folgenden allgemeinen Betrachtungen über Krankheit, Krankheitsperioden, Heilkraft, chronische Krankheiten, Krisen, Metastasen, stehende und Jahres-Constitutionen zu Krankheiten, Epidemien, Contagien, Entzündung und Fieber, vorzugsweise nur die sogenannten productiven Krankheiten und Fieber. Die sogenannten irritabeln und sensibeln Krankheiten sollen in einem dritten Theile nachgetragen werden.

J. H. W. Conradi.

Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische, für Anfänger *zur Einübung der Formenlehre*, ausgearbeitet von PHILIPP CARL HESS, Doctor der Philosophie u. zweitem Professor an der hohen Landesschule in Hanau. Frankfurt am Main 1820. Gedruckt und verlegt bei Heinrich Ludwig Brönner. XIV. und 175. S. in 8. 1 fl. 54 kr. Auch unter dem, von dem Verleger gewünschten Titel

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, von HESS und VOEMEL, Professoren zu Hanau und Frankfurt. Erstes Bändchen u. s. w.

Unsere Leser kennen das verdienstliche Buch schon aus unsern Anzeigen in diesen Jahrbüchern, so wie gewifs Viele schon aus recht fruchtbringendem gesegneten Gebrauche. Zu diesem gesellt sich nun sehr zweckmäfsig, und einem gewifs vielfach gefühlten Bedürfnisse abhelfend, dieses eben so gut angelegte, als ausgeführte *Vorübungsbuch* (so würden wir es lieber nennen, als *Anleitung*) des Hrn. Prof. Hefs, der schon vor zwei Jahren durch seine *Observ. critt. in Plutarchi Vitam Timoleontis (Frcf. Brönn. 1818)* als gründlicher Philolog rühmlich aufgetreten ist. (S. das Juniusheft dieser Jahrb. 1819.)

Der Verf. wirft in der Vorrede einen prüfenden Blick auf die bisher erschienenen Bücher ähnlicher Art und erinnert mit Recht, dafs seine Vorgänger ihm sehr wenig zum Vorbilde dienen konnten. Von Werners Anleitung urtheilt er nur zu glimpflich. Dafs der Vf. poetische und prosaische Ausdrücke durcheinander gebraucht hat, billigen wir, indem er mit Recht sagt, bei der Etymologie seyen andere Rücksichten, als bei der Syntax. Allein wir würden doch die blos poetischen Wörter durch irgend ein Merkmal unterschieden haben. Ref. macht häufig die Erfahrung, wie geneigt die Schüler sind, auch späterhin bei syntactischen Uebungen poetische Wortformen und Wörter in die Prosa einzuschwärzen, wenn sie nicht frühzeitig auf den Unterschied aufmerksam gemacht werden. Bei einer neuen Auflage will der Vf. einen Abschnitt über die Wortbildung beifügen, welches wir nicht misbilligen, ob wir es gleich nicht für unumgänglich nöthig erachten. Wir empfehlen das Büchlein, das eine so reiche, wohlgewählte Sammlung von Beispielen für die gesammte Etymologie (Formenlehre) darbietet, recht dringend allen denjenigen, welche den Elementarunterricht im Griechischen zu ertheilen haben. Diejenigen, welche bisher dergleichen schriftliche Uebungen, von deren grofsem Nutzen wir uns täglich zu überzeugen Gelegenheit haben, noch gar nicht zu treiben pflegten, mögen sich durch dieses ihnen dargebotene Hülfsmittel dazu auffordern lassen. Diejenigen, aber die bisher mit dem Aufsuchen und Diktiren solcher Beispiele, die sie zu geben doch für nöthig hielten, viele Zeit und Mühe verschwenden mufsten, werden mit uns dem Vf. für das, was er giebt, recht sehr verbunden seyn.

Um indessen zu zeigen, dafs wir das Buch nicht nur flüchtig angesehen, sondern genauer durchgegangen haben, wollen wir Einiges, was wir uns bei der Durchsicht bemerkt haben, meist Druckfehler, (obgleich das Buch im Ganzen correct gedruckt ist) mittheilen. S. 13. 113. ist *Phalanx* als Masculinum gebraucht, welches eben so wenig statthaft ist, als von *einem Perioden* zu sprechen. S. 30 steht Ἴνδος, vom Flusse, und Seite 50 Ἰνδὸς, vom Volke gebraucht. Beides mufs gleich geschrieben seyn, wie denn auch S. 48 der Flufs richtig Ἰνδὸς geschrieben ist. S. 106. Anm. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ohne Vermehrung der Beispiele die Tempora bei den sogenannten *Verbis liquidis* nicht nur im Indicativ, sondern abwechselnd durch alle *Modos*, aufgeführt worden wären. S. 127. steht Θεραμένης für Θηραμένης. S. 134. hätten wir die Attische Construktion, *γραπτέα ἐστί μοι τὴν ἐπιστολήν*, nicht der andern, *γραπτέον κ. τ. λ.* als gleich geltend an die Seite gesetzt. Jene wird vom Scholiasten des

Aristophanes *Acharnn. 393.* als eine Seltsamkeit angegeben, und wir würden wenigstens die Construktion γραπτέον κ. τ. λ. als die gewöhnlichste (auch bei den Attikern) und natürlichste bemerkt haben, jene aber nur observiren, nicht nachahmen, lassen. S, 145. heifst es: *die Barbaren hatten mit einander geschlossen.* Hier scheint ein Wort zu fehlen. S. 163 steht Σκυδιστί statt Σκυθιστί und S. 164. Θηβησι statt des richtigern Θήβησι.

Mr.

Südamerika, wie es war und jetzt ist, oder Ursprung und Fortgang der Revolution daselbst bis 1819. Von *r. (Tandem bona causa triumphat) Leipzig. 1820 b. Rein. 350 S. in 8. 1 Rtl. 12 Ggr.

Die etwa 8000 Quadratmeilen des Spanischen Amerika, Mexico und Peru besonders, hatten den landenden Europäern ein gesundes, schon fleissig angebautes, von Strassen durchschnittenes, mit Städten und Dörfern bedecktes Land angeboten. Selbst die grausam mishandelten und deswegen in die Gebürge geflohenen Ureinwohner würden gutmüthig unter ihnen gewohnt, die durch den edlen Las Casas herbeygebrachten stärkeren Afrikaner sich ohne Schaden und ohne Gefahr der Uebrigen, als Creolen, Mulatten etc. in ihre verschiedene Stämme ausgebreitet haben. Und doch ist vielmehr seine ungeheure Länderstrecke nach 300 Jahren kaum von 13—17 Millionen besetzt, während Nordamerika, wohin erst seit 150 Jahren einige Häuflein verdrängter Quäcker, Puritaner, Wiedertäufer geflüchtet waren, und nichts als Wälder, Sümpfe und rohkriegerische Wilde angetroffen hatten, schon 1780 zu 2 Millionen angewachsen war, seine Freyheit erstreiten konnte und sich in der kurzen Zeit bis über 10 Millionen vermehrt hat. Woher dieser unläugbare, dortunheilbringende Unterschied? Nach Mittel- und Südamerika waren Spanier gekommen, welche so eben in dem Vertilgungsstreit gegen Mauren und Juden an Nationalhass und an die Eifersucht, nicht der Religion, sondern des Kirchentums, an die Intoleranz gewöhnt worden waren, sie jetzt gegen die Westindischen Heyden zur höchsten Grausamkeit steigerten und inquisitorisch-bigott sich allein für den zum Weltbeherrschen geeigneten Adel unter den Völkern hielten. Nach einer verdrehten Bibelstelle hielten sie es, weil dieses gar zu erwünscht mit ihrem gebieterischen Stolz übereinstimmte, für Christenpflicht, wie in Europa, den Juden und Muhammedaner, so jenseits des Oceans den Heyden von ewiger

Verdammnifs durch das *coge eos intrare,* durch gewaltsames Herantreiben in den Schoos der allerbarmenden Mutter, Kirche, zu retten, und zugleich ihn entweder ihrer Herrschsucht zu unterjochen, oder durch die überallhin mitgebrachte' Inquisition quaalvoll von der Erde, welche den Alleingläubigen allein gebühre, zu vertilgen. Dagegen wurden die Nordamerikanischen Colonien von Verfolgten, nach Freyheit des Cultus und der Verfassung trachtenden Privatpersonen begonnen, als schon die Menschenrechte im Glauben nach Ueberzeugung durch die Kirchenreformation klar gemacht und selbst die Herrschersucht durch die Theilnahme aller Stände an der Gesetzgebung in eben dem Lande, woher sie meistens kamen, gemässigt war. Aus Spanien, weil es indefs durch Herrscherkriege in Teutschland und Italien sich entvölkerte, allen Zuflufs von Auswärtigen aus Ketzerfurcht abschnitt, sich selbst aber in Alba's Kampf gegen die Niederländische Denk- und Gewerbfreyheit verblutete, kamen nur die Geldgierigsten so lange nach Südamerika hinüber, bis sie voll Gold und Mitteln zur Sittenverderbnifs *(irritamenta Malorum!)* zu vornehmem Nichtsthun heimkehren konnten. Nicht mehr Menschenfleifs, nur Goldzuflufs auf den Gallionen von Peru nährte noch Spanien, und mehrte den Stolz neben der Trägheit. 1611 bot zwar noch die übriggebliebene Million gewerbfleissiger Juden u. Mauren 20 Mill Piaster, um in Spanien thätig bleiben zu dürfen. Der Erzbischof von Madrid aber trat mit dem heiligen Kreuze vor den König. »Soll Jesus Christus, fragte er, noch einmal für dreyssig Silberlinge verkauft werden?« Und nicht die Piaster, die man dann doch von den Ausgetriebenen durch allerley gegen Unglaubige leicht verzeihliches Unrecht zurückzubehalten verstund, mufsten auswandern, wohl aber die Industrie, die Fabriken, der Handel, wozu sich der Klostergeist und die Grandezza nicht herabwürdigten.

In diesen und vielen ähnlichen Zügen schildert der für den denkwürdigen Gegenstand begeisterte und durch Detailkenntnisse Jeden belehrende Verf. wahr und anziehend die Ursachen, deren unausbleibliche Folgen und Früchte unsere Zeit nunmehr erlebt hat. Der Druck durch *Monopolien* (wo doch selbst die müssig gewordenen Spanier nur fremde Waaren spedirten, und der amerikanischen Bergwerke Gold meist andern arbeitenden Nationen überlieferten) zugleich die ungebundenste Willkür *nichteinheimischer Obrigkeiten* (von 750 Vicekönigen waren nach S. 52. nicht mehr als 18 amerikanischen Stammes) sollte die entfernte Millionen ewig in der Dienstbarkeit gegen das selbst unfreye, thatlose Stiefmutterland und dessen Inquisitionspolizey erhalten. Aber in den Gebirgen von

Buenos-Ayres und Venezuela erwuchs allmählich, über den Gebeinen der Gemifshandelten, ein Rächer, ein Stamm von Kriegern, von welchem schon Raynal wahrsagte, dafs er, *vielleicht bald*, das Entrissene aus den Eingeweiden der Tyrannen der neuen Welt zurückfordern werde. Aus dem kirchenhistorischen Gesichtspunkt kommt dem Rec. die Wahrscheinlichkeit hinzu, dafs selbst die Waffenübungen und die gleichsam herilische (hausherrschaftliche) Regelmässigkeit, durch welche die *Jesuiten* nur für sich selbst, ein *Priesterreich* im *Paraguay* gegründet und eingeführt haben wollten, vieles zu der jetzigen Möglichkeit, die Unabhängigkeit der dortigen Länderstrecken zu erobern, vorbereitet und beygetragen haben. Geschehe nur das Bessere, aus welcher Absicht es seyn mag, es bringt gute Früchte, und erzeugt die Gegenmittel gegen das Böse selbst, welches sich seiner zu ganz andern Zwecken nur bedienen zu können sich beredete. Paraguay machte die Jesuiten den Portugiesen und Spaniern so bekannt, dafs auch jetzt noch diese beyden Höfe und Nationen am allerwenigsten ihre Orthodoxie auf Wiederherstellung des Jesuitentums ausdehnen wollen. Und eben dieses Paraguay lehrt Creolen und Ueberreste aus der gemarterten Motezuma und Atahualpa Zeiten Waffen führen, durch welche sie sich von Jesuiten und Dominikanern und von dem ganzen Blutgerichte geheimer Kirchen- und Staatspolicey frey erhalten können, um dessen willen einst Ferdinand und Isabelle mit der Benennung katholischer Majestäten von Sr. Heiligkeit selbst ausgezeichnet worden sind. Umsonst, dafs Indianer lesen und schreiben zu lehren verboten war, dafs, als unter Carl IV. Maracaibo um eine Universität bat, der königl. Fiskal antwortete: Was soll eine hohe Schule einem Lande, dessen Bewohner in die Bergwerke bestimmt sind? Die Jesuiten selbst haben gelehrt, was geistlichen und weltlichen Despotismus eine Zeit lang beschirmt, endlich mit seinen eigenen Wehr und Waffen ganz kaltblütig niederbeugt.

Wie nöthig und wie welthistorisch wichtig zugleich es war, dafs es anders würde, zeigt (S. 38.) schon allein die folgende einzelne Anecdote: *1805* ward die Küste der Landenge von *Darien* hydrographisch für die Krone aufgenommen. Man bemerkte, dafs die Bay von Madinga in die Erdenge eindränge und bis auf fünf Stunden festen Landes sich dem jenseitigen stillen Ocean nähere. In die Bay ergiefst sich ein Flufs. In entgegengesetzter Richtung strömt ein Arm des Chepo in den Busen von Havannah. Ein so kurzer Durchstich des Festlandes! und der Welthandel hätte eine neue Gestalt. Der Weg nach Ostindien wäre um 10,000 Meilen abgekürzt. Aber — die Spanier, verboten bey Todesstrafe das Bekanntwerden

dieser Verhältnisse. Umsonst! Bolivar, oder wer nach ihm Columbia leitet, wird sie thätig zur Oeffentlichkeit bringen. Zwar trennen das südlichere America fünf Naturbollwerke so stark von einander, dafs ein zusammenwirkender Plan nicht wahrscheinlich ist. Die lange, schmale Erdenge von Darien scheidet Mexico von den beyden Granada. Die Strecken von Oronoko bis zum Silberflufs und die dem ganzen Europa an Grösse fast gleichen Portugesischen Besitzungen sind noch scheidender. Die Andesgebürge, schwerer zu übersteigen, als die Pyrenäen können die Heere der am atlantischen Meere liegenden Länder von dem am stillen Meere sich bildenden Freystaate abhalten. Desto besser können fünf grosse abgesonderte Theile, jeder nach seiner Art, sich gestalten. Welch eine neue Entwicklung der verschiedensten Menschenarten untereinander. Die ersten spanischen Eroberer und ihre Nachfolger waren nicht jene frugale, arbeitsame, fromme Ansiedler in Nordamerica. Das Kreuz zu predigen und dessen Feinde zu tilgen, war ihr Fanatismus, Gold wegzuführen ihr Zweck. Ohne Weiber, von spanisch-glühender Leidenschaft getrieben, sanken sie in die Arme der wilden Weiber. Eben so die eingeführten Tausende schwarzer Sclaven. Daher so verschiedene Racen, die, je näher sie den Weissen sind, desto edelgebohrner sich zu seyn scheinen. Neben den *Spaniern*, die aus dem Mutterlande, zum Herrschen über alle, daherkommen, sind zinsbare, sind andere freyherumziehende Ureinwohner, *Indianer* genannt; dann *Creolen*, die Nachkommen eingewanderter Spanier mit spanischen Frauen in America erzeugt, *Mestizen*, die Sprösslinge eingewanderter Spanier mit Indianerinnen erzeugt, auch *Mulatten* und *Negers* und die von Weissen und Schwarzen stammenden *Zambo's*. Welche Aussichten für die experimentale Anthropologie, wenn erst diese Verschiedenheiten einander im Staate gleichgestellt mit und gegen einander wirken.

Zum Beginnen dieser Wirksamkeit, zum Beginnen des Freywerdens, gab Napoleons Eroberungslust die Möglichkeit. Als er den herrschenden Einflufs Spaniens dorthin unterbrach, waren die Herrschenden im spanischen America für ihn, weil sie wieder durch ihn fortherrschen zu können hofften. S. 88—90. giebt der Verf. hievon einen sprechenden Beweis. Das Volk war für die Cortes. Diese erklärten von Cadix aus: Wir legen euer künftiges Schicksal in eure Hand. Ihr waret der Spielball eurer Vicekönige, ihren Launen, ihrer Habsucht, ihrem Ehrgeiz hingegeben. Fortan soll euer Schicksal nicht mehr von ihnen abhangen. Dieses hoffte America, werde auch Ferdinand VII., nachdem er selbst Willkühr genug erlitten hatte, gewähren. Das Volk nöthigte die Vornehmen, ihm zu huldi-

gen. Aber eben dadurch hatte es auch die erste Erfahrung gemacht, wie viel von ihm abhange; und da selbst der heilige Bund nicht bewürken konnte, daſs Spanien eine Regierung nach den Grundsätzen Jesu Christi bekam, wurde das entlegene Volk leicht seiner gefühlten Eigenmacht früher sich bewuſst, als selbst das Mutterland.

Wie dieses im einzelnen? dies wird von dem Verf. kurz, klar, anziehend, der Beherzigung werth, nach der Geschichte und psychologisch durchgeführt.

H. F. G. Paulus.

Quaestionis de Religione Sophoclis rationali P. I. Programm auf das Geburtsfest des Königs. Von Schwab Prof. am Gymnasium zu Stuttgart. 1820. 4.

Bekannt ist es, daſs die Kirchenväter sich häufig auf ein Bekenntniſs des Monotheismus als von Sophocles ausgesprochen berufen, welches für uns nur als eine auffallende Probe von der unkritischen Leichtgläubigkeit dieser Glaubigen merkwürdig ist. Wer von Uns es liest, kann nicht anders, als die Unmöglichkeit, daſs es von Sophocles sey, aus Sprachart und Inhalt, wie mit Händen greifen. Man kann nicht anders, als ausrufen: So leicht glaubt, wer an blosses Glauben sich gswöhnt, alles, was er irgend wünscht! Doch, da so eben solches Glauben und Hoffen ohne Denken aufs neue allerley Fürsprecher findet und sich, weil weder Wissen noch Studieren dazu erforderlich ist, leicht empfehlen kann, ist die von dem Vf. mit seltenem Fleiſs gemachte Bearbeitung jenes Fragments um so mehr einer besondern Aufbewahrung und Verbreitung werth. Sophocles soll also gedichtet haben; (Vrgl. Brunks Sophokles Th. IV. S. 683.

Εἱς, ταις ἀληθειαισιν, εἱς ἐστιν θεος,
Ὃς οὐρανον τ' ἐτευξε καὶ γαιαν μακραν,
Ποντου τε χαροπον οἰδμα, κἀνεμων βιας.
Θνητοι δε πολλοι καρδιαν πλανωμενοι
Ἱδρυσαμεθα, πηματων παραψυχην,
Θεων ἀγαλματ' ἐκ λιθων, ἠ χαλκεους,
Ἠ χρυσοτευκτους, ἠ 'λεφαντινους τυπους·
Θυσιας δε τουτοις καὶ καλας πανηγυρεις
Νεμοντες, οὑτως εὐσεβειν νομιζομεν.

(*Unus profecto est, unus est tantum Deus coeli solique machinam qui condidit vadumque ponti coerulum ventique vim. At ducta coeco errore gens mortalium commenta cladis in suae solatium est simulacra*

divum facta saxo aut arbore vel pondere auri, dente vel Lucae bovis. His victimarum sanguinem, his festos dies quam dedicamus, ea religio creditur.)

Hr. Schwab hat sich die Mühe genommen, den Citationen nachzugehen, in denen ein christlicher Vater dem andern das Unächte nachschrieb. So beharrlich anhängig an das offenbar Erdichtete war die Tradition dieser Ueberlieferer; so leer von allem kritischen Gemerk.

Legitur apud *Justinum Martyrem* bis, primum in Cohortatione ad Graecos Edit. Paris. anni 1742. p. 20 D. deinde in libro de Monarchia ejusd. ed. p. 37. B. C. apud *Clementem Alexand.* itidem bis, semel in Cohortatione ad G. Ed. Potteri, Venet. 1757. T. I. p. 63. atque iterum in Stromatum libro V. ejusd. ed. T. II. p. 717. apud *Eusebium* in Praeparatione Evang. L. XIII. cap. 13. Edit. Colon. 1688. (juxta Parisin. 1628.) p. 680. exscriptum e Stromatibus Clementis Alex. sed variante passim lectione. Apud *Cyrillum Alex.* contra Julianum libr. I. Edit. Paris. 1638. Tom. VI. p. 32. B. apud *Theodoretum* Edit. Paris. 1642. Tom. IV. p. 590. A. Duo primi versus leguntur apud *Athenagoram* in legatione pro Christianis Ed. Paris 1742 p. 287. D. Corrupti vestigia apparent apud *Joannem Malalam* Ed. Venet. altera anni 1733. p. 16. C. D.

Das Vergleichen dieser Stellen ist doppelt verdienstlich, nicht nur weil es durch die Verschiedenheit der Varianten den alten Text, welchen vorerst historisch zu erforschen sogar *Bentley*, (nach der Weise eigenmächtiger Kritiker!) allzu nachlässig war, desto kennbarer macht, sondern weil auch in eben diesen Abweichungen ein eigener Nebengrund liegt, die Unächtheit des Fragments und die unsichere Fortpflanzung aus Erinnerung nachzuweisen. Der Verf. fand folgendes zu bemerken:

Ad v. 1. ἐν ταις ἀληθειαισιν *Cyrill.* Et ita *Bentlejus*, haud scio an ex mera conjectura; nam Cyrillianam recensionem, cum neuter Cyrilli mentionem injiciat, *Bentlejus* pariter ac *Brunkius* ignoravisse videntur. v. 2. τετευχε. *Just.* Coh. — *Euseb.* Sed τ' ἐτευξε *Just.* de Mon. — *Clem.* bis. — *Theod.* — *Athenag.* Sic etiam *Bentl.* ἐτευξε contra metrum omisso τ' *Cyrill.* — *Malal.* μακρην *Clem.* bis. — *Euseb.* v. 3. χαροπυ *Malal.* βιαν *Clem.* Strom. — καὶ ἀνεμων *Euseb.* — *Cyrill.* — *Malal.* v. 4. πολλοι omnes praeter *Clem.* Apud quem in Strom. vulgatur πολλον (quod *Bentl.* tanquam constantem omnium lectionem repetiit) sed ibi quoque dissentiunt duo codices, quorum alter *Paris.* θνητοις δε πολλοι praebet, alter *Joann.* θνητοι δε πολλοι.

(Der Beschluss folgt.)

N^ro. 28. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

G. Schwab Programm *de religione Sophoclis.*

(*Beschlufs.*)

Apud *eundem* in Coh. πευλυκερδια (lapsu librariorum, ut videtur. Scripsit fortasse πουλυ καρδια, quod minime tragicum) et *Malalam*, qui πολο exhibet — καρδια *Just*. Coh. — *Malala;* et sic *Bentl.* — κραδιῃ *Cyrill* pessime — *Just.* Coh. cum reliquis καρδιαν. — v 5 παραψυχας *Just.* de Mon — *Cyrill* — *Malal.* v. 6 ἀγαλματα *Cyrill.* — ἐκ λιθων τε καὶ ξυλων *Just*. Coh. — ἐκ λιθων και ξυλων Malal. — ἐκ λιθινων, ἢ ξυλων, ἢ χαλκεων *Clem* Coh. cum summa metri ignorantia. ἐκ λιθων ἢ χαλκεων *Clem* Strom. — *Euseb.* — *Theod.* et ita *Bentl* χαλκεας *Just.* de mon. — *Cyrill.* hanc lectionem secutus est *Brunkius.* v. 7. ἢ χρυσοτευκτων ἢ ἐλεφαντινων τυπους Omnes nisi quod *Clem* in Coh. *Theod. Cyrill.* negligenter ἐλεφαντινων *Malala*, ut per omnia, vitiose ἢ χρυσοτευκτων ἐλεφαντινων. *Brunkius* lectionem de suo mutasse videtur. v. 8. καλας *Just* bis. — *Clem.* Strom. — *Theod.* sed κενας *Clem.* Coh. *Cyrill.* etiam *Bentl.* καινας *Malal.* — θυσιας τε *idem*. v. 9. νεμοντες *Clem.* Coh. sed στεφοντες *Clem.* Strom. — *Euseb.* — *Theod.* τευχοντες *Just.* bis. — *Cyrill.* — *Malal.* — et sic *Bentl.* — Quae apud *Malalam* manifeste corrupta sunt a librariis, haud attulimus.

Umständlicher hat sich über die unverkennbare Unächtheit dieser patristischen Glaubensprobe verbreitet *Bentley* in seiner Epistola ad Millium. Doch hatte er selbst den historisch gegebenen Text nicht genug aufgesucht. Er hielt πολλων für πολλοι und χαλκεων statt χαλκεας für alten Text. Clemens Stromatum L. V p 144 ed. Würceb giebt *Hecataeus* als die eigentliche Quelle an. Ὁ μεν Σοφοκλης, ως φησιν Ἑκαταῖος, ὁ τας ἱστοριας συντεταγμενος, ἐν τῷ κατ' Ἄβραμον καὶ τους Ἀιγυπτίους, αντικρυς επι της σκηνης εκβοα· εἱς u. s. w. Dies waren denn die glaubwürdigen Gewährsmänner eines solchen vielsammelnden, wenig prüfenden christlichen Alexandriners, wie Clemens, die für Zeugnisse ausgegebenen Erdichtungen und Raritäten, durch deren Zusammenstücklung er seine gleichsam mit christlicher Gnosis gestickten »Teppiche« verzierte; jene gräcissirenden

Juden zu Alexandrien, welche seit Aristobulus, schlau aber nicht gelehrt genug, die dortigen Platonisten und Stoiker überreden wollten, dafs Pythagoras und Plato ihr Bestes aus einer uralten, schon als kaum Griechen in Aegypten sich ansiedeln durften, entstandenen griechischen Uebersetzung der Thorah gewonnen hätten. Und diesen vermochte Clemens zu glauben, dafs auf einer attischen Schaubühne an Volksfesten solche plump dogmatische Controversreden gegen die Götterfeste möglich gewesen wären.

Die Unmöglichkeit wird noch weit einleuchtender, indem der V. das rationalste, was Sophocles über die Götter aussprach, in dem übrigen des Programms kenntnifsreich sammelt und ordnet. Zur Vergleichung mit der in der hebräischen und jüdisch-griechischen Theologie zum Throne der Gottheit erhobenen Σοφια führt Rec. gerne noch die Parallelen an:

Oedip. Col. vs. 1381. . . . . ειπερ εστιν ἡ παλαιφατος
Δικη Σύνεδρος Ζηνὸς αρχαιοις νομοις

Antigone vs 460.

ȣ γαρ τι μοι Ζευς ην ο κηρυξας ταδε
ȣδ' ἡ ξύνοικος των κατω θεων Δικη
Οι τȣσδ' εν ανθρωποισιν ὡρισαν νομȣς.
ȣδε σθενειν τοσȣτον ᾠομην τα σα
κηρυγμαθ' ως ἄγραπτα κασφαλη θεων
νομιμα δυνασθαι θνητον οντ' ὑπερδραμειν.
ȣ γάρ τι νυνγε καχθες, αλλ ἀεί ποτε
ζῇ ταῦτα, κȣδεεὶ οἶδεν, ἐξ ὅτȣ 'φάνη.

Vgl. aus Hesiod. Εργ vs. 254. 257.

. . Δικε, Διος εκγεαυια . .
Αυτικα παρ Δι πατρι καθεζομενη Κρονιωνι

und die schon von Demosthenes c. Aristogit. dem Orpheus zugeschriebene Stelle (hymn. LXI. 2.)

ἡ και Ζηνος ανακτος επι θρονον ἱερον ἱζει.

cf. D'Arnaud de Diis Paredris. Die mythologische uralte Hof-etiquette des Olymps gab solchen Mindermächtigen, oft thätigern und unentbehrlichern Gottheiten ihre Fauteuils, und noch jetzt sitzen und stehen auf den Thronstufen der Sultane rechts und links die obersten Veziere und Muftis als συνθρονοι, so dafs schon ihr Höheres oder Niedrigeres Sitzen oder Stehen für eines jeden Theilnahme an der Throngewalt symbolisch wird.

H. E. G. Paulus.

Dictionnaire universel abrégé de Géographique ancienne comparée, offrant la description des contrées, villes, fleuves, montagnes, monumens, et généralement de tous les lieux célèbres de l'antiquité; l'histoire, les moeurs, les lois, les gouvernemens, et la religion des peuples anciens; précédé d'un tableau historique et chronologique des progrès de la géographie chez les anciens, d'une table explicative des noms usités en geographie, presentant en même temps la reduction des monnaies, poids, et mesures itinéraires des principaux peuples; suivi de tableaux synoptiques offrant les principales divisions du monde ancien, et pouvant former un traité methodique; et d'une table alphabétique de noms modernes correspondans aux articles du Dictionnaire; *ouvrage entièrement neuf*, rédigè sur le plan des dictionnaires de géographie moderne, pour l'usage des colléges et académies du royaume; par MM. Dufau et Guadet. Cet ouvrage est précédé d'une carte neuve de géographic ancienne comparée du monde connu des anciens, soigneusement dressée et rédigée par *M. Brué*, géographe de S A. R. Monsieur. A *Paris* chez *Desray*, libraire, rue Hautefeuille nr. 4, près celle Saint-André-des-Arcs. De l'imprimerie de Didot le jeune. 1820 Tome premier. A—F. XVI 431 S. Tome deuxieme G—Z. 432 S. gr. 8.

Es ist bekannt, welche groſse Fortschritte die alte Geographie durch die Bemühungen französ. Gelehrten in neuerer Zeit gemacht hat, und wie insbesondere in Frankreich dieser Zweig der Alterthumswissenschaft mit vorzüglichem Eifer und Glück betrieben worden ist. Man denke nur an Danville, Barthelemy, Barbier du Bocage, Choiseul-Gouffier, Raoul-Rochette, Malte-Brun und Andere. Vorliegendes Werk, wenn es gleich nicht unter die gelehrten Schriften gerechnet werden kann, die uns wichtige Aufschlüsse über schwierige Theile der alten Geographie geben, oder einzelne dunkele Punkte erhellen, verdient doch alle Aufmerksamkeit, und wir sind den Herausgebern, die dabey weniger den Gelehrten, als das gebildete Publikum der Hauptstadt, das doch auch einige Kenntniſs der alten Welt, an die es so oft erinnert wird, sich verschaffen, das sich in vorkommenden Fällen den nöthigen Rath holen will, im Auge gehabt zu haben scheinen, den verdienten Dank für ihre Bemühungen schuldig. Es soll dieses Werk zwar auch, sagen die Herausgeber, dem Gelehrten vom Fach das Geschäft langwieriger, ermüdender Untersuchungen ersparen (??), es soll dem Studierenden das Verständniſs schwieriger Stellen erleichtern, es soll dem Reisenden eine Art von Cicerone in diesen schönen Gegenden seyn und dem Künstler die nöthigen Bemerkungen an die Hand geben, kurz, es soll jeder Classe von Lesern zum Führer dienen, »*tous ceux enfin,* heiſst es, *qui desireront avoir une idée juste sur l'état du monde connu des anciens consulteront ce livre, nous osons le dire, avec utilité.*« Eine wirklich vielversprechende Erklärung, die man jedoch nicht so ganz in ihrem

vollen Sinn zu nehmen hat. Der Werth des Werkes bestehet unserer Ansicht nach darin hauptsächlich, daſs es dem Gebildeten, aber nicht-Gelehrten, sogleich die nöthigen Hauptpuncte, faſslich und deutlich, in der gehörigen Kürze vor Augen stellt. Für den Gelehrten ist es schon darum weniger brauchbar, weil nirgends, bey irgend einer Stadt, Land, Fluſs und dgl. eine Autorität aus ältern oder neueren Schriftstellern angeführt ist. Wären bey jeder Stadt die Hauptquellen, Herodotus oder Strabo oder Ptolomäus oder Pausanias, oder irgend ein anderer Autor aufgezeichnet, wäre hie und da auch nur eine Verweisung auf neuere Reisende, auf neuere, durch Gelehrte an Ort und Stelle selber gemachte, Untersuchungen gegeben, so würde das Werk sehr gewonnen, und dem Gelehrten manchen Nutzen geleistet haben, den es ihm in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht gewähren kann.

Nach der Vorrede unmittelbar folgt eine Erklärung der hier vorkommenden besondern Ausdrücke und Bezeichnungen, dann ein »*precis chronologique, des progrès de la géographie ancienne.*« an welchen sich dann das Wörterbuch selber anschlieſst. Der Ausdruck des Titels *Géographie comparée*, bezieht sich darauf, daſs bey jedem Artikel nach den alten Namen, der neuere Namen in Klammern eingeschaltet ist; mehr erwarte der Leser nicht von dieser *Géographie ancienne comparée.* Daſs das Werk, der Natur des Gegenstandes und seiner Ausdehnung nach nicht frey ist von einzelnen Unrichtigkeiten, daſs es bisweilen zu kurz ist, und zu wenig sagt, werden billig denkende Beurtheiler verzeihen. Als Probe, um unsern Lesern eine Ansicht der einzelnen Artikel zu geben, heben wir den Artikel *Dodone* aus p. 397. T. I.

Dodone (Castrizza), ville située dans la partie septentrionale de l'Epire, au pied du mont Tomarus. C'est là que se trouvaient le temple de Jupiter et l'oracle le plus ancien de la Grèce. La ville devait ses richesses et la celebrité aux étrangers qui venaient de toutes les parties du monde, pour consulter l'oracle. Le temple de Jupiter etoit orné d'un très grande nombre de statues et des plus riches offrandes. Près du temple croissait la foret sacrée. Parmi les chênes de cette foret il y en avait un surtout consacré par la piété, et auquel on avoit donné le nom de divin ou de prophétique. Trois pretresses rendaient l'oracle du dieu, qu'elles pretendaient saisir de diverses manieres. La deesse Dioné, fille d'Aranus, partageait les honneurs et les offrandes offerts à Jupiter Dodone fut considerable sous les empereurs: elle fut les siège d'un evèque. On ne retrouve plus aucunes traces de ce lieu célèbre, dont on a cependant conservé quelque souvenir dans le pays par la tradition.« Wie

vieles bleibt hier nicht dem Leser zu wünschen übrig, besonders wenn er den grossen, so viel sagenden, so viel versprechenden Titel des Werkes, sammt der Vorrede gelesen hat, und hiernach seine Forderungen einrichtet! Warum hier kein Wort von den *Sellen*, von den *Tomuren*, (die man vergebens auch an dem gehörigen Orte sucht), von der Gründung des Orakels durch Tauben von Aegypten her, überhaupt davon, daſs diese Stadt als einer der Ursitze Griechischer oder Hellenischer Cultur zu betrachten sey: warum nichts von dem doppelten Dodona in Thessalien und Thesprotien, wovon jenes, nach den Untersuchungen unseres *Ritters* (Vorhalle Europ. Völkergesch. Cap. II. p. 386 ff. vergl. mit Müller Aeginett. p. 159. der entgegengesetzter Meinung ist) das ältere wäre; hätten doch darüber die Herausgeber bey ihrem Landsmann Clavier (zum Apollodor, I, 35. p. 78 ff. und Memoires sur les oracles p. 9. sqq.) schon Auskunft gefunden. Auch über den Namen *Bodona* ist Nichts bemerkt. Noch mangelhafter ist der Artikel *Ephyra* ausgearbeitet. Da heiſst es blos ganz kurz:

»*Ephyra, ancien nom de Corinthe. Plusieurs autres lieux peu considérables de la Grèce ont porté ce nom.*«

hierauf folgt ein weiterer Artikel:

»*Ephyre, ville du Peloponnèse (Morée), dans l'Elide (Belvedère), au sud-ouest d'Elis. Elle n'était guère connu que par les poisons mortels que produisaient ses environs.*«

Man lese nur den Eustathius zur Odyss. I. vs. 259. pag. 54 ed. Basil. nach, wo nicht weniger als *sechs* Orte des Namens *Ephyra* (Ἔφυρα) in Griechenland bemerkt werden. Dort werden auch drey Flüsse unter dem Namen Σελλήεις aufgezählt, alle in Griechenland. In unserm Dictionnaire finden sich nur zwey, der eine in Elis, und dann einer in der Landschaft Troas; des Flusses Selleeis in Thesprotien (s. auch Hesychius T. I. p. 1161 Albert.) ist nicht gedacht.

Zu kurz und zu ungenügend ist der Artikel von den Pelasgern. Es heiſst blos:

»*Pélasges. Ce peuple, dont on ignore l'origine, occupa anciennement, avec les Eoliens, toute la Thessalie, et se repandit même dans plusieurs cantons de la Grece, ce qui fait, qu'elle prit souvent le nom de Pelasgie; mais dans la suite ceux, qui restaient dans la Thessalie, furent confinés dans une contrée de cette province, qui en prit le nom de Pélasgiotide.*«

Darauf folgt noch ein besonderer Artikel:

»*Pelasgi. Ceux-ci ne sont qu'une colonie des premiers qui vinrent s'établir dans l'île de Lemnos, et en chassèrent les premiers habitans. Les Pélasgiens furent eux-mêmes dé-*

possédés de l'île par les Atheniens; sous la conduite de Miltiade.«

Warum hier ein doppelter Artikel, da es doch nur ein einziges Volk ist? Wenn auch der Zweck des Buches nicht gestattete, in Untersuchungen über die Pelasger, ihren Ursprung ihre Ankunft und Verbreitung in Hellas einzugehen, so sind doch auch hinwiederum die hier gegebenen Notizen so dürftig und so unvollkommen, daſs wenig vermiſst würde, wenn der ganze Artikel weggelassen worden wäre. Nicht einmal das ist bemerkt, was doch füglich bemerkt werden konnte, daſs sie die ältesten bekannten, aus der Fremde in Griechenland eingewanderten, zum Theil unter Priesterregiment, in hierarchischer Verfassung lebenden Volksstämme waren. Und so liesse sich wohl noch manches der Art bemerken, was wir jedoch hier übergehen wollen, um so mehr als das Werk von vielen andern Seiten sich uns als sehr brauchbar ankündigt und wirklich empfohlen zu werden verdient. Unter dem Artikel *Larissa* sind 7 Orte dieses Namens angegeben, ziemlich vollständig; über die Allgemeinheit dieses Namens, der als Namen von Städten allerwärts, in Italien, Griechenland, Thessalien, Kleinasien, Syrien u. s. w. vorkommt, hat Lanzi im Saggio di ling. Etrusc. II. p. 395 — 394. vgl. 333 merkwürdige Aufschlüsse mitgetheilt. Unter die gut abgefassten Artikel des Werkes möchte auch der Artikel: »*Etrusques, Etrusci*« gehören. Richtig wird angemerkt, daſs unter diesem Namen mehrere zu verschiedenen Zeiten aus verschiedenen Gegenden in den Strich von Italien, der *Tuscia* hieſs, eingewanderten Völkerstämme zu begreifen seyen. Der ursprüngliche Name dieses Volkes scheine *Rasenae* gewesen zu seyn, dieselben mit den auf den Alpen wohnenden *Rhätiern*. Der griechische Name der *Tyrrhener* rühre von einer Lydischen Colonie her, die sich an Etruriens Küsten niedergelassen u. s. w. Auch Ref hat nie an der, von Herodotus berichteten Auswanderung eines Theils der Lydier nach Etrurien, und an der Verwandschaft beyder Völker gezweifelt, und jetzt um so weniger, da er die von Creuzer im 2ten Bande der Symbolik S. 828. Note der 2ten Ausg. zusammengestellten Data gelesen hat

Angehängt sind diesem Dictionnaire: *tableaux synoptiques de la géographie ancienne comparée* (II. Th. p. 381 ff.) Hier sind die Namen der Länder der alten Welt mit Angabe der einzelnen Provinzen, Districte und sonstigen Abtheilungen in tabellarischer Form aufgezählt, mehr hat man nicht zu erwarten. Seite 403 bis ans Ende, folgt ein Register der in diesem Werke angeführten neuern Ortsbenennungen, wobey die ältern Namen dieser Orte beygefügt sind: *table alphabétique des noms moder-*

nes cités dans cet ouvrage. Die beygefügte Karte verdient wegen ihres schönen Stichs alle Auszeichnung; wie denn überhaupt Papier und Druck nichts zu wünschen übrig lassen. Schlüſslich verdient noch der Fehler *Dyonisiennes* (Th. II. p. 27. unten) statt *Dionysiennes* eine Rüge.

Dorow's Sammlung teutscher und römischer Alterthümer, welche in den Jahren 1817 — 1819 theils von ihm selbst, theils auf seine Veranlassung in den *Rhein-* und *Moselgegenden* ausgegraben worden sind. *Zweytes* Heft. Mit dem besondern Titel: *Opferstätten* und *Grabhügel* der *Germanen* und *Römer* am Rhein, untersucht und dargestellt durch Dorow. Zweytes und letztes Heft. Mit neunzehn Steindrucktafeln. Wiesbaden, bey L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker. 1821. X. und 92 Seiten in gr. Quart. 8 fl. 15 kr.

Alles, auch das scheinbar minder wichtige, das zu einer bessern Einsicht in das Dunkel führt, das unsere Vorwelt umgiebt, ist dankenswerth. Und so haben auch vorliegende Beyträge auf den Dank eines jeden gerechten Anspruch zu machen, für den Kenntniſs des vaterländischen Bodens nur einigermassen Werth hat, um so mehr, da, ohne die weder Zeit noch Kosten-Aufwand sparende Thätigkeit des Hr. Dorow Vieles, was nun in seine Sammlung aufgenommen und hier beschrieben ist, durch Frivolität gieriger Arbeiter gleich Anfangs beym Fund vernichtet, auf immer unsern Blicken entzogen worden wäre. Konnte doch *so* Manches nicht vor der Vernichtung bewahret werden, vergl. z. B. S. 10. 19. 48.

Wir versuchen es, das Merkwürdigste, das in diesem zweyten und letzten Hefte enthalten ist, so wie dessen Hauptinhalt, kürzlich anzugeben. Als eine Fortsetzung des 1. Hefts S. 35. kann angesehen werden. I. S. 1 — 9. »*muthmaſsliche Grabstätten in Wiesbaden.*« Es sind theils Münzen von Vespasianus, Trajanus, Diocletianus, *Drusus* etc., theils andere Ueberreste, welche in Grabesstätten an der neu angelegten Taunusstrasse, an der sogenannten Weber- und an der Schwalbacher-Strasse entdeckt worden. Wir zeichnen hierunter den guterhaltenen Votivstein (Tab. I.) aus, dem Merkur und der Nundina geheiligt. Wenn wir auch nicht die Stellung der Figuren »*meisterhaft*« nennen möchten, so zeigt doch der Faltenwurf der Gewänder grosse Leichtigkeit und Gewandtheit, die einzelnen Theile verrathen hie und da etwas Plumpheit. Zu wenig erhalten ist die vierseitige Ara auf Tab. II. (S. 8.) abgebildet;

sie enthält wahrscheinlich eine Nemesis (durch das beygefügte Rad kenntlich,) nebst Diana und Apollo; jedoch fehlen die Köpfe der Figuren gänzlich, die Inschrift ist verwittert und zerstört. II. »*Grabstätten auf dem sogenannten heidnischen Berge bey Wiesbaden*« S. 9—16. Ebenfalls weitere Beyträge zu Heft 1. S 43. Es bietet sich, wie S 11. bemerkt, hier ein eigenes und wunderbares Gemisch von teutschen und römischen Gegenständen aller Art dar. Ausser Pfeilspitzen, Ringen u. dgl. mehr war die Ausbeute an Römischen Kaisermünzen in Gold, Silber und Erz, die meistens gut erhalten unter zerschlagenen Gefässen, Knochen und Asche gesammelt wurden, am reichhaltigsten III. »*Weg von Soden nach der alten Veste Königstein. In der Nähe des Altkönigs und Feldberges.*« S. 17—21. Das Bedeutendste der hier gemachten Ausbeute sind zwey Streitäxte aus Serpentinstein und andere geschliffene Steine, nebst einigen Münzen Der Hr Verf. gedenkt hier der Ansicht des Hr. Dahl, dafs die Veste Königstein urteutschen Ursprungs, dieselbe Burg sey, welche früher unter dem Namen *Nurings* oder *Nuring* d i. *neuer Ring* vorkomme; der in der Nähe sich erhebende Berg, jetzt der *Altking* (*Altkönig*, *Altkün*, *Altküng*, *Altkunig*) genannt, sey nichts anders, als der *Altring*, (woraus nachher durch Verfälschung oder Verdrehung *Altking* gemacht worden), zum Unterschied vom *Neuring* so benannt. Doch wir müssen gestehen, dafs uns gegen die Richtigkeit dieser unläugbar scharfsinnigen Erklärung manche Zweifel aufgestossen sind, deren Ausführung jedoch der beschränkte Raum dieser Blätter nicht verstattet. IV. »*Grosherzogthum Hessen. Mainz. Cassel. Bretzenheim. Zahlbach. Amt Hungen.*« S. 22—42. Die aufgefundenen Gegenstände sind Särge, Töpfe, Amphoren u. dgl., Münzen, auch Götzenbilder, wie die Tab. VII. Fig. 1. mitgetheilte Isis, aus feinem weissen Thon, sitzend, in der einen Hand den Nilschlüssel, in der andern das Blatt einer Lotusblume haltend. Wichtiger sind die bey Butzbach im Solms-Braunfelsischen Amte Hungen gefundenen Alterthümer, wovon einiges mit religiösen Darstellungen, in die Sammlung des Hrn. Dorow gekommen, das Meiste aber in der reichhaltigen Sammlung zu Braunfels aufbewahrt wird. Wann aber Hr Schaum, aus dessen wenig bekannter Beschreibung der angeführten Sammlung hier das Interessanteste ausgehoben ist, diese meistentheils aus Waffen, als Spiessen, Messern, Sicheln u. dgl. bestehenden Ueberreste für *cimmerisch-gallischen* Ursprunges hält, so haben wir uns, sowohl nach der Beschreibung als nach der beygefügten Abbildung, keineswegs davon überzeugen können, wir halten sie, wie das Uebrige für Römischen Ursprungs. Auffallend bleibt es jedoch immer, dafs die hier gefundenen Gegenstände einen von den

zu Wiesbaden entdeckten im Ganzen wesentlich verschiedenen Charakter zeigen. Merkwürdig sind die angeblich bey Mainz gefundenen, auf Tab. XVI. abgebildeten Bronze, Thiere, vielleicht Wölfinnen darstellend. V. »*Grosherzogthum Niederrhein. Bassenheim bey Andernach.*» S. 43—47. Die hier durch des Verf. Freund, den rühmlichst bekannten Alterthumsforscher, Hr. Hauptmann *Hofmann* geöffneten Gräber, teutsche und römische neben einander, zeigten gleiche Form und Construction mit denen zu Wiesbaden Die Ausbeute, zwey trefflich erhaltene Schädel ausgenommen, war unbedeutend. VI. »*Grosherzogthum Luxenburg. Alt-Trier*« S. 48—52. Bedeutender. Vorzüglich an Arbeit und Schrift ist der Gelübdestein (Tab. X. Fig. 1.) mit der Inschrift »*Deo Mercurio Galba ex voto posuit*«; was unseres Erachtens, gleichfalls auf den nachherigen Kaiser Servius Sulpicius Galba, der fünf Jahre ständig in Gallien kommandirte, zu beziehen ist. Dann einige Isisfiguren, eine als Titelkupfer abgebildete weibliche Figur zu Pferde, die nicht für eine Isis, sondern nach Hrn. Geheimehofrath Creuzers Vermuthung eher für eine *Artemis* λεύκιππος, λευκόπωλος, oder für ein *mithrisches* Denkmahl erklärt werden dürfte. VII. *Recapitulation der bey Wiesbaden von Hrn. Dorow gefundenen Münzen, so wie Verzeichniſs derjenigen, welche in der Gegend von Mainz und Cassel ausgegraben und in dessen Sammlung gekommen sind* « S. 53—64 Sie sind sämmtlich vortrefflich erhalten, alle mit wenigen Ausnahmen aus der römischen Kaiserperiode in einer fortlaufenden Reihenfolge von Julius Cäsar bis auf Valens, Gratianus, Magnus Maximus und Attila herab.

VIII. Der *Anhang* S. 65—92 enthält zur Vergleichung der Römischen Gräber am Rhein, eine Mittheilung von Gegenständen aus einem zu Azébrulé, auch Azélerideau, an den Ufern der Loire auf dem Gute des Marquis de Biencour entdeckten Römischen Grabe. Die darauf folgenden Bemerkungen, über Leichenbegängnisse und Leichenbestattung bey Römern und Teutschen, enthalten Nichts Neues, sondern das Bekannte, wie es sich in den Handbüchern der Alterthumskunde, besonders in *Adams* Römischen Alterthümern und *Braun's* über die Religion der Teutschen, welche der Verf. als seine Hauptquellen nennt, findet, ist eben darum auch für den Gelehrten von keinem Werth, worauf auch Hr. Dorow keinen Anspruch macht. Dasselbe kann auch von einigen gelegentlich eingeschalteten Erläuterungen, wie was z. B. S. 23—25. über den Weinbau, über die Behandlung und den Genuſs des Weins bey den Römern nach Adams gesagt wird, gelten.

Die Steindrucktafeln, aus der Lithographie von C. F. Müller in Carlsruhe sind in jeder Hinsicht vorzüglich zu nennen,

und zeigen, wie weit man es bereits in dieser Kunst gebracht hat. — Dafs dieses Heft das letzte, und somit das Werk geschlossen ist, hat darin seinen Grund, weil diese Sammlung, als ein Ganzes in das Königlich Preussische Museum der Rheinisch-Westphälischen Alterthümer übergehen soll, für deren Erhaltung und Bekanntmachung in Abbildungen und Beschreibungen eine eigens niedergesetzte Verwaltung, wovon die Leitung Hrn. Dorow anvertraut ist, sorgen soll. Es steht daher zu erwarten, dafs uns Hr. Dorow bald mit einem grössern Werke über die Alterthümer dieser Provinzen, das sich an das Gegenwärtige anreihen soll, beschenken wird.

B.

De signis seu signetis notariorum veterum in silesiacis tabulis, praemissa brevi comparatione tabularum silesiacarum cum Germanicis, scripsit Dr. JOHANNES GUSTAVUS THEOPHILUS BÜSCHINGIUS prof. extraord. hist. artis medii aevi etc. cum 100 signetis in 7 tabb. lithograph. Vratislaviae 1820 IV und 45 S. in 4.

Wenn *Büsching* in der Vorrede beklagt, dafs die Diplomatik heutiges Tages nicht mehr mit so vielem Eifer bearbeitet werde, wie im 17ten und vorzüglich im 18ten Jahrhundert, so hätte, um Niemanden Unrecht zu thun, der Umstand nicht übergangen werden dürfen, dafs, obgleich die Diplomatik durch die französische Revolution und die Auflösung des teutschen Reiches ausserordentlich viel von ihrer gerichtlichen Wichtigkeit verloren, es dennoch im 19ten Jahrhundert nicht an Männern gefehlt, welche die allgemeinere, geschichtliche Wichtigkeit der Wissenschaft nicht verkannt und Werke geliefert, die gegen die der früheren Zeit nicht zurück stehen. Das Werk von Kopp führt B. selber an, und ich will nur drey Urkunden-Sammlungen neuester Zeit hinzufügen, die einen reichen Schatz für Geschichte, Sprache und Schrift des Mittelalters enthalten. Das sind die *Papiri diplomatici* von *Cajetan Marini*, Rom. 1805. Fol., welche grad Urkunden aus der ersten Zeit der Diplomatik enthalten, und eben so stehen in folgenden Sammlungen Urkunden nur aus dem 7ten bis 9ten Jahrhundert, so dafs sie mit den vorigen den ältesten Zeitraum des Schriftwesens im Mittelalter umfassen. Nämlich *Fumagalli's codice diplomatico sant Ambrosiano*, herausgegeben von Amoretti, Mailand 1805. 4. und der *Codex traditionum ecclesiae Ravennatensis*, herausgegeben von Bernhart, München 1810. 4., welche beyden Werke ausserdem durch die vielen teutschen Namen zur Erforschung der

Longobardischen Sprache, so weit dieses noch möglich ist, von gröfster Wichtigkeit sind. Auch lassen ja noch die jetzigen Geschichtforscher, wie *Schultes* in seiner Coburgischen Landesgeschichte, (Coburg 1814 — 20) und *Lewis in the life and sufferings of John Wiclif (Oxford 1820)* u. a. Urkundenbücher als Beweise abdrucken, wie die älteren Schriftsteller, zu geschweigen, dafs die Diplomatik durch die neue Ausgabe der *Art de verifier les dates* einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhalten. Gegen solche Bemühungen darf man durch ein so allgemein hingeworfenes Urtheil nicht ungerecht seyn

Die Abhandlung besteht aus drei Theilen, voraus gehen (S. 1 — 14) *aphorismi ex arte diplomatica speciali Silesiaca*, dann folgt (S. 15 — 18.) eine kurze Untersuchung über die Notariatszeichen, das Uebrige nimmt die Erklärung der Steindrücke ein. Die schlesische Specialdiplomatik hat das eigenthümliche, dafs in ihr vier Sprachen, die Lateinische, Polnische, Böhmische und Teutsche vorkommen, wovon ich letztere mit B. (S. 2.) nicht eine *lingua patria* nennen möchte, wenn er das nicht etwa wie es S. 5. scheint, auf sich selbst bezieht. Die Vermuthung, dafs vor Ende des 13ten Jahrhunderts in den schlesischen Landessprachen keine Urkunde ausgefertigt worden, scheint den Zeitpunkt zu hoch anzusetzen, vielleicht kommen die Landessprachen erst in der Mitte des 14ten Jahrhunderts in Urkunden vor. Erklärlich aus der Geschichte wird auch der Umstand, dafs in Niederschlesien fast gar keine slawischen Urkunden sind, weil dessen Fürsten sich ganz an das teutsche Reich angeschlossen. Tironische Noten hat B. keine gefunden, sie waren auch in einer Diplomatik, deren ältestes Denkmal die Urkunde des Herzogs Boleslaw von 1175 ist, nicht zu suchen, aber ein neues Synonymon für diploma hat er in dem Worte *series* aus einer Urkunde von 1297 entdeckt. Ueber Formeln, Symbole (deren ihm bis jetzt nur zwey, Hut und Schlüssel, vorgekommen), Zeitrechnung und Siegel sind gute Nachrichten gegeben, auch besonders für die Formeln manche Beyspiele angefügt, woraus die ziemliche Uebereinstimmung des schlesischen und teutschen Urkundenwesens in diesen Dingen hervorgeht.

Bey der Untersuchung über die Notariatszeichen verweist der Verf. auf v. Göbels gelehrte und bekannte Abhandlung über die Notare bey Baring, wozu er nichts Neues hinzu zu fügen wage, übergeht aber den *Nouveau traité de diplomatique*, der (Tom. IV. p. 63. 289.) zwey Zeichen aus Baring aufgenommen und worin (Tom. IV, p. 63. sqq. 759. sqq.) wie bey Mabillon nicht nur über die Abfassung und Gültigkeit der Notarsunterschrift, sondern auch über ihre Zeichen und deren Vergleichung

mit den Siegeln Manches vorkommt, und eine besondere Tafel (Nro. 73. Tom. IV. S. 608) eine Menge Rekognitions- und Notariatszeichen enthält. Göbel untersuchte auch nicht die Zeichen, sondern den Ursprung der Notare, ihre Aufnahme, ihren Zusammenhang mit den Kanzlern und Vicekanzlern, ihre Instruktion, überhaupt ihre Pflichten und Rechte, dagegen hat Bs. Abhandlung nach der Ueberschrift gerade den Zweck, die Zeichen zu erläutern. Man konnte also, wie ich glaube, billig erwarten, daſs der Verf. Forschungen über den Ursprung dieser Zeichen, ihren Zusammenhang mit den Rekognitionszeichen und Monogrammen, ihr Alter, ihre Ständigkeit und Veränderung, ihre Eintheilung nach der Gestalt u. s. w. angestellt habe, aber grad alles dieses und Manches Andere, was dazu gehört, fehlt in dieser Schrift, und dafür sind blos die begleitenden Formeln der Zeichen und auch diese nicht vollständig gegeben. Daſs bey diesen so sehr willkürlichen und häufigen Zeichen die Eintheilung nach der Gestalt schwerer sey, als bey den Monogrammen, wird kein Verständiger läugnen, aber auch sie nicht für unmöglich halten. B. sagt auch nichts darüber, ob seine Zeichen mit freyer Hand gemacht, oder mit einem Stempel wie gewönlich aufgedrückt seyen. Von letzterer Art sind mir aus dem 15ten Jahrhundert viele, aus früherer Zeit wenige vorgekommen, die man der gestempelten Namensunterschrift an die Seite stellen kann, deren sich Ferdinand I. in den reichskammergerichtlichen Urkunden bediente, was Karl V. nicht that, der noch eigenhändig unterschrieb. Verdienstlich ist in diesem 2ten Theile der Abhandlung die Erläuterung des Wortes *quondam* in den Notariatsformeln, welches dem Vaternamen der Notare vorgesetzt wurde, wenn der Vater bereits gestorben, also, wie B. richtig angiebt, das teutsche *weiland* bedeutet.

Die 100 Notariatszeichen fangen mit dem Jahre 1289 an und schliessen mit 1550. Bei jedem hat der Verf. die Namens- und Titelsformel des Notars aus der Urkunde abdrucken lassen, den Aufbewahrungsort des Diploms angezeigt und sodann die Zeitformel ebenfalls urkundlich beygegeben. Hie und da hätte auch eine Notarsunterschrift, die durch merkwürdigen Auszug der Urkunden, durch Zeugenwesen etc. wichtig gewesen, ganz mitgetheilt werden sollen. Von diesen 100 Notaren nennen sich 88 selbst als Geistliche, 10 verrathen ihren Stand durch Anzeige der Diöcese, wozu sie gehörten, und die zwen letzten von 1519 und 1550 scheinen allein weltliche Leute gewesen. Die schlesischen Notaren nennen sich fast ausschlieſslich nur *imperiali auctoritate notarius publ.*, die ausländischen aber, besonders einige Italiäner und Niederländer entweder blos *apostolica* oder auch zugleich *imperiali auctoritate*. In den Zeit-

formeln ist eine grosse Ungleichheit von der ausführlichsten Anzeige bis zur einfachsten und nothwendigsten Jahreszahl. Alle Formeln sind lateinisch, bis auf die letzte, die allein teutsch ist.

Die Anmerkungen des Verf. betreffen zum Theil örtliche Nachweisungen, zum Theil Nachhülfe des Sinnes, Berichtigung der Zeitangabe, Beschreibung und Erklärung der Zeichen. Viele sind zweckmässig und gut, wenn man aber bey jeder Jahresangabe, wo *ejusdem* steht, in die Anmerkung setzt *sc. domini*, da es sich jedesmal aus dem Zusammenhang ergiebt, und S. 16 schon ein für allemal dieser Genitiv erklärt wird, so ist das der Bequemlichkeit des Lesers zu viel, seinem Selbstdenken zu wenig zugetraut und andrerseits wird man irre geführt und in der Erwartung getäuscht, wenn man auf Anmerkungen verwiesen wird, die nur in einem Fragzeichen bestehen, gleichsam als sollte die Rolle sich ändern und der Verfasser zum Schüler, der Leser zum Lehrer werden. Bei den vielen Gestalten dieser Zeichen hält sich B. über keine auf, nur bei Nr. 77. sagt er: *animadverte crucem truncatam cum serpente,* und sieht auch im Zeichen 83 ein abgestumpftes Kreuz, ohne sich weiter zu erklären. Ich kann diese halbe Aeusserung nur für eine Hindeutung auf Hammers Aufschlüsse über das abgestumpfte Kreuz und die Schlange der Templer ansehen, begreife aber nicht, wie man nur von ferne ein Notariatszeichen von 1433 auf jene Geheimnisse beziehen kann, das doch zuverlässig aus *Numeri Cap. 21.* entstanden, und die eherne Schlange ein gewönlicher Gegenstand der Kirchengemälde war, die ein Geistlicher doch leicht zu seinem Zeichen absehen konnte *)

Die Sprache der Abhandlung ist häufig unlateinisch, nicht nur durch schlechte Wahl und Stellung der Wörter, sondern auch durch vieles Teutschlatein, worüber B. in der Vorrede um Nachsicht bittet, die ich um so lieber gebe, da sie mich der unangenehmen Pflicht überhebt, Beweisstellen anzuführen, und ich der Ueberzeugung bin, dafs auch der gerechte Tadel kurz, ruhig und freundlich seyn mufs.

F. J. Mone.

*) Nur bey wenigen Notariatszeichen findet man Verzierungen aus der gothischen Bauart (bey Nro. 9. 10. 19. 48. und Nouv. Traité, pl. 73. Nr. III. Fig. 1.). Das ist auffallend, da auf so vielen Siegeln, besonders kirchlicher Körperschaften, die kunstreichsten gothischen Stühle und Thronhimmel vorkommen, die als wahre Muster der Bauart anzusehen sind. Die Beyspiele bey Heinecc. de Sig. Tab. XIII. Nr. 2. 7. 13. Tab. XV. Nr. 11, und bey Erath cod. diplom. Quedlinb. Tab. XXXVIII. Nr. 1. 4. 8. 20. XXXIX. Nr. 1. 2. 5. 15. XLI. Nr. 4. können, ob gleich sie zu den weniger künstlichen gehören, doch schon als Beweise gelten.

Ueber Cäsars Ermordung und Ciceros Ansicht derselben. Aus seinen Briefen vor und nach der Ermordung und aus der damaligen geheimen Familiengeschichte Roms aufs neue entwickelt von Fr. D Graeter. Zürch in der Gefsnerischen Buchhandlung. 1820. II. und 42. S. 8.

Als wir im Decemberhefte 1818 dieser Jahrbücher den von Hr. R. Gr. besorgten und gröfstentheils verfafsten *sechsten Band* der Wieland'schen Uebersetzung von Ciceros Briefen anzeigten, glaubten wir einer nahen Vollendung des ganzen Werkes entgegen sehen zu dürfen. Der Umstand, dafs sie bisher noch nicht erfolgt ist, scheint, der Aeusserung des Hr. R. Gr. zu Folge, bey Einigen Zweifel erregt zu haben, ob sie überhaupt je erfolgen werde. Um dieser schwergläubigen Besitzer des letzten Wielandischen Werkes willen, entschlofs sich der Verfasser, diese Abhandlung, welcher den sechsten Band zu schliessen bestimmt war, und jetzt den siebenten und letzten beginnen wird, besonders, und gleichsam als Pfand der sicher zu erwartenden Beendigung des Ganzen, erscheinen zu lassen. — Da wir selbst diese Anzeige blos zu dem Zwecke übernommen haben, um die bevorstehende Vollendung anzukündigen, so könnten wir uns damit begnügen, und die Beurtheilung der Abhandlung selbst bis dahin anstehen lassen. — Da aber dieselbe nur durch einen Zufall vom sechsten Band getrennt worden ist, so tragen wir kürzlich zu unserer Anzeige des sechsten Bandes die Bemerkung nach, dafs auch dieser Aufsatz in Ton und Vortrag eine täuschende Aehnlichkeit mit Wielands Ton und Vortrag hat, welches wir, wenn es geschah, um die Physiognomie des Werks nicht zu verändern, billigen, sonst aber wohl anders wünschen möchten. Uebrigens scheint die Abfassung des Aufsatzes etwas eilig geschehen zu seyn, da wir zwar den Inhalt desselben sehr durchdacht finden, in Hinsicht der Form aber die Ueberzeugung haben, dafs doch Wieland etwas weniger sich würde haben gehen lassen. Man vergleiche nur S. 4: In der Erwartung — S. 7 allein der Mörder — S. 13, Wir, ach wir — S. 18 Allein wenn in — S. 24 Nicht genug. — S. 31 Solche Menschen — S. 32 Weit entfernt — w. s. w. S 5 haben wir uns an den *Cannibalen:* S. 13 an dem *Talismann* und S. 13 an der *Nachgeburt des Sulla* gestossen, endlich an dem seltsamen Metrum in der Uebersetzung des Verses aus dem Atreus des Attius, welcher ein Trochaicus Octonarius catalecticus ist, dem der erste Fufs fehlt:

— — *ubi nec Pelopidarum nomen, nec facta audiam:*

das ist in einem ganzen Verse:

Wo ich der Pelopssöhne Namen nicht vernehme, noch ihr Thun

Hr. R. Gr. übers.: wo ich — die Thaten nicht der Pelopiden,
noch ihre Namen höre.

Ciceros Ansicht von Cäsars Ermordung scheint uns in der Abhandlung recht gut und richtig entwickelt, und sein Verhältnifs zum Cäsar, wie zum Pompejus, so wie zu deren Nachfolgern, genau aus einander gesetzt. Es wird klar, wie Cicero als Römischer Patriot im Herzen eigentlich keiner Parthey entschieden huldigen konnte, es wird klar, warum sich Cicero so, und nicht anders betrug. Wir enthalten uns eines Auszuges, da dieser Aufsatz in die Hände aller Besitzer des ganzen Werks kommen wird, und sich auch die, die es nicht besitzen, ihn leicht verschaffen können. Und er verdient wirklich als Beylage zu den bisherigen Characterschilderungen Ciceros gelesen und betrachtet zu werden. Für nicht so gelungen können wir die Vertheidigung des Betragens Cicero's gegen die Beschuldigung Mal'moths erklären: *surely* sagt dieser *it is difficult to know, by what principles Cicero can be acquitted, who recited that man when dead, whom he was the first to statter when living.* Wir sind vollkommen von der Richtigkeit dieses Urtheils überzeugt, und Alles, was Hr. R. Gr. von S. 18 an zu Ciceros Vertheidigung sagt, macht blos begreiflich, wie Cicero so handeln konnte, allenfalls auch, dafs er, *als Cicero, den Umständen nach* so handeln mufste, aber nicht, dafs es recht, grofs, würdig und ächt Römisch war, so zu handeln. Und wenn der Vrf. S. 24 fragt: Wie würde sich wohl Herr Mal'moth in gleichem Falle gegen Cäsar benommen haben? so kommt darauf gar nichts an. War Hr. M. ein Mann von Charakter und Festigkeit, so hätte er sich besser, als Cicero benommen, welcher *hier nicht grofs war.* War er's nicht, so giebt, was er oder ein anderer gethan hätte, keinen Maasstab ab für das, was die strengste Sittlichkeit fordert. — Doch wir schliessen, und fordern unsere Leser auf, diese auf jeden Fall sehr lesenswerthe Abhandlung durch eigene Ansicht zu prüfen. Mr.

De Thesmophoriis disseruit AUGUSTUS WELLAUER, Ph D. AA. LL. M. Wratislaviae MDCCCXX. apud Joh. Max in Commissis. XII u. 60 S. in 8.

Der Hauptvorzug dieser mit vieler Belesenheit und in einem angenehmen Style abgefafsten Monographie über das Fest der *Thesmophorien* besteht hauptsächlich in einer lichtvollen Entwickelung und einer deutlichen Auseinandersetzung Alles dessen, was über diesen Gegenstand, zum Theil so sehr verschieden und widersprechend von ältern und neuern Schriftstellern gesagt worden ist. Dahin rechnen wir vorzugsweise die gelungene Auseinandersetzung eines durch die widersprechenden Angaben der Alten so schwierigen und dunkeln Punctes, nämlich die

Untersuchung über *Zeit* und *Dauer* dieses Festes. Unser V. stimmt hier im Ganzen der schon von Creuzer, Symbolik IV. Th. S. 485. aufgestellten Ansicht von einer *siebentägigen* Festperiode bey, nur dafs er das Ganze in seinen einzelnen Theilen näher betrachtet, und die verschiedenen Angaben, einer genauen Untersuchung unterwerfend, zu vereinigen sucht. Er behauptet nämlich, das Fest habe eigentlich *drey* Tage gedauert, denen noch ein *vierter*, ein blosser Vorbereitungstag zu dem eigentlichen Feste vorgesetzt, der mit dem Namen *Ἄνοδος* der *Hinaufgang*, nach Eleusis nämlich, bezeichnet wird. Dieser falle auf den 11ten des Monats Pyanepsion; dann sey ein Zwischenraum von *drey* Tagen verstrichen (der 12te, 13te und 14te des gedachten Monats), welcher, wie es scheine, von den Weibern zu Eleusis zugebracht worden; auf den 15. falle der *Hinabgang* Κάθοδος, auf den 16. das *Fasten νηστεία* und endlich auf den 17. die Καλλιγένεια. (S. 6—12.)

Im 2 Cap. wird gehandelt: »*de deabus, in quarum honorem Thesmophoria celebrari solebant*« S. 13—24. Seine Hauptansicht von dem Feste spricht der Hr. Vf. S. 14. folgendermassen aus: »*ideoque a vero haud procul aberrare mihi videor, si eas maxime leges, quae ad connubium pertineant, hoc festo celebratas esse conjicio. Quod nemini eorum, qui de hoc festo scripserunt, in mentem venisse eo magis miror etc.* [Wenn von letzterer Angabe Böttiger und Stieglitz (Archäol. Unters. II. p. 176) ausgenommen werden, so war auch Creuzer hiebey nicht zu vergessen, der diese Beziehung keinesweges übersehen hatte, vgl. Symbolik IV. T. S. 487 497. unten] und S. 19. — *ex his omnibus opinor, perspicuum est, junctam legem ad matrimonium spectantium et agriculturae inventae memoriam in Thesmophoriis celebratam, earumque rerum gratias Cereri atque Proserpinae actas esse.*

Befriedigend und mit vieler Belesenheit ist das *dritte* Cap. S. 25—42. »*de ritibus in Thesmophoriis celebrandis solemnibus.*« ausgearbeitet, wo insbesondere mehrere verdorbene Stellen verschiedener Autoren, wie z. B. S. 35 die Stelle des Alciphron II. p. 303. verbessert, einzelne unrichtige Angaben berichtigt werden u. dgl. mehr.

Das *vierte* u. letzte Cap. handelt »*de Thesmophoriis apud alias Graeciae gentes et de Romanorum Cerealibus.*« S. 43—50. Angehängt ist ein *Corollarium*, welches Verbesserungen zu einigen Stellen der Thesmophoriazusen des Aristophanes enthält. Schliefslich bemerken wir noch, dafs das, was zu Anfange der Schrift S. 1—5. über den Ursprung der Thesmophorien gesagt wird, der am wenigsten befriedigende Theil dieser Schrift ist, den wir eben deswegen lieber unterdrückt gewünscht hätten. B.

N° 29. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Schriften von HEINRICH STEFFENS. Alt und neu. Breslau 1821 Erster Bd. VIII u. 318 S. Zweyter Bd. 264 S. gr. 8. Beyde Bde. 3 Rtl. 6 gr.

Der in der literärischen Welt vielgeschätzte Verf. wurde bekanntlich aus seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in den Strudel der Zeitereignisse gerissen, weil er es aus wahrem Patriotismus für Pflicht hielt, zur Zeit der Noth auch seinerseits die Freyheit und Unabhängigkeit des Thrones und jetzigen Vaterlandes erkämpfen zu helfen. Nach wiederhergestellter Ruhe kehrte er zu seinen eigentlichen Berufsgeschäften zurück, und liefert hier dem Publikum einige Resultate seiner früheren und späteren Forschungen in einzelnen, zum Theil schon früher gedruckten, Abhandlungen, mit dem ausdrücklich ausgesprochenen Verlangen, diese wichtigen Gegenstände bey Anhängern und Gegnern zu einer für die Wissenschaft erspriefslichen Discussion zu bringen. Rec. übernimmt nach solchen, in der kurzen Vorrede ausgesprochenen, ächt humanen, Aeusserungen um so lieber eine Anzeige, als er seinerseits gleichfalls bey allen Beurtheilungen fremder Ansichten auch in denjenigen Stücken, worin er seine Beystimmung versagen muſs, keineswegs als Richter, sondern nur als einzeln stimmgebender Referent vor dem richtenden Publikum erscheinen will.

Der erste Theil enthält drey Abtheilungen, deren verschiedenartiger Inhalt durch eigene Ueberschriften bezeichnet ist. Voran stehen naturphilosophische Abhandlungen bis S 115, welche mit einer Beurtheilung dreyer Schriften Schellings, über die Weltseele, erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie und Einleitung zum Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, eröffnet werden. Rec. muſs offen bekennen, daſs er unvermögend ist zu beurtheilen, ob der Vf. die Schellingsche Naturphilosophie in ihrer eigentlichen Gestalt hier dargelegt habe, imgleichen ob einige von ihm gemachte Einwürfe gegen dieselbe gegründet sind oder nicht. Indem nämlich von den Anhängern dieser Schule, wie auch hier S. 6 gefordert wird, daſs »das System in seinem ganzen Umfange zu »beurtheilen sey, und wer nicht das Ganze zu beurtheilen ver»möge, sich alles Urtheilens enthalten müsse;« das Ganze aber

ein wahrhaft gordischer Knoten aus einer übermässigen Menge unbestimmter*) und zum Theil unbestimmbarer Ausdrücke ist, z B Intelligenz, Selbstbestimmung, Thätigkeit, Productivität, Evolution und Involution, Hemmung, Action, Qualität, Reflexion und Reflexionsbestimmung, Dynamik u. s. w. (der übrigen bekannten Zauberworte nicht zu gedenken) bey denen das an sich nicht klar vorstellbare Prädicat: unendlich, im reichsten Maſse gespendet wird, (es kommt hier S. 10 und 11 in 34 Zeilen zwölfmal vor) so fühlt der skeptische Leser sich bald in ein solches Gewirre verstrickt, daſs er nicht zu entscheiden vermag, ob von den Bewohnern des Syrius, oder von dem Funken aus einer geriebenen Glasstange eigentlich die Rede sey. Uebrigens ist die feste und gläubige Anhänglichkeit der Verehrer dieser Lehre keinesweges zu verwundern, denn nicht minder stark ist diese bey den Anhängern des Korans, welche bekanntlich gleichfalls fordern, daſs man dieses göttliche Buch nur recht oft gelesen haben, und genau kennen müsse, um aus ihm selbst die Beweise seiner Wahrheit zu erhalten, daſs jeder Zweifel im Einzelnen aber nur aus Mangel an Kenntniss des Ganzen herrühre. Diesemnach tröstet sich Rec. bey seiner Ungläubigkeit mit dem Schicksale anderer Denker, welche ihre Zweifel von der ersten bis zu den letzten Perioden solcher Schriften nach wiederholtem Lesen immer nicht gelöset finden. Eine nicht geringe Menge interessanter und unbestreitbarer Thatsachen, welche theils zur Unterstützung der Theorie, theils als Folgerungen aus ihr mitgetheilt werden, können die Haltbarkeit derselben nicht beweisen, denn sonst müſste sie, bey der Allgemeinheit der aufgestellten Behauptungen, durch Nachweisung von Unrichtigkeiten von selbst zusammenfallen, und dieser finden sich allerdings mehrere, die wir einzeln nahmhaft zu machen für überflüssig halten. Blos als Beyspiel möge S. 61 dienen, wo behauptet wird: »Alle Oxydation und Desoxydation ist durch Wasserstoff bedingt — die »Stoffe nun, deren Oxydation durch Wasserstoff vermittelt wird, »sind Kohlen- und Stickstoff.« (Der Diamant aber verbrennt bekanntlich im reinen Sauerstoffgas.) und: »hingegen wird »kein Körper gefunden, der aus Kohlenstoff und Stickstoff für »sich bestände; wobey das Cyanogéne übersehen ist.

*) Als ein Beyspiel unbestimmter Wortbedeutung unter vielen diene Seite 12. wo es heiſst: *Erkennen* ist aber — dem Naturphilosophen — nichts, als *reproduciren*. Rec. verfiel, zur Rechtfertigung dieser Bedeutung sogar auf Luthers Ausdruck in Genes. Cp. IV. V. 1. aber völlig wollte auch dieses nicht passen.

Mit dieser schon früher gedruckten Abhandlung in genauer Verbindung steht die zweyte, welche das Verhältnifs der Naturphilosophie zur Physik unserer Tage erörtert, an sich unbedeutend, aber doch einer kurzen Anzeige werth. Zuerst einige Klagen, dafs nach einem so glänzenden Anfange, nach so tiefen Blicken in das eigentliche Wesen der Natur doch nachher nicht genug geschehen sey. Eine Menge Gelehrte in Deutschland betrachteten sogar die sogenannte Naturphilosophie als etwas veraltetes, und sprächen von einer weiland Identitäts-lehre; aber das sey kein Ernst, sondern diese glichen den scheuen Kindern, die vor dem gefürchteten Geiste die Augen verschlössen, S. 71. »ja viele«, heifst es weiter, »sind so verblendet, dafs »sie in der Gefangenschaft, nachdem ihre Hauptmacht aus dem »Felde geschlagen, und umringt vom Feinde von allen Seiten, »sich völlig befreiet glauben, weil sie ihn eben nicht sehen, »und in der nächsten Umgebung keine Veränderung verspüren. »Diese merken es noch immer nicht, wie alles sich um sie »herum verändert hat, mit welcher Scheu selbst der entschie- »denste Empiriker von imponderabeln Materien spricht, wie »furchtsam die crassen mechanischen Ansichten sich hervor- »wagen, wohl wissend, dafs ein herrschender Feind sie anru- »fen wird« Um aber zu zeigen, wie unüberwindlich die Parthey der Naturphilosophen sey, werden ihre Hauptthelden, einige sogar, welche zum Glück nicht erschlagen, aber doch verstorben sind, aufgezählt, unter denen Sachverständige inzwischen wohl einen und den andern finden dürften, auf deren Beystand der Verf. schwerlich wird rechnen können, unter andern z. B. Sprengel, Oerstedt (nach seiner neuesten Theorie der magnetischen Wirbel), und Leonhard, (wenn dieser anders der sehr bekannte Heidelberger Mineraloge seyn soll). Aber der Verf. läfst es bey der Aufzählung seiner Helden nicht bewenden, sondern wie billig, will er auch ihre Thaten anführen; sucht daher lange nach den grofsen Erweiterungen und Bereicherungen, welche die Wissenschaft durch sie erhalten hat, und findet endlich S. 77, »dafs die Lehre vom elec- »trischen Gegensatze des chemischen Processes, die jetzt, »*nachdem sie von England und Frankreich zu uns gekommen ist,* »allgemein angenommen wird, durch die Naturphilosophie ge- »fordert wurde, ehe sie durch die unmittelbare Erfahrung be- »stätigt war. Dafs sie deswegen nicht ohne Erfahrung begrün- »det wurde, versteht sich von selber, nur dafs die Idee die »Bedeutung der Erfahrung schneller und sicherer aufzufassen »vermag.« Späterhin ist der Vf. wieder in einiger Verlegenheit, wie die Mathematik, diese unüberwindliche Veste der empirischen Naturforschung zu umgehen seyn möge, gegen welche

die speculative Naturphilosophie bisher einige Sandhäuflein aufzuwerfen pflegte, vergebens sich bemühend, an denselben die von fern beobachteten Winkel und Ecken nachzubilden, klagt weiterhin über Mangel an Einigkeit in Sprache und Ausdruck bey den Anhängern des Bundes, mit vorzüglicher Rücksicht auf Hrn. Oken, und schickt sich endlich zum Kampfe gegen die Gegenparthey an, welchen er bey den *herrlichen Vorarbeiten* von Biot, Davy, Berzelius und Gay-Lüssac nicht leicht nimmt; worin Rec. seinerseits vollkommen einstimmt.

Um nicht allzu weitläufig zu werden, übergehen wir die beyden folgenden Abhandlungen: »über die Schellingsche Na»turphilosophie und über das Verhältnifs der Philosophie zur Religion,« weil ihr Inhalt zum Theil ausser dem Kreise unserer speciellen Forschungen liegt. Eben so begnügen wir uns über die zweyte Abtheilung, welche die in der schlesichen Gesellschaft für vaterländische Cultur 1812 gehaltene Rede: »über »das Verhältnifs unserer Gesellschaft zum Staate,« und eine andere, 1817 in der philomatischen Gesellschaft vorgelesene »über die Bedeutung eines freyen Vereins für Wissenschaft »und Kunst,« enthält, nur im Allgemeinen zu bemerken, dafs jeder sie mit grossem Interesse lesen wird, wie sich bey den vielfachen Kenntnissen des Verfassers und seiner Gewandheit in Sprache und Ausdruck nicht anders erwarten läfst.

Die dritte Abtheilung, physikalische Abhandlungen enthaltend, verdiente allerdings eine genauere Würdigung, wenn nur der Raum unserer Blätter diese gestattete. Zuerst ist hier eine in der naturforschenden Gesellschaft zu Jena vorgelesene Abhandlung: »über den Oxydations- und Desoxydations-Procefs der Erde,« abgedruckt. Es soll gezeigt werden, dafs, so wie nach Schelling im Pflanzenreiche stete Desoxydation, im Thierreiche stete Oxydation statt findet, beydes auf der Erde vereinigt werde. Die Mineralien sind demnach entweder verbrannt oder verbrennlich, und die vielen Vulcane zeigen den ununterbrochenen Verbrennungsprocefs. Als vulkanische Hauptgruppen werden die des südlichen Europa's und die westindischen Inseln mit den angrenzenden Continenten angegeben. Rücksichtlich der letztern findet wohl kein Streit statt, aber dafs die ersteren nur unbedeutend sind gegen das Heer von Vulcanen auf den östlich asiatischen Inseln, kann keinem Geognosten fremd seyn, und geht auch aus spätern Untersuchungen unsers Verf. sichtbar hervor. Wie in allen naturphilosophischen Schriften werden auch hier gewisse allgemeine Thatsachen aufgestellt. und den nachfolgenden Behauptungen als streng erwiesen zum Grunde gelegt, wodurch bey dem unkundigen Leser der Wahn entsteht, als wären dem empiri-

schen Physiker nur einzelne Bruchstücke bekannt, welche er zu einem gemeinsamen Ganzen zu vereinigen, zu schwach von Verstande sey. Leider aber sind meistens die allgemeinen Sätze in der Wirklichkeit nicht gegründet, und damit muſs dann das schöne, geistreich construirte, Gebäude von selbst zusammenfallen. So wird hier S. 176 behauptet, daſs nach allen Erscheinungen der physikalische Aequator weiter nach Norden hinaufliege, als der mathematische; welches bekanntlich ursprünglich aus Lacaille's kapischen Messungen gefolgert ist, deren Unzulässigkeit der Vf. wo nicht anders, doch aus d'Aubuisson's klassischem Werke Th. I. S. 21. kennen sollte. Auf diesen Satz wird ein anderer gestützt, daſs die vulkanische Zone sich vom 23° N. B. bis 16° S. B. erstrecke, und alle über diese hinaus nördlich liegenden Vulkane auf der östlichen, die südlich liegenden aber auf der westlichen Hemisphäre angetroffen würden. Wäre diese Behauptung, die Grundlage des nachzuweisenden innern Zusammenhanges des Vulkanismus richtig, so müſsten alle europäischen Vulkane, die von Ordinaire in Nordamerika vom Cap Medocin bis zur Behringsstrasse angegebenen vier grossen (ausser denen gewiſs noch mehrere vorhanden sind), die vielen der Aleutischen und Fuchsinseln, zusammt den zahllosen auf Kamtschatka und den Kurilen, der östlichen (hiernach allerdings nicht kleinen) Halbkugel angehören. Die Erdbeben sollen Folge der Electricität im Innern der Erde seyn, die Vulkane selbst aber ein anhaltend wirkender groſser Oxydationsproceſs, ausser welchen noch viele andere kleinere aufgezählt werden, welche einzeln hier anzuführen der Raum verbietet. Als Gegensatz dieser steten Oxydation erscheint dann der Vegetationsproceſs und die Bildung der Steinkohlen aus Torf, Seegeschöpfen u. s. w. als fortwährender Desoxydationsproceſs.

Hieran schliessen sich die »geologischen Ansichten zur »Erklärung der spätern Veränderungen der Erdoberfläche.« In drey Abschnitten zählt der Vf. zuerst die Thatsachen auf, welche den grossen Einfluſs der Vulkanität auf die veränderte Gestaltung der Erdoberfläche beweisen. Mit dem Bekenntnisse vorangehend, daſs wir die geognostische Beschaffenheit der Südsee-Inseln nur sehr mangelhaft kennen, sucht derselbe dennoch aus einigen schwachen Spuren vorhandener Urgebirge, vorzüglich aber aus der Menge, Gewalt und Richtung der vielen dort vorhandenen Vulkane zu beweisen, daſs diese letztern nur die Reste eines grossen, vor der bekannten Menschengeschichte untergegangenen Continentes sind, welches Neuholland, Neuseeland und die übrigen südlichen und östlichen asiatischen Inselgruppen in sich fassend, sich bis nach den Sandwich-In-

seln erstreckt haben soll. Allerdings sind mit vieler Sachkenntnifs eine Menge Thatsachen angegeben, welche diese Hypothese unterstützen; allein wenn man einmal den Satz zugesteht, dafs durch vulkanische Kräfte nicht etwa kleine Inseln (wie d'Aubuisson von Santorin zu beweisen sucht) zerrissen, sondern grosse Continente mit hohen Urgebirgen versenkt oder emporgehoben werden können, so liesse sich eben so gut das Gegentheil mit triftigen Gründen unterstützen, dafs die vielen vulkanischen Inseln der Südsee erst der Anfang eines dort werdenden grossen Continents seyen. Noch aber ist, grosse Anhäufungen vulkanischer Produkte, wie beym *Monte nuovo* und *Jorullo*, abgerechnet, nicht factisch erwiesen, dafs grosse Landstrecken oder Inseln den vulkanischen Kräften eine *bleibende* Entstehung verdanken oder durch sie untergingen. Ueberhaupt aber ergiebt eine genaue Berechnung bekanntlich, dafs die anscheinend so mächtigen vulkanischen Veränderungen im Verhältnifs zur Gesammtmasse und Oberfläche der Erde nur sehr unbedeutend sind. Der 2te Abschnitt soll »Thatsachen, welche »bedeutende Veränderungen der Oberfläche der Erde durch »Zusammenstürzen grosser Gebirgsmassen in sich selber beweisen« enthalten, bezieht sich aber nur auf einen einzigen speciellen Fall, nämlich die Spuren, woraus gefolgert wird, dafs das Riesengebirge in der Gegend der Schneekoppe einst höher gewesen seyn müsse, als der Montblanc, aber (vielleicht durch vulkanische Kräfte) zerklüftet und zertrümmert, allmählig die jetzige Gestalt seiner Erhöhungen und Vertiefungen angenommen habe. Im dritten Abschnitte endlich wird das sehr allgemeine Vorkommen des Quadersandsteins nachgewiesen, und mit der Erklärung geschlossen, dafs hier blos auf diejenigen Erscheinungen aufmerksam gemacht sey, welche die äussere Gestalt der Erdoberfläche in neueren Zeiten bedingt haben, ohne schon jetzt eine Erklärung derselben geben zu wollen, vorzüglich in der Absicht, zur nähern Untersuchung dieser Gegenstände zu ermuntern.

Die folgende Abhandlung: »Was kann für Schlesiens Naturgeschichte durch die Einwohner geschehen?« aus der »Correspondenz der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur Bd. 1. H. 2.« übergehen wir mit Stillschweigen, um noch den Rest des Inhalts dieses ersten Bandes kurz anzuzeigen. Es folgt nämlich noch eine Untersuchung desjenigen was in den neueren Zeiten für die Physik des kaukasischen Gebirges geschehen ist. Der Vf. klagt darüber, dafs alle früheren Reisenden, welche dieses merkwürdige Gebirge untersuchten, zu geringe Kenntnifs der Geognosie und Mineralogie besassen, weswegen in dieser Hinsicht bis auf die neuesten, nämlich v. En-

gelhardt und v. Raumer nur wenig Bedeutendes geliefert wurde. Um so mehr werden die Verdienste dieser letztern geschätzt, namentlich dafs sie die bis 54 Toisen vertiefte Lage des kaspischen Meeres aufgefunden haben. Ueber ihr Nivellement ist eine kurze prüfende Untersuchung von Hrn. Brandes eingeschaltet, worin zugleich die Behauptung, dafs bey barometrischen Messungen die Correction wegen Abnahme der Schwere deswegen überflüssig sey, weil sie durch die Anziehung der gemessenen Berge zur Hälfte wieder aufgehoben würde, vermittelst einer einfachen und klaren, leider durch einige unangenehme Druckfehler entstellte, Rechnung widerlegt, der Einflufs dieser Attraction auf die Verminderung der Schwere aber bey einem kegelförmigen Berge von der Höhe des Radius am Fusse nur nahe $\frac{1}{8}$ gefunden wird; da doch Berge von 45° Elevation gewifs unter die Seltenheiten gehören. Als vorzüglich wichtig für die Erdkunde wird das allerdings merkwürdige Resultat herausgehoben, dafs das kaspische und schwarze Meer früher einen gleichen Wasserspiegel gehabt, und an der Nordseite des Kaukasus über die Sandsteppen zusammengehangen haben sollen; wogegen sich übrigens, wenn man nicht in die Zeiten eines allgemeinen höhern Wasserstandes des Meeres zurückgeht, noch wohl einige Zweifel erheben liefsen. Einige interessante Reflexionen über die Aehnlichkeit der krymischen und südkaukasischen Gebirgsarten, desgleichen über die Schneegränze im Kaukasus, deren verschiedene Höhe in gleichen Parallelen mit dem Erdmagnetismus zusammenhängen soll (?) machen den Beschlufs.

Zuletzt folgt noch eine Untersuchung über die Meteorsteine, welche indefs für Rec. zu poetisch ist, als dafs er ihren Hauptinhalt anzugeben vermöchte. Als Probe der kühnen Behauptungen u. Combinationen diene S. 315, wo es heifst: »Ist »der Basalt nicht eine ungeheure meteorische Bildung, ein ge»meinsames Produkt des Planetensystems? Schliessen sich nicht, »eben indem die innern Tiefen des eigenthümlichen Lebens »in ihrer vollen Unendlichkeit vorherrschen, die Abgründe der »bildenden Kräfte des Universums auf, dafs, wie das Licht, so »auch die Schwere, die Mutter aller Dinge, in ihrer erzeugen»den (?) Kraft, den starren Urgegensatz tragend, hervortritt, »als wollte die Welt eine Welt gebären.« Im eigentlichen, prosaischen Wortsinne dürfen doch solche Sätze unmöglich genommen werden, eben so wenig als S. 316, wo es heifst: »Diese Basaltformation mit allen Gliedern ihrer Bildung scheint »uns nun Vulkane erzeugend, keinesweges ein Produkt derselben. Sie bedeckt *alle* Gebirge.« Dem Monde werden zwar

nicht die Meteorsteine, aber manche Sachen zugeschrieben, die sich mit den neuesten Beobachtungen nicht wohl vertragen.

Der zweyte Band enthält ohne weiteres die Fortsetzung dieser Abhandlungen, und zwar zuerst: »über die Bedeutung »der Farben in der Natur,« ein Aufsatz, welcher schon früher mit Runge's Farbenkugel erschien, und als hinlänglich bekannt, keiner weiteren Anzeige bedarf. Eben dieses gilt von der zweyten über die Vegetation, welche in den Jahrbüchern der Medicin von Marcus und Schelling Bd. 3 steht. Neu ist dagegen die Untersuchung über die electrischen Fische, unter denen auch der *trichiurus* genannt wird, dessen electrische Kraft indeſs wieder zweifelhaft gemacht ist, nach *Cuvier regne animal* Bd. II. p. 247. Mit Recht stellt der Verf. die Erschütterung, welche Cotugni bekanntlich durch eine Maus erhielt, das einzige Beyspiel aus dem Reiche der warmblütigen Thiere, als zu isolirt stehend dar (Recens. nimmt keinen Anstand, den Krampf für blos zufällig zu erklären), liefert eine sehr zweckmässige Uebersicht der bisher über die el. Fische bekannt gewordenen Untersuchungen, und beschreibt dann kurz die Structur des el. Organs beym Zitteraal, nebst den unglaublichen Wirkungen, welche das Thier nach den genauen Beobachtungen v. Humboldt's vermittelst desselben hervorzubringen vermag. Nicht ohne Interesse lieset dann auch selbst der Sachkundige eine hinlänglich vollständige, und ausnehmend klare Zusammenstellung der wesentlichsten Beobachtungen und Versuche, welche zur genaueren Kenntniſs dieses merkwürdigen Organs von den verschiedenen Gelehrten angestellt sind. Gegenwärtig kann es aber nicht mehr auffallend seyn, daſs das Electrometer durch die Electricität der Fische nicht afficirt wurde, und bedarf es hierzu keiner künstlichen Erklärung, da auch grosse Säulen oft diese Wirkung gar nicht oder nur unbedeutend hervorbringen; dagegen aber wird nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft die ganze Reihe von Versuchen noch einmal angestellt werden müssen, um das Verhältniſs dieses electrischen Apparats auf die Magnetnadel zu erforschen, wodurch vielleicht einige der noch immer nicht beseitigten Schwierigkeiten dieser räthselhaften Erscheinungen glücklich überwunden, und am Ende wohl gar eine gewisse Relation zwischen dem Magnetismus, der Electricität und dem Nervenfluidum, wenn es anders ein solches giebt, aufgefunden werden möchte. Was der Verf. weiterhin über das eigentliche Wesen der Muskeln beybringt, ist zu sehr hypothetisch und zusammengesetzt, als daſs sich der Hauptinhalt kurz angeben liesse.

Die erste der beyden letzten Abhandlungen, »über die Geburt der Psyche, ihre Verfinsterung und mögliche Heilung«,

aus Reil's und Hofbauer's Beyträgen Bd. 2 St. 3, übergehen wir, und erlauben uns nur noch wenige Bemerkungen in Beziehung auf die letzte, »über die menschlichen Racen«. Der Verf. stellt zuerst einen Gegensatz zwischen Ureinwohnern und Eingewanderten auf, welcher entweder nicht wahrnehmbar ist, oder deutlich hervorleuchtet, je nachdem die Vertilgung, Assimilirung oder Unterjochung der einen oder andern sich geschichtlich nachweisen läſst. Nach den vorliegenden Thatsachen über die, ihre Eigenthümlichkeiten beybehaltenden, verschiedenen Stämme wird dann die oft untersuchte Frage bestimmt aufgestellt, ob die einzelnen Racen wahre Autochthonen oder Zweige eines einzigen Urstammes sind. Der Verf. entscheidet für die erste Meinung, führt die Gründe der Gegner an, sucht sie zu entkräften und zu widerlegen, auch stellt er alles, was sich zur Unterstützung seiner Hypothese sagen läſst, mit vielem Scharfsinn und grosser rhetorischer Kunst zusammen. Rec. will sich keineswegs für kompetenten Richter in dieser Sache ausgeben, hegt aber die Ueberzeugung, daſs die ganze Frage auf diesem Wege blos zu einigem Grade der Wahrscheinlichkeit gebracht, keineswegs aber definitif entschieden werden könne, schon deswegen, weil sie mit einer grossen Menge von Nebenfragen über ursprüngliche Entstehung der gesammten Pflanzen- und Thierwelt verbunden ist, welche gleichfalls nicht entschieden werden können, weil sie sich insgesammt in die völlig dunkelen Zeiten der früheren Beschaffenheit unserer Erde verlieren, worüber wir so gut als gar nichts wissen, und woraus doch allerdings Bedingungen hervorgehen könnten, aus welchen alle diese Fragen einzig erst zu beantworten wären. So viel unterliegt wohl keinem Zweifel, daſs zwar unmöglich nach zehn oder zwanzig Generationen, selbst unter den wirksamsten Bedingungen, die eine Menschen-Race nicht in eine ganz verschiedene übergehen kann; ob dieses aber nicht durch hundert oder tausend und mehr Generationen geschehen könne und geschehen sey, so daſs also die Abstammung von einem einzigen Menschenpaare mit Rücksicht auf manche uns unbekannte bedingende Einflüsse keinen inneren Widerspruch einschlieſst, dürfte wohl kaum zweifelhaft seyn. Das Philosophem des Verf., nach welchem der Sitz des Urstammes in Hochasien angenommen und die Verzweigung in verschiedene Racen erklärt wird, verstattet keinen kurzen Auszug.

Elemente der Electricität und Electrochemie von G. J. Singer. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen, welche die neuesten electrischen Entdeckungen enthalten, von C. H. Müller, Stifter der Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde u. Industrie Schlesiens, corresp. Mitgliede d. Herzogl. mineral. Soc. zu Jena, und Rendanten bey der Königl. Münze in Breslau. Breslau 1819. XXV. und 502 S. 8. mit 4 Kupfert. Preis 3 Rtl.

Eine ausführliche Beurtheilung dieses Werkes, wie sie anfangs beabsichtigt wurde, ist durch Zufall etwas verspätet, und indem diese nunmehro eine Beschränkung des Raumes, welcher in diesen Blättern den neuesten Producten der Literatur bestimmt ist, nach sich ziehen würde, so begnügen wir uns mit einer kurzen Anzeige, um den Vorwurf des Nichtbeachtens der an sich wesentlichen Schrift zu vermeiden. Der Verf. ist dem Publikum nicht blos als Kenner des hier bearbeiteten Gegenstandes unlängst bekannt, sondern auch als solcher, durch dessen interessante, oft mit grossem Kostenaufwande angestellte Versuche, die Wissenschaft wahrhaft bereichert wurde. Gerade die Electricitätslehre ist unter allen Zweigen der Naturlehre vorzüglich in den letzten Decennien am allgemeinsten und am ausführlichsten bearbeitet, und bey der grossen Menge der in einzelnen Abhandlungen und Zeitschriften zerstreut liegenden Materialien war es allerdings zweckmässig, diese einmal zu sichten, und alles Brauchbare zur bequemen Uebersicht zusammenzustellen, indem bey der grossen Fülle des Einzelnen selbst der Physiker von Fach kaum Alles im Gedächtnifs oder in seinen Collectaneen haben kann. Ein in dieser Art vollständiges Ganzes war nun wohl aus der Feder eines Britten nicht zu erwarten, und es verdient daher vollen Beyfall, dafs der Uebersetzer diesen Mangel, vorzüglich in Hinsicht auf deutsche Literatur zu ersetzen suchte, und zu diesem Ende in einzelnen, für sich bestehenden Anmerkungen das Fehlende in einem hohen Grade der Vollständigkeit, hauptsächlich in Beziehung auf die bekanntesten Zeitschriften, nachtrug. Hierdurch zerfällt das Werk natürlich in Zwey Abtheilungen, welche rücksichtlich des Materiellen ähnlich, in Ansehung des wissenschaftlichen Standpunktes dagegen ausnehmend verschieden sind, wie eine kurze Anzeige und Würdigung des Inhalts bald darthun wird.

Hr. Singer stellt die wichtigsten bekannten Thatsachen in einem ungekünstelten einfachen Gewande, und ohne das Wesen der Electricität selbst bestimmt angeben zu wollen, zusammen. Die kurze Einleitung giebt eine gedrängte Uebersicht der almäligen Ausbildung dieser von jeher allgemein interessanten Lehre, wovon Rec. nur herausheben will, dafs der

überall scharfsichtige Newton schon 1675* die merkwürdige, späterhin durch die Abtheilung den Körper in Leiter und Nichtleiter fast vergessene Erscheinung beobachtete, dafs ideoël Körper (anscheinend), die El. durchlassen, und bey der Reibung oder Mittheilung die gleichartige auf der entgegengesetzten Fläche zeigen. In dem Werke selbst enthalten die ersten drey Capitel eine Beschreibung der gemeinen electrischen Erscheinungen, wobey vorzüglich auf den Umstand aufmerksam gemacht wird, dafs so mannigfaltige, unbedeutend scheinende, Modificationen der Körper die Entstehung der positiven oder negativen El. bedingen. Zugleich beschreibt der Verf. den Bau der Maschinen und Apparate, meistens noch nach der älteren Art und ohne Rücksicht auf einige der neueren Verbesserungen, und giebt einzeln die Versuche an, woraus die aufgestellten Lehrsätze folgen. Aus der Richtung des el. Funkens an sich und seiner Strömung im Luftverdünnten Raume, vorzüglich aber aus Cuthberson's Versuche, dafs eine Lichtflamme zwischen zwey Kugeln blos die negative erwärmt, wird die Richtigkeit der Franklinschen Theorie als unzweifelhaft gefolgert; indefs kann Rec. diesem doch nicht beipflichten, indem er schon 1809 eine Menge Thatsachen aufgestellt hat, woraus hervorzugehen scheint, dafs allezeit beyde Electricitäten neben einander hergehen, und bey dieser Ansicht mufs er auch so lange bleiben, bis der klassische Versuch, dafs ein Stanniolstreifen zwischen den beyden Kugeln des Entladers freyschwebend durch den Batteriefunken allezeit von zwey, nach beyden Seiten aufgebogenen Löchern durchbohrt wird, aus Franklins Theorie erklärt ist. Im vierten Cap. wird von den el. Lichterscheinungen gehandelt, nachdem zuvor die Vertheilung des el. Fluidi über Conductoren von verschiedener Form und Grösse, mit Rücksicht auf die Intensität der Spannung, welche bey Scheiben vom Mittelpunkte an wächst, nach den bekannten Versuchen genügend erörtert ist. Das el. Licht will der Verf. nach Biot als aus der Luft ausgeprefst erklären, allein wenn auch das Leuchten im Vacuo hiergegen nicht streitet; so hat Rec. mit unsäglicher Mühe einige male Dräthe in das torricellische Vacuum gehörig ausgekochter Barometer eingeschmolzen, und den Funken zwischen ihnen überspringen sehen, welches schwerlich hiermit in Einklang zu bringen ist. Nach einer vollkommen richtigen Ansicht der Sache werden im fünften Cap. die Erscheinungen der Flasche mit denen des Electrophores und der Condensatoren zusammengestellt.

Der zweyte Theil enthält die Untersuchung über die mechanischen und chemischen Wirkungen der El. mit einer sehr vollständigen Aufzählung der hierher gehörigen Versuche, nebst

deutlicher Beschreibung der erforderlichen Apparate, wobey der Verf. gelegentlich zu erweisen sich bemühet, wie leicht und einzig richtig diese gesammten Erscheinungen nach Franklin's Hypothese erklärt werden können. Am Schlusse lieset man auch gegenwärtig noch mit Vergnügen die genau angegebenen bekannten Versuche über das Magnetisiren von Stahlnadeln durch Batteriefunken, indem sie recht auffallend darthun, wie wichtig und die wesentlichsten Erweiterungen der Wissenschaft versprechend die neuesten Entdeckungen über diesen Gegenstand zu achten sind. Im dritten Theile, dem letzten, welcher der gemeinen El. gewidmet ist, werden in vier Capiteln die Naturwirkungen des el. Fluidi untersucht. Sehr ausführlich erzählt der Verf. die verschiedenen Wege, auf denen die Physiker endlich zu der Ueberzeugung von der Identität des Blitzes und eines el. Funkens gelangten, zeigt ferner, dafs man die eigentliche Quelle der atmosphärischen El. noch nicht mit unzweifelhafter Gewifsheit kenne, erwähnt die verschiedenen Erklärungsarten des Nordlichtes, und zeigt zuletzt den Einflufs der El. auf Thiere und Pflanzen, (Letzteres wird jedoch in unverhältnifsmässiger Kürze blos mit ein paar Worten erwähnt) ihre Anwendung in der Heilkunst, und die merkwürdigen Erscheinungen der el. Fische, wodurch ein leichter und natürlicher Uebergang zum vierten und letzten Theile gegeben wird, welcher von der Volta'schen El. handelt. Man findet hier allerdings eine sehr vollständige Uebersicht alles desjenigen, was von englischen und auch französischen Physikern in diesem Zweige der Naturlehre gethan ist, allein es fehlt dagegen eine auch nur kurze Anzeige der ersten Entdeckung des Galvanismus und der vielen Bemühungen, diese damals neuen und sehr auffallenden Erscheinungen zu erklären. Auch in dem Abschnitte über die trocknen Säulen geschieht weder Zamboni's, noch der deutschen Physiker, welche viel hierin gearbeitet haben, irgend eine Erwähnung, weswegen man gleichfalls das unvergleichliche Electrometer von Behrens und Bohnenberger und die grofsplattigen trocknen Säulen des Letzteren hieraus nicht kennen lernt, vielmehr schliefst der Verf. damit, dafs er grosse Säulen von 60000 Plattenpaaren aufbauen wolle, um zu versuchen, ob durch diese auch chemische Wirkungen zu erhalten sind. Abgerechnet, dafs eine solche Vermehrung der Platten, ohne Vergrösserung ihrer Fläche, nach den bisherigen Erfahrungen ihren Zweck verfehlen würde, ist seitdem auch aufgefunden, dafs selbst die mechanische Gewalt der trocknen Säulen bey zunehmender Menge von Plattenpaaren ein Maximum erreicht; und dann wieder abnimmt.

Der eigentliche Zweck der von S. 289 an beygefügten An-

merkungen, nämlich das im Werke selbst fehlende zu ergänzen, ohne jedoch absolute Vollständigkeit erreichen zu wollen, ist schon oben angegeben, und das Gute einer solchen Einrichtung anerkennt. Ins Einzelne einzugehen, erlaubt der Raum nicht; indefs hätte die Wichtigkeit der Sache erfordert, den Ermanschen Versuchen über die verschiedene Leitungsfähigkeit der Körper, welche, wenn sie vollkommen begründet ist, ein Hauptargument für die dualistische Ansicht abgiebt, mehr als eine blosse Anzeige zu gönnen. Um inzwischen das Werk selbst mit den Anmerkungen in ein zusammenhängendes Ganzes zu verschmelzen, wäre erforderlich gewesen, in den letzteren die Thatsachen eben so rein und einfach darzulegen, als dieses in ersterem geschehen ist. Hr. Singer giebt nirgend eine Erklärung vom Wesen der El. (historisch hätten einige Hypothesen hierüber allenfalls beygebracht werden können), der Hr. Uebersetzer dagegen weifs bestimmt, was dasselbe seiner eigentlichen Natur nach sey, nämlich S. 295 »das Wesen beyder El. ist eins, »nämlich Thätigkeit, weshalb positive und negative El. jede »für sich bey gleicher Stärke, der Art nach, gleiche Effecte be»wirken, die sich nur in Form Richtung und Spielweite der »Bewegung unterscheiden.« (Nach unserm Bedünken zeigen die Lichtenbergischen Figuren und die Anziehung des Sauerstoffs und Wasserstoffs Unterschiede, welche nicht in Form, Richtung und Spielweite der Bewegung gegründet seyn können). Aus diesem Begriffe der Thätigkeit, Thätigkeitsbestrebung und Thätigkeitsäusserung werden dann alle el. Phänomene beyläufig erklärt, welches an sich ein Leichtes ist, indem es nichts weiter sagt, als dafs eine wirksame Potenz auch wirklich sich wirksam zeigt. Wie übrigens hieraus begreiflich werden soll, warum ein isolirter, electrischer (Thätigkeit äussernder) Conductor nach und nach aufhört, seine Thätigkeit zu äussern, als ob er ermüde oder den Willen zur Thätigkeit verliere, warum ferner eine isolirte und electrisirte Scheibe ihrer Thätigkeitsäusserung in mefsbarem quantitativen Verhältnisse beraubt wird, wenn man sie mit kleinen isolirten Scheiben abwechselnd berührt, und warum endlich ihre Thätigkeitsäusserung in der Mitte ihrer Fläche sich geringer zeigt, als am Rande, ist kaum abzusehen. Diese und andere Fragen liessen sich noch in Menge aufwerfen, wenn es sich der Mühe belohnte. Die Anhänger aller solcher Theorieen (worunter vorzüglich auch die sehr bald veraltete eigentliche Dynamik gehört) können oder wollen nicht begreifen, dafs die Vertheidiger der sogenannten Corpusculartheorie einzig zum Zweck haben, die verschiedenen Naturphänomene erst kennen zu lernen, ohne das eigentliche Wesen der als Hülfsmittel des Ausdrucks und der Darstellung

einstweilen angenommenen inponderabelen Potenzen im mindesten erklären zu wollen. Bezeichnete irgend eine Theorie das eigentliche Wesen der El. z. B. genau, so hätten aus derselben die neuesten Entdeckungen der Volta'schen und Zambonischen Säule und insbesondere der specielle Einfluſs der El. auf den Magnetismus, wie ihn Oerstedt zuerst durch Zufall entdeckt hat, und alles, was in Zukunft noch aufgefunden werden wird, deducirt werden müssen, aber noch nie ist ein Fall dieser Art vorgekommen, und alle Erweiterungen verdankt die Wissenschaft denen, welche sich bestrebten, die unbekannten Kräfte und Gesetze der Natur erst aus den Erscheinungen zu abstrahiren.

Etwas unangenehm fällt in den Anmerkungen der oft vorkommende Ausdruck: anorgisch, auf. Uebrigens ist die Uebersetzung sehr fliessend und getreu, so weit sich ohne Vergleichung mit dem Originale beurtheilen läſst; Druck, Papier und Kupfer verdienen gleichfalls keinen Tadel.

Kleine Reisen eines Naturforschers von M. F. S. v. Uechtritz, der Regensb. botan. Gesellschaft Ehrenmitgliede. Breslau 1820. 354 S. S. Preis 1 Rtl. 8 gr.

Diese kleine interessante Schrift trägt auch noch den besondern Titel: Reise durch das südliche preussische und österreichische Schlesien diesseits der Oder im Juni *1818* unternommen von Max von Uechtritz. Nur wenige Beschreibungen von Reisen in deutschen Provinzen, die so wie diese einzig und allein der Naturgeschichte gewidmet sind, besitzen wir, um so willkommner muſs alles dahin gehörige seyn: Botanik war dem Hrn. Verf. Hauptzweck, und nur nebenbey wurde Entomologie, Ornithologie etc. betrieben. Naturforschern allein ist, wie der Hr. Verf. selbst erklärt, seine Schrift bestimmt, und Recens. ist überzeugt, daſs sie von denselben, besonders von den Botanikern werde mit Vergnügen gelesen werden.

Der Hr. Verf. trat seine Reise, die er zu Wagen machte, in Breslau an; sie gieng durch die Städte oder Städtchen Ohlau, Grotkau, Neisse, Neustadt, Jägerdorf, in dessen Nähe der pflanzenreiche Burgberg ist, durch Troppau, Beneschau, Freudenthal zum Bade Carlsbrunnen, dessen bergige Umgebungen mit ihrer schönen Alpenflor beschrieben werden. Der Rückweg gieng über Zuckmantel, Ziegenhals, Neisse, Münsterberg und Strehlen. Die auf diesem ganzen Wege gesehenen Pflan-

zen sind angezeigt und besonders die in der Nähe der Städte und Dörfer, so wie die an den Wegen stehenden von jedem Distrikte genau angegeben. — Die oft wiederholte Aufzählung der allergemeinsten Wegpflanzen ist in der That für den Leser etwas langweilig, doch wird er durch manche schätzbare Bemerkungen und Beschreibungen entschädigt, die besonders Arten und Varietäten der Gattungen *Hieracium, Galium, Juncus* und *Luzula, Lamium, Cineraria* u. s. w. betreffen. Schön ist die Flora des Hochgesenkes beschrieben, wo *Valeriana Tripteris* mit einer eigenen Varietät, *Delphinium alpinum* und andere seltene Pflanzen vorkommen. Krockers schlesische Flora, die bereits von mehreren Seiten her verdächtig gemacht wurde, wird von dem Hrn. Verf. an manchen Stellen berichtigt. Interessant ist seine Bemerkung (S. 243), dafs die Wurzelgräber die Wurzel von *Phellandrium Mutellina L.* statt der wahren Bärwurz (*Aethusa Meum*) den Apothekern verkaufen, wie der Hr. Verf. sich mit eigenen Augen überzeugte. Mit Recht eifert derselbe an mehreren Stellen seines Buches gegen das unnöthige und irre führende aber jetzt modische Artenmachen; nicht minder zweckmässig dagegen preifst er das Studium der natürlichen Pflanzenfamilien an, und muntert zur Bearbeitung der Pflanzengeographie und Topographie auf, welche er bey Bearbeitung dieser Schrift vorzugsweise im Auge hatte. Allein Recens. kann unmöglich ganz den Grundsätzen des Hrn. Verf., wie dies geschehen soll, beystimmen. Man soll nemlich in unserm angebauten Europa vorzüglich auf die Vegetation am Rande der Wege und Strassen achten, weil die Einmischung des Menschen hier selten statt finde (S 304). Es scheint dagegen, dafs, um die Vegetation eines Landes richtig zu bestimmen, man sich mehr um die Flor seiner Gebirge bekümmern müsse, auch dafs gerade von den Wegen entfernte, unbebaute, von Menschen selten betretene Orte weit sicherer leiten und ein richtigeres Resultat liefern. Die schlesische Wegpflanzen, die uns der Hr. Verf. aufzählt, sind dieselben, die man an den Strassen in der Rheinpfalz sieht, und doch ist die Vegetation dieser beyden Provinzen gewifs bedeutend verschieden.

Bey Gelegenheit, sagt der Hr. Verf. über sehr verschiedene Gegenstände seine Ansicht, die hier nicht zu berühren sind; aber eine Stelle (S. 147) ist doch kaum mit Stillschweigen zu übergehen, wo es heifst: — — Der Geist unserer (der Deutschen) Literatur habe sich überlebt, er wanke als ein abergläubiger, aberwitziger Greis träumend umher. Vielleicht ist dies hie und da vollkommen wahr, aber im Allgemeinen möchte doch dieser Ausspruch nicht geltend zu machen seyn.

Von den besuchten Orten werden kleine topographische

Bemerkungen mitgetheilt, und die Vögel, Amphibien und Insekten benannt, die der Hr. Verf. unterwegs wahr nahm.

Eine sorgfältigere Correktur wäre an dieser unterhaltenden und brauchbaren Schrift wünschenswerth gewesen.

Die Schmalte-Fabrikation und das Safflormachen aus Kobold. Von Max. Gottl. Mayer, Grofsherzoglich Badischen Bergmeister. Mit neun lythographischen (lithogr.) Abbildungen. Frankfurt a. M. 1820. XII. und 232 S. 8. Preis 4 fl. 30 kr.

Indem wir von diesem, durch einen inländischen Gelehrten verfafsten Werke nach den Gesetzen unsers Institutes keine eieigentliche Critik, sondern eine blosse Anzeige aufzunehmen berechtigt sind; so verfehlen wir nicht, diese dem Publicum baldigst mitzutheilen.

Die Absicht des Verf. geht dahin, sowohl aus eigenen als auch fremden Erfahrungen eine vollständige Zusammenstellung des gesammten technischen Verfahrens bey der Schmaltebereitung, nebst den hierzu erforderlichen Maschinen und einer Anleitung zur Berechnung des Gewinnes zu liefern, und dadurch insbesondere den Praktikern alles dasjenige mitzutheilen, dessen sie für die Anwendung bedürfen. Zu diesem Ende entlehnte er mit namentlicher Nennung der benutzten Quellen von anerkanntem Werthe Einiges fast wörtlich von andern und vereinigte dieses mit dem bey weitem grössern Theile eigener Beobachtungen zu einem seiner Absicht entsprechenden Ganzen. Hinsichtlich auf das Erstere ist z. B. die Mineralogie des Kobolds aus dem bekannten Hoffmann-Breithauptschen Werke, und das Chemische über dieses Mineral aus Hildebrands Encyklopädie dem wesentlichsten Inhalte nach entlehnt. Alsdann folgt von S 54 an das gesammte technische Verfahren, welches bey der Zubereitung der Koboldeꝛze und der Fabrikation der Schmalte und des Safflors im Grossen mit Nutzen angewendet wird. Angehängt ist ein Entwurf und Ueberschlag zu Anlegung und Betreibung einer Schmaltefabrik und eine kurze Anleitung der hierhergehörigen Literatur.

N^{ro.} 30. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Scholien zum Gajus. Von Dr. EDUARD GANS. Berlin bey Dümmler. 1821. VIII und 445 S. gr. 8. 1 Rtl. 18 ggr.

»Die Forderung, die wohl jetzt vor allem andern an diejenigen gemacht wird, die sich mit dem Civilrechte beschäftigen« — die nämlich, »dafs der Stoff, den die neu aufgefundenen Institutionen des Gajus spenden, mit dem schon bestehenden sobald als möglich assimilirt werde« — »bewog den Vf. in einzelnen Abhandlungen alles das zusammenzustellen, was Gajus im Personen- Sachen- und Obligationenrecht bietet.« Den Procefs hat er der Zukunft vorbehalten. Nicht Commentator des Gajus wollte er seyn, sondern einem solchen höchstens vorarbeiten. In der Art erklärt sich der Vf. in der Vorrede. Zeitgemäfs war dieser Gedanke gewifs, und das dem Publikum bereits bekannte Talent des Vfs. berechtigt zu der Erwartung, dafs er seine Aufgabe mit Selbstständigkeit des Geistes und durch eine lebendige Darstellung lösen werde; und darin finden wir uns auch keinesweges getäuscht. Dafs die Resultate oft von der Art seyn mufsten, wie sie sich jedem aufmerksam vergleichenden Leser des Gajus ebenfalls darbieten, bringt die Natur der Sache mit sich, und da, wo ein tieferes Eindringen erwünscht gewesen wäre, mufs dagegen auch die Kürze der zwischen dem Erscheinen des Gajus und dieses Buchs gelegenen Zeit in Betracht gezogen werden. Ueberhaupt ist da, wo sich der neue Stoff in so grosser Masse bietet, eine schnelle Bearbeitung dankenswerth, wenn auch eine solche, wie der Vf. selbst anerkennt, den Nachfolgern noch vieles zu thun übrig läfst. Doch wir wenden uns zur Beleuchtung des Einzelnen. In der: *Einleitung, über Recht und Rechtsquellen* spricht der Vf. besonders über I. Senatus-Consulte, II. Jus honorarium, III. Responsa prudentum, und IV. die Eintheilung in jus scriptum und non scriptum. Bemerkenswerth ist nr. II. und III. Nämlich die Senatusconsulte waren nach dem Verfasser zwar zur Zeit der Republik Quelle des Rechts, aber erhielten doch erst zur Zeit der Kaiser und zwar durch Gewohnheitsrecht *legis vicem*. Dafs sie solche nur auf dem Weg der Praxis erhielten, geht auch wirklich aus dem »*quamvis fuit quaesitum*« bey Gaj.

I, 4. und aus L. 9. D. de legg. hervor. Aber das hindert nicht, daſs viele schon zur Zeit der Republik an die gesetzliche Kraft der Senatsbeschlüsse geglaubt haben konnten; und wie durfte der Verf. das Zeugniſs des Theophilus geradezu verwerfen, wonach nämlich schon *Hortensius* die Plebejer beredete, sich den Beschlüssen des Senats zu fügen? Freylich darf man nicht behaupten, und steht auch nicht bey Theophilus, daſs dieses eben so wie die Gesetzeskraft der Plebiscite in einer wirklichen *lex* ausgesprochen worden sey: denn dann wäre theils das Schweigen aller übrigen von der *lex Hortensia* sprechenden Stellen unbegreiflich, theils hätte die Gesetzeskraft der Senatsbeschlüsse so wenig mehr als die der Volksbeschlüsse bezweifelt werden können. Vielmehr war anfangs die Anerkennung der Senatusconsulte von Seiten der Plebejer blos die Bedingung von welcher die Patricier ihren Gehorsam gegen die *lex Hortensia* abhängig machten. So verstanden, scheint keine Schwierigkeit mehr übrig zu bleiben. —

Rücksichtlich der *responsa* betrachtet der Vf. das von Gaj. I, 7. angeführte Hadrianische Rescript als eine Neuerung, aber es bringt die Natur der Sache mit sich, daſs schon vorher die Praxis auf dieselbe Weise verfuhr. Denn wenn einerseits seit August die *responsa* der so zu sagen patentisirten Juristen wie Gesetze galten, so konnte andererseits beym Dissens immerhin nur des Richters eigene Wahl entscheiden, m. vgl. auch jetzt *Savigny* in der Zeitschrift B. 4, S. 484 ff. Daſs Gajus die Quelle des §. 8. J. de J. n. G. et. C. war, ist klar, aber im Anfang dieser Stelle hätte der Vf. die gewiſs richtige Lesart: *nam antiquitus institutum erat,* wenigstens als Variante, nicht übersehen sollen. Er lieſst *constitutum* (was, da sich das Wort nachher wiederholt, sehr schleppend wäre) und erklärt es von Augusts Constitution. Aber diese Beziehung liegt in den Worten: *quibus a Caesare etc.* und es wollte Justinian *nicht blos* davon, sondern auch von der früheren Sitte des *publice respondere* sprechen. — *Erste Scholie, über Freygelassene und Manumissionen.* Der Verf. entwickelt hier zuerst die aus den bisherigen Quellen schon bekannte Geschichte, und vergleicht alsdann erst das damit, was Gajus bietet.

In jener Darstellung des Freylassungsrechts bis August (S. 25—30) fällt eine, wir dürfen immerhin sagen, geniale Erklärung der Frage auf: warum der von einem Römer freygelassene Sklave nur Latine werde, sofern er nur in *bonis* seines Herrn gewesen? G. antwortet: es kann jeder seinen Sklaven nur zum Genossen seines Rechts, also der Peregrine nur zum Peregrinen (das Zeugniſs bey Plin. ep. X, 4. ist hier übersehen), der Latine nur zum Latinen erheben: nun könne aber

jemand auch darum Fremdenrecht haben, weil die in Frage stehende *Sache* es so mit sich bringe; so sey »jeder Römische Bürger Latine oder Peregrine in Bezug auf diejenige Sache, die er in bonis hat« und so folge also von selbst, daſs ein Herr seinen in *bonis* befindlichen Sklaven höchstens zum Latinen erheben könne. Allein hier fällt sogleich die Bedenklichkeit auf: warum denn gerade zum Latinen, warum nicht zum Peregrinen? oder wann zu dem Einen, wann zu dem Andern? Der Vf. müſste wenigstens soviel zugestehen, daſs alle in *bonis* befindlichen Sklaven eines Römers vor der *lex Junia nur* Peregrinen und *erst in Folge dieser lex* Latinen geworden wären, denn ob er gleich S. 39 meint, es hätten wirklich schon vor der *lex Junia liberti Latini* existirt, so ist dieses nicht nur unerwiesen, sondern widerspricht seiner eigenen Bemerkung (S. 39. Not. 8.), daſs *alle* latinischen *liberti-Juniani* genannt würden (Ulp. I, 5.). Jedoch auch daſs der in *bonis* befindliche Sklave eines Römers durch Manumission je Peregrine geworden wäre, steht nirgends, und des Verfs. Voraussetzung, daſs ein Römer in sachlicher Hinsicht als Peregrine zu betrachten wäre, ist also in ihren Folgen eben so wenig als in ihrem Princip in den Quellen zu finden. Vielmehr hat darnach das Manumittiren von Seiten eines Römers schlechterdings nur zweyerley Wirkungen: entweder es macht den Sklaven ebenfalls zum *civis* oder die Freyheit ist eine blos factische, später vom Prätor geschützte, und seit der *l. Jun.* latinische (von den *dedititiis* abgesehen).

Ist es denn nun so auffallend, daſs die Römer zur Ertheilung der Civität einen *pleno jure dominus* voraussetzen, da sie ja doch auch vorschreiben, wie zu solchem Zweck der Act des Manumittirens beschaffen seyn müsse? daſs sie nur den, der Römisches Eigenthum am Sklaven besitzt zur Ertheilung der Römischen Freyheit (Civität) für fähig halten, ohne darum den Besitzer des bonitarischen wie einen Peregrinen zu betrachten? Das Schicksal des nur in *bonis* gewesenen *libertus* war also *ganz gleich dem Schicksal des unfeierlich Entlassenen*, d. h. er genoſs blos ein *in libertate morari*, und wurde, da die *l. Junia* überall an die Stelle dieses Verhältnisses, wodurch es auch entstanden seyn mochte (»*omnes, quos Praetor in libertate tuebatur*« Gaj. III, 56.) Latinität setzte, seitdem *Latinus Junianus*. —

Der Vf. geht über (S. 31—41) zu dem Einfluſs der *lex Aelia Sentia, Furia Caninia, Junia* und des spätern Rechts. Was die erste über den *servus minor 30 annorum* verordnet hat, hält G. für uralt, nur daſs hier für die *manumissio vindicta* bestimmt wird, was schon längst für die nicht mehr übliche *manumissio*

censu gegolten hätte« und dies soll durch Dosith. §. 19. bewiesen werden. Allein diese Stelle sagt nur, dafs auch der »*qui in censu manumittitur, si triginta annos habeat, civitate Romana potitur,*« keineswegs aber, dafs dieses schon vor der *l. Ael. Sent.* gegolten habe, vielmehr macht die unmittelbar vorhergegangene Erwähnung dieser *lex* die Beziehung darauf sogar wahrscheinlich. Der Verf. scheint geglaubt zu haben, die *manumissio censu* sey zu Augusts Zeit schon praktisch gewesen, denn nur dann wäre seine Behauptung erwiesen: allein da jene Manumission noch bey Gajus als praktisch vorkommt, so kann sie erst zwischen ihm und Ulpian untergegangen seyn, vgl. *Schilling de fragm. jur. Rom. Dositheano p. 41 sqq.* — Der Einflufs der *lex Junia* (nicht »häufig« sondern blos von Justinian in den Inst. und von Theoph. *Norbana* genannt) ist im Ganzen gut dargestellt, nur sind es nicht sowohl »gewisse besondere Fälle,« (S. 41.) in denen diese *lex* Latinität eingeführt hat, sondern *alle* Fälle des bisherigen in *libertate morari,* und dafs also auch die *manumissio per epistolam* und in *convivio* Latinität erzeugt, ist nicht, wie es der Vf. S. 41. darzustellen scheint, eine spätere Erweiterung, sondern eine nothwendige Folgerung aus dem Princip der *l. Junia.*

Ueberhaupt mufs man die einzelnen zufällig erwähnten Arten der unfeyerlichen Freylassung nicht als abgeschlossene Formen wie die der feyerlichen betrachten; vielmehr erzeugt *jede* Willenserklärung factisches, später prätorisches, noch später latinisches Freyseyn, und nur weil man am gewöhnlichsten seinen Willen durch eine Erklärung vor Freunden kund that, wird *manumissio inter amicos* in Ermangelung eines generellen Ausdrucks für jede unfeyerliche Freylassung überhaupt gebraucht. Ganz richtig war darum auch Cato's *responsum,* der die als solche zwar ungültige Adoption eines Sklaven wenigstens als eine, natürlich unfeyerliche, Freylassung betrachtete, §. 11. J. de adopt., und eben so wenig liegt eine Singularität in den durch L. un. C. de Lat. lib. toll. uns kund gewordenen mannigfachen Formen, in denen die Herren bisweilen ihre Befreyungsabsicht äusserten, und die natürlich seit der *l. Junia* sämmtlich Latinität verursachen mufsten. Eine solche Hervorhebung der Prinzipien, wie wir sie hier versuchten, haben wir bey dem Vf. um so mehr vermifst, als ja sonst sein Bestreben ist, überall statt des Details die leitenden Grundsätze darzustellen.

So hätte auch bey Gelegenheit der Justinianeischen Aenderungen das eigentliche Verhältnifs der L. un. Cit zum alten Recht angeführt werden sollen. Weil diese nämlich die Latinität kassirt und will, dafs an deren Stelle überall Civi-

tät treten solle, so würde jetzt *jede* Form der Freylassung wie bisher Latinität so nun Civität bewirkt haben, und die formlosesten Manumissonen mit den 3 solennen (statt *census ecclesia*) zu gleicher Würde erhoben worden seyn; das zu verhindern verordnet Just. daſs nur die in seiner Lex vorgeschriebenen, (der bisherigen Sitte theilweise abgeborgten) Formen zur Freylassung gebraucht werden könnten, alle andere *ganz wirkungslos* seyn sollten, so daſs also dadurch die Anzahl der formellen Manumissionen vermehrt wurde, aber auch jede andere, und also jeder Unterschied zwischen feyerlicher und unfeyerlicher Freylassung ganz wegfiel. — Bey Aufzählung der Fälle, da Latinität *ipso jure* entsteht (S. 41) vermissen wir die von Constantin ertheilte, wegen Denunciation eines Mädchenraubs (L. 1 fin. C. Th. 9, 24.) auch hätte bemerkt seyn sollen, daſs die wegen Prostitution einer *ancilla* entstehende Latinität einem *Vespasianischen* Dekret ihre Entstehung verdankt L. 7. pr. D. *de jure patron.* — Daſs Justinian *alle* Beschränkungen der *lex Aelia Sentia* aufgehoben habe (S. 46), kann man nicht behaupten, zwar ist die Beschränkung der Manumission auf einen *servus major XXX annorum* durch die vom Verf. nicht angeführte L. 2. C. *comm. de manum.* aufgehoben, aber z. B. dem *dominus minor XX ann.* ist nur das *testamentarische* Freylassen ohne *causae probatio* vergönnt worden § 7. *J. quib. ex caus. Nov. 119 c. 2* und ausserdem blieb es ganz bey der Bestimmung der *l. Ael. Sent.* — S. 47—48 erörtert der Verf. die über unsern Gegenstand durch *Gajus* erhaltenen Notizen, wobey er am ausführlichsten über die *causae probatio* spricht, und uns manche recht gute Nachträge zu Hollwegs Schrift liefert. (Bey Gelegenheit der, von der *l. Ael. Sent.* erforderten 7 Zeugen Gaj. I, 29, führt der Verf. mit Hollweg nur die Analogie dieser Anzahl bey der Mancipation und dem prätor. Testamente an; 7 Zeugen werden aber auch erfordert bey der Denunciation, die an die Frau ergehen muſs, ehe sie nach dem *Sct. Claudian.* addicirt werden kann. *Theoph. §. 1. de succ. sublat. Interpr. ad. L. 2 C. Th. 4, 9,* auch Paul. II. 21 a §. 5 sagt, daſs dieser *addictio* wirkliche Solennitäten vorangehen muſsten — und ferner durch die *l. Julia de adult.* bey dem *divortium L. 9 D. de divort,* mit *L. 35 D. de donn. J. V. et U. L. un. fin. D. unde vir et ux. L. 43 D. ad leg. Jul. de adult.)* Die Beweise darüber, daſs die *l. Aelia Sent.* älter, als die *Junia* sey, hat der Verf. noch vermehrt, und es wird nun auch wohl nicht leicht mehr ein Sachkundiger daran zweifeln. Die Frage: warum Ulpian der lezteren, Gajus aber der ersteren die Einführung des Wegs *liberis* zur Civität zu kommen zuschreibe? wird von Hollweg bekanntlich so beantwortet: was die *l. Ael. Sent.* für die prätorisch Freyen einführ-

te, hat die *l. Junia* für dieselben nun Latinen gewordenen Personen konfirmirend wiederholt. — Dieser Ansicht widerspricht auch G. nicht, und es ist ja eine sehr natürliche Annahme, daſs *Ulpian* im *liber regularum* blos das Gesetz nannte, wodurch die Sache ihre letzte praktische Gestalt erhielt, *Gajus* als Institutionist dasjenige, wodurch historisch die erste Veranlassung gegeben wurde. Indessen ist der Verf. bemüht, irgend etwas *Neues* aufzufinden, was die *l. Junia* noch hinzugesetzt haben könne. Nämlich der *servus minor XXX annorum vindicta sine consilio manumissus* wird nach der *l. Ael. Sent.* nicht einmal so wie der *testamento manumissus* prätorisch frey Gaj. I. 18. Ulp. I, 12.: aus Gajus I, 17. gehe aber hervor, daſs auch jener ein Latine würde, diese Neuerung nun müsse der l. Junia angehören, und »in so fern könne sie von Ulpian mit Recht als das Gesetz genannt werden, welches eine Bestimmung für Latinen *liberis* zur Civität zu gelangen, enthalten habe«. Diese Hypothese ist sehr scharfsinnig, doch bleibt der Zweifel, warum Ulp. I. 12. den Gegensatz zwischen dem *vindicta manumissus*, der *Sklave* bleibe, und dem *testamento manumissus*, der Latine würde, wie praktisches Recht, nämlich ganz ohne Erwähnung, daſs das jetzt anders sey, anführt? Wenn übrigens jene Folgerung des Verf. aus Gaj. I. 17. allerdings gemacht werden konnte (wiewohl da bey Gajus mehr Genauigkeit vorausgesetzt wird, als er gewöhnlich beweist) so kann man ihm das doch nicht zugeben, bey einer zweyten von ihm daraus deducirten Neuerung der *l. Junia*, nämlich daſs nun auch jener *testamento* eben so, wie der *vindicta manumissus* durch die *causae probatio apud consilium* frey (*civis*) hätte werden können. Denn wo findet sich eine Spur von einer *solchen causae prob.* nach dem Tode: nicht der Freygelassene, wie der Verf. glaubt, sondern *der Herr* hat beym Consilium die Gründe zu entwickeln, warum er *contra legem Aeliam Sentiam* manumittiren wolle, was also auf *manumissio* durch Testament nicht paſst. — Uebrigens läſst sich nicht einsehen, warum der Verf. sich so viel Mühe gibt, das von der *l. Aelia S.* zur *causae prob.* geforderte »*uxorem ducere*« für ein blosses *contubernium* zu erklären! Gesetzt, es könnte der Umstand, daſs *christliche* Kaiser eine *ancilla uxor* nennen, beweisen, daſs auch *uxorem ducere* bey *Gajus* nicht gerade *nuptiae* bezeichnen *müsse*, so ist es doch sogar natürlicher, daſs an eine wirkliche Ehe, als an ein blosses »Begatten« der Lohn der Civität geknüpft wird, zumal da ausdrücklich eine *uxor* »*ejusdem conditionis cujus et ipsi essent*« (Gaj. I. 29) und ferner der Gebrauch der stets eine *wirkliche Ehe* (sogar im Gegensatz von Concubinat) bezeichnenden Formel: daſs man *liberorum causa* heirathe, erfordert wurde! —

Zweyte Scholie, über väterliche Gewalt, S. 85—137. Den Anfang machen gute Erörterungen über *connubium*, wobey die sehr richtige Bemerkung, dafs zur väterlichen Gewalt über die gezeugten Kinder *connubium* allein noch nicht hinreicht, sondern dafs auch der Vater *civis* seyn müsse. Es können nämlich auch die *nuptiae* zwischen einem Peregrinischen oder Latinischen Mann mit einer Römerin (nicht blos die eines Römers mit einer fremden Frau) durch Privilegium *justae* seyn Gaj. I. 77. [was bisher trotz des auch vom Verf. übersehenen ausdrücklichen Zeugnisses bey Liv. XXXVIII. 36. bezweifelt wurde: *Löhr* in diesen Jahrb 1811. Nro. 7 S. 100] und die Kinder sind *justi filii* und *heredes* des Vaters wie *Livius l. c.* sagt, folgen also seinem Stande; aber sind darum keineswegs auch in seiner Gewalt, und selbst durch Privilegium konnte er schwerlich ohne zugleich *Civis* zu werden, die V. G. erlangen. Des Verfs. von dem Herausgeber abweichende Restitution des cit. §. 77. bey Gajus in der sehr gelungenen Note 8. der S. 99 möchte Rec. ebenfalls vorziehen. — Indem der Verf. von S. 90 an die neuen Aufschlüsse darstellt, die wir durch Gajus über das *Sct. Claudianum* erhalten, hätte er bemerken sollen, dafs auch schon vorher bekannt war, dafs eine *consentiente domino* sich mit seinem Sklaven in ein *contubernium* einlassende Frau frey bleibe (ob gleich neu ist, dafs ihre Kinder Sklaven werden); denn dieses ergab sich theils schon durch ein Argument daraus, dafs nur *invito et denuntiante domino* Sklaverey entstand, theils steht es bey Tac. Ann. XII. 53: »*ut ignaro domino ad id prolapsae in servitute: sin consensisset pro libertis haberentur*«; wir erfahren also daraus sogar noch einen selbst von Gajus verschwiegenen und vom Verf. nicht beachteten Umstand, dafs die Frau durch jenes *contubernium* wo nicht Sklavin doch *liberta* des Herrn wird, vgl. Paul. IV. 10 §. 2. — S. 91—94. wird richtig gegen Hollweg ausgeführt, dafs die bey Gaj. I. 85. genannte *lex* blos jenes *Sct.* ist, nur macht sich der Verf. den Einwand, warum dann nach §. 84. das *Sct.* ein *pactum* erfordere, um die Kinder zu Sklaven zu machen, während das nach der *lex* ohne *pactum* eintrete (§. 86.). Allein §. 84 sagt nicht, dafs *durch*, sondern nur dafs *trotz* des Vertrags die Kinder Sklaven würden, und so bedarf es also dagegen nicht der vom Verf. versuchten künstlichen Supposition. — Gut ist der Einflufs der Conception mit oder ohne *connubium* auf den Stand des Kindes dargestellt. Dafs im ersten Falle die Degradation der schwangeren Frau dem Kinde nicht schaden könne, war wohl unbestritten, und der aus Gaj. I. 90 91 und aus L. 5, *D. de statu hom* hervorgehende Zweifel scheint nur darauf gegangen zu seyn: ob nicht in *favorem libertatis* auch ein *vulgo* concipir-

tes Kind einer vor der Niederkunft zur Sklavin gewordenen Mutter frey seyn sollte? Dieser inconsequente Billigkeitssatz war es, der sich ungefähr zur Zeit des Gajus geltend zu machen anfing (*L. 4. C. de poenis* von *Anton. Pius*) und bald zur allgemeinen Praxis wurde. Paul. II. 24. §. 2. 3. — Nach einigen Bemerkungen über *Adoption* endigt die Scholie mit einer Abhandlung über die Erwerbung der V. G. durch *causae probatio* S. 109—136. Die *erroris caus. prob.* setzt eine aus Irrthum unter Personen ungleichen Standes eingegangene Ehe voraus; nur muſs der Irrthum von der Art seyn, daſs dadurch der aus der ungleichen Ehe entstehende Nachtheil auch wirklich verborgen bleibt, und ohne den Irrthum hätte vermieden werden können, z. B. ein *civis romanus* heirathet eine *peregrina*, die er für eine Römerin hält, so meint er fälschlich, es wäre *connubium* da, und hätte sonst vielleicht wirklich eine Römerin geheirathet; oder er hält sie für eine *Latina* und heirathet *ex lege Aelia Sentia*, so meint er fälschlich durch einen *anniculus* zur *caus. prob.* gelangen zu können — in beyden Fällen hilft die *erroris c pr.* nach. Heirathet er dagegen eine *peregrina* statt einer *Latina*, so ist sein Irrthum gleichgültig, denn der Nachtheil war in beyden Fällen gleich groſs. Das ist was *Hollweg* mit seinem *justus error*, und was der Verf., welcher H. tadelt, ebenfalls sagen wollte, aber verwirrt darstellt. Er sagt nämlich: nicht blos die ungleiche Ehe aus Irrthum, sondern auch Schade, der daraus erwächst, sey Criterium der *err. c. pr.* Allein Schade (nämlich Mangel der V. G.) entspringt aus jeder solchen nicht privilegirten ungleichen Ehe (ist also kein *zweytes* Criterium), zumal wenn man mit dem Verf. das, was den Schaden erzeugt: »Mangel eines *justum matrimonium*« ebenfalls zu dem daraus entspringenden Schaden rechnet, also das Subject zum Object, das Producirende zum Producte macht. Darauf allein kömmt es an, ob die Eheleute den Schaden troz des sonstigen Irrthums wissentlich auf sich nahmen, oder ob er ihnen gerade wegen des Irrthums verborgen blieb, kurz: nicht der Schade ist das Criterium, sondern die durch den Irrthum verhinderte Vermeidung desselben. — Es sey gleichgültig, meint ferner der Verf. S. 114, »ob die Röm. Bürgerin einen *civis R.* oder einen Latinen heirathete, im letztern Falle konnte sie ja ohnehin durch den *anniculus filius* aus der *l. Ael. S.* zum *connubium* gelangen« u. s. w. Allein die *c. pr. ex l. Ael. S.* ist ja nicht ohne Weiteres, sondern nur unter der Voraussetzung zulässig, daſs man bey der Ehe bereits des Gesetzes Vorschrift beobachtet, d. h. vor 7 Zeugen mit der Erklärung, es geschehe *liberorum causa* die Ehe eingegangen habe; wenn folglich die R. Bürgerin wissentlich einen *Latinus* ohne jene Förmlich-

keiten heirathet, *so hilft ihr das Sct. nicht*, weil es ihre eigene Schuld war, der *l. Ael. Sent.* nicht nachgelebt zu haben, und wenn sie einen Peregrinen für einen Latinen hält, so hilft ihr natürlich das *Sct.* nur dann, wenn sie gethan, was dieser Irrthum mit sich bringen sollte, d. h. *ex lege Ael. S.* geheirathet hat, und das ist der Sinn von Gaj. I. 68. Ulp. VII. 4. Wenn dagegen die Frau den Latinen für einen *civis* hält, so war kein Grund da, warum sie, bey Voraussetzung *beyderseitiger* Civität, hätte *ex l. Ael. S.* heirathen sollen; da also hat gewiſs das *Sct.* nachgeholfen, und nicht, wie der Verf. meint, die *c. pr. ex l. Ael. S.*, die ja nun unmöglich geworden ist. Die Nichterwähnung dieses Falls bey Gajus und (nach ihm) bey Ulpian erscheint auch Herrn Hollweg schwierig, hat aber doch wohl ihren Grund nur darin, daſs sich die Sache durch einen Schluſs *a majori* (von dem für einen *civis* gehaltenen *Peregrinen*) *ad minus* von selbst verstanden. — Richtiger ist die *Folge* der *c. pr.* dargestellt, daſs sie nämlich mehr die Civität, und daraus entstehendes *connubium* mit seinen Folgen als unmittelbar die V. G. zum Hauptzweck habe. — Die Stelle Gaj. I. 74. enthält eine grosse Schwierigkeit dadurch, daſs sie sagt: aus einem Antoninischen Rescript habe man den Schluss gezogen, "*etiam peregrinum causam probare posse*". Hollw. äussert darüber eine vom Verf. S. 120 ff. widerlegte Hypothese, allein auch die seinige sagt nicht zu. Darnach soll diese Stelle schon mit der von Gaj. erst §. 93 sqq. erörterten Erwerbung der Civität in Verbindung stehen; und wo liegt denn der Beweis, daſs auch für die hier beschriebenen Erwerbarten der Civität der Kunstausdruck *c. pr.* gebraucht worden wäre? ist denn eine Bitte um V. G., auch wenn *causae cognitio* darauf erfolgt, schon eine *causae probatio?* Der ganze Zusammenhang, so wie der §. 75 zeigt, daſs hier nur von der *erroris c pr.* die Rede war, und der Irrthum muſs wohl auf jeden Fall darin liegen, daſs der Peregrine *sich* für einen *civis* haltend, eine Römerin heirathet. — S. 126—129 zeigt der Verf., daſs die [s. g.] *legitimatio* nicht als die *c. pr.* des neueren Rechts betrachtet werden könne, weil nur jene, nicht diese, Erwerbung der V. G. zum Hauptzweck hat. — Zum Schluſs sucht G. mit vieler Gründlichkeit gegen und für den von Hollweg ohne Weiteres angenommenen Satz: daſs auch die *c. pr. ex l. Ael. S.* V. G. gebe, Gründe anzuführen, und läſst am Ende die Sache unentschieden.

Doch dürfte der Verf. selbst nicht verkennen, daſs gegen die starken Gründe *pro*, die blos negativen *contra* nicht Stich halten. Wir nennen sie negativ, weil sie aus dem Umstand hergenommen sind, daſs Gaj. I, 87. bey Erwerbung der V. G. nur die *erorris c. pr.* nennt, und daſs er I, 29. von der

c. pr. ex l. Ael. S. nur sagt: sie führe zur Civität. Allein im letztern Falle, war es nicht an seinem Orte mehr zu sagen (es ist die Rede wie Latinen *cives* werden), sondern gehörte in den §. 66. wo es, wie die Verbindung mit §. 65. *ausser Zweifel* setzt, gewifs stand, und im ersten kam es nur auf ein Beyspiel nicht auf Vollständigkeit an. Gegen den letzten Gegengrund, den wir (der Kürze wegen) bey dem Vf. S. 133. selbst nachzulesen bitten, ist zu bemerken: durch das Hadrianische Sct. war der Sohn einer Römerin und eines Latinus *civis* und natürlich nicht in der Gewalt seines *latinischen* Vaters — durch die c. pr. wird auch *der Vater* civis und erhält die V. G.; wo ist nun der Widerspruch? wird etwa das letztere durch Hadrian verboten?

Dritte Scholie, über potestas, manus, mancipium, S. 138—177. »Das Object jeder Gewalt ist lediglich ein zwiefaches (?): sie erstreckt sich entweder über Kinder oder über Sklaven; die Trichotomie, die Gajus hat, und wobey nur auf die verschiedenartigen Benennungen gesehen worden, ist keinesweges aus dem innern Wesen der ganzen Lehre gegriffen: denn die *manus* ist nur ein *Analogon* der V. G., das *mancipium* aber eben so ein *Analogon* der Herrschaft über Sklaven. Die Gewalten über Sklaven und Kinder hätten demnach, als die hervorragenden Puncte der ganzen Lehre, herausgehoben werden müssen, nachher etc.« S. 140, 141. — Rec. kann nicht bergen, dafs er diese Stelle kaum ohne Unwillen zu lesen vermochte. So ohne allen Versuch eines Beweises hingeworfene, höchstens durch ästhetische Symmetrie blendende Machtsprüche, sollten in historische Darstellungen sich nimmermehr eindrängen. Wer sagt denn dem Verf., dafs die *manus* nicht so alt, als die *patr. pot.* ist, dafs nichts die Frauen so gut wie die Kinder, und nicht erst nach Analogie (S. 151. wird die *manus* sogar »eine Ergänzung der *p. pot.*« genannt!) der Gewalt unterworfene Personen waren? hat die uralte *confarreatio*, hat der *usus* zu seinen Folgen erst in der V. G. den Mafsstab finden müssen? Historisch richtiger wäre es wohl zu sagen: nach *jus gentium* gab es nur eine Gewalt über Sklaven, die Römer kennen aber von Urbeginn an eine Gewalt der Väter über ihre Kinder, der Ehemänner über ihre Frauen (denn die *manus extranei* ist, wie der Verf. richtig bemerkt S. 149 ff., spätere Erfindung der Juristen) welche beyde positive Röm. Gewalten allerdings mehr Aehnlichkeit mit einander, selbst als mit der *dominica pot.* haben; da in jenen Gewalten aber (wenigstens gewifs in der V. G.) das Verkaufsrecht lag, so mufste dessen Ausübung das Bedürfnifs einer Bestimmung über das Verhältnifs des Käufers zu dem Gekauften nothwendig machen: indessen sah

man diesen wie einen Sklaven an, bis eine ausgebildetere Jurisprudenz daraus ein eigenthümliches, der Sklaverey allerdings analoges Verhältniſs (das *mancipium*) schuf. —

Wir wollen nun noch einige Einzelnheiten hervorheben; denn die Inhaltsanzeige selbst ergiebt sich ja immer aus den Ueberschriften und dem zu Grunde liegenden Autor. Fürs erste findet sich hier eine gute Erörterung über die *manus extranei;* diese Art der *manus* beweist auch unter andern am besten, daſs *manus* und Ehe zweyerley Dinge sind, und die darauf sich beziehende Eintheilung der Ehe in stricte und laxe von unsern Juristen aufgegeben werden sollte; man hält sie gewöhnlich für analog der Eintheilung des Eigenthums in s. g. strictes u. laxes; aber dieser Eintheilung in Römisches und natürliches Eigenthum entspricht bey der Ehe die in *justae nuptiae* und *matrim. juris gentium.* Das Zusammentreffen der Ehe mit der *manus* hat freylich grosse Bedeutung, z. B. nur dann ist die Frau *filiae loco,* wie auch G. bemerkt (S. 151.); aber sehr folgenreich ist der aus jener hier nicht weiter auszuführenden Ansicht entspringende Grundsatz: *daſs alles, was von der Ehe schlechtweg ausgesagt wird, im Zweifel auch bey der Ehe mit manus nicht geläugnet werden darf, sofern es nicht mit dem Wesen der manus im Widerspruche steht.* Hätte der Verf. dieses im Auge gehabt, so würde er nicht auch wieder behauptet haben (S. 145), die Dos könne nur bey der freyen Ehe gedacht werden. Schon die blosse Consequenz sagt: bey der Ehe mit *manus* kann die Frau dem Manne ebenfalls ein Vermögen eigenthümlich und ganz mit dem Dotalcharakter zubringen, nur würde nicht blos dieses, sondern auch ihr übriges Vermögen in das Eigenthum des Mannes fallen; aber Cic. Top. c. 4. bestätigt dieses nicht nur, sondern bezeugt auch, daſs bey der *manus* in der That das *ganze* Vermögen den Dotalcharakter trägt. Das *mancipium* ist dem Verf., ausser *ex noxali causa,* nur ein Scheinverhältniſs, eine blosse Durchgangsform ohne Realität (S. 153. 154. 155. 162), während doch das Gegentheil selbst für die Zeit des Gajus und Ulpian bewiesen werden kann (vgl. *Neustetel* und *Zimmern* Römischrechtliche Untersuchungen S. 152. 153.) und das reelle Verkaufen d. h. Mancipiren der Kinder in der ältern Zeit etwas sehr Bekanntes ist, was erst in der Folge auch als blosse Form (*Hugo* 7te Rechtsg. §. 76.) wie bey der Emancipation gebraucht wurde; und *warum* sollte denn das Mancipiren der Kinder *nur* bey der *noxae datio* etwas Reelles gewesen seyn? — Sehr recht hat G., wenn er den *addictus* nicht mit dem *mancipatus* verwechselt (S. 159—161.); die Bemerkung, der letztere sey nach der Manumission *Libertine* spricht für den richtigen Blick des Vfs um so mehr, als er das positive Zeugniſs dafür bey Liv. 41, 8. übersehen

hat. Der *addictus* wird aber »*recepta libertate* (eine »*Manumission*« im eigentlichen Sinn ist bey ihm nicht möglich) *ingenuus*«, wie *Quinct.* I. O VII. 3. sagt, und so musste also doch seine Lage eine *bessere* gewesen seyn, als die Lage jenes *quasi-servus*, der nur Libertine wird? und dennoch hält der V. gerade umgekehrt den *addictus* für noch weniger, für einen wirklichen Sklaven! Freylich *kann* auch jemand auf dem Weg der Addiction, des obrigkeitlichen Zusprechens, Sklave werden, z. B. *ex Scto Claudiano*, oder nach den XII. Tafeln zufolge *Einer* Parthey wegen *furtum manifestum* Gaj. III, 189. Gell. XI, c. ult. Aber eben dieser Streit schon zeigt, dafs die Addiction nicht immer diese Folge hat, und bekannt ist es auch für den insolventen Geldschuldner, dessen die XII. T. gedenken, der nicht schon als *nexus* sondern erst durch den Verkauf (*trans Tiberim*) Sklave wird; das hier vorkommende besonders harte Verfahren gilt aber nicht für *addicti* aus andern Gründen: sie sind indessen alle nichts wie *völlige ingenui*, die Personalarrest bey dem haben, dem sie addicirt worden sind, was hier genauer zu erörtern der Raum nicht gestattet, aber doch schon daraus hervorgeht, dafs sie nach erlangter Freyheit keine Libertinen waren. — Die durch *contracta fiducia* (*lex fiduciae*) vorbehaltene Remancipation eines vom Vater verkauften Kindes soll sich nach S. 172—174. von selbst verstehen, und keineswegs Folge einer ausdrücklichen Verabredung seyn!!! *Wozu* diese schon an sich unwahrscheinliche Behauptung? und wie wäre unter solcher Voraussetzung möglich, dafs es nicht blos einen *pater* sondern auch einen *extraneus manumissor* gibt? Ferner: steht nicht schon in den XII. T., dafs man an die Mancipation beliebige Clauseln knüpfen könne? ist es nicht ganz analog der *fiducia* bey *Sachen*, z. B. im Pfandrecht? Der Vf. will seinen Beweis aus Coll. II, 3. führen, wo von demjenigen, der einen freyen Menschen *noxae causa* erhielt, gesagt wird: »*fiduciae judicio non tenetur*« *Hier* allerdings fand kein *pactum*, und darum auch kein *fiduciae judicium* statt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man auf *noxae datio* in Ermangelung der *litis aestimatio* ein unbedingtes Recht hat, und also thöricht handeln würde, sich bey der *mancipatio noxae causa* durch Clauseln beschränken zu lassen, wie sie ein nicht gezwungener Verkäufer freylich machen kann. —

Vierte Scholie, über Tutel, S. 178—226. Der Verf. sucht zu zeigen, dafs die *testamentaria tut.* so alt als die *legitima* sey. Wir wollen hier über diese zweifelhafte Sache nicht rechten, darin scheint er auf jeden Fall recht zu haben, dafs die *optio tutoris* eine *Unterart* der testam. Tutel sey. Dafs dagegen der Unterschied zwischen *tutela feminarum* und *impuberum* nur auf

der Dauer und faktischen Zufälligkeiten beruhe (S. 185. 184.) ist gewifs unrichtig, wie z. B. schon die *cessitia tutela* etwas ganz Eigenthümliches der in ihrem ganzen Prinzip wesentlich von der *tut. impub.* abweichenden *legitima feminar. tut.* ist. Sich consequent bleibend läfst der Verf. freylich die *cessitia tut.* sich auch auf *unmündige* Mädchen erstrecken (S. 192), und eben so weit auch die Aufhebung der Agnatentutel durch die *lex Claudia* gehen (S. 191). Ist es denn aber glaublich, dafs man die *weiblichen* Pupillen der Agnatentutel überhoben, und die *männlichen* darin gelassen habe? Was von der Frauentutel ausgesagt wird, geht im Zweifel nie auf *pupillae*, wie man sich aus dem Gegensatz der »*pupillorum pupillarumque tutores*« mit den »*mulierum tutores*« bey Ulp. XI 25.; eben so aus Ulp. I. 17. Gaj. I. 189 mit 190. Gell. V. 13. überzeugen kann. Man darf also nicht einmal mit *Savigny* Zeitschr. B. 3. S. 345. zugeben, dafs der *Buchstabe* der *l. Claudia* auch die Tutel über unmündige Frauen aufgehoben habe, weil nicht erwiesen ist, dafs diese Tutel je unter dem Namen *feminarum t.* begriffen war. Aber gegen die Zeit der christlichen Kaiser hin, wo man gar keinen richtigen Begriff von der Geschlechtstutel mehr hatte, konnte es allerdings auch den Agnaten der *pupillae* eingefallen seyn, die *lex Claudia* so wie *Savigny* und unser Verf. interpretiren und die Tutel rekusiren zu wollen: das giebt aber Constantin nicht zu — — »*non recuset*« L. 2 C. Th ep. 3. 17.; es ist wohl möglich, dafs *Constantin* selbst, oder dafs *Leo* geglaubt hat, damit sey wirklich etwas an der *l. Claudia* geändert; und dadurch die L. 3 C. *de leg. tut.* zu erklären, ist doch wohl natürlicher, als die *l. Claudia* selbst auf so unnatürliche Weise zu verstehen. — Unter manchen guten Erörterungen in dieser Scholie ist die ausführlichste der versuchte Beweis, dafs die *lex Atilia* jünger als Ciceros Topik aber freylich älter als August sey, S. 206 — 216. Es würde zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen, wir begnügen uns daher mit der Generalbemerkung, dafs des Verf. Beweise hauptsächlich darauf beruhen, dafs er glaubt, die durch Senatsbeschlüsse für einzelne Fälle eingeführten Tutelen müfsten älter seyn, als die *Atiliana t.*, weil sie sonst zwecklos wären. Aber abgesehen davon, dafs sie doch auf jeden Fall *nach* Einführung des *Atil. tutor* friedlich neben ihm bestehen konnten, so sind ja diese ausserordentlichen Tutelen meistens nach der und durch die *l. Julia de marit. ordinibus*, also immerhin zu einer Zeit entstanden, wo die *l. Atilia*, selbst nach dem Vrf., schon existirt hat. Ihn verleitete die berühmte Stelle in Cic. Top. c 4, die ihm unter Voraussetzung des *Atilianus tutor* unerklärlich schien. Nach zum Theil sehr treffenden Bemerkungen gegen *Hoffmanns*, *Sa-*

vignys und *Löhrs* Ansichten darüber, stimmt er mit Sav. darin überein, daſs hier von einer *sine tutore* testirenden Frau die Rede war, für welche gewiſs richtige Voraussetzung auch das Zeugniſs des Boethius spricht.

Ein solches Testament ist null, sagt Cicero, ja es kann nicht einmal *sec. tab. B. P.* daraus gegeben werden, es sey denn die Frau hätte eine *capitis deminutio* erlitten? d. h. sagt *Sav.* durch Erlangung eines *tutor optivus*, *Gans* setzt jezt hinzu: oder eines *fiduciarius;* beydes ist richtig. Aber warum *nur* auf diesem Wege? Beyde antworten: der *legitimus tutor*, also der Intestaterbe, wird seine *auctoritas* zum Testiren immer versagen; auch kann gerade *der*, wie jetzt Gajus sagt, nicht zum Auctoriren gezwungen werden, aber die Frau könnte ja auch einen *testamentarius* oder *Atilianus tutor* haben? Da meint denn *Sav.*: der erste habe (damals) nicht existirt, der andere sey als zu selten von Cicero nicht beachtet worden (?), *Gans* aber: der *Atilianus* habe damals noch nicht existirt, und zum *testamentarius* sey wohl nur der Agnate ernannt worden (?). Bedarf es denn solcher Willkührlichkeiten? Zu Gajus Zeit konnte der erwähnte Zwang gegen alle nicht gesetzlichen Geschlechtstutoren ausgeübt, und also wohl auch ein ohne solche Scheintutoren gemachtes Testament vom Prätor aufrecht erhalten werden Gaj. II. 121. 122. mit I. 192.; damals aber, lange nach der *l. Claudia*, arbeitete der Zeitgeist auf Zernichtung aller Bedeutsamkeit der Geschlechtstutel; ist es auch nur wahrscheinlich, daſs es sich zu Ciceros Zeit ebenfalls so verhalten, daſs auch damals der *testament.* und *Atilianus tutor* zum Auctoriren gezwungen werden konnten? die einzigen Scheintutoren waren damals der optivus und fiduciarius Cic. pro Mur. c 12. und die angeführten Untersuchungen S. 143. Note 1.: und also sagt Cicero mit Recht: ein ohne Tutor verfertigtes Frauentestament ist null, und nur dann kann es wenigstens vom Prätor aufrecht erhalten werden, wenn der Tutor nur ein *opt.* oder *fiduc.* war. — Zum Beweise, daſs Frauen auch schon zu Ciceros Zeit testiren *konnten*, braucht man sich übrigens nicht blos, wie der Verf., auf ein Arg. aus Cic. pro Flacc. c. 34. zu stützen, da es klar steht pro Caec. c. 6. in Verr. I. 43 ad Att. VII. 8.; s. auch Plin. ep. II, 20. —

Fünfte Scholie, von den Sachen und ihren Erwerbungsarten S. 227—275. Das Bedürfniſs einer gründlichen Untersuchung über das Alter und den Entstehungsgrund des Unterschiedes zwischen *res mancipi* und *nec mancipi* wird auch hier nicht befriedigt. Sehr auffallend ist die Behauptung S. 234. 235., daſs eine *res nec mancipi* durch jede andere natürliche Erwerbungsart eben so gut, wie durch Tradition ins Röm. Eigenthum

komme; warum rechnet denn das Ulpianische Register unter den civilen Erwerbarten *nur* die Tradition auf? Der Verf. beruft sich auf das »*nostrum fit*« bey Gaj. II. 66 70. 79.: allein da wird so allgemein gesprochen, dafs, wenn dadurch das Röm. Eigenthum bezeichnet wäre, folgen würde: auch *res mancipi* kämen z. B. durch Occupation ins Röm. Eigenthum; und kann von einer Sache die ich »*in bonis*« habe, zumal nach Existenz der *actio publiciana* nicht gesagt werden: *mea est?* — Dafs der *ususfructus* im Justin. Recht, so wie im alten bey Provinzial. Grundstücken durch blossen Vertrag (statt durch *in jure cessio*) und nicht durch eine *traditio ficta* entstehe, ist richtig nachgewiesen S. 239. fgg.: allein doch wird in L. 11 §. 1 D. de Publ. L. 1. §. 2. D. de S. C. R. L. 1. pr. D. *quib. mod. ususfr. traditio* und *patientia* gefodert? da meint G. S. 246: das Wort *traditio* habe Justinian »hineingepfuscht«, so unpassend diese Interpolation auch sey. Wie kann man aber den Compilatoren ein so zweckloses und zu einem Widerspruch mit den Institutionen führendes Verderben des Textes aufbürden? und was bedeutet denn das Wort »*patientia*«? Indessen die Stellen sprechen ja nur von Erwerbung der *a. Publiciana;* der praetorische Schutz setzt schlechterdings Besitz, d. h. hier gestattete Ausübung voraus, und findet auch Statt, wenn der Concedens ein *non dominus* war — aber die *a. confessoria* erforderte ehemals *in jure cessio,* jetzt freylich genügt Vertrag, aber mit dem *dominus* — so kann auch der *heres* sogleich nach der Willenserklärung vindiciren als quiritischer Eigenthümer dessen, was sein Vorgänger im Röm. Eigenthum hatte, dagegen der *bonorum possessor* mufs sich erst den Besitz verschafft haben, ehe er die *a Publ.* anstellen kann.

Bey Darstellung der *usucapio* S. 247—269 finden sich manche treffende auch mitunter wieder bestreitbare Bemerkungen; recht gut ist die Art der *usuc. pro herede,* deren Kenntnifs wir Gajus verdanken, erörtert und unter andern auch gegen *Savigny* dargethan, dafs das *nemo sibi causam possessionis mutare potest* zwar auch hier, aber nicht ausschliesslich anwendbar ist. *Hadrian* hat schon diese *usuc. pro her.,* ausser bey dem *necessarius heres,* unwirksam gemacht, und unter *Diocletian* war selbst diese Ausnahme verschwunden L. 2. C. de us. pro hered. Der Verf. will freylich (S. 260.) aus dieser Stelle grade umgekehrt die Fortdauer der us. pro her. zu jener Zeit, deduciren, denn sie läugne blos die usuc. der *sui*, während Hadrian die *usuc.* der *necessarii,* das hiesse der *Sklaven* habe bestehen lassen. Es wäre aber sehr auffallend, wenn Hadrian den Sklaven eher als den Hauskindern das Usukapiren gestattet und hätte wirklich schon *Hadrian* auch die *usuc. pro herede* der *sui* aufgehoben, wie sollte erst noch *Diocletian* darüber rescribiren müssen? [um] sich zu

überzeugen, daſs auch unter *necessarius* schlechtweg ein *suus* verstanden werden kann, darf man nur Gaj. II, 37. mit III, 87. vergleichen, auch L. 12. D. de cond. inst. L. 69. D. de her. inst. u. s. w.

Sechste Scholie, das Erbrecht, S. 276—378. Der Vf. wollte hier »mehr eine compendiarische Uebersicht der ganzen Geschichte des Erbrechts, als eine genaue Erörterung der einzelnen Puncte desselben« geben. Des neuen enthält daher auch diese Scholie wenig, aber man liest die geistreiche Darstellung mit Vergnügen. Nur einige Bemerkungen wollen wir uns hier erlauben. S. 313. (nr. 2.) wird der Nov. 118. auch dasjenige zugeschrieben, was erst Nov. 127. c. 1. daran geändert hat, und S. 314, wird gar eine falsche von den Reichsgesezzen sanctionirte Interpretation, der Nov. 118 selbst als Inconsequenz zur Last gelegt, nämlich die Bestimmung, daſs allein erbende Geschwisterkinder *in capita* theilen müssen. —

Gegen *Löhrs* Ansicht, daſs der Ursprung der *bon. possessio* in einer Begünstigung des Civilerben zu suchen sey, wird S. 317 angeführt: daſs dann »der *heres* nicht erst sehr spät das *interdictum quorum bonorum* erhalten haben könne.« Gesetzt, er hätte es nie erhalten, so wäre damit kein haarbreit an jener Theorie erschüttert; denn nicht darauf kommt es an, ob der *heres* als solcher, sondern ob der *heres* als *bonorum possessor* das Interdict nicht hat: erst wenn bewiesen werden kann, daſs der *blosse bonorum possessor* das Interdict früher hatte, als der *B. P.* agnoscirende *heres,* würde jener Grund ein Grund seyn. —

S. 330. findet sich ein arger Irrthum; »*Codicille* seyen eine seit *August* aufgekommene weniger feyerliche Form des letzten Willens, die nur fünf Zeugen fordert.« Codicille waren durchaus *formlose* Dispositionen, die man von August an als erzwingbare Zusätze zum Testament zu betrachten anfing, und die bald auch ohne Confirmation und *ab intest.* Gültigkeit, aber eine *Form,* (namentlich die 5 Zeugen) erst zum Theil seit *Constantin* (L. 1. C. Th. 4, 4.) und durchgängig seit *Theodos II.* (L. 8. §. 3. C. de codic.) erhielten. — Nicht »seit *Augustus* gab es einen eigenen Prätor, der über Fideicommisse Recht sprach« S. 347, sondern dies lag den *Consuln* ob, bis erst *Claudius 2 praetores fideicommissarii* ernannte, die *Titus* auf *Einen* reducirte Suet. Claud. c. 23., L. 2. §. 32 D de orig. jur., woneben aber auch noch die Consularische Jurisdiction für bedeutende Summen blieb Quinct. J. O. III, 6., Gaj. II, 278., Ulp. XXV, 12. —

(*Der Beschluſs folgt.*)

N° 31. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Gans Scholien zum Gajus.

(Beschlufs.)

Verzugszinsen bey *Legaten* sind dem alten Rechte nicht so fremd, als der Vf nach S. 355 zu glauben scheint, s. Gaj. II, 280. fin. Paul. III, 8 fin. — Dagegen, dafs *cretio* bey der Intestaterbfolge *gar nicht* Statt finde (S. 366.), liesse sich vieles sagen; wir begnügen uns mit Verweisung auf Tit. C. Th. 8, 18 und *Löhr* Mag. B. 3. H. 1. Nr. V. — Der Vf. schliefst mit der Lehre von der Caducität, und versteht Ulp. XVII, 2. (S. 376.) so, als hätte Caracalla das *jus patrum* aufgehoben, das *jus antiquum* stehen lassen. Allein in derselben Schrift Ulpians kommt ja auch noch das erste als practisch vor, nämlich I, 21. (»*legatarii patres heredes fiunt*«) und XXV, 17. Die Stelle XVII, 2. sagt also nur, dafs Caracalla den Fiscus an die Stelle des Aerarium gesetzt habe. Erst später ist das *jus patrum* und unter Justinian der Unterschied zwischen dem *jus antiquum* und dem durch die *lex Papia* geänderten Recht ebenfalls weggefallen. Auch in dem so benannten *fragm. de jure fisci* kommt das *jus patrum* noch vor: daraus hat G zufolge seiner obigen Prämisse den Schlufs ziehen müsse, diese Schrift sey älter als die Ulpianische. Wenn *Savigny* Zeitschr. B. 3 S 162. dasselbe behauptete, so geschah es darum, weil er die *patres* für den Senat (*aerarium*) hielt; da sich dieses als irrig bewiesen hat, überhaupt nicht das *aerarium*, sondern nur der Fiscus in der Schrift vorkommt, so ist sie wahrscheinlich nach Caracallas Constitution geschrieben worden. —

Die nun folgenden Scholien tragen zu unserm Bedauern so sehr die Spuren der Eile, dafs auch wir an ihnen nur noch eilig vorübergehen wollen. Nämlich: *Siebente Scholie, von den Successiones per universitatem ausser der Erbschaft*. S. 378—385. Enthält grösstentheils nur Erörterungen über die *bonorum emtio*, die zu Vieles zu wünschen übrig lassen, als dafs es hier nachgewiesen werden könnte. Ueber die ältere Personalhaft wird Einiges gesagt, aber nichts über die *lex Petillia Papiria*.

Achte Scholie, über Obligationenrecht. »Nachtrag zu meinem

Buche: Ueber Römisches Obligationenrecht etc. Heidelb. 1819.« Von S. 386—403. Nicht weil Rec. hier nichts, sondern weil er zuviel zu sagen hätte, ferner, weil jenes interessante Buch schon mit Rücksicht auf Gajus einen gründlichen Beurtheiler in diesen Jahrbüchern gefunden, und weil Rec. selbst darüber andern Orts sich ausgesprochen hat, übergeht er diese Scholie.

Neunte Scholie; über Verbal-, Litteral- und Consensualcontracte, S. 404—429. Wir beschränken uns auf den Litteral-Contract, indem das Uebrige nicht weit über das hinausgeht, was wir bey Gajus lesen. Die gegen *Savigny* (in den Abh. der Berl. Akad.) S. 422 gemachte Bemerkung, dafs auch die *syngrapha*, obgleich bey den Peregrinen entstanden, u. im Verkehr unter oder mit ihnen am üblichsten, dennoch auch unter den Römern gebraucht worden seyn mochten, scheint richtig, obgleich selbst diese Annahme nicht im Stande ist, die Darstellung des Theophilus *vollkommen* zu retten. Wenn aber *die* Frage: ob die *expensilatio* nur als *novatio* vorgekommen sey? gegen *Savigny* bejaht wird; so läfst sich zwar dafür das positive Zeugnifs von *Gajus* und *Theophilus* anführen, allein wenn der Verf. meint, dafs es nach der Natur der *expensilatio* nothwendig so seyn *müsse* (S. 425, 426), so behaupten wir gerade das Umgekehrte. Er raisonirt so: »Einem *nomen transcriptitium* kann nur Schenkung oder frühere Schuld möglicherweise (?) vorangehn«. Da nun das *transcript. nomen* auf einer *einseitigen* Handlung des Creditors beruhe (Gaj III. 138), »wobey wohl auch nicht einmal der Consens des Schuldners nothwendig war (!!!), so folgt von selbst, dafs Schenkung als Grund der litt. obl. ausgeschlossen seyn müsse, denn diese beruht ja nothwendig auf einem Zusammenwirken beyder Theile; nur also vorhergehende Schuld, Novation, macht die Form des Litteralcontracts erklärlich«. Sehen wir einstweilen ab von dem, was hier über Schenkung gesagt ist, so hat der Verf. blos *behauptet*: jene litt. obl. könne nur Novation seyn, und der *Beweis* ist nur der: die Einseitigkeit der Form wäre sonst nicht erklärlich. Wir fragen: »*si id, quod mihi Titius debet, Sempronio id expensum tulero*« so ist mir Sempronius nach Gaj. III. 130. durch *expensilatio* obligirt: war das möglich, ohne seinen Consens? Kann denn der V. im Ernste glauben, dafs auch irgend eine Novation ohne Consens des Schuldners möglich wäre, nämlich des neuen, wenn die Personen wechseln, oder auch nur des alten, wenn blos die *causa debendi* wechselt? ist denn zur Verwandlung einer *a. bonae fidei* in eine *condictio certi* nicht auch des Schuldners Consens nöthig? Also ohne den geführten Beweis einer vorangegangenen Einwilligung hat die der *Form* nach allerdings einseitige Eintragung in das Buch des Creditors (*expensilatio*) gar

keine Bedeutung. Könnte nun nicht ohne alle vorangegangene Schuld ein Geschäft also abgeschlossen werden? ich übertrage Dir den und den Fundus, Du aber zahlst mir das *pretium* von 100 Sesterzien nicht sogleich, sondern ich schreibe Dich als meinen Schuldner, ich schreibe so viel Geld, als an Dich *expensum latum* ein, und das ist das Geschäft bey Cic. de off III. 14. Auch ad Att. IV. 18. kommen *nomina* ohne *novatio* vor; ja sogar eine *Schenkung* durch *expensilatio* ist möglich: nämlich wenn ich dem Titius eine Summe schenken möchte, die ich im Augenblick nicht zahlen will oder kann, so erlaube ich ihm (etwa vor Zeugen) sich als meinen Creditor (die Summe als an mich ausbezahlt, *expensum latum*) einzuschreiben; diese Form des Einschreibens ist allerdings ganz einseitig, und auch in der Abwesenheit zulässig, aber er haftet, wie wenn er mir die Summe stipulirt hätte! — Daſs *Gajus*, (und um so mehr *Theophilus*) nur die *novatio* nennt, kann beyspielsweise geschehen seyn, etwa auch darum, weil zu seiner Zeit die Litt. obl. nur noch durch Argentarien möglich war, und also vielleicht *dort* nur als *novatio* vorkam; er spricht ja auch nur von einem *transcriptitium nomen*, und läugnet nicht, daſs es auch *nomina* schlechtweg, die nicht auf *transcribere* (*herum*schreiben) also *novare* beruhen, geben oder doch gegeben haben könnte, wie denn wirklich bey Cicero der Ausdruck *transcriptitium* nicht gebraucht wird.

Zehnte Scholie, von dem Aufheben einer Obligation. Solutio, acceptilatio, per aes et libram, novatio und *litis contestatio* werden kurz berührt. In Gaj. III. 179 findet der Verf. »keinen Sinn«, wenn man nicht statt: »*si posterioris stipulationis* e x t i t e r i t *conditio*« lesen würde: »*s. p. st. defecerit c.*« Rec., welcher grade *umgekehrter* Meinung ist, hält sich überzeugt, daſs ein so denkender Verf. nach unbefangener Prüfung der Stelle, seine vermeintliche Emendation von selbst zurücknehmen wird.

Eilfte (und letzte) *Scholie, von den Delicten.* Spricht vom *furtum*, und mit ein paar Worten auch von den drey übrigen, bekanntlich allein hervorgehobenen, Delicten. Der Verf. fragt (S. 440.): bey Gaj. III. 192 werde gesagt: die XII. T. erklärten das *conceptum furtum* für ein *manifestum*, »da aber die Strafe des *manif. furti* das *quadruplum* ist, so würde Gajus sich selbst und dem Gellius widersprochen haben, die die Strafe des *concepti furti* auf das dreyfache durch das Zwölftafelgesetz bestimmen lassen«? Er findet einen Ausweg darin, daſs die *poena tripli* eingetreten wäre, wenn die Sache nicht beym Dieb selbst gefunden worden, sonst aber die *poena quadrupli.* Diese den Quellen (zum Beyspiel dem allgemein sprechenden §. 191.) widersprechende Distinction ist ganz unnöthig.

Vorerst wird von den XII T. das *furtum manif.* also auch jedes dafür erklärte *furtum* nicht etwa mit dem *quadruplum*, sondern sogar durch eine *poena capitalis* (Addiction) bestraft; was aber den Widerspruch mit der *poena tripli* betrifft, so wird von den XII T. nur das *furtum lance licioque* nicht ein *furtum conceptum* schlechtweg für *manif.* erklärt. Wer also als ein Nakter auf jene lächerliche Weise Haussuchung anstellt, der zieht demjenigen, bey dem er die Sache findet, eine grössere Strafe zu (»*quod ita quaesita res inventa majori poenae subjiciatur*« steht klar bey Gaj. III. 193) als wenn er wie ein vernünftiger Mensch (angekleidet aber *testibus präsentibus*, Gaj. III. 186) Haussuchung anstellt. Das erste kam frühe ab, aber das ein *triplum* einbringende *furtum conceptum* schlechtweg galt noch zu und nach der Zeit des Gajus. —

Möchte der Verf. sich aus dieser Critik überzeugen, wie aufmerksam wir alles betrachten, was aus seiner Feder fliefst.

Zimmern.

Militairische Blätter. Eine Zeitschrift, herausgegeben von F. W. v. MAUVILLON. Erster Jahrgang. Essen und Duisburg 1820. 8. Zwölf monatliche Hefte. in farbigem Umschlage, zusammen 2 Theile. Erster Th. VIII und 548 S. Zweyter Th. 500 S. Pränum. Preis 5 Rtl., Subscript. Pr. 6 Rtl., Ladenpr. 7 Rtl. 12 gGr. Preuss. Cour.

Wenn wir gleich der Anzeige dieser Zeitschrift nur wenig Raum widmen dürfen, so scheint es uns doch billig, bey dem nicht unbedeutenden Gehalte derselben unsere Leser mindestens darauf aufmerksam zu machen. Sie ist dem angegebenen Plane nach allen denjenigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst gewidmet, deren Kenntnifs für den gebildeten Officier interessant und wichtig seyn mufs. In den beyden ersten, vor uns liegenden Bänden sind zwar keine Aufsätze enthalten, welche in die tiefen Kenntnisse, z. B. der Ballistik, Fortification u. s. w. eingreifen, und diese möchten auch bey der Mehrzahl der Leser das wenigste Interesse finden; allein bey weitem die meisten sind von der Art, dafs sie mit Nutzen und zum Vergnügen gelesen werden können. Der Vf. ist im Ganzen sehr unpartheiisch, und frey von entschiedener Vorliebe für das Militair des einen oder des andern Staates, oder einer bestimmten Art desselben, vermeidet alle ausschliefslich und leidenschaftlich polemischen Abhandlungen, und hält sich, wie billig und für den Redacteur einer Zeitschrift nothwendig ist, an die goldene Regel des *audiatur et altera pars.* Indem man daher in den

jetzigen Zeiten von dem Krieger nicht blos mechanisch erlernte Fertigkeit, sondern eine allgemeine Bildung und ernsteres Nachdenken über die Gegenstände der Kriegswissenschaft verlangt; so müssen wir diesen Blättern recht viele Leser aus einem Stande wünschen, welcher nicht auf gleiche Weise, als einige andere zu vielem Lesen gezwungen ist, und sich vielmehr oft nach nützlichen Büchern zur eigenen Belehrung und Unterhaltung sehnt. Eine ziemlich vollständige Inhaltsanzeige und Critik der neuesten Schriften über die Kriegswissenschaft, welche jedem Hefte angehängt ist, gewährt ausserdem den Vortheil, daſs sie die einzelnen Individuen mit derjenigen Literatur bekannt macht, deren sie für ihr specielles Fach vorzüglich bedürfen.

Rec., welcher blos auf eine kurze Anzeige beschränkt ist, darf in das Einzelne der sämmtlichen Abhandlungen nicht eingehen, und muſs sich daher mit einigen wenigen Bemerkungen begnügen, welche übrigens zur allgemeinen Bezeichnung des Ganzen genügen werden. Unter andern verdient die Abhandlung S. 34 ff. »über die Befugniſs des Militairs, »an politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen;« eine Auszeichnung, und muſs in der jetzigen Zeit, und in Beziehung auf die neuesten Ereignisse als Gegenstand weiterer Discussionen noch höheres Interesse erregen, wenn auch die aufgestellten Grundsätze nicht absolut, und als einzig gültige Normen angesehen werden können. Die Veranlassung dazu gaben die früherhin von der baierischen Armee nach einer irrigen Meinung des Vfs. eingereichten Adressen an den König, die Beschwörung der Constitution betreffend, welche zwar, nach einer spätern hierüber von einem baierischen Officier eingesandten berichtigenden Erläuterung, von dem Verf. nach einem unbestimmten Zeitungsartikel gänzlich miſsverstanden waren, und somit nebst allen, auf diese falsche Voraussetzung gebaueten Folgerungen zurückgenommen werden, ohne daſs jedoch dieserwegen die allgemeinen und für sich bestehenden Ansichten und Grundsätze wegfallen können. Wenn übrigens der Einsender dieser Erläuterungen S. 424. den Verf. wegen greller und beleidigender Beschuldigungen gegen die baierische Regierung und das Militair jenes Landes anklagt, so muſs Rec. bekennen, daſs er diese nirgend gefunden hat, vorausgesetzt, daſs das vom Verf. miſsbilligte, von dem Einsender der Berichtigung selbst keinesweges in Schutz genommene Factum nicht an sich, sondern blos in seiner allerdings etwas voreiligen, auf einem Miſsverständniſs beruhenden falschen Voraussetzung existirte; vielmehr wird dem Könige sowohl, als auch dem Militair überall die ihnen allerdings und mit

vollem Rechte gebührende grosse Achtung bewiesen, wie dieses gewifs selbst bey jedem, der eigentlichen Lage der Sache unkundigen Leser schon insofern der Fall gewesen seyn muls, als es unbegreiflch scheint, wie von einem solchen Militair, aus einem, wegen musterhafter Anhänglichkeit an König und Vaterland vorzugsweise achtungswerthen Volke, so etwas ausgehen konnte. Es wäre indefs allerdings ein Verlust, wenn man die, aus einer ungegründ ten Veranlassung hervorgegangenen, übrigens aber richtig gedachten und fruchtbaren Betrachtungen deswegen ohne nähere Prüfung verwerfen wollte.

Sehr beachtungswerth ist ferner die Abhandlung S. 160. über die englischen Wagen der fahrenden Artillerie. Ohne hier in die gegenseitigen Vorzüge und Mängel der reitenden und fahrenden Artillerie einzugehen, oder noch weniger die letztere ausschliesslich in Schutz zu nehmen, leidet es wohl keinen Zweifel, dafs die hier bekannt gemachten englischen Ammunitionswagen zweckmäfsig eingerichtet sind, und im Ganzen oder theilweise Nachahmung verdienen. Auf jeden Fall ist ihre Construction hier so genau beschrieben, das Sachverständige leicht das Erforderliche aus der Beschreibung entnehmen können. Nur beyläufig will Rec. erinnern, dafs die Angabe S. 165, ein Pferd ziehe mehr als die doppelte Last, die es zu tragen vermag, zu unbestimmt ist. Für geschwinde Bewegungen im Kriege kann man nur annehmen, dafs ein Pferd einen bewaffneten Reiter trägt. Soll es nebenbey noch ziehen, so wird es für schnelle Bewegungen übermässig belastet. Rechnet man im Mittel den bewaffneten Reiter mit allem Zubehör zu 200 Pf; so kann man nicht annehmen, dafs das Pferd im Ziehen das Doppelte, also 400 Pfd. bewegt,; vielmehr nimmt man die Zugkraft höchstens zu 100 Pfd an, und auch dieses ist für mehr als ganz langsame Bewegung bey weitem zu viel. Hiebey ist aber wohl zu berücksichtigen, dafs das Pferd vor dem Wagen auf der horizontalen Ebene blos die Reibung überwindet, welche bey mittelmässiger Construction des Fuhrwerks höchstens ein Zehntheil der Last beträgt, bey der vollendetsten aber wohl bis auf ein Zwanzigtheil gebracht werden kann. Nimmt man nun im Mittel ein Fünfzehntheil, so würde ein Pferd in der Ebene 1500 Pfd. bewegen, mithin mehr als siebenmal die zu tragende Last, welches aber aus begreiflichen Gründen namentlich in Rücksicht auf unvermeidliche Erhöhungen bey weitem zu viel ist.

Auch die politisch strategischen Betrachtungen über die Befestigung des nördlichen Deutschlands S. 230. enthalten viel Schäzbares, wenn gleich auch mitunter einiges Mangelhafte verdienen aber auf allen Fall bey den Untersuchungen der höhern

Kriegskunst berücksichtigt zu werden. Die Bemerkungen eines (sich selbst so nennenden) Laien über die Rollschüsse S. 324. sind nicht ungegründet, und durch die bescheidene und freundliche Beantwortung des Hrn. Major v. Decker im Anfange des zweyten Theils keineswegs erledigt. Es würde Rec. zu weit in die Tiefen der höchst schwierigen und wahrscheinlich ganz unergründlichen Ballistik führen, wenn er es versuchen wollte, die gegebenen Ansichten vollständig zu berichtigen, und er verweiset deswegen unter den vielen Schriften und Abhandlungen nur auf des Grafen de la Martilliére *Recherches sur les meilleurs effets à obtenir de l'artillerie. Paris 1812.* und auf Huttons *Course of Mathematics, London 1813 vol. 3. p. 268 ff.* Im Allgemeinen müssen wir jedoch erinnern, daſs der Standpunkt der ganzen Untersuchung verrückt wird, wenn Hr. Major v. Decker die Bahn der Kugel als Theil eines Kreises construirt. Dieses ist einmal an sich unmöglich, und muſs sie auf allen Fall als Parabel angesehen werden, wie dieser Grundsatz auch bey allen Arillerie-Schulen angenommen wird. Wäre der Widerstand der Luft nicht vorhanden, so würde diese Theorie genau mit der Erfahrung übereinstimmen, allein der Einfluss dieser Bedingung ist bis jetzt noch nicht im Reinen, wie noch jüngst Hr. Benzenberg in seiner gehaltreichen Schrift: Versuche über die Umdrehung der Erde. Dortmund 1804. S. 201. genügend dargethan hat. Daſs übrigens diese schwierige Aufgabe durch die: Freyen Ansichten über die beym groben Geschütze vorkommenden Schuſsarten u. s. w. Th. 2. S. 89. keineswegs gelöset, ja nicht im geringsten weiter gefördert sey, wird jeder Sachverständige bald einsehen, und Rec. will hinsichtlich der darin bestrittenen Irrthümer nur bemerken, daſs die Mechanik, worunter dieser Gegenstand gehört, weder veraltert ist, noch ihrer Natur nach veraltern kann.

Im zweyten Bande verdienen eine Auszeichnung zuerst die Beschreibung der neuen Colletonschen Pontons, welche nach den erwähnten Versuchen allerdings grosse Vorzüge vor den bisher gebräuchlichen haben, wenn sie sich anders auf weiten Transporten als hinlänglich dauerhaft bewähren. Nicht unwichtig sind ferner die »Versuche über die Minen, angestellt durch den französischen General Marescot,« S. 9, 128 und 164, deren Resultate mit bekannten Naturgesetzen übereinstimmen, und nebst den am Schlusse dieser Abhandlung beygefügten allgemeinen Bemerkungen über die verschiedenen Theorien der Minen überhaupt für das weitere Studium dieses Gegenstandes allerdings beherzigt zu werden verdienen. Endlich hat vorzüglich der gedrängte Auszug aus dem englischen Werke des Obristlieutenant der Artillerie, John May, worin

der Vorzug der eisernen Kanonen vor den metallenen dargethan, und zugleich erwiesen wird, dafs bey entschiedener Uebermacht der Belagerer an Mannschaft und vorzüglich an schwerem Geschütz jede Festung mit trockenen Graben, deren Hauptwall aus einer Entfernung von 500—700 Schritt frey beschossen werden kann, oder welche nach der ältern Art befestigt ist, binnen einem bis zwey Tagen durch Legung einer practicabeln Bresche mit Sturm genommen werden könne. Zugleich wird der grosse englische Feldherr, so oft getadelt, wegen der blutigen Stürme von *Ciudad-Rodrigo* und *Badajoz 1812* und *St Sebastian 1813* hier genügend gerechtfertigt, indem aus der Erzählung hervorgeht, dafs eine längere Belagerung eben so viel Menschen gekostet haben würde, ohne die erstrebten Vortheile einer wahrhaft gewaltsamen Erstürmung zu gewähren. Da wir hier keinen Auszug geben können ohne die uns gesetzten Grenzen zu überschreiten, so verweisen wir alle diejenigen, welche sich für solche Untersuchungen interessiren müssen, auf das Werk selbst, oder die hier mitgetheilte Abhandlung. Noch einige Aufsätze würden wir gleichfalls kurz beurtheilen, wenn sie beendigt wären. Allein da die Fortsetzung in spätern Heften folgen soll, so sparen wir unser Urtheil darüber.

Schliefslich erlaubt sich Rec. die Bemerkung, dafs der Herausgeber ausser Anzeigen und Recensionen anderer militairischer Werke auch diejenigen wörtlich mittheilt, welche in öffentlichen Blättern über sein eigenes Journal enthalten sind. Er ist deswegen mehrfach getadelt, allein wir sind in dieser Hinsicht anderer Meinung. Zuvörderst versteht sich von selbst, dafs diese blossen Abdrücke nur als Zugabe, und nicht um die versprochene Bogenzahl zu füllen, mitgetheilt werden, ohne welche Bedingung die Sache als eine Art Plagiat anzusehen wäre. Indem dieses aber geschieht, ist kein Grund des Tadels vorhanden. Den Mitarbeitern kann es gleichviel seyn, ob sie die Beurtheilungen ihrer Abhandlungen in derjenigen Zeitschrift lesen, woran sie selbst Theil nehmen, oder in andern. Diejenigen Leser aber, für welche diese militairische Blätter eigentlich bestimmt sind, gewinnen offenbar dabey, wenn sie gegen Einseitigkeit im Urtheilen durch offene Mittheilung verschiedener Ansichten und einer kritischen Prüfung der aufgestellten Theorieen, Ansichten und Behauptungen geschützt werden, und aus den verschiedenen Meinungen das Beste wählen können. Wie selten aber die Offiziere, selbst in grösseren Städten, Gelegenheit haben, alle kritischen Zeitschriften zu lesen, um das für sie Gehörige herauszusuchen, ist bekannt,

und daſs dieses in den meisten kleineren Städten ganz unmöglich ist, bedarf kaum einer Erwähnung.

Wir beschliessen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daſs diese militairischen Blätter an gehaltvollen Aufsätzen immer reicher werden, und recht viele Leser finden mögen.

e.

Die Sprache der alten Preussen. Einleitung, Ueberreste, Sprachlehre, Wörterbuch, aufgestellt von JOHANN SEVERIN VATER, Prof. zu Halle etc. Braunschweig. Schulbuchhandlung 1821. XII. S. Vorr. XXXVIII. S. Einl. und 181 S. in 8.

Eine Schrift, verdienstvoll, weil sie den einzigen Ueberrest einer abgestorbenen Sprache, den altpreussischen Katechismus, aus dem einzigen noch vorhandenen Exemplar gerettet, lobenswerth, weil der Herausg. zugleich Untersuchungen über den Bau dieser verschollenen Sprache angestellt. Die Schicksale dieses Sprachdenkmals mag man bey V. lesen, sie liefern einen traurigen Beweis von dem schnellen Untergang der Preussischen Sprache und ihres einzigen Buches, wovon Hartknoch (*1684*) doch noch zwo Ausgaben vor sich gehabt. Der Einleitung des Verf. fehlt die lezte Ausarbeitung, daher vermiſst man oft den strengen Zusammenhang, die gehörige Haltbarkeit und Sprachgewandtheit. Wichtig ist die Nachweisung, daſs beym Ptolemäus zwey preussische Völklein mit demselben Namen erwähnt sind, womit sie im 13ten Jahrh. bekannt werden, denn damit ist wenigstens bewiesen, daſs die Preussen seit Christi Geb. ihr Land bewohnten. Allein die Erklärung der Aestyer durch Ostländer, die schon *Schlözer* aufgestellt, ist sowohl sprachlich unrichtig, als auch dem Tacitus entgegen, der sie ausdrücklich (c. 45) *in dextro Suevici maris litore* setzt, was doch wohl auf Kurland, Livland und Ehstland geht. Mit diesen Aestyern standen die Preussen in irgend einem Verbande, welches der Bernsteinhandel beweist, den Tacitus allen Völkerschaften der Aestyer (*gentes*), wozu dann auch die Preussen gehörten, zuschreibt. Was hindert denn, daſs die Küstenvölker vom Finnischen Meerbusen bis zum rechten Ufer der Weichsel zu Tacitus Zeit, den Gesammtnamen Ehsten gehabt hätten, wenn sogar dieser Namen selbst es beweist? Denn Aiste, oder nach altteutscher Schreibung Eiste, wie die Ehsten hiessen, konnte lateinisch nicht anderst als Aesti lauten, und die Bildung Aestyi zeigt, daſs der älteste teutsche Namen Aistie oder Aistje gewesen. Bey der Untersuchung über den Ursprung

und Namen der Preussen nimmt V. keine Rücksicht auf die bisherigen Meinungen, ihrer Albernheit wegen, womit die Sache freylich schnell aber nicht genügend abgemacht ist, denn unter den Erklärungen bey Hartknoch (Alt und Neu Preussen S. 71.) sind manche des Nachdenkens werth, weil aus derjenigen, welche die gröſste Aehnlichkeit für sich hat, hervor geht, daſs der Namen Preussen blos *örtlich*, die Benennung der elf Völklein *geschlechtlich* seyen, was doch kein gleichgültiger Umstand ist. Denn wie ein Gau der Slawen *Po-Labia* hieſs, d. i. das Ländlein an der Elbe und Pommern, der Landstrich am Meere bedeutet, so konnten wol auch die Preussen *Wyrai* oder *Smunentins po-Russ*, die Leute am *Russ*, d. i. an der Memel, am Kurischen Haff, oder auch die Nachbarn der Russen heissen. Doch ist dieser Erklärung entgegen, daſs in seiner eigenen Sprache das Volk *Wyrai Prusiskai* oder vielleicht auch *Prusai*, und von *Adam* von *Bremen Prutzei* genannt wird. Vater neigt sich unbestimmt zur Meinung *Karamsins*, zwischen Russen und Preussen nicht nur Nachbarschaft (was Niemand läugnet), sondern auch Verwandtschaft anzunehmen. Das Letzte darf man beyden eben so wenig zugeben (indem schon das Preussische Priesterwesen gegen die Slawen spricht), als *Schlözern* seine Aufstellung eines besondern Lettischen Völkerstamms, wozu er auch die Preussen rechnet. Wie einseitig aber V. grad über die altpreussische Priesterschaft urtheilt, hat er S. XXXIV und XXXV beurkundet, wo er nicht nur bezweifelt, ob es ein *Romow* in Preussen gegeben, sondern auch ihre *Kriwen* (Hohepriester), und was von ihnen erzählt wird, für baare Erdichtung hält und mit *Lehrberg* annimmt, der Namen *Kriwen* sey durch Miſsverständniſs in den Peter von Duisburg gekommen, weil die Russen von den Letten so genannt wurden. Dagegen will ich nur folgendes bemerken: 1. Auf den metallenen Götzenbildern des Tempels zu Rhetra, die, gegen Ende des vorigen Jahrh. ausgegraben, von Masch (Gottesdienstl. Alterth. der Obotriten. Berlin 1771.) beschrieben und deren Inschriften neuerdings von *Arendt* (Meklenb. Strel. *Georgium*. Minden 1820.) entziffert worden, kommen sehr häufig die drey Hauptorte des finnisch-slawischen Götzendienstes mit Namen vor: *Romove, Rhetra, Arkona;* es muſs also doch ein *Romowe* gegeben haben. Sodann 2. steht auf mehreren Bildern, durch wen sie vorzüglich verehrt worden, z. B. *Crive, Veidelbot, Miki;* es muſs also doch Priester gegeben haben, die *Crive* hiessen, *Helmolt* und *Grunow* werden also doch auch die Wahrheit berichten, wenn sie unter der Priesterschaft *Miken* und *Weidelotten* aufführen. Ferner 3 *Grunow* und *Duisburg* beschreiben den Tempel zu *Romow* fast gerade so wie *Saxo Grammaticus* die

zu *Arkona* und *Karenz*, wie *Dietmar* und *Helmolt* den zu *Rhetra* und wie die *Olafs Saga* den Tempel des *Jumala* in *Biarmaland* an der Mündung der *Dwina;* sollten diese Schriftsteller alle gelogen haben? oder läſst sich nur irgend ein Zweck bey dieser Lüge denken? Endlich 4. mit dem lettischen Namen der Russen, *Kriwen*, hat es eine ganz andere Bewandtniſs. Es gibt nämlich in Kurland ein Völklein, das *Krewinen* d. i. Fremde, oder Eingewanderte heiſst und finnischer Abstammung ist *), und schon daraus ist zu vermuthen, was noch mehrere Beweise bestärken, wie ich anderwärts ausführen werde, daſs alle Hohenpriester, wo sie mit dem Namen *Kriwen* vorkommen, *keine* Slawen, sondern *eingewanderte Finnen* sind, durch welche Umstände zusammen genommen die älteste Geschichte der Preussen in einem ganz anderen Lichte erscheint, als sie V. vorgestellt. Und ungeachtet aller dieser Zeugnisse, wie möchte Lehrberg die starke Vermuthung rechtfertigen, daſs Duisburg durch so starkes Miſsverständniſs aus einem Volke nicht nur einen Hohenpriester, sondern sogar eine ganze gegliederte Hierarchie gemacht? Oder sind Nachrichten, die nur bey einem einzigen Schriftsteller vorkommen, blos darum schon zu verwerfen? Entschädigt wird man für diese irrigen Ansichten durch den übrigen Inhalt der Einleitung, worin V. die Preussische Sprache untersucht und zu den Ergebnissen gelangt, daſs sie dem Griechischen, Lateinischen, Slawischen und Teütschen unläugbar verwandt, und *Rask's* Ausspruch richtig sey, daſs die Lettische Sprache in den Wurzeln mehr dem Slawischen in der Biegung mehr dem teütschen Stamme sich nähere. Allein die Aehnlichkeiten des Preussischen mit dem Lateinischen und Griechischen wollen nicht viel sagen, denn der *Nom. sing.* auf s ist so gut teütsch, besonders gothisch, als lateinisch und griechisch, der *Dat. sing.* und *pl.* auf M besonders in Fürwörtern ist teütsch und Slawisch, eben so der *Inf.* auf T und bey den Wurzelwörtern selbst braucht man die klassischen Sprachen auch nicht immer zu Hülfe zu nehmen. Das Preussische *Peku*, unser Vieh, und das lateinische *pecus* sind ganz gleiche Wörter, ist darum das Latein der Stamm? Nimmermehr, so wenig als Nase von *nasus*, Auge von *oculus*, Ohr von *auris*, oder Thier von Θὴρ abstammt. Verwandt sind solche Wörter offenbar, aber darum stehen diese Völker noch nicht in unmittelbarer Abstammung von einander, sondern die Uebereinstim-

---

*) Mehreres über sie hat W. v. Ditmar gegeben im Intell. Bl. der Heidelb. Jahrb. 1817. Nro. VI. S. 61—71.

mung der Sprachen ist nur ein Beweis gemeinsamer Abkunft von einem andern Stamme.

Der Text des Katechismus ist buchstäblich genau mit einer zwischenzeiligen Uebersetzung abgedruckt; und dies Verfahren ist löblich. Darauf folgt (S. 59—111) die Preussische Sprachlehre, fleissig zusammengestellt. Sonderbar ist, dafs V. eine Art starker und schwacher Biegung im Preussischen anerkennt (S. 78.), aber doch darnach die Abänderungen nicht eingetheilt hat, und doch läfst sich deutlich erkennen:

1. Eine starke männliche Abänderung, im *Gen. as*, im *Dat.* und *Acc. an*, wofür V. für die Einzahl mit den Wörtern *Deiws, Taws, Souns, Pikuls* Beyspiele aufgestellt und ich folgendes hinzufügen will. Einzahl. *Nom. stas Wyrs*, der Mann, 31. 39 *). *Gen.* kommt nicht vor, mufs aber heissen: *Wyras*). *Dat. Wyrain*, 39. ist falsch, denn es kommt zweymal *Wyran* vor, 40. *Acc. Wyran*, 42. Mehrzahl. *Nom. stai Wyrai* die Männer (altt. Manne), 39. *Gen.* (kommt nicht vor, mufs heissen: *Wyrans*). *Dat. Wyrans*, 34. *Wyrins*, in der Zusammensetzung, 34. *Wyrimans*, mit dem angehängten Fürwort, 39. Das kennzeichliche *A* dieser starken Abänderung geht also in der Zusammensetzung, (mithin wol auch in der schwachen Biegung) in *I* über. *Acc.* (kommt nicht vor, heifst: *Wyrans*). *Voc. Wyrai*, 34.

2. Eine zweyte, ebenfalls starke männliche Abänderung, im *Gen. es* oder *'s*, *Dat.* und *Acc. en* oder *an*, die Mehrzahl wie bey der vorigen. Beyspiele gibt V. mit *Rikys*, *Kermens* und *Emnes*. Die gleiche Mehrzahl beweisen der *Dat.* und *Acc. plur. Rikyans*, 3. 35. und der *Voc. Rikyai*, 35. —

3. Erste schwache, männliche Abänderung, *Nom. s*, *Gen. ies*, *Dat. Acc. in* und *ien*. Beyspiele: *Nom. Druwis* (auch *Druwi*), *Dat* und *Acc. Druwien*. *Gen. nierties*. *Dat. Niertien*. Fremde aufgenommene Wörter gehen häufig nach dieser Abänderung, wie *Keiserin Gen.* und *Dat.*. *Kelks*, *Nom. Kelkin*, *Acc.*, *tols*, *Nom.*, *tollin*, *Acc.* Als Biegungsart kann man diese drey aufstellen. *Sing. Nom. Etnistis. Geits. Smunents. Gen. Etnistis* **) (Wahrscheinlich *Geitis* und *Smunentis*). *Dat. Etnistin*, *Geitin*, (*Smunentin*). *Acc. Etnistin*, *Geitien* und *Geitin*, *Smunentin* und — *ien*, 40. Die Mehrzahl scheint das *A* der starken Abänderung durchaus in *I* zu verwandeln. *Nom.* (*Smunentin*, oder wahrscheinli-

*) Diese Anführungen beziehen sich auf die Randzahl des Katechismus.

**) So V. S. 80. aber §. 34. steht Etnistin im Gen. offenbar schwach und richtig.

cher *Smunentins*). *Gen. D. A. Smunentins.* 35. 33. so auch *Vraisins*, *Laustingins*, 36. *Warnins*, 30. (den Raben), *Biskopins*, *Preddikerins*, 30. als *Dat. plur.* fremder Wörter: *Warguseggientins*, 34. und *Sallubaiwirins* als *Dat. plur.* von Zusammensetzungen, 34. So steht auch im *Acc. Sing. Madlan*, Bitte, stark, und *Pramadlin*, Fürbitte, schwach, 33. Es ist also richtig, daſs Zusammensetzung die Wörter schwächt.

4. Zweyte schwache männliche Abänderung, dazu gehören alle Wörter auf *Sennis*, sie gehen im *Gen. Dat. Acc.* der Einzahl aus auf *in* oder *ien* (Beyspiele giebt V. S. 83.), von der Mehrzahl ist nur der einzige *Acc. Bausenniens*, Stände, übrig, 30. der aber doch beweist, daſs die Biegung der ersten schwachen Abänderung ausser der Einschaltung des *E* gleich war.

Bey der Biegung des weiblichen Geschlechts sind folgende Unterschiede bemerklich. 1. Starke weibliche Abänderung, *Nom. A*, Alles übrige, wie bey der ersten starken männlichen. Als Muster ist *Genna*, Weib, von V. declinirt. Hiernach gehen auch alle Wörter auf *Sna*. 2. Schwache weibliche Abänderung. *Nom. I*, oder *is*, letzteres zweifelhaft. *Gen. is*, *Dat. in*. *Acc. in*. Dazu gehören auch viele fremde Wörter, wie der *Gen. Kirkis*, Kirche, *Dat.* und *Acc. Kirkin*, *Kassin*, Abgabe. *Acc.*

Das unbestimmte Geschlecht scheint vorhanden, und wie Teütschen viel mit der Biegung des männlichen gemein gehabt, wenigstens scheint dieſs der *Dat. plur. Wirdans*, den Wörtern, 22. und der *Nom. pl. Wirdai*, 18. anzudeuten.

Es fehlt übrigens im Preussischen wie im Teütschen nicht an Beyspielen, daſs ein Wort sich stark und schwach zugleich, biegt. Wir gebrauchen z. B. die Wörter Held und Brennen schwach, unsre Alten stark. So kommt auch im Preussischen neben dem starken *Acc. Sing. Madlan* auch *Madlin* vor, 30. so *Etnistan* und *Etnistin*, *Geitan* und *Geitin*, *Pikulas* und *Pikulis*, 46. und die sonderbare Vereinigung beyder Bildungen in *Smunentinan*.

Ich übergehe die übrigen Theile der Sprachlehre, wozu sich ähnliche Zusätze und Berichtigungen geben liessen und bemerke zum Wörterbuch, daſs die Nachweisung des Verwandten, die sich V. wie es S. VIII. scheint, zur besondern Pflicht gemacht, noch reichhaltiger hätte ausfallen müssen, wofür ich nur einige Ergänzungen als Beweise hersetzen will. Zu *abbai* vgl. *ambo*. Zu *ackis*, Aug und *oculus*. Zu *adder*, das sächsische *ader*. Mit dem Lettischen *ohtrais* stimmt das Altsächsische *odra*, Andere. In dem zusammengesetzten Wort *Aukairikystan* scheint *Aukai* das finnische *Uko*, Greis und das Lappländische *Aijeke* zu seyn, welches der Beinamen ihres höchsten Gottes war, daher sich auch das Steigerungswort *Uko*, der höchste, erklärt. Zu

buttas vgl. בית, mit *buwinanti* ist das Altteutsche *buwen*, wohnen, ganz dasselbe. Zu *dirstlan* vgl. das altt. *tiur*, *tiuwer*, theuer, herrlich, zierlich. *Emprykistallae*, wider*stelle*. Die Vorsylbe *emp* ist das teütsche *umb*, das griech. ἀμφὶ, daher *empyrint*, umrannt, eingeschlossen. Die Vorsylbe *en* ist das teutsche an, ein, in, en. *Engemmons*, angeboren, erinnert an das altfränkische *gomman*, Mensch, Mann; *enteikuuns*, ange*zeigt*. Die Vorsylbe *ep* ist das teutsche ab und auf, das griech. ἐπὶ, daher *epmentimai* auflügen, *epwarrisna*, Abwehrung, Sieg, *warrisna* heiſst Wehr, *guerre*, vrgl. das englische *warrior*. Die Vorsylbe *er* ist ebenfalls teutsch, *erkikina* hat auch im Sinn Aehnlichkeit mit erquicken, *ertreppa* mit traben oder dem Volkswort trappen, daher Treppe. Die Vorsylbe *et* ist das teutsche ent, *ettruis*, *Antwort*, gleichsam Entrede, *etwerbe*, vergebe, entwerfe, d, i. abthun. *Gewinna*, arbeiten, erinnert sehr an das Teutsche, *gallan* an Hölle, *garrin* an *ger* (Spieſs), *gauuns* an gegangen. *Is* in der Zusammensetzung ist das teutsche aus. *Kailustisk* könnte mit Lust verwandt seyn, wie *kalbiau*, Schwert, mit *Chalybs*, Stahl. *Kartai* ist unser hart, *kirdimai* unser hören, *klausemai* unser losen (horchen) und lauschen. *Kurpi*, Schuhe, kann von Korb stammen, *labs*, gut, und *laipinna*, gebot, von unserem erlauben oder dem dänischen *Lov*, Gesetz. *Laiskas*, Buch, von lesen, gothisch *laisjan*; *laukit*, suchen, von dem Volkswort lugen, sehen, suchen, *lijgan*, Gericht, verwandt mit dem nordischen *Lagh*, Gesetz. *Lubi*, ganz teutsch: geloben, verloben. *lubings*, Priester ist eins mit dem teutschen *Truthin*. *Maita*, nährt, das teutsche Mus, Gemüs, und noch näher das Volkswort schmatzen, laut essen. Damit hängt gewiſs das Preussische *Mensoi*, Fleisch zusammen. *Mans* unser man; *massi* vgl. mögen, *mes*, wir, beym Volk, mir. *Milinan* ist das teutsche Meil oder Mal, Flek; *paggan*, unser wegen auch dem Laute nach; *perdauns*, verthan. Zu *Pergimie*, *gimsenin* etc. vgl. oben *gomman*. *Perwaidinsna* und *perwedda* verwandt mit weisen. *Pirmois*, *primus*. *Po* ist das teutsche bev und be in der Zusammensetzung, daher *posinna*, besinne. *Pominisna* erinnert an *reminiscor* und das augmentirte *memini*. — *pout* vergl. πίνω, πῶ; mit *powierptei*, werfen; mit *rigewings*, Krieg; mit *ruckai*, Rok; mit *seilins*, Seele; mit *stallan*, Stuhl; mit *sundits*, Sühne, Sünde; mit *teckint*, thun. So auch mit *tempran*, tapfer; mit *tickars* das alte degenlich, tugentlich; mit *trapt*, trappen; mit *tusnan* die Volkswörter dausen, schlummern und dus, still, leise. *Unds* ist das altteutsche unde, Welle. *Waisna*, Weisung, *Weisin*, Gewächs. Zu *Warrin* vrgl. eben *epwarrisna*. *Wargs*, bös, ist das nordische *Varg*, Wehrwolf, das teutsche *wirs*, schlimmer, und verwandt mit

würgen. In *wartinna* liegt der Begriff *wärts*, und in *Winnen*, Wind. *Wyrs* braucht man nicht von *vir* abzuleiten, worauf V. (S. IX.) ein Gewicht legt, es ist eben so gut das altteutsche *Wer*, Mensch, Mann, vrgl. *Scherz glossar. Tom. II.* S. 1987. u. d. W.

Unter den Beylagen hat V. zuerst altpreussische Mannsnamen aus Urkunden angehängt, jedoch das Grunowische Wortverzeichnifs, die Namen der *Kriwen* und anderer Preussen weggelassen, die sich eben so gut zur Aufnahme geeignet hätten, obschon sie einer andern Mundart angehören. Die Vollständigkeit hätte auch ein Verzeichnifs Preussischer Ortsnamen erfordert; denn Namen sind für ein Wörterbuch immer wichtig, wenn auch selten für die Sprachlehre. Die zweyte Beylage enthält die ungedruckte Spracherklärung des Preussischen Katechismus von *Matth. Praetorius;* hat mannigfachen Werth. Zuletzt sind die Uebersetzungen der Lutherischen Haustafel in das Lettische, Preussisch-Litthauische und Schamaitische neben einander gestellt.

F. J. Mone.

Historia Cyrenes inde a tempore quo condita urbs est, usque ad aetatem, qua in provinciae formam a Romanis est redacta. *Particula prior*, de initiis Coloniae, Cyrenen deductae, et periodus rerum Cyrenensium prima, sive Cyrenes, Battiadis regnantibus historia. Commentatio, quam pro summis in philosophia honoribus — publico — examini — submittit JOANNES PETRUS THRIGE, Adjunctus Scholae Roeskildensis, respondente — *Sev. Claud. Wilken Bindesböll*, Philol. et Philos. Cand. Havniae MDCCCXIX. Typis excudebat A. Seidelin etc. X u. 279 S. in 8.

Die weit öfter gelobte, als würdig nachgeahmte Monographie Rambachs *de Mileto ejusque coloniis* und deren Empfehlung durch Heeren hat diese Schrift veranlafst, welche, ungeachtet sie erst halb vollendet ist, ihr Urbild an Umfang schon bey weitem übertrifft. Wir haben sehr Ursache, den Verf. zur Vollendung seiner gelehrten, mit Fleifs und guter Ordnung geschriebenen, Abhandlung aufzufordern, und wollen deswegen uns weder über die etwas grosse Weitläufigkeit beklagen, welche aus der dieser Anzeige beyzufügenden Inhaltsanzeige erhellen wird, und die eine Folge der auf die Arbeit gewandten grossen Sorgfalt ist, so dafs nicht leicht dem Verf. irgend eine Notiz, geschweige eine Quelle entgangen seyn möchte; wenigstens ist uns bey der Durchlesung der Abhandlung nichts ein-

gefallen, das wir nicht benutzt gefunden hätten; noch wollen wir uns allzusehr über des Vfs. Latinität beschweren, die zwar nicht, (wie er unklassisch genug sagt S. 100.) *vitiis scatet*, die aber des ächt klassischen Tons und Geistes ermangelt, also eigentlich nicht sowohl positive Fehler, deren uns nur wenige aufgestossen sind, als nur Mangel an Vollkommenheit hat. Ins Einzelne der Untersuchung einzugehen, und einer Ansicht in Dingen, wo zuweilen nur Vermuthungen möglich sind, eine andere gegenüberzustellen, die am Ende doch auch nur wieder individuell wäre, ohne darauf Anspruch machen zu können, Resultat einer eben so speciellen Erforschung dieses einzelnen Gegenstandes zu seyn, gestattet bey Habilitationsschriften der Raum dieser Blätter nicht; aber der Umstand, dafs deutsche Gelehrte, die sich mit dergleichen Untersuchungen beschäftigen, diese Schrift des Auslandes ohne eine Anzeige in gelehrten Blättern vielleicht gar nicht kennen lernen würden, und der Wunsch, solchen gleich zum voraus einigermassen zu sagen, was sie finden werden, wird eine etwas ausführlichere Angabe des Inhalts rechtfertigen. Es handeln also die Prolegomena: *De fontibus historiae Cyrenes. De scriptis hodie deperditis, in quibus notitia Cyrenes continebatur. Unde nostra de C—s historia cognitio sit haurienda. De recentiorum scriptis, quae C-s historiam tractant.* Dann folgt: *Sectio prima:* S 11. *De colonia C-n deducta, de tempore quo, et regione in qua condita haec urbs est. Possessio Cyrenaicae regionis jamjam Argonautarum tempore Graecis promissa dicitur. De colonia Lacedaemone Theram deducta. Quibusnam rebus huic migrationi data sit occasio. Therae socii in hac colonia deducenda, inter quos Minyae. Fuisse inter eos dicitur quidam ex prosapia Euphemi Argonautae. Inter asseclas Therae Lacedaemonii et Thebani.*

(Der Schlufs folgt.)

Verbesserung.

Mehrere ganz unpassende Absätze, die bey kurzer Abwesenheit des Rec. in Nro. 30 gekommen sind, mag der Leser entschuldigen.

Nro. 32. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

J. P. Thrige Historia Cyrenes.

(Beschlufs.)

De initiis Cyrenes. Occasio deductae hujus coloniae. Varia ab antiquis auctoribus de illa traduntur. Narratio Theraeorum exponitur. Cyrenaeorum de coloniae deductae occasione narratio. Auctores antiqui hanc probantes narrationem recensentur. Tertia de colonia C-n deducta narratio. Quarta ejusdem rei expositio. Examinantur hae quatuor narrationes. Quomodo colonia deducta sit, ex variis narrationibus comparatis exponitur. De Cyrenes urbis nomine. De tempore, quo C-e sit condita. Referuntur veterum sententiae et discutiuntur. Verum C-s conditae tempus, quatenus fieri potest, constituitur. De situ et natura regionis Cyrenaicae. De ejus nomine et terminis. De ejus natura ex veterum testimoniis exponitur. Sententia eorum, quibus Cyrenaicam in praesentiarum (hier ein Beyspiel eines Ausdrucks, den die bessere Latinität lieber vermeidet) *desertum esse placet, idoneis refutatur argumentis. Cyrenes urbis descriptio. Historiae Cyrenaicae divisio. Sectio secunda.* S. 120. *Cyrenes historiam, Battiadis regnantibus, complexa. De forma reipublicae Cyrenaicae primis Battiadis regnantibus. Res C—s regnantibus duobus primis Battiadis plerumque* (?) *ignoramus. Colonorum numerus Batto tertio regnante augetur atque plures civitates Graecae in Libya conduntur. Cyrenaei ab Aprie, Aegypti rege, victoriam reportant et cum Amasi, successore ejus, foedus sanciunt. Principatus Libyum adjacentium ex hacce victoria natus.* (Pr. Lib. soll heissen Herrschaft über die Lydier.) *Barce urbs conditur; quae libertatem a Cyrenaeis vindicat. De situ et hodierno statu urbis Barces. Dissidia interna C-n vexant. Nova civitatis forma a Demonacte instituitur. De civili bello Arcesilao tertio regnante. C-e et Barce a Persis tributaria redduntur. De rebus C-s regnantibus duobus Battiadarum ultimis. Regia abrogatur potestas. Adjiciuntur nonnulla de ratione; quae C-n inter et patriam intercesserit, de Cyrenaicae reip. forma, de gentis commerciis, re militari, vectigalibus divitiis, luxu, humanitate atque in literis et artibus progressu,* S. 213—276.

Wir haben die Ueberschriften vieler §§. übergangen, aber genug angegeben, um die Reichhaltigkeit des Stoffes und den Gang der Untersuchung zu bezeichnen. Indem wir noch hinzufügen, was sich eigentlich von selbst versteht, dafs überall die Quellen genau citirt sind, dafs keine entschiedene Behauptung ohne Beweis aus den Alten aufgestellt wurde, schliessen wir mit voller Ueberzeugung mit den Worten des Dekans der philosophischen Facultät zu Kopenhagen, Birger Thorlacius, welche auf der Kehrseite des Titels abgedruckt sind; es sey dies eine *Commentatio, docte, diligenter atque cum sollerti fontium ac praesidiorum usu elaborata.*

M. H. G.

Literärgeschichte der Sprach- Dicht- und Redekunst der Deutschen, zum Leitfaden beym Schul- und Selbstunterricht für Deutschlands Jugend von Hellmuth Winter, Doktor der Rechte und der Philosophie. Berlin, 1821. Im Büreau für Literatur und Kunst. 1 Rtl.

Diese Schrift kündigt sich an als ein practisches Schulbuch, welches sich durch sich selbst rechtfertigen, einem lebhaft gefühlten Mangel in dem betreffenden Fache abhelfen und somit eine wesentliche Lücke in der *schönen* Literatur (vielleicht will der Verf. sagen, in der *Geschichte* der schönen Lit.) ausfüllen soll.

Dafs ein solches Bedürfnifs vorhanden, ist nicht zu läugnen, so viel Rühmliches auch in der neuern Zeit desfalls geleistet worden ist. Der Verf. vorliegender Schrift spannt in der Vorrede die Erwartung sehr hoch und scheint ziemlich überzeugt zu seyn, dafs seine Arbeit jenem Mangel mehr oder minder abhelfen werde. Dieses geht ausser andern Bemerkungen besonders aus der Parallele hervor, die er zwischen sich und seinen Vorgängern zieht. So heifst es S. IV. »Meine Vorgänger haben die Schriftsteller der Wissenschaft, ich aber habe die Wissenschaft den Schriftstellern zum Grunde gelegt.« (Hat der Verf. auch alle seine Vorgänger gekannt oder sie gehörig verglichen? — Rec. mufs so fragen, weil jene Behauptung in ihrer kategorischen Form *unwahr* ist. Er erinnert Hrn. Winter mit Uebergehung Anderer nur an *Eichhorns* und *Bouterwek's* betreffende Darstellungen, von denen jene Aussage keineswegs gelten kann.) — »Meine Vorgänger haben ohne strenge Chronologie gearbeitet.« (Ob diese *strenge* Chronologie, wie der Vf. sie nimmt, zu dem *innern*, somit wissenschaftlich nothwendigen

Entwickelungsgange der sch. Lit. Deutschlands passe, also *zweckmässig* sey, läfst sich fragen, wenn man bedenkt, wie die historische Bedeutsamkeit mancher deutschen Schriftsteller gar nicht von ihrem Geburts- und Sterbejahre abhing. — Für eine registerartige tabellarische Uebersicht ist jene Chronologie allerdings zu empfehlen, und insofern hat der Vf sich durch die jedesmalige jeder Periode vorgestellte, meistens genaue Angabe der Geburts- und Sterbejahre der Schriftsteller Verdienst erworben. — Uebrigens haben mehrere seiner Vorgänger die Chronologie allerdings mit der wissenschaftlichen Darstellung, so weit es diese erlaubte, zu vereinigen gesucht.) »Sie haben (die Vorgänger) die Dichter (warum diese allein und nicht auch die Prosaisten?) nicht in ihre eigenthümliche Dichtungsart eingereihet, sondern ohne wissenschaftliche Grundlage, Namen und Biographieen bunt durch einander gemischt; ich habe als Grundlage des Ganzen zuvörderst die in jedem Zeitalter angebauten Dichtungsarten systematisch geordnet und dann die Dichter in ihre einzelnen Fächer eingeschoben.« (Wollte der Verf bey dieser Behauptung die Bemühungen seiner Vorgänger *absichtlich* verkennen? — Haben nicht Bouterwek u. Eichhorn bereits, wenigstens der letztere durchgängig und consequenter als Hr W., ebenfalls die Dichter nach den Dichtungsarten dargestellt? — Ob aber für ein Handbuch dieses Verfahren überhaupt ein Verdienst habe, soll weiter unten kurz betrachtet werden. Uebrigens ist der Verf selbst seiner Weise nicht treu geblieben. So wird weder in der 1sten noch 2ten Periode darauf Rücksicht genommen, in der 3ten aber charakterisirt der Vf. erst die Hauptdichter und kommt dann mit seinen beliebten Dichtungsarten nachgehinkt. Offenbar ist es auch eine anmassende und fremdes Verdienst mifskennende Bemerkung, dafs die Vorgänger Namen und Biographien ohne wissenschaftliche Grundlage bunt durcheinander gemischt haben. Dieses möchte vielmehr in mancher Hinsicht von des Vfs eigener Arbeit gelten, seiner von ihm angepriesenen wissenschaftlichen Grundlage ungeachtet. — Wir erinnern ihn ausser den bereits genannten und andern ältern Arbeiten noch an die von *Fr. Horn* u. *Heinsius*. Die *Wachlersche* Geschichte der Nationallitteratur könnte den Schein einer solchen Mischung tragen: allein hier darf nicht übersehen werden, dafs dieses Werk sich als eine Sammlung von Vorlesungen ankündiget, keinesweges aber als ein *praktisches Schulbuch*. Indefs selbst in jener Form ist doch darin kein *buntes* Durcheinander sichtbar, sondern in mannigfacher Hinsicht viel wissenschaftlicher Gehalt und ein meistens glücklicher Pragmatismus).

Gehen wir nach diesen vorläufigen gelegentlichen Bemer-

kungen zur nähern Würdigung der Schrift selbst über, so muſs sich die hauptsächliche Betrachtung auf die Frage richten, »hat der Verfasser in vorliegender Schrift dem unverkennbaren Bedürfnisse eines eigentlichen umfassenden Lehrbuchs über die Geschichte der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst in der That abgeholfen, somit, hat er den von ihm erregten Erwartungen auf eine angemessene Weise durch seine Arbeit entsprochen?«

Um diese Frage zu beantworten, ist nothwendig, die Hauptanforderungen bey einem solchen Lehrbuche mit den Leistungen des Vfs. kurz zu vergleichen.

Ein Lehrbuch überhaupt, besonders aber ein literar-historisches setzt als nothwendige Bedingungen voraus: 1. *Ordnung*, 2. *Vollständigkeit neben Kürze*, 3. *Gründlichkeit*, 4. *Bündigkeit neben Klarheit im Ausdrucke.*

Sehen wir nun, wie diesen Bedingungen in vorliegender Schrift genügt oder nicht genügt worden ist.

Was zuerst die *Ordnung* betrifft, so ist Rec. (der seinerseits über den Gegenstand seit mehreren Jahren Vorlesungen hält) der Meinung, daſs hiebey daſs erste und und wesentlichste Moment *Strenge des Plans und des wissenschaftlichen Ganges sey.* In dieser Hinsicht beweiset sich nun obiges Buch sogleich mehr oder minder mangelhaft. Denn zuviel ist in demselben dem Zufalle und der Willkür überlassen worden. Dieses zeigt sich zunächst in der schon gerügten Inkonsequenz bey Befolgung des in der Vorrede angedeuteten Princips der Darstellung nach den drey Dichtungsarten *Lyrik*, *Epik*, *Dramatik*. In den beyden ersten Perioden hat der Vf. darauf gar keine Rücksicht genommen, sondern blos die Namen der Producte oder der Schriftsteller angeführt. Müssen wir auch zugestehen, daſs in diesen zwey Perioden jene Fächer noch nicht gehörig oder fast gar nicht angebauet waren, so folgt doch daraus keinesweges, daſs jenes Princip dort überall nicht beachtet werden durfte. In der zweyten Periode konnte der Verf. in gewisser Hinsicht schon für alle drey Dichtungsarten Leistungen unterscheiden. Doch davon abgesehen, so hat er in der 3ten Periode das Schwankende in seinem Plane dadurch deutlich dargethan, daſs er zuvor die einzelnen Dichter charakterisirt, zugleich mit Angabe ihrer Gedichte und nun erst hinterher die Betrachtung der Leistungen dieses Zeitraums nach den einzelnen Dichtarten folgen läſst. Daher findet man denn unter dem Artikel *Epos* manches dahin Gehörige nicht angeführt. So z. B. nicht *den trojanischen Krieg*, nicht *den Parcival*, nicht den *Titurel* von Eschenbach, so nicht die *Eneidt* von Heinrich v. Veldeck u. s. w. Ueberhaupt ist nichts geschehen, der Verworrenheit der

Gegenstände in dieser Periode auch nur in etwas abzuhelfen. Warum hat der Verf. nicht, wie Einige seiner Vorgänger, die Sagenkreise für die epischen Gedichte zuvor so viel möglich entwickelt und dargelegt? Er würde dann auch vielleicht nicht in den Fall gekommen seyn, einen blossen Sagencyklus z. B. den vom *Könige Arthus und seiner Tafelrunde* für ein eigentliches Epos auszugeben. — Um für das dramatische in diesem Zeitraume Etwas zu gewinnen, hat er (wie mancher Andere vor ihm) *den Krieg auf der Wartburg* zum Drama gemacht, natürlich mit gänzlicher Mifskennung des eigentlichen Wesens des Dramatischen. Ob so etwas dienen kann, richtige Ansichten zu verbreiten? —

Wie zufällig der Vrf. mit seinem Principe überhaupt verfahren ist, geht auch daraus hervor, dafs er erst S. 83 in einer Note darauf mit einiger Bestimmtheit aufmerksam macht; die Vorrede, als nach der Vollendung des Buchs geschrieben, weiset gleicherweise nur auf diese unfruchtbare Note hin, welche eben so zufällig durch eine Hilfsnote S. 204, also gegen das Ende des Ganzen, weiter erörtert wird. Dieses, so wie manche andere Gegenstände hätten in einer wissenschaftlichen Einleitung im Voraus gehörig begründet werden sollen. Des Verf. Classification der Dichtungsarten selbst aber in Lyrik, Epik und Dramatik, wobey er das Didaktische dem Epischen unterordnet, ermangelt durchaus hinlänglicher Begründung. Was in der Note S. 204 desfalls als Grund angeführt wird, ist eben wiederum selbst ohne Grund, und der Verf. bricht dort über seine eigene Ansicht den Stab, indem er gesteht, dafs das Didaktische eigentlich zu keiner bestimmten Dichtungsart, sondern zu *allen* gehören könne.

Besser hätte der Verf. gethan, er wäre der Batteux- Eberhard- Engel- Sulzer'schen Unterscheidung treu geblieben. Wenn er indefs über den genannten Punkt sich nähere Belehrung erbittet; so findet Rec. bey diesem Buche es nicht am Orte, desfalls seine eigene Meinung weiter darzulegen.

Die Ordnung fordert ferner eine *lichte und leichte Uebersicht*, welche dadurch bewirkt wird, dafs die Hauptpartien gehörig hervorgehoben und sodann die Einzelnheiten geschickt darunter gruppirt werden. Der Verf. läfst hier gleichfalls Manches zu wünschen übrig, so viel er auch meint durch die Unterscheidung der chronologischen und scientifischen Uebersicht, so wie durch den jedesmaligen Anhang von Sprachproben in dieser Beziehung geleistet zu haben. Zunächst ist schon darin gefehlt, dafs nicht die scientifische, sondern chronologische Uebersicht jede Periode eröffnet. Ferner vermifst man in der detaillirten Darstellung das gehörige Verhältnifs der Gegentsän-

de zu einander, mancherley Wiederholungen finden statt und müssen zum Theil statt finden bey der gewählten Darstellungsweise nach Dichtungsarten. Rec. ist der Meinung, dafs es für ein Handbuch ungleich zweckmässiger sey, allein der Chronologie zu folgen, in so weit nämlich diese nicht blos auf das Geburts- und Sterbejahr der Schriftsteller, sondern auf den innern Gang der Entwickelung der schönen Literatur vorzugsweise bezogen wird Man zeigt kurz die Stelle an, die diesem oder jenem Namen nach seinem Einflusse auf das Ganze gebührt, macht auf die nothwendig zu berücksichtigenden Momente aus seinem Leben aufmerksam (d. h. auf solche, welche seine literarische Wirksamkeit offenbar bedingten) und stellt sodann die Leistungen im Einzelnen dar. So erhellt das Eine das Andere, und bey der Nennung des Namens tritt Alles schnell vor die Seele hin. Der Wissenschaft wird dabey offenbar kein Abbruch gethan, wofern nicht, wie es häufig der Fall ist, zum Theil auch bey unserm Verfasser, eine blosse Lebensbeschreibung und dürre Angabe der Titel der Werke für hinlänglich erachtet wird. Ueberhaupt hat in dieser Beziehung der Verf. weniger *Pragmatismus* dargethan, als seine oben genannten, von ihm mifsachteten Vorgänger.

Als Mangel der Uebersicht ist ferner zu betrachten, dafs der V. die Poesie von der Prosa nicht in durchgreifender Scheidung überall bestimmt hat hervortreten lassen, sondern auch hier Willkur und Zufall zu sehr ihre Macht beweisen. So ist in der dritten und vierten Periode fast gar keine Rücksicht darauf genommen worden, wenigstens nicht in wissenschaftlicher Ordnung; denn, dafs dort wie hier (S. 19. und 49.) in einer Note beyläufig des Gegenstandes Erwähnung geschieht, beweiset eben das Zufällige und Planlose, welches noch deutlicher hervortritt, indem *Johann Geiler von Kaisersberg* als Prosaist plötzlich unter den Dichtern im Texte erscheint, und so die Note veranlafst. — Auch liesse sich in Betreff der wissenschaftlichen Behandlung wohl Manches mit Grund einwenden gegen die *Periodeneintheilung*. So ist der Zeitraum von Opitz bis auf Lessing oder (nach dem Verf.) von 1625—1700 offenbar nach dem wirklichen *innern* Entwickelungsgange der sch. Lit. Deutschlands zu willkürlich ausgedehnt. Denn der Streit der Leipziger und Schweizer Schule, so wie manche Dichter, wie z. B. Haller, Kleist und Hagedorn, eben so einige vorzügliche Prosaiker, wie Spalding, Jerusalem und Abbt greifen schon wesentlich in die folgende Periode ein. Warum werden die Grenzen der letztern nicht weiter rückwärts aufgestellt und hernach die Periode selbst nach einzelnen Epochen dargelegt, z. B. Epoche des Ueberganges u. s. f.? Gleicherweise hätte

aus den beyden Zeiträumen (dem IV. und V.) nur *einer* mit mehreren Epochen gemacht werden sollen. Denn gehört *Hans Sachs* wie mehrere Andere, die im V. Zeitraume erwähnt werden, nicht zu den Meistersängern, als mit welcher Ueberschrift der IV. Zeitraum bezeichnet wird? —

Endlich ist es auch wider alle Form und Ordnung eines eigentlichen Lehrbuchs, dafs weder Paragraphen das Einzelne gehörig scheiden, noch Buchstaben, Zahlen oder andere Zeichen das Verhältnifs der Gegenstände zu einander andeuten und übersehen lassen.

Die zweyte Eigenschaft eines Lehrbuchs ist *Vollständigkeit* neben *Kürze*. Beyde Eigenschaften sprechen sich darin aus, dafs nichts *Wesentliches* mangle, noch *Ueberflüssiges* Platz finde, sondern überall nur das gegeben werde, was das Totale der Wissenschaft im Grund- und Aufrisse fassen läfst. Auch dieser Forderung hat der Verf. in seiner Schrift nicht genugsam entsprochen. Sehr oft ist er im Wesentlichen mangelhaft und im Unwesentlichen überflüssig. So sind viele Hauptwerke, die eine nähere Zergliederung gefordert hätten, oft nur mit ihren Titeln angedeutet worden, indefs andere, minder wichtige nähere Aufmerksamkeit gewonnen haben. Besonders ist in dieser Hinsicht die III. Periode (die der Minnesänger) sehr unbefriedigend behandelt worden. Wie schon die chronologische Uebersicht derselben zeigt, sind vorzügliche Sänger ungenannt geblieben, so z. B. der vortreffliche *Ulrich von Lichtenstein*, der in seiner Art wirklich geniale *Christian von Hamle* und mehrere Andere. Die in der schönen Lit. D. wichtigsten Namen sind oft nur mit ein paar Worten angeführt und unter dem grossen Haufen ohne Auszeichnung hingestellt. Rec. erinnert nur an *Joh. v. Müller*, an *Fr. H. Jakobi*, an *Kant, Fichte, Schelling*. Dagegen ist für Biographien oft ein unverhältnifsmässig grosser Raum genommen, in welcher Hinsicht in einem Lehrbuche doch nur das Höchstnothwendige berücksichtiget werden sollte. Ferner findet man der unbedeutenden Namen die Hülle und Fülle, deren eine grosse Zahl nicht hier, sondern in einem Schriftstellerlexikon ihren geeigneten Platz hat. Dabei wird das Prädikat *Classisch* sehr freygebig ausgetheilt. So heifst es, um aus Vielem nur Eins heraus zu nehmen, S. 244. von Platner »er schrieb unter mehreren drey klassische Werke; seine philosophischen Aphorismen, seine neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise und seine *Quaestiones physiologicae*« (gehören auch lateinische Abhandlungen in eine Geschichte der schönen Lit. D.?) — Ueberhaupt fehlt das gehörige Hervorheben des Wichtigern vor dem Unwichtigen, und ein Schüler oder gar Autodidakt wird sich durch diese Schrift in dem wei-

ten Gebiete der sch. deutschen Lit. oft schlecht orientiren lernen

Was die *Gründlichkeit* angeht; so findet Rec. dafs der Verf. nicht immer *selbstständig* genug verfahren, sondern in vieler Hinsicht seinen Vorgangern zu unbedingt gefolgt ist. Hier und da hat er sogar den fremden Ausdruck beybehalten. So erinnern die Noten S. 2 und 3 auffallend an Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit Theil IX. S. 28. ff.) besonders stimmt S. 3 Note 7. fast wörtlich überein mit dem, was der genannte Schriftsteller a. a. O. S. 31. und 52. sagt — und doch hat der Verf. so wenig hier als bey andern Gelegenheiten, wo er Fremdes auffallend benutzt hat, ein Citat gegeben. Eine vorzügliche Quelle scheint ihm das *Conversationslexicon* gewesen zu seyn. Rec hebt zur desfallsigen Vergleichung nur den Artikel »*Sebastian Brant*« hervor, wo diese Quelle zum Theil *buchstäblich* abgeschrieben ist, so dafs dem Verf. ein offenbares Plagiat zur Last fällt, wofern er nicht selbst der Urheber jenes Artikels in jenem Modelexicon ist. Mangel an Gründlichkeit findet Rec. vorzüglich noch in vielen Beurtheilungen, wobey die echt ästhetische Wissenschaftlichkeit vermifst wird. Erwahnt soll hier ausser manchem Andern nur werden das Urtheil über *Rabener*, als Satyriker, S. 200 ff., worin dieser Dichter ziemlich über alle ältern und neuern Satyriker gestellt wird! — Ob der Verf. auch das Wesen der Satyre rein genug aufgefafst hat? — So werden S. 218. *Heinse's* Ardinghello und Hildegard von Hohenthal *unvergängliche Meisterwerke* genannt. — Wer mag, wenn er die Forderungen der Kunst überhaupt und des Romans im besondern kennt, ein solches, durch nichts motivirtes Urtheil über solche Werke fällen? — Heifst das eine zweckmässige Anleitung zur gehörigen Kunde unserer schönen Literatur geben? — Welcher mit dem Wesen der Poesie innig Vertraute wird ferner das überschwengliche Lob unterschreiben können, das der Verf. dem jungen (1817 verstorbenen) Dichter *Ernst Schulze* an mehreren Stellen so freygebig zollt? —

Was endlich den *Ausdruck* angeht; so ist derselbe in vorliegender Schrift im Ganzen nicht zu tadeln, doch dürfte er für ein Lehrbuch oft etwas gedrungener, bündiger und bestimmter seyn.

Ausser diesen mehr allgemeinen Bemerkungen lassen sich noch im Einzelnen mancherley Unrichtigkeiten und Mängel nachweisen. Rec. berührt nur dies und das. So wird S. 4. *Kazungali* als ein wirklicher Dichtername angeführt; S. 26. wird *Conrad v. Würzburg* als ein *Umarbeiter* des lateinischen Originals des Nibelungenlieds genannt. S. 215. tritt *Fr. H. Jakobi* als Ver-

fasser des Romans Sebaldus Nothanker auf, der doch aus Fr. Nikolai's Feder geflossen ist; dagegen wird Jakobi's *Woldemar* und *Allwil's Briefsammlung* mit keiner Sylbe erwänt.

Weiter fehlt alle *Literatur*, welche doch bey einem *historischen* Lehrbuche, das zugleich *ausdrücklich* für den Selbstunterricht mit bestimmt wird, durchaus erfordert wird. Als Mangel ist es gleicherweise zu betrachten, dafs der Verf. in der Einleitung gar keine Ansicht über die deutsche Nationalität und Nationalliteratur, über die Quellen und Bearbeitungen der Geschichte derselben und über die der deutschen Sprache giebt, die letzte meistens nur hier und da in Noten zufällig betrachtet. Auch in dieser Hinsicht ist der Verf. wie in vielen andern, hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben. Wir erinnern an *Bouterwek, Horn* und besonders an *Wachler*.

Manche Anmerkungen sind überflüssig, oder enthalten Eitles. Dahin gehört z. B. S. 125. die Note 10); ferner S. 238. Note 12), wo der Verf. eine Revolution der deutschen Sprache als nothwendig andeutet, durch welche alle irregulären Zeitwörter in reguläre verwandelt und der Artikel *das* nur für das Leblose, *der* ausschliefslich für das Männliche und *die* für das Weibliche in Anspruch genommen werden soll, und dieses zwar mittelst einer *Akademie der deutschen Sprache* und (wer sollte es denken in unsern liberalen und konstitutionellen Zeiten?) Kraft der Autorität der *deutschen Regierungen!* —

Im Allgemeinen gestaltet sich also das Resultat der kritischen Würdigung vorliegender Schrift dahin, dafs es den Forderungen eines Lehrbuchs der Geschichte der schönen Liter. Deutschlands *nicht* genügt, sondern (wenigstens nach des Rec. Meinung) zu diesem Zwecke einer gänzlichen Umarbeitung bedarf; dafs es jedoch viel Fleifs und gutes Streben offenbart, auch in manchen Hinsichten brauchbar zu nennen ist. In dieser letzten Beziehung verdient besonders die jedesmalige chronologische Uebersicht der einzelnen Perioden und das allgemeine alphabetische Register Auszeichnung. — Die typographische Einrichtung ist schlecht sowohl was Druck als auch Papier betrifft.

Commentationum Aeschylearum specimen scripsit AUGUSTUS WELLAUER, Phil. D. Lib. Art. Mag. Adjecta est varietas lectionis Aldinae. Wratislaviae ap. Jos. Max in Commissis. MDCCCXIX. XIV u. 88 S. 8.

Nach einer gehaltvollen Vorrede, die sich über einige Puncte der Rechtschreibung und andere Gegenstände verbreitet, folgen

vier Kapitel Vertheidigungen, Emendationen, Bemerkungen von ungleichem, grösstentheils ausgezeichnetem Werthe. *Erst. Kap.* Gut wird *Agam.* 2 und *Schutzgen.* 739 μῆκος vertheidgt; dann Schuzg. 741 so gelesen:

πολυδρόμου φυγᾶς ὄφελος εἴ τί μοι
παροίχομαι, πάτερ δείματι.

Die Beybehaltung von εἴ τί μοι verdient Billigung; ob aber die Auslegung: *utinam e fuga multivaga ullus mihi fructus esset* Beyfall finden wird? Rec., das gewöhnliche παροίχεται anerkennend, verbindet beyde Zeilen und übersetzt:

Wenn der so langen Flucht mir ein Gewinn sich bot,
Er, Vater, schwand, in Furcht schwand er weg!

Ag. 12 giebt dem Vf. Anlafs zu guten Bemerkungen über die Gewohnheit des Aeschylos, bedeutende Worte nach kurzem Zwischenraume zu wiederholen. Bey welcher Gelegenheit *Choephor. 30 sq.* so erklärt wird: *metus metui accedens strepuit.* — Dafs *Agam. 968* die Vulgata vertheidigt werden kann, giebt Rec. zu; doch immer noch scheint ihm seine in der Jen. L. Z. 1810. Nr. 20. zuerst, und hier ohne Druckfehler, vorgetragene Aenderung, θερμαίνει μολὼν einen bessern Gegensatz zu gewähren:

Und kehrst du zum Heerde deiner Wohnung heim,
So kehret Wärm' auch, die bey Wintersturm durchglüht.
Wann aber Zeus ausschaft des Herlings Bitterkeit
Zu Wein, sogleich herrscht Kühle durch die Wohnungen.

Schuzgen. 772 scheint die Schwierigkeit nicht in der Redensart ἐς νύκτ' ἀποστείχειν zu liegen, sondern in der hier anstössigen Wiederholung von νύξ. Wie aber zu emendiren, möchte eine schwere Aufgabe seyn. — Die schöne Wiederholung in Soph. *Aj. 550* wird mit Recht in Schutz genommen. S. Jägers Anm. zum Ajas. — Dann folgen Beyspiele von veränderter Interpunction. Nicht gut dünkt uns *Ag. 22* die Stellung des (,) nch λαμπτὴρ; denn der gewünschste Gegensatz geht ja auch in der Vulgata nicht verloren:

O sey gegrüfst, Nachtfackel, die du heiteres
Tageslicht verkündigst.

Desto vorzüglicher scheint uns die Interpunction in den *Choëph.* v. 658. wo Hr. W. lesen will:

ἐξελθέτω τις δωμάτων τελεσφόρος
γυνή. τ' ἔπαρχος (Rec. liefst κατάρχουσ'. ἀνδρα δ' εὐπρεπέστερον.

αἰδὼς γὰρ ἐν λεχθεῖσιν. οὐκ ἐπαργέμους
λόγους τίθησιν, εἶπε θαρσήσας δ' ἀνὴρ u. s. w.

Eine treffliche Aenderung! Wir übersetzen:

Schnell komme jemand aus dem Pallast hervor, ein Weib
Von Machtentscheidung; doch ein Mann kommt schicklicher.
Denn Achtung hat sein Reden; nicht blindtappende
Gespräche führt er; nein, es spricht herzhaft der Mann.

Doch meint Hr. W., wahrer sey:

αἰδὼς γὰρ ἐν λεχθεῖσιν οὖσ' ἐπαργέμους u. s. w.

wo bey λεχθεῖσιν natürlich γυναικὸς zu ergänzen ist. Wir stimmen nicht bey. Uebrigens findet sich οὖσ' und im Gegensatze δὲ schon bey *Bothe*, den Hr. W. anzuführen vergafs. — Zweytes Kapitel. *Loci ex Aldina restituti.* Unbedingten Beyfall scheint *Sieb. vor Theb. 391* die Emendation ὀρθῶς τ' zu verdienen aus der Aldin. Lesart ὀρθῶς γ'. *Agam. 100* möchte Hr W. lesen: " νῦν ἔσθ' ὅτε κακόφρων τελέθει (vgl. Guelph. u. Ald.), u. *Agam. 115:*

οἰωνῶν βασιλεὺς βασιλεῦσι νεῶν
ὁ κέλαινος, ὅ τ' ἔξοπιν ἀργίας.

ἀργίας als zweysylbig kann man zugeben, ohne die sämmtlichen Beweisstellen zu billigen, die Hr. W. anführt. — Gelegentlich wird Soph. Trach 563 so verbessert:

ὅς κἀμὲ, τῶν πατρῴων ὅτε στόλων,

— Drittes Kapitel. *Continuantur emendationes ex Aldina.* — Mit Recht wird *Ag. 1128* nach der Ald. so gelesen:

δολοφόνου λέβητος τύχαν σοι λέγω.

Der Vers ist ein Dochmius mit nachfolgendem Doppelkretikus. Die guten Bemerkungen über *Choeph. 192* erlauben keinen Auszug. Erwägung verdient das über Choeph 285 sq. abgehandelte. — *Choeph. 370* liest H. W.:

τοῦτο διαμπερὲς οὖς
ἵκεθ' ἅπερ τε βέλος.

was das Metrum belangt, mit Recht dem aldin. ἅπερ folgend. Dem Rec. indefs scheint die Vulg. auf etwas ganz anderes zu führen, nämlich auf:

τοῦτο διαμπερὲς ὡς
ἵκετ' ἄφαρ τι βέλος.

Dies mit durchdringender Kraft
Stürmete schnell wie ein Pfeil.

Im vierten Kapitel wird zuerst der Chorgesang Choeph. 779 mit vieler Umsicht behandelt; dann nach kurzer Berührung von *Schuzg. 16* und *336*, der Schlufsgesang der Schutzgenossinnen. — Irrthum ist, dafs in den Pensen die Verse 79-90 noch nicht in Strophen abgetheilt sind. Bothe hat sie längst

geordnet, und grade so wie Hr W., nur mit dem unbedeutenden Unterschiede, dafs Bothe den beyden Strophen zwey jonische Tetrameter giebt, und Hr W. dafür vier jonische Dimeter. Die nachfolgenden Verse vertheilt H. W. nach Seidler (Dochm. p. 407.) in Strophe und Antistrophe: — gewifs eine der trefflichsten Emendationen zum Aeschylos: — doch lieber möchte er (wenn wir recht verstehen) nur die Strophe als Epodos anerkennen, und die Antistrophe für einen matten Zusatz fremder Hand. — Dann folgt die *Varietas lectionis Aldinae*, die schon der Titel ankündiget.

— y.

Materialien zu Uebungen in der Hebräischen Sprache. Herausg. von M. C. C. F. WECKHERLIN, *Rektor.* Zweyte verm. Ausgabe. Stuttgart bey Löflund. 1820. VIII und 264 S. 8. 1 fl. 20 kr.

»Wenn die nach einer richtigen Methode angestellten Uebun»gen im Uebersetzen aus der Muttersprache in eine der alten »Sprachen als eines der zweckmässigsten und sichersten Mittel »angesehen werden dürfen, um nicht nur eine gründliche gram»matische Kenntnifs dieser Sprachen zu erlangen und ihren »Geist kennen zu lernen, sondern auch so manche und grosse »formelle Vortheile für die Bildung der jungen Leute zu errei»chen, ihre Seelenkräfte in eine mannigfaltige nützliche Thä»tigkeit zu versetzen, sie an Arbeitsamkeit, Ausdauer bey Ue»berwindung von Schwierigkeiten und Pünktlichkeit bey den »Arbeiten (die besonders bey griechischen und hebräischen Com»positionen nöthig ist) zu gewöhnen: so möchten diese Uebun»gen doch glimpflicher beurtheilt und Uebersetzungen auch in »die hebräische Sprache wenigstens für diejenigen jungen Leu»te, deren künftige Bestimmung das Studium des alten Testa»ments, und mithin die genauere Kenntnifs dieser Sprache er»fordert, nicht für unnütz und unnöthig gehalten werden.« So vertheidigte d. V. des vorliegenden Schulbuchs, das den Zweck hat »Stoff zu solchen Uebungen zu geben, sie zu erleichtern und nützlich »zu machen«, schon vor 9 Jahren sich und seine Arbeit gegen die Einwendungen, welche manchmal gegen die in des Verf. Vaterland (Würtemberg) üblichen griechischen und hebräischen Componirübungen deswegen gemacht werden, weil man nur auf den, freylich eingeschränkten, unmittelbaren Nutzen solcher Uebungen, Rücksicht nahm. Dergleichen Vertheidigungen

möchten wol jetzt minder nöthig seyn, seitdem Männer von für so gültig anerkanntem Urtheil in diesen Dingen und in Absicht auf das Hebräische, besonders Gesenius, laut für diese Art von Uebungen gesprochen haben. Um so schneller kann daher auch Ref. zu dem übergehen, was ihm bey der Anzeige dieses Buches obliegt, nämlich zu einigen Bemerkungen für seine Brauchbarkeit. Diese glaubt er um so mehr machen zu können, da er nicht nur selbst, als Zögling einer der bedeutendern Würtembergischen Schulanstalten, unter Leitung eines in *Schnurrers* gründlicher Schule gebildeten Lehrers nach eben diesen *Materialien* sich in dem grammatischen Theile der hebräischen Sprachkunde geübt, sondern auch als Lehrer nun seit anderthalb Jahren nach demselben unterrichtet hat. Wenn er nun einen bedeutenden Theil seiner Fertigkeit im Verstehen hebräischer Werke überhaupt und des Gründlichen in der Kenntniſs der hebräischen Sprachgesetze insbesondere, mit Recht diesem Uebungsbuche zuschreiben zu dürfen glaubt; wenn er die Ursache des rascheren Fortschreitens seiner Schüler in der Kenntniſs der hebräischen Sprache in eben demselben findet; wenn endlich auch das Urtheil eines der ersten unserer jetzigen Grammatiker, *Gesenius* (Hebräische Grammat. 4. Aufl. S. X.), von nicht geringer Entscheidungskraft ist: so kann er nicht umhin, als die Lehrer der hebr. Sprache auch ausser Würtemberg darauf aufmerksam zu machen und sie zur Einführung desselben in ihren Schulen aufzumuntern.

Freylich, von dem Standpuncte aus betrachtet, auf welchen der eben genannte Grammatiker durch seine höchst schätzbaren Bemühungen die hebräische Sprachlehre erhoben hat, liesse sich, doch nicht sowohl in Ansehung des Stoffes, als in Absicht auf seine Anordnung Manches in dem Buche vermissen, und ein von Capitel zu Capitel an die Gesenius'sche Grammatik sich anschliessendes Uebungsbuch, mittelst dessen in den Componirübungen Schritt vor Schritt mit derselben fortgegangen werden könnte, würde in den Schulen, wo nicht des Verfs. Grammatik eingeführt ist, noch willkommner seyn: doch wer wollte das Brauchbare ungenützt lassen, weil ein noch Wünschenswertheres zu denken ist? Vielleicht dürfen wir von dem Fleiſs eines hiezu sich tüchtig fühlenden Schulmannes bald ein solches erwarten. Indessen wollen wir mit Dank des gegenwärtigen uns bedienen.

Eine kurze Anzeige des Inhalts wird jedem Sachkundigen unser zwiefaches Urtheil um so einleuchtender, zugleich auch den Besitzern der ersten Auflage die Verschiedenheit dieser von jener bekannter machen:

Nach einer ziemlich ausführlichen Mittheilung von gram-

matischen *Vorkenntnissen* (für den Anfänger eine heilsame Wiederholung dessen, was er, noch ehe er an's Componiren geht, in seiner Grammatik gelernt haben muſs) folgt S. 14 eine sehr bedeutende Reihe von leichteren Sätzen, theils von dem Verf. selbst erfunden, theils übersetzt und für seinen Zweck bearbeitet, worunter immer die in Betracht kommenden grammatischen Regeln, auch die nöthigen Wörter angegeben sind. So wird dann der Schüler durch die hauptsächlichsten Capitel der Sprachlehre — *I. Substantiva mit adjectivis und pronom. demonstr. II, Pluralis, III. Dualis. IV. Nomina im stat. constr. V. Neutrum. VI. Steigerung des adject. VII. Pronom. relativ. VIII. Zahlen, IX. Verbum, X. tempora relativa* — praktisch hindurchgeführt, bis ihm vom XI. Abschnitt an grössere und kleinere Uebungsstücke vorgelegt werden, in welchen der Gebrauch der Grammatik und des Wortregisters ihm selbst überlassen wird. Diese bestehen in *moralischen Sentenzen* (XI), *Religionslehren* (XII), *kurzen Dichtungen* (XIII.), *Parabeln von Jesus* (XIV.), *den 7 ersten Kap. des Buchs Jesus Sirach* (XV.), *historischen* (XVI.) und *poetischen Stücken* (XVII.). An dieses alles schlieſst sich als Anhang eine kurze *lateinische* Lebensgeschichte Jesu, nach *Schotts* Version (p. 158.) an, so wie S. 186. eine Reihe von *hebräischen* Stücken aus dem A. T., ohne Vocale gedruckt, mit darübergesetzter Verdeutschung. Letztere Zugabe ist als eine recht zweckmässige Anleitung zu dem gewöhnlich allzusehr versäumt werdenden Lesen ohne die gewöhnlichen Lesezeichen zu betrachten. — Ein ziemlich vollständiges *deutschhebräisches Wortregister* (von S. 211. — S. 363.) schlieſst das nützliche Werkchen des *kenntniſsreichen* Vrfs. Daſs ihm auch in Beziehung auf die hebräische Sprachkunde und Geübtheit im hebr. Ausdrucke dieses Prädicat mit Recht zukomme, beweisen zwey von ihm aus dem Deutschen ins Hebräische übersetzte, dem Buch als Probe S. 206 ff. beygegebene Lieder, nämlich: Wie groſs ist des Allmächt'gen Güte! und: Wenn ich, o Schöpfer, Deine Macht etc. Jeder Freund der hebräischen Sprache und ihrer Grammatik wird, wenn er sich das Werkchen selbst kennen zu lernen das Vergnügen macht, diese wenigen Andeutungen als auf eine sorgfältige Prüfung gegründet anerkennen.

R—r.

Aeschyli Tragoediae, quae supersunt ac deperditarum Fragmenta. Recensuit et Commentario illustravit CHR. GODOFR. SCHÜTZ. Vol. IV.

Scholia Graeca in septem Aeschyli, quae exstant, tragoedias. Halae in Bibliopolio Gebaueriano MDCCCXXI. IV. und 459 S. in grofs 8. 2 Rtl. 6 gGr.

Es enthält dieser *vierte* Band der Schützischen Ausgabe des Aeschylos, womit übrigens diese Ausgabe keineswegs geschlossen ist, den vollständigen Abdruck der Griechischen Scholien in in die sieben Tragödien des Aeschylus aus der Stenleyschen Ausgabe, ein Unternehmen, das um so verdienstlicher anzusehen ist, als die Stanleysche Ausgabe in neuerer Zeit bekanntlich sehr selten und theuer geworden ist. Nur können wir bey Anzeige dieses Bandes die Bemerkung nicht unterlassen, ob es nicht gerathsamer gewesen wäre, gleich Anfangs zu jedem einzelnen Stücke entweder unter dem Text zu jeder Seite, oder am Ende jedes Stücks die Griechischen Scholien im Abdruck beyzufügen; für den Leser würde diese Einrichtung gewifs mehr Bequemlichkeit gehabt haben. In diesem neuen Abdruck der Scholien sind nach der Butler'schen Anordnung die Σχόλια πρῶτα, δεύτερα und τρίτα durch beygefügte Buchstaben (A B Γ) unterschieden. Sonst ist im Ganzen wenig geändert, Nichts aus bisher unbenutzten Handschriften hinzugekommen. Unter dem Text finden sich hie und da Nachweisungen der in den Scholien etwa citirten Stellen aus Homer, Pindar u. dgl. dann Verbesserungen fehlerhafter oder verdorbener Stellen durch *Heath*, *Pauw*, *Abresch*, so wie den *Herausgeber* in kurzen Noten. S. 452. schliefst sich an die Scholien an: βίος Αἰσχύλου (die Bemerkungen der Gelehrten, die abweichenden Lesarten und Zusätze der Robortellianischen Ausgabe zu diesem Leben des Aeschylos soll der 5te Band enthalten) S. 456 folgen Επιγράμματα εἰς Αἰσχύλον mit einigen kritischen Bemerkungen; S. 457 ff. Κατάλογος τῶν Αἰσχύλου δραμάτων, κατὰ στοιχεῖον, nebst den Zusätzen von Butler. Ueber diese sämmtlichen Stücke des Aeschylus soll der demnächst erscheinende *fünfte* Band dieser Ausgabe nähere Auskunft geben, er soll überdem die Fragmente der verlorenen Stücke und *Supplementa Annotationum* zu den früheren Bänden enthalten.

Ch.....r.

Vergleichende Nomenclatur der vorzüglichsten Pharmacopöen der deutschen und der angränzenden Länder. Zum Gebrauche für Aerzte und Pharmaceuten, bearbeitet von Ernst Ludwig Schubarth, Doctor der Medicin und Chirurgie, Privatlehrer bey der Königl. Universität zu

Berlin und praktischem Arzte. Berlin, bey August Rücker. 1821. 40 S. 8. 6 gGr.

Die beyspiellose Verwirrung der chemischen Nomenclatur in neueren Zeiten erzeugte diese kleine Schrift, deren Inhalt der Titel schon deutlich bezeichnet. Die preussische Landespharmacopoe ist dem Ganzen zum Grunde gelegt, und die Benennung der Präparate aus folgenden Pharmacopöen aufgenommen. *a. Pharmacopoea Hannoveran: b. Ph. Austriaca. Vienn. 1821. c. Ph. Batava. d. Dispensator: Hassiacum. e. Ph. collegii regalis medicor. Londinens: f. Ph. collegii regalis medic: Edinburgensis. g. Ph. colleg. reg. med., Dublin: h. Pharmacop-gallica. i. Ph. castrensis Authena. k. Ph. Wirtembergica. l. Pharmacop. Danica. m. Ph. Suecica. n. Ph. Saxonica.* — Ueberdem sind auch mehrere Präparate aus fremden Pharmacopoeen aufgenommen, welche die Preussische nicht hat und an den passenden Stellen eingeschaltet. Auch die alten Namen sind nicht vergessen; aber nöthig war es eben nicht, daſs der Hr. Verf. noch neue Benennungen nach dem Muster der *Ph. Borussica* für diejenigen Präparate schuf, welche letztere nicht angenommen hat. —

Denjenigen, welche eine schnelle Uebersicht der neueren chemischen Benennungen der officiellen Präparate zu besitzen wünschen, wird diese kleine Schrift willkommen seyn. —

N° 33. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo — De arte hujus scriptoris historica exposuit, ejus vitas a veteribus grammaticis conscriptas addidit, codicum rationem atque auctoritatem examinavit, Graeca ex iis emendavit, scripturae diversitates omnes, commentarios rerum Geographicarum, scholia Graeca et notas tum Dukeri omnes atque aliorum selectas tum suas, denique indices rerum et verborum locupletissimos subjecit ERNESTUS FRIDERICUS POPPO Gubenensis. Pars I. Prolegomena complectens. Volumen I. De *Thucydidis historia judicium.* Lipsiae, apud Gerh. Fleischerum. MDCCCXXI. 479 S. gr. 8 2 Rtl. 12 gr.

Wenn es ein schon lange lebhaft gefühltes Bedürfnifs, ein schon lange sehnlichst gehegter Wunsch war, eine den Forderungen der Kritik und dem jetzigen Standpunkte der Alterthumswissenschaft angemessene Ausgabe des *Thucydides* zu besitzen, we[illegible] wie doch kaum bezweifelt werden kann, die jüngst durch H[illegible] besorgte Ausgabe diesem Wunsche keinesweges entsprochen hat, so scheint es jetzt, als könnten wir hoffen, einer endlichen Befriedigung unseres Wunsches entgegen zu ehen. Hr. *E. Fr. Poppo* nämlich, der sich bereits durch seine *Observationes criticae in Thucydidem, Lipsiae 1815.* als einen eben so gründlichen Sprachforscher, wie vertrauten Kenner der Thucydideischen Sprache bewährt hat, ist nun mit dem *ersten* Bande einer vollständigen, Alles umfassenden Ausgabe dieses Schriftstellers (wozu er schon damals Hoffnung gegeben) aufgetreten und dies auf eine Art, der wir im ganzen unsern Beyfall nicht versagen dürfen, die uns auch das Beste von den demnächst zu erwartenden weitern Bänden hoffen läfst. Wir zweifeln nicht, dafs der thätige Hr. Herausgeber hier mit grösserer Vorsicht und Besonnenheit verfahren werde, (zumal da er ein so gründlicher Kenner der Griechischen und zunächst der Thucydideischen Sprache ist), als der letzte Herausgeber des Thucydides, bey welchen wir beyde Eigenschaften leider bisweilen vermissen. Darum möge es uns verstattet seyn, etwas näher ins Einzelne dieser neuen Bearbeitung des Thucydides einzugehen.

Es enthält der vor uns liegende erste *Band* des ersten *Theils* eigentlich blos allgemeinere Untersuchungen, eine Art von Vorbereitung zum Studium des Thucydides, worin Hr.

Poppo besonders den Werth desselben zu zeigen bemüht ist. Es mufste daher sein Hauptgeschäft seyn, seinen Schriftsteller gegen den ungerechten Tadel des Dionysius von Halicarnafs zu vertheidigen, ihn gegen die, in neuern Zeiten gemachten und nur von Wenigern bestrittenen Vorwürfe zu wahren, und ihm die gebührende Würdigung, wie den gebührenden Rang zu verschaffen oder doch sicher zu stellen. Weil nun der Tadel des Dionysius im Allgemeinen unter zwey Hauptpunkte zurückgebracht werden kann, 1) auf die Art, wie Thucydides seinen Stoff behandelt, und 2) auf die Sprache und den Ausdruck im Einzelnen, so theilt sich auch Hrn. Poppo's Untersuchung in zwey Theile, deren *erster »de ratione, qua Thucydides argumentum suum tractavit,«* der *zweyte »de elocutione Thucydidis«* handelt. Während das erste Capitel des angeführten ersten Theils im Allgemeinen von den Eigenschaften eines Geschichtschreibers handelt und eine Skizze der früheren Logographen bis auf Thucydides (wie sie freylich bereits von Creuzer gegeben worden) liefert, soll das zweyte zeigen, inwiefern wir diese Eigenschaften im Thucydides finden und in wiefern Wille und Vermögen in ihm sich vereinigte, die Wahrheit sagen zu *können*, und sagen zu *wollen*. Ersteres ergiebt sich am besten aus einer nähern Betrachtung der Schicksale und des Charakters dieses Geschichtschreibers. Wir können [illegible] nicht in das Einzelne dieser rein historischen Untersuchung über das Leben des Thucydides eingehen, wollen jedoch einige neue oder doch hier erst mit mehr Gewifsheit entwickelte Ergebnisse mittheilen. Zuvörderst wird die Nachricht, als sey Thucydides, da er den alten Herodotus bey den Olympischen Spielen seine Geschichten vorlesen hörte, so bewegt worden, dafs er in Thränen zerflossen, u. s. w. hier schon dadurch widerlegt, dafs Herodotus nach der genauesten Berechnung nur 13 Jahre älter war als Thucydides, wenn nicht überdem auch aus innerlichen Gründen dieselbe mit Recht sehr bezweifelt werden dürfte. —

Das Lebensende des Thucydides betreffend, erklärt sich Hr. Poppo gegen die Angabe des Pausanias, als habe Thucydides gleich nach seiner Rückkehr aus dem Exil nach Athen den Tod durch Mörderhand gefunden; äussere und innere Gründe scheinen bestimmt dagegen zu sprechen. Läfst sich gleich das Todesjahr eben so wenig mit Genauigkeit angeben (wohl das 80ste seines Lebens; s. p. 81), als der Ort, wo er starb, indem die Zeugnisse der Alten hierüber im Widerspruch sind, so ist doch Hr. P. geneigt, Athen für den Ort seines Todes zu halten, zumal da man keine hinreichende Gründe vorgebracht, (?) warum Thucyd. zum zweytenmal nach

Thracien zurückgekehrt seyn solle. — Was im Verfolg p. 32 ff. über die Vortheile, die unserm Geschichtscheiber seine eigene Lage zunächst darbot, über seine reine Wahrheitsliebe, über sein Bestreben, die Wahrheit auf kritischem Wege auszumitteln, über seine vielfachen Kenntnisse, über seine tiefe Einsicht in das Wesen der menschlichen Natur, über seine Abneigung gegen Orakel, Prophezeyen, Wunder u. dgl. mehr gesagt ist, möchte zum Theil schon bekannt seyn, kann also hier keine speciellere Auseinandersetzung finden. Was jedoch die zuletzt berührten Punkte betrifft, findet Ref. in den neulich erschienenen Beyträgen zur Gesch. Hellen. Staatsverfassung von *Kortüm* (s. Heidelb. Jahrb. 1821. nr. 20.) schöne Winke gegeben, p. 190 ff.

Im 4. Cap. wird nun weiter theils aus der Erzählung des Thucydides selber, theils aus den Zeugnifsen anderer Schriftsteller über ihn dargethan, dafs er die Wahrheit, die er sagen konnte und wollte, auch wirklich gesagt habe. Erkennt doch selbst sein ärgster Feind und heftigster Tadler, Dionysius die Wahrheitsliebe in der Darstellung, die jede fremdartige Beymischung verschmähte, gebührend an; anderer Zeugnisse zu geschweigen. So enthält des Thucydides Geschichte »*nihil, quod per se improbabile sit*« (p. 43.) was sich auch in seiner Abneigung gegen Mythen deutlich ausspricht. Für die Wahrheit in den Reden des Thucydides wird mit Recht auf die Hauptstelle I, 22 viel Gewicht gelegt und auf Creuzer Histor. Kunst d. Griechen p. 275 ff. verwiesen. Zu einem gleichen Resultat führt auch eine sorgfältige Vergleichung der Angaben des Thucyd. mit den Berichten anderer Schriftsteller über denselben Gegenstand. Thucydides, Diodorus und Plutarchus, in den Hauptsachen übereinstimmend, zeigen nur in unbedeutenden Puncten Verschiedenheit. Fast noch mehr als Diodorus hat sich Plutarchus an unsern Geschichtschreiber angeschlossen, so dafs er oft dessen eigene Worte nur wiedergiebt, wie dies in den Biographien der Männer, die zum Theil in den Peloponnesischen Krieg gehören, der Fall ist. Die Beweise, die Hr Poppo hier aus der *Vita Niciae* giebt, konnten in gleichem Mafse aus der *Vita Periclis* und *Alcibiadis* genommen werden. Auch Rec glaubt durch eine genauere Lecture dieser Biographien Plutarchs und durch eine sorgfältig angestellte Vergleichung zu dem Resultat gekommen zu seyn, dafs Plutarch in der Erzählung aller der Begebenheiten, die in die Geschichte des Peloponnesischen Krieges, so weit ihn Thucydides beschrieben hat, fallen, vorzugsweise diesem gefolgt ist, selbst ohne ihn immer anzuführen, was gewöhnlich nur dann geschieht, wenn andere und zwar gewichtige Schriftsteller, andere Nachrichten gegeben, oder

wenn die, aus manchen Gründen minder zuverlässigen Nachrichten Anderer, durch das Zeugnifs des Thucydides erst ihre Gültigkeit erhalten sollen. Man vergl. z. B. Plutarch. Alcib. 13. wo die nachtheiligen Urtheile der Komiker über Hyperbolos (denen hierin gerade vielleicht weniger Zutrauen geschenkt werden könnte) durch das Zeugnifs des Thucydides erst — wahr und richtig werden. So in den Nachrichten über die Entweihung der Mysterien, über das Abhauen der Hermen zu Athen und die darauf erfolgten Untersuchungen (man vgl. z. B. Thucyd. VI, 28. und Plut. Alcib. 20.), in der ganzen Erzählung der Sicilischen Expedition (sogar in der Zahl der zu dieser Expedition eingeschifften Soldaten, worüber die Angaben verschieden sind; s. Thucyd. VI, 43 und Plut. Alcib 20. init. Sluiter Lectiones Andocidd. p. 30 ff.) finden wir überall genaues Anschliessen an Thucydides, — Rec. glaubte bey dieser Gelegenheit diese Bemerkungen, wodurch zugleich die Sätze des Hrn. Poppo noch mehr bestätiget werden, nicht verschweigen zu dürfen, sowohl um des Thucydides, als um des Plutarchus willen, der so oft, was die Auswahl seiner Quellen betrifft, ungerechten Tadel hat erfahren müssen. Heeren in seiner Abhandlung *de fontibus et auctorr. Vitt. Paralell. Plutarchi, Commentt. societat. reg. scientt. Gotting. recentt. Vol. I. p. 21. 22.* scheint zwar im Ganzen diese Ansicht zu theilen, die er aber nicht im Einzelnen, was man doch erwarten konnte, durchzuführen versucht hat.

Wir kehren zu Hrn. Poppo zurück, der im 4ten Capitel (p. 58 ff.) den Werth des Thucyd. Geschichtwerkes weiter gegen die Angriffe des Dionysius auseinander zu setzen bemüht ist, insofern sich derselbe in einer Auswahl oder vielmehr in einer strengen Scheidung alles dessen, was nicht unmittelbar der zu behandelnden Materie angehört, in Vermeidung aller nicht durchaus nothwendigen Digressionen und andererseits hinwiederum in der Vollständigkeit Alles dessen, was zur Entwickelung des Gegenstandes nothwendig ist, zeigt. Auch die Zeiteintheilung des Kriegs (Cap. V.) nach *Sommern* und *Wintern*, nicht nach der damals noch gar nicht üblichen Olympiadeneintheilung oder nach der noch unsichern Bestimmung von Archonten, Ephoren u. dgl. wird gerechtfertigt und erörtert. Die jetzt bestehende Büchereintheilung des Ganzen möchte vielleicht einer Aenderung bedürfen. Einige Bemerkungen über die Trefflichkeit des Thucydideischen Geschichtswerkes (»*quae auctem hactenus*, heifst es p. 82., *de Thucydidis historia scripta sunt, si uno oblatu complectimur, intelligimus eam* c r i t i c a m, p r a g m a t i c a m, *atque* p o l i t i c a m *historiam dicendam esse.*«) beschliessen mit dem 6ten Cap. den ersten Theil.

Der *zweyte* Theil soll, wie bemerkt, die Sprache des Thucydides, sowohl in der Construction oder Verbindung der Wörter und Perioden, als im Gebrauch einzelner Wörter u. s. w. im *Ausdruck* hauptsächlich gegen des Dionysius und Mancher Neuern Einsprüche rechtfertigen. Es ist diese Untersuchung mit grossem Fleisse bis in das Einzelste durchgeführt, und wenn irgendwo, zeigt sich hier besonders die vertraute Bekanntschaft des Hrn. Poppo mit Thucydides, der an unzähligen Stellen erläutert, verbessert oder gegen vermeintliche Verbesserungen geschützt ist; obschon wir die Bemerkung nicht unterdrücken können, dafs vielleicht Manches schicklicher in Noten zu den verschiedenen Stellen des Thucydides gehörigen Orts eine Stelle gefunden.

Zuvörderst von der Reinheit der Sprache des Thucydides »*in observata indole Graecae linguae;*« hier nun von den dieser Reinheit scheinbar widersprechenden, bey Thucydides öfters vorkommenden, durch Constructionen nach dem Sinn oder durch plötzliche Uebergänge veranlafsten *Ennalagen* des Singular und Plurals (cap. VII.), der verschiedenen Geschlechter (cap. VIII.), der verschiedenen Casus z. B. des Nominativ für den Genitiv bey Bezeichnung von Theilverhältnissen, des Nominativs der Participien statt des absoluten Genitivs oder Dativs, u. s. w. (cap. IX.), ferner des Genitivs und Dativs, namentlich bey Participien (cap. X.), des Accusativs der Participien statt des absoluten Genitivs, u. s. w. (cap. XI.), der verschiedenen Modi — ein zwar schwierigerer, aber befriedigend und ohne Emendirsucht abgefafster Abschnitt — (cap. XII.), der einzelnen Tempora und Personen (cap. XIII.) Dann von der *Hypallage* und *Antimeria*, oder von der Verwechslung der einzelnen Theile der Rede, Substantiva, Adjectiva, Pronomina, Partikeln u. s. w. sowohl unter einander selber im Einzelnen, als mit andern Redetheilen (cap. XIV.), und von der Verwechselung der Genera des Verbums (cap. XV.). Angehängt ist ein Capitel (XVI.) über Ellipse, Pleonasmus u. dgl. Darauf folgt der zweyte Abschnitt dieser Abtheilung von der Reinheit der Thucydideischen Sprache »*in servatis proprietatibus dialecti Atticae,*« ebenfalls bis in das gröfste Detail durchgeführt, in einzelnen Formen, Buchstaben, Accenten, Spiritus u. s. w. (cap. XVII. und XVIII.). Ueber die Schreibart Συρακόσιοι pag. 213. wollen wir noch an *Hefs* Bemerkung ad Plutarch. Timoleont. cap. I. p. 1 und 2. erinnern, um nicht Mehreres zu berühren. Im folgenden Cap. (XIX.) finden denn alle obsolete, von Thucydides in einer seltenern, oder gar neuen Bedeutung gebrauchte, überhaupt sonst ungewöhnliche und schwierige Wörter wie Verbindungen ihre Erörterung. Die Frage, ob Thucydides den

Unterschied zwischen dem poetischen und prosaischen Vortrage beobachtet, führt Hr. Poppo auf eine Untersuchung und Prüfung der vorkommenden poetischen Verbindungen, Figuren, Tropen, Wörter u. s. w. (cap. XX); wir bemerken nur soviel hinzufügend, dafs unter diesen poetischen Wörtern vielleicht noch angeführt werden könnte: ἐκπλήσσειν, II, 38. *ibique Interpr.* vgl. mit Thomas Magister und seinen Auslegern pag. 186 187 Bern.; vielleicht auch ἀγάλλεσθαι VI, 41 und daselbst Ducker, nebst Thomas Magister p. 4 ff., ferner VI, 18.: ἵνα Πελοποννησίων τε στορέσωμεν τὸ φρόνημα, wo jedoch die Scholien sagen: τῶν παρὰ Θουκυδίδῃ τροπικῶν ὀνομάτων τὸ σκληρότατον τοῦτό ἐστιν· ἀλλὰ κατ' Ἀλκιβιάδην φησίν. — Zugleich dann auch von den Paronamasien, Homöoteleuten, Homöoptolen, u. s. w. und in den folgenden reichhaltigen Abschnitten (cap. XXI XXII und XXIII.) über Anakoluthien, Verbindungen und Vermischungen verschiedener Constructionen in *eine*, Uebersprünge in der Construction und plötzliche Aenderungen, sey es im Gebrauch einzelner Casus, Modi und Tempora oder in sogenannten Constructiones ad sensum u. s. w.

Als *Additamenta* sind beygefügt: *I. Graecae Vitae Thucydidis;* zuerst das von *Marcellinus* verfafste, mit den Anmerkungen der früheren Herausgeber, vermehrt durch die eigenen, neu hinzugekommenen des Hrn. Poppo, der dabey die Varianten einer unserer Handschriften, die ihm durch Hrn. *Frommel* mitgetheilt worden waren, benutzte; dann die beyden andern *Vitae incerti auctoris* S. 311 — 342. *II.* Eine Sammlung von *Sentenzen* aus Thucydides, ethischen und politischen Inhalts, nach den früheren Ausgaben um Vieles vermehrt — S. 343 — 354. *III.* Ueber die Nachahmer des Thucydides unter den Griechischen wie Römischen Schriftstellern; unter jenen hauptsächlich Philistus, Dionysius von Halicarnafs (worüber des Henricus Stephanus Urtheil Oper. in Dion. Hal. cap. XVI. wieder neu abgedruckt ist) Dio Cassius, Arrianus, Appianus und Andere. Es ist diese Nachahmung im Einzelnen, in einzelnen Beyspielen, Formen, Redensarten, Constructionen u. dgl. mehr gut nachgewiesen. Unter den Römischen Schriftstellern haben hauptsächlich Sallustius und Tacitus den Thucydides nachgeahmt; in Betreff des letztern ist die bekannte von Friedr. *Rath* bey der Akademie zu München vorgelesene Abhandlung, ins Lateinische übertragen, mit aufgenommen — S. 355 — 390. Endlich *IV. Farrago discrepantis scripturae* S. 391 — 476.

Ch...r.

Die Erdennacht, ein dramatisches Gemälde in fünf Abtheilungen von Dr. Ernst Raupach. Leipzig bey Carl Cnobloch. 1820. 1 Rtl.

In vorliegendem Drama hat der in diesem Fache bereits nicht unrühmlich bekannte Verf. sein dramatisches Talent abermals beurkundet. Die Fabel des Stücks läfst sich kurz also andeuten. Rinaldo, der Sohn des Dogen von Venedig, opfert der Liebe zum Vaterlande den Vater und die Geliebte und ermordet zuletzt sich selbst, indem das mifskennende Urtheil der Menschen, ja selbst seines treuesten Freundes über seine That, so wie sein eigener innerer Zwiespalt ihm fürder nicht den Frieden des Lebens gönnen. — Rec. will nur Weniges über diese dramatische Produktion bemerken. Dem Ganzen fehlt das höhere tragische Kunstinteresse, und zwar hauptsächlich des Stoffs selber wegen. Der Gedanke mag, moralisch betrachtet, grofs seyn, für die Kunstdarstellung ist er abstossend. Rinaldo kann unsere Bewunderung gewinnen, nie unsere Liebe. Mehr als die Handlung eines Regulus widerstrebt die Seinige dem ästhetischen Effecte. Jedes reinfühlende Gemüth wird sich von dem unglücklichen Rinaldo mit Schaudern abwenden. Der Vf. hat dieses selbst, wiewohl zur völligen Vernichtung der beabsichtigten tragischen Wirkung seines Werks, also gleichsam sich selbst unbewufst, dargestellt in dem Abfall des Volks von Rinaldo's Sache, sobald es erfuhr, dafs er seinen Vater verrathen; und gilt irgend das oft gebrauchte und noch öfter mifsbrauchte *vox populi vox Dei,* so möchte es hier seyn. Der Vf. läfst auch seinen tragischen Helden am Ende S. 164. seine unästhetische Tragie in einer Reflexion selbst deutlich genug aussprechen. Ausserdem ist das Schreckliche bis zum Unmafse gehäuft, ja, oft bis zum Gräfslichen getrieben. So S. 98 — 103, wo der mitverrathene Vater der Klara, der Geliebten Rinaldo's, diese zwingt, über ihren Geliebten den schrecklichsten Fluch auszusprechen:

»*Er sey verflucht in der Zeitlichkeit,*
Verflucht in jedem Beginnen,
Und was ihn liebt und sein Herz erfreut,
Das reisse die Hölle von hinnen. — «

Ebenso S. 153, wo die Todesart Klara's beschrieben wird. — Noch mehrere ähnliche Scenen, wo das Schreckliche sich selbst gleichsam zu überbieten strebt, könnten herausgehoben werden, wenn nicht die angeführten, so wie die blosse Vorstellung der einfachen Fabel schon hinlänglichen Beleg gewährten. Wann wollen doch unsere talentvollsten jüngern Dichter diese verkehrte Bahn verlassen, auf der für unsere tragische Literatur kein Heil und Segen zu erringen ist! Es scheint wirklich

dieses kunstverlassene Streben zur Epidemie unter uns geworden zu seyn. — Warum wandelt man nicht den Weg, den Schiller in seinem Wallenstein, in der Maria Stuart und im Wilh. Tell so musterhaft vorgeschritten ist, warum gerade den, welchen dieser grosse Genius, gleichsam sich selbst verkennend, in der Braut von Messina eingeschlagen hat? Doch half hier noch die Genialität sich selbst zu einer in mehreren Rücksichten ausgezeichneten Geburt — aber nicht überall ist die Genialität energischer Zeugungskraft so voll. — Im Besondern verdient bemerkt zu werden, daſs die Charaktere meistens gut gehalten sind, besonders jener der Klara. Vorzüglich anziehend offenbart er sich in der 1ten Scene des 3. Acts, wo Klara unter andern die schönen Worte spricht:

»In den Herzen uns'rer Lieben
Liegt allein das Vaterland,
Und, von diesen erst geschieden,
Sind wir fremd in dieser Welt,
Und für unsers Herzens Frieden
Ist es gleich, worauf hieniden
Uns're heisse Thräne fällt.«

Die Sprache ist meistens gut, oft vortrefflich, hier und da aber zu überladen und zu schwülstig. So S. 98 und 99 in Kontarini's Rede und an mehreren andern Stellen. Tadel verdient besonders die häufige, nicht selten ganz unmotivirte Veränderung des Versmaſses, bald hört man den vierfüssigen Trochäus, bald den sechsfüssigen Jambus, bald völlig lyrischen Rhythmus, welcher letztere noch dazu an bekannte Weisen erinnert. So S. 98 ff.

»O Vater, mein Vater, das denket nicht,
Wie sollt' ich den Schrecklichen lieben?« u. s. w.

Eben so spricht manche Nachahmung unangenehm an. So S. 155 ff. die Scene auf dem Kirchhofe und das Gespräch der Todtengräber, wobey sich jeder Kundige zu sehr nach dem grossen Shakespear sehnen muſs. — Trotz dieser und noch vieler anderen Mängel beurkundet aber, wie Rec. gleich oben bemerkt hat, dieses Trauerspiel des Dichters Talent für das Tragische, nur, ist zu wünschen, dasselbe hielte sich mehr frey von der Mode, die alle Kunst verdirbt.

Trauerspiele von JOH. FR. SCHINK. Halle in der Rengerschen Buchhandlung 1820. 1 Rtl.

In der Vorrede sagt der Verf.: die ersten Stoffe zu den beyden, hier von ihm mitgetheilten Trauerspielen: *Laura Sciolto* u. *Zanga* seyen aus englischen Schriftstellern (d. Rowe und Young) entlehnt, aber in beyden Stücken, besonders in lezterm, nehme er die einzelnen Charaktere, wie die Situationen und die Gestaltung als *sein* Eigenthum in Anspruch. Nachdem er versprochen; eine nähere Auseinandersetzung des »kundgegebenen« künftig einmal in einer einzelnen Schrift erscheinen zu lassen, fordert er zur »gerechten und partheylosen« Beurtheilung seiner Arbeit auf.

Möge der Aufforderung des Verfassers durch die nachstehende Bemerkungen, Genüge geleistet werden.

Den Stoff zu den beyden Trauerspielen darf man wohl kaum glücklich gewählt nennen. Im ersten: *Laura Sciolto*: die Geschichte einer verführten, dann nach dem Willen des Vaters, einem achtungswürdigen Manne angetrauten Genuesischen Gräfin; sich endigend mit dem Tode des Verführers, welchen dieser von der Hand des getäuschten Gatten empfängt; dem Tode seines Vertrauten und dem Selbstmorde der Verführten. — Im zweyten Trauerspiele: *Zanga*, die Darstellung teuflischer Ränke eines, von den Spaniern gefangenen Mohrensclaven, der mit Hülfe seines ebenfalls gefangenen Sohnes, einem edeln Geschlechte Tod und Verderben bereitet.

Charaktere. Der Verführer Lothario schildert (im ersten Stücke) die Gräfin Laura, indem er seinem Vertrauten ihren Fall, und was sich nachher zugetragen, erzählt, mit folgenden abstossenden Zügen:

— — — »Wer ein Weib mit solchen Künsten freyt,
Vermählt sich nur mit einer Art Xantippe«
— — — »Dieser Furie Gemahl zu werden gönnt
Ich jedem andern.«

Und doch will er bald darauf sie sich ganz zu eigen machen? Dieser Lothario ist übrigens ein gemeiner Bösewicht, ohne alle Eigenthümlichkeit (die determinirteste Immoralität ausgenommen), der nicht einmal Besonnenheit und Verstand genug besitzt, seine Bubenstücke mit Erfolg durchzuführen. Die übrigen Personen unbedeutend; weder der Vater noch der Gatte kann durch seine Individualität oder seine Handlungen anziehen. Lezterer wird zum Tugendhelden gestempelt, weniger durch das, was im Stücke selbst sich begiebt, als durch die Erzählung seiner frühern Edelthaten. — *Zanga*, die Hauptperson des zweyten Trauerspiels, ist um so widriger, da er ei-

nem Raubthier gleicht, das hinterlistig in seiner Höhle auf die ausersehene Beute lauert, und ohne Kraft und Talent, ein niedriger Verbrecher, dasteht. Seine übelberechneten Plane gelingen, nicht weil sie es, der Natur der Sache nach, *müssen;* sondern weil immer der Zufall ihm zum Erreichen seines Zwecks die Hand bietet. Ausser dem Sohne und Mitgehülfen Zanga's, sind die übrigen Personen, blos die leidenden sich hingebenden Opfer seiner schlecht angelegten Ränke.

Motive — Einige Beyspiele mögen über ihren Werth entscheiden. — In der *Laura Sciolto* wird der Freund gegen den Freund dadurch auf das höchste erbittert, dafs der eine, in der Wuth über die ihm gegebene Nachricht von der Schuld seiner Gattin, nach dem andern *schlägt.* Die daraus entstandene Erbitterung zieht eine lange, für die Hauptsache nutzlose, und in sich widrige Episode herbey. — Laura ward vom Maskenballe am Vermählungsabend durch den Verführer, der sich vermummt in den Pallast geschlichen, zu einer heimlichen Zusammenkunft im Garten *dadurch* verleitet, dafs er ihr, wie er seinem Vertrauten erzählt, gedroht:

»— — Weh, erscheinst du nicht, an deiner Kammerthür
»Tromml' ich dich auf, aus des Verhafsten Armen.«

Bey einiger Besonnenheit, die ihr sonst nicht fehlt, würde Laura, die das Zusammenkommen mit Lothar, wie ihn selbst, zugleich fürchtet und verabscheuet, sehr leicht zweckdienliche Mittel haben ergreifen können: den unbefugten Trommler aus dem Pallaste zu entfernen. Dann hätte die Catastrophe sich ganz anders, und wahrscheinlich unblutig gewendet, was sie aber, nach der Absicht des Verfassers, nicht sollte! — Und was treibt denn Laura zum Selbstmorde? Sie hat sich schon darin ergeben: dem Spruch ihres Vaters Folge zu leisten; sie will in der Einsamkeit ihre Schuld abbüssen; da bietet ihr der Zufall einen Dolch, und sie benutzt ihn: sich zu erstechen, ohne dafs seit jener Ergebung neue Beweggründe zum Selbstmorde eingetreten wären. — Im zweyten Trauerspiele *Zanga,* wird die Wuth des Mohrensclaven gegen seinen Herrn Alonzo, wenn nicht allein, doch vorzüglich durch eine *Ohrfeige* motivirt, die Lezterer bey einem Gastmahle, vom Weine erhitzt, dem vorlauten, kecken Morgenländer gegeben. Alles andere: Die Unterdrückung seines Volks, den Fall seiner nächsten Verwandten etc. scheint er nur als mitwirkende Beweggründe seiner schlechten Handlungen aufzusuchen: Denn die unselige *Ohrfeige* steht beständig oben an; ohne sie wäre die Greuelthat schwerlich verübt. — Noch mufs in diesem Stücke ein anderer *Schlag* mit dem Schwerdte gegeben, zum Morde, und zwar eines Freundes im Zweykampfe führen. (S. 222.)

Wahrscheinlichkeit. — Ob diese nothwendige Bedingung in beyden Trauerspielen beobachtet sey? Einige Züge, dem Dichter entlehnt, mögen darüber entscheiden. Durch ein, im ersten Trauerspiel vom Verführer ohne überlegten Zweck geschriebenes, durch Unvorsichtigkeit verlornes, zufällig von dem dabey stehenden Vertrauten als verlohren nicht bemerktes, von einem Dritten, zufällig gefundenes Billet, muſs Laura's Schuld entdeckt werden. — Ist es ferner wahrscheinlich, daſs Lothario (der Verführer) gerade das Hochzeitsfest Laura's zum Entführungstage wählte? da an *dem* Tage ihm Schwierigkeiten im Wege standen, die sich an jedem andern frühern Tage nicht vorfanden? Er hatte ja den Schlüssel zum Garten, in welchem Laura häufig allein lustwandelte! — Wie erklärt man es sich, daſs im zweyten Trauerspiele, *Isabelle*, die heimlich Vermählte des Spanischen Feldherrn Alonzo, nicht bey ihrem Vater, daſs sie in einer, von dem Wohnorte desselben entfernten Stadt lebt, von dem Mohrensclaven Abdul als Pagen bedient? Wie kommt es, daſs *Garsias*, der Nebenbuhler Alonzo's, sich am Wohnungsorte Isabellens, und nicht auf dem Schlachtfelde in Afrika befindet, da ihn Alonzo dort aus der Mohren-Gefangenschaft gerettet, und da Freundespflicht und Treue beyde so nahe verband? — Wie ist nur zu denken, daſs *nach* jener Befreyung im traulichen Zusammenseyn der Freunde, kein Wort von dem früher vorgefallenen erwähnt worden? Sollte denn nicht gefragt und geantwortet seyn über *den* Umstand: daſs Alonzo zwar Isabellen die Hand seines Freundes Garsias angetragen, daſs Isabelle aber nach der Ablehnung dieses Antrags dem Werber selbst ihre Hand dargeboten, und er sie angenommen habe! Verlangen der Liebe von der einen, und die Pflicht der Freundschaft von der andern Seite, hätte diesen Aufschluſs so natürlich herbeygeführt!

Gang der Stücke — schwerfällig und langsam; mehr Worte als Handlung; mehr Erzählungen von vorübergegangenen Dingen, als deren vor die Augen der Zuschauer geführte Darstellung.

Bildung der einzelnen Scenen. — Wie auf Verbrechen, Greuelthaten und unwahrscheinlichen Ereignissen das Ganze in beyden Stücken beruht, und um diese sich im trägen Gange wendet, so sind die einzelnen Scenen häufig nur Wirkungen des Zufalls. Es müssen Leute *kommen*, ohne gehörig dazu berufen zu seyn; *ausbleiben*, wo man sie mit Recht erwarten konnte, um noch vorher einer Unterredung Raum zu geben, und *gehen*, eben weil Zufälligkeiten es so wollen.

Sprache und Versification. — Die Trauerspiele sind, wie schon die vorgelegten Proben ergeben, in Jamben geschrieben.

Die Bildung derselben ist wohl das Vorzüglichste am Ganzen. Die Sprache ist nur an einzelnen Stellen gesucht, schwülstig und mit Zierrathen überhäuft. Z. B. S. 25. wo Laura sagt:

O könnt' ich diese grauenvolle Nacht
Vertilgen! — — — schwarz und fürchterlich
Umschatte sie, so oft sie wiederkehrt,
Den Wanderer mit Mörderdolchen, seufz'
Umsonst nach Licht, des Morgenstrahles Aufgang!
Denn eine Nacht des Schreckens war sie mir,
Ein Ungeheuer sprang aus ihrer Hölle
Lothario!

Mehrere Beyspiele der Art finden sich S. 11. 45. 95.

Dagegen ist als gelungen zu nennen: Laura's Monolog gleich zu Anfange des ersten Trauerspiels, welcher die angenehmste, nachhin leider! getäuschte Erwartung von dem Ganzen erregt.

(S 34.) Ha! bin ich *Hier*, wo mir aus jedem Zweige
Der Pinien, *Verdammung* niederrauscht?
Wo der Cypressen leises Morgenflüstern
Verlorner Unschuld tiefen Fall beseufzt?
Die Laube dort in grünem Dämmerschatten
Des innern Friedens Grabesstätte war? u. s. w.

Liessen sich doch noch manche gute, und einzeln trefliche Stellen auszeichnen, wenn der Raum es gestattete. Gewiss aber wird bey jedem Gebildeten nach Durchlesung des Buchs, sich's bestätigen: dass, wie der beste Ramen die Dürftigkeit des Gemäldes nie verdeckt, so auch die beste Diction und der geregelteste Versbau die Mängel des Inhalts eines dichterischen Werks weder aufzuheben, noch sie zu ersetzen im Stande ist.

Unbeachtet, und »partheylos« beurtheilt, dürften übrigens die vorliegenden Trauerspiele in diesen Blättern nicht bleiben, schon darum: weil der Verf. durch seine frühern Arbeiten, besonders im dramaturgischen Fache sich eine gewiss nicht unrühmliche Stelle unter den vaterländischen Schriftstellern zu erringen gewusst hat. Besonders aber deshalb durften sie es nicht, da Hr. S. dem Fatum, Mysticismus und dem grausenerregenden Geiste abhold, welcher in unsern Tagen über die Bühne schreitet, öffentlich versucht hat, diese, ihm widrige Erscheinungen zu beschwören und zu bannen.

Wer es unternimmt durch eigne dramatische Arbeiten dem herrschenden oder vielmehr dem von den neuern Schriftstellern *beherrschten* Geschmack entgegen zu arbeiten, (der Verf. scheint diese Intention gehabt zu haben) darf nie vergessen, dass er eine so dornenvolle Bahn, auf der ihm mancher schwere Kampf bevorsteht, nie mit Erfolg betreten wird, wenn er sich nicht

berufen fühlt, den Erscheinungen der Zeit durch höhere, jedoch der Natur angemessene Gebilde, aus Geschichte oder Phantasie geschöpft und sich angeeignet zu begegnen; wenn er nicht vermag: hoch oder hohlklingende Phrasen und Sentenzen durch edle, aus reinem Gemüthe entsprossene und mit dichterischem Geiste, vorgetragene Gedanken und Empfindungen zu verdrängen; wenn er nicht im Stande ist: der Unnatur Wahrheit, den Schatten und Nebelgestalten Charaktere, aus dem Leben mit sicherer Hand ergriffen, und poetisch für die Bühne gestaltet, entgegenzustellen.

Ob des Verfs. Dichtungen an diesen Maasstab gelegt, ihre Absicht erreichen können, entscheide jeder »gerechte und unpartheyische Leser.«

Iduna, Schriften deutscher Frauen, deutschen Frauen gewidmet. Herausgegeben von einem Verein deutscher Schriftstellerinnen. Ersten Bandes 1stes und 2tes Heft. Chemnitz bey C. G. Kretschmar. 1820. 3 Rtl.

Die Herausgeberin, Frau *Helmine von Chezy* erwartet in der Vorrede: dafs den schriftstellenden Frauen bey ihren litterärischen Arbeiten ein milderes Urtheil werde, als den die Werke ihres Geistes der Welt darbietenden Männern. Aber, als Schriftstellerin tritt die Frau aus dem häuslichen und Familienkreise ins öffentliche Leben, wo die unbefangene Beurtheilung des Geleisteten nicht ausbleiben kann, wo nur Geist und Talent entscheiden soll, und wo die Anmuth des mildern Geschlechts billig unbeachtet bleiben mufs. — So darf denn die Iduna, dies von Frauenhänden verfertigte bunte Gewebe, wohl auch nur auf ein *unpartheyisches* Urtheil Anspruch machen, und *das* werde ihr in diesen Blättern.

Den gröfsten Raum im ersten Hefte, beynahe die Hälfte desselben, nimmt »ein romantisches Gemälde aus dem 16ten »Jahrhundert, *Carl von Burgund* und *Margarethe von Valois*« von *Fanny Tarnov* ein. Es sey hier nicht im allgemeinen abgesprochen über den Werth der romantischen Gemälde, die sich auf historische Charaktere und Thatumstände beziehen; das Urtheil über Werke dieser Art, die vor einigen Jahrzehnden, der wahren Geschichte zum Hohn, auf jeder Leipziger Messe bey Dutzenden erschienen, ist längst gefället. Will eine solche Arbeit nur einigen Anspruch auf Billigung machen, so mufs sie in sich selbst durchaus anziehend seyn, und dem, was an Charakteren und Begebenheiten in den Annalen der *wahren* Geschich-

te fest steht, nicht widersprechen in den luftigen Gestalten, welche sie der Lesewelt darbietet. Die Verfasserin hat den Ton der bekannten französischen Memoires gewählt: eben so breit wie diese, eben so mit unbedeutenden Personen und Nebenumständen überfüllt, eben so die kleinlichsten Dinge enthaltend, erscheint dies Gemälde. — Dafs die vorkommenden Frauen, bis auf eine, alle unendlich schön oder liebenswürdig seyn müssen, versteht sich wohl, da eine Frau diese Gestalten mit allen Eigenthümlichkeiten des Aeussern, selbst der Kleidung zeichnete. — Uebrigens weifs man sich nicht wohl zurecht zu finden, in der Masse der aneinander gefügten, handelnden und redenden Leute; es gehört wirklich ein Studium dazu, sich hinein zu arbeiten in das, was sie alle nun eben vor haben und treiben. Die Hauptcharaktere vermischen sich dabey so widerlich und störend mit den Neben- oder Nebelgestalten, die sie umgeben, besonders im Anfange, dafs das Interesse für die erstern geschwächt oder gar aufgehoben wird. — Dann ist nicht einmal die Hauptbedingung einer Erzählung: Chronologische Darstellung erfüllt; der Leser wird in ein Chaos von wunderbaren Geschichten geworfen, aus welchem ihn erst die aushelfende Rede dieser und jener Person zurück führen mufs zum Entstehen der Begebenheit, um welche sichs eigentlich handelt. — Und, wie hat die Verf. die wahre Geschichte entstellt! — Lebte denn Ludwig XIII. im 16ten Jahrhundert? (S. 132.) — Kann in eben der Zeit die Tochter Ludwigs XIII. als lebend aufgeführt werden? (S. 129.) führte nicht ein ganz andres Motiv als die verschmähte Liebe Karls des fünften, die Schwester des Königs Franz von Madrid nach Paris zurück? War nicht die Hauptperson des Gemäldes, der als edel geschilderte *Connetable von Bourbon*, wie arg ihm auch von der Mutter des Königs (sie war nie Königin, wie sie hier einmal genannt wird) mitgespielt worden, *doch* ein Verräther an König und Vaterland; und hatte nicht, der wahren Geschichte zu Folge, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, Recht, wenn er auf dem Schlachtfelde dem siegenden Connetable zurief: »Beklage mich nicht; *ich* sterbe in Erfüllung meiner Pflicht, »aber *die* sind ein Gegenstand des Mitleids, welche gegen ihr »Vaterland fechten?« — Ist nicht Carl von Bourbon, *gegen die heilige Ligue kämpfend, als Feldherr im Dienste Kaisers Karl des fünften* vor Rom geblieben? — Wahrlich, dies verwirrte und verwirrende romantische Gemälde giebt eben keinen Anlafs, die Verf. zu ähnlichen Arbeiten aufzumuntern, wie vortheilhaft sie sich auch in andern Darstellungen, wo sie weniger bekannte Thatumstände zum Grunde legte, oder sich frey den Eingebungen ihrer Phantasie überliefs, der Lesewelt gezeigt hat.

Die Stanzen aus dem Rittergedichte: *Carl der Grosse*, von der Herausgeberin, lassen etwas Vorzügliches von dem Ganzen erwarten; hier ist nur ein Theil des ersten Gesanges als Probe gegeben.

Weg bleiben hätte dagegen immer mögen *die Aehrenlese aus dem Nachlasse von A. C. Karschin.* Die *Gedichte* würden ihr nicht den Namen der deutschen Sappho erworben haben. Auch die *Briefe* von ihr und an sie, so wie die an ihre Tochter sind ohne besondern Werth. Wozu kann es doch dienen: unbedeutende, nie zum Druck, sondern blos zur Unterhaltung des Freundes bestimmte Sachen, hervorzuziehen aus dem Nachlasse geachteter Schriftsteller, denen man warlich dadurch keinen Liebesdienst erweiset!

Besonders ausgezeichnet zu werden verdienen im ersten Hefte zwey, nach dem Inhaltsverzeichnisse, der Herausgeberin durch Frau Therese v. Huber mitgetheilte Aufsätze: *der Schleyer der Grazien*, von Frau von * und, *aus Emiliens Tagebuche während ihrer Reise auf den Gotthardt.*

Den erstern würde man, wäre nicht eine Frau als Verfasserin des Gesprächs zwischen Socrates und Pericles über einen Gegenstand der Plastik genannt, einem sehr gebildeten Mann zuschreiben; nicht blos, weil Citate aus Plato, Pausanias etc. vorkommen, sondern vorzüglich wegen der ernsten, ruhigen, tiefen Forschung, welche diesen Aufsatz auszeichnet; ja, man wäre beynahe versucht, auf einen, für unsre Litteratur viel zu früh abgeschiedenen Schriftsteller zu rathen, dessen bekannte Ansichten über Gegenstände der Kunst in Beziehung derselben auf das Leben mit dem hier vorgelegten auffallend zusammentreffen.

Das erwähnte *Tagebuch Emiliens* enthält eine sehr unterhaltende Darstellung ihrer Reise durch einen Theil der Schweiz; gewiſs jedem ansprechend, der dieses Land betreten *hat*, oder noch einmal dahin zu wandern denkt; aber auch dem, welchem seine Verhältnisse untersagen, diese, an lieblichen, grossen und prachtvollen Erscheinungen so unendlich reichen Gegenden zu besuchen. Alle, doch immer vergebliche, breite Naturmalerey in Worten, ist hier vermieden; nur Andeutungen, nur allgemeine, aber scharfgezeichnete Umrisse stehen da, und die Individualität der Reisegesellschaft besonders aber der Verfasserin, zieht den Leser überall kräftig und lebendig hinein in das was sie sah, empfand und bemerkte.

Die Blätter des *zweyten* Hefts werden über die Hälfte ausgefüllt durch *»die Abentheuer in der Sächsischen Schweiz von Helmine von Chezy.«* Die Verfasserin läſst eine Gesellschaft den Weg durch die sogenannte Sächsische Schweiz machen; eine Dichterin ist in ihrer Mitte (vermuthlich meint die Verfasserin sich selbst) welche die Gelegenheit nicht unbenutzt läſst, ihr Talent im Versificiren bey Gelegenheit geltend zu machen. Wenn den guten Leuten die Zeit lang wird, oder eine Ermüdung nach langer Wanderung eintritt, oder wenn Abend und schlechtes Wetter den Füssen Ruhe

gebieten, hohlt ein Mitglied der Gesellschaft ein Manuscript aus der Tasche, enthaltend die Geschichte der Grafin *Kosel*, der Geliebten Königs August II. von Pohlen. *Das* ist unstreitig der interessanteste Theil der »Abentheuer.« Die Geschichte ist mit Lebhaftigkeit erzählt, die Charaktere sind fest gehalten, und diese wie die Begebenheiten selbst, deutlich und in kräftigen Zügen vor die Augen der Leser geführt. Aber diese Erzählung wird nur zu oft durch die weitere Wanderung der Reisenden unterbrochen, wo denn die Verfasserin sich Mühe giebt, mit Buchstaben in schönen Phrasen auszumalen, was ihr und den Andern an Naturschönheiten vorgekommen, und was dabey empfunden und geredet seyn soll. Man freuet sich immer, wenn diese breiten und doch nicht klar versinnlichenden Darstellungen, ausgeschmückt mit den bekannten, der Verfasserin eignen Bildern, aufhören, und jene anziehende Erzählung wieder beginnet. Dieser muss noch *das* Verdienst zugesprochen werden, dafs sie in den Hauptzügen und Charakteren, der wahren Geschichte nicht untreu wird, und nicht überfüllt ist mit unbedeutenden und störenden Nebengestalten.

Vorzüglich bemerkt zu werden verdienen: *Die Scenen aus einer Herbstvillegiatura in Albano von Fr. Brun geb. Munter.* Die liebliche Natur, welche dem Blicke der Verfasserin entgegen kam, die Gegenstände aus der classischen Zeit, welche sich ihr darboten, sind, wie sie wahr und lebendig aufgefafst wurden, in anziehenden Worten mitgetheilt. Kleine aufgestossene Abentheuer und Schilderungen der Menschen, unter welchen die Verf. lebte, geben dem Gemälde Abwechselung und Leben.

Auch die *Sage vom Reinhardsbrunnen von Wilhelmine Wilmar* ist angenehm vorgetragen — Der kleine Aufsatz von einer Ungenannten: *über Vaterland und Muttersprache* verdient seines gehaltvollen Inhalts wegen, wenn gleich nicht neue Ideen darin vorkommen, empfohlen zu werden. — So auch *die Theestunden einer deutschen Furstin.* Des trefflichen Schillers *»Würde der Frauen«* ist gewissermassen der Text, worüber hier ernst und würdig gesprochen, und nach welcher Anleitung in angenehmen Bildern gezeigt wird: wie der Ehrenkranz, der Preis der höchsten Würde der Frau, auf sichern Wege zu erringen sey.

Unter den kleinen *Poesien* möchte wohl das Gedicht: *an meine Blumen, von Caroline Still*, durch seine Gemüthlichkeit Zartheit und Anmuth, richtige Versification und die einfachen, lieblichen und zugleich doch so wahren Bilder und Andeutungen, welcher nur einer durchaus reinen und edeln Seele eigen seyn können, eine vorzügliche Stelle einnehmen. Gewifs wird jede gebildete Leserin (denn für gebildete deutsche Frauen ist ja die Iduna zunächst bestimmt) künftige Beyträge von dieser Hand gern empfangen und freundlich aufnehmen.

Der Raum gestattet nicht, über den Werth der übrigen prosaischen Aufsätze und Gedichte zu urtheilen. Im allgemeinen sey nur das zum Lobe dieser Sammlung gesagt, dafs sie sich durch würdige Darstellung edler weiblicher Charactere, treffliche Lebensregeln für das zartere Geschlecht, und durch mehrere mit Geist und Gefühl reich ausgestattete Aufsätze vor vielen andern, den Frauen gewidmeten Sammlungen auszeichnet. Sie ist es werth, in die Hände vieler deutscher Jungfrauen und Gattinnen gegeben zu werden, und so werde denn das „Ehre den Frauen" den Mitarbeiterinnen an der Iduna, welche auf eine nützliche und erfreuende Weise thätig waren, auch in schriftstellerischer Hinsicht, zu Theil.

No. 34. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Zeitschrift für die Staatsarzneykunde. Herausgegeben von ADOLPH HENKE. Erster Jahrgang 1821. Erstes Vierteljahrheft. Erlangen bey J. J. Palm und Ernst Enke 1821. Preis von 4 Heften 6 fl.

Die allgemein bekannten Zeitschriften der Staatsarzneykunde mehrerer würdigen Männer sind geschlossen; es ist daher allerdings ein sehr verdienstliches Unternehmen des Herrn Herausgebers, dem Bedürfniſs einer Zeitschrift dieses Faches, das von so grossem Umfange und solcher Wichtigkeit ist, abzuhelfen, wodurch alles dasjenige, was die Erfahrung des In- und Auslandes aufzuweisen hat, und zur Beförderung und Ausbildung dieser practischen Doctrin beytragen kann, also bald zur Kunde besonders derjenigen gebracht wird, die berufen sind, nach ihren Grundsätzen täglich zu wirken und zu handeln, und dadurch in die Gelegenheit versetzt werden, von dem Neuen und Wichtigen zum Nutzen der Menscheit den nöthigen Gebrauch zu machen. Von dem Herausgeber, einem sehr geschätzten öffentlichen Lehrer dieses Faches der practischen Medicin, der dasselbe mit besonderer Vorliebe betreibt und um dessen Beförderung sich bereits durch seine Schriften ein groſses Verdienst erworben hat, läſst sich von diesem Unternehmen das Beste erwarten. Das erste Heft, womit diese Zeitschrift erscheint, enthält bereits wichtige Beyträge zur Staatsarzneykunde; es giebt im Vorbericht den Plan, nach welchem die Herausgabe und Redaction für die Folge geleitet werden soll; nach diesem umfaſst dieselbe nämlich alle drey Theile der Staatsarzneykunde, gerichtliche Medicin, medizinische Polizey und Medicinalordnung; sie wird ferner Original-Abhandlungen und Aufsätze über wichtige Gegenstände dieser Theile enthalten, auch gerichtliche Gutachten über merkwürdige oder schwierige Fälle, Berichte über getroffene zweckmässige polizeyliche Vorkehrungen und neue Verordnungen, das Medicinalwesen betreffend mittheilen; auch kürzere Nachrichten, Mittheilungen und Anzeigen von Entdeckungen, Beobachtungen, und Erfahrungen in der Physik, Chemie und Heilkunde, welche auf die Zwecke der Staatsarzneykunde Bezug haben, und endlich Uebersichten der neuen Literatur im Gebiete der Staatsarzneykunde liefern. Die Grundsätze, die der Herausgeber bey

der Redaction befolgen wird, verdienen alles Lob, und jeder dem es um Wahrheit zu thun ist, wird sie billigen; übrigens wünschen wir, daſs derselbe in seinem Unternehmen kräftig unterstützt werden möge, und vertrauen, daſs ihm die versprochene thätige Theilnahme in dem Maſse werde, wie sie es verdient. Was den nähern Inhalt dieses ersten Heftes betrifft, so findet sich in demselben ausser bemerktem Vorbericht eine Abhandlung von dem Herausgeber, wovon die Fortsetzung folgen wird, überschrieben *die Schutzpockenimpfung und die Anordnung gesetzlich allgemeiner Vollziehung derselben in den Staaten des deutschen Bundes.* Es ist diese kräftig und wahr, und ein Wort zu seiner Zeit ausgesprochen. Der Vf. wirft die Fragen auf, ist es nicht endlich Zeit, überall und in allen Ländern die allgemeine Schutzpockenimpfung durch ein bestimmtes Gesetz einzuführen? und welche Gründe die Staatsverwaltungen noch abhalten könnten, ein solches Gesetz zu erlassen. Die erste Frage ist kurz und gut beantwortet; die Erörterung der zweyten Frage wird folgen. Ferner sind hier *zwey Gutachten über eine wirkliche Vergiftung durch Arsenik und eine nur scheinbare* von Hofrath und Ritter Dr. *Schlegel* zu Meiningen. Im ersten Falle waren Klöse mit Arsenik vergiftet, den ein Apotheker einem verdächtigen Kerl verkauft hatte; im zweyten Falle ist der Tod wahrscheinlich durch nichts anders, als durch die Wirkung widernatürlicher scharfer Gallenergiessung, veranlaſst durch heftigen Aerger und Zorn, und auf Erhitzung erfolgte Erkältung insbesondere des Unterleibes, auch wohl daselbst erlittene Stösse nach dem Gutachten des Hrn. Schlegels erfolgt. Beyde sind in verschiedener Beziehung nicht ohne Interesse. Besonders merkwürdig ist das *Gutachten des K. Medicinal-Collegii zu Breslau, über die Todesart eines im Wasser gefundenen Kindes* mitgetheilt von Hrn. Medicinalrath und Professor Remer zu Breslau. Dieses Kind soll fünfzehn Tage gelebt, gesund gelebt, und sich entwickelt haben, und man will glauben, es habe nicht geathmet, oder wenigstens sey seine Lungenthätigkeit nicht hervorgetreten. Das Kind soll 46 Tage sich im Wasser befunden haben, und die Lunge durch die Fäulniſs nicht in in einen Zustand versetzt worden seyn, welchen ihr Schwimmen auf dem Wasser nöthig gemacht hätte. Darauf folgen *Gerichtlich medizinische Untersuchungen, den Verdacht eines Brudermords betreffend,* von Hrn. Dr. Ch. G. Hopf, Hofr. und Ober-Amtsarzt, und Dr. J. F. Oesterlen, Oberamts-Wundarzt in Kirchheim unter Teck. Der Tod war apoplectisch durch innere Ursachen und äussere Gewaltthätigkeit verursacht. Merkwürdig ist ebenfalls der *Fall einer Brustverletzung* von Hrn. Dr. Marc, K. Baier. Physicus zu Bamberg. Durch eine Zwerg-

fellswunde drang ein Theil des Magengrundes, der auf der Wölbung des Zwergfells einen Geschwulst, welche einen Sack, Luft und Flüssigkeit enthaltend, von der Gröfse einer kleinen Kinderfaust vorstellte, als Folge des Vorfalls und Einklemmung des Magens sich entzündete, im brandigen Zustande sich befand und den Tod bewirkte. Sehr merkwürdig und lehrreich sind die zwey Fälle von *verborgenem Irreseyn, mit plötzlichen Ausbrüchen von Manie*, mitgetheilt, und begutachtet von dem Medicinalrath und Landgerichtsarzt Dr. Küttlinger zu Erlangen, und dem Hrn. Kreismedicinalrath und Stadtgerichtsarzt Dr. Poz zu Amberg nebst einem beleuchtenden Vorworte des Herausgebers. In beyden Fällen waren erbliche Anlage, frühere Anfälle von Irreseyn, Kränkung durch Neckerey und höhnische Behandlung, und plötzlicher Ausbruch der Wuth; Beyde endlich fanden sich beleidigt, dafs man sie für verrückt oder geistesschwach hielt. In den nachfolgenden *kurzen Nachrichten und Mittheilungen* kommt die im Königreich Würtemberg vorgekommene Vergiftung durch den Genufs verdorbener geräucherter Würste zur Sprache; der Inhalt der Schrift von Dr. Kerner über diesen Gegenstand wird angezeigt; derselbe erkläret sich wider die Meinung, dafs Blausäure das giftige *agens* in den Würsten sey, und vermuthet, dafs das Wurstgift sich aus thierischer Fäulnifs entwickele. Dann wird unter diesem Abschnitt der Möglichkeit des Athmens und Schreyens der Kinder während der Geburt gedacht, wozu Osianders bekannte Vorlesung über diese Gegenstände Veranlassung giebt. Den Beschlufs machen Anzeigen neuer Schriften, nämlich der Revision der Criterien, ob todtgefundene Neugeborne eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben seyen von Dr. J. J. Günther, und endlich der Schrift des Verfassers, betreffend seine Abhandlungen aus dem Gebiet der gerichtlichen Medicin, wovon die Fortsetzung im nächsten Stück folgen soll. Soviel von dem Inhalt und Gehalt dieses ersten Heftes der neuen Zeitschrift für die Staatsarzneykunde, der wir recht viele Leser wünschen.

S.

Lehrbuch der Pharmakodynamik von Dr. Ph. Fr. W. Vogt. ordentlichem öffentlichen Lehrer der Heilkunde an der Ludwigs-Universitat zu Giessen. Erster Band, welcher die allgemeine Pharmakodynamik die Narcotica, Nervina, Antiphlogistica, Excitantia und Tonica enthalt. Giessen 1821. bey Georg Friedr. Heyer. 4 fl. 12 kr.

Wer da gefallen will, für den ist es rathsam, sich nach der herrschenden Mode zu kleiden, es wird ihm dann an einer kleineren oder grösseren Anzahl Bewunderer seines Geschmacks nicht fehlen. Naturphilosophische Ansichten, emsiges Suchen nach höhern Ansichten sind jetzt an der Tagesordnung, und so hat denn auch der Hr. Vf. diesen glänzenden Weg eingeschlagen. Er sagt uns in der Vorrede: die medicinischen Doctrinen arbeiteten sich jetzt aus *niederer Gemeinheit*, die nur das Handgreifliche begreiflich finde, empor zu einem höhern Standpunkte, dagegen sey die Arzneymittellehre unverrückt auf ihrer Stufe geblieben. — Beym Durchlesen solcher Sätze mufs man nicht wünschen, dafs die alten Muster der Vorzeit und die in dem letzten Jahrhunderte hinübergegangenen Aerzte, die uns bisher mit ihren Lehren nützten, ein Boerhave, Stoll, Richter und wie sie alle heissen, aus ihren Gräbern erwachten und zurückkämen, um den hohen Standpunkt zu bewundern, auf den die Naturphilosophen die Medicin gestellt haben? Der grosse Vorrath von Arzneymitteln, sagt uns der Herr Verfasser ferner mache noch immer einen *rohen Schutt* aus. Alle bisherigen Anstrengungen, ihn zu ordnen, hätten geschadet, auch seyen durch sie hypothetische Ansichten als baare Wahrheiten eingeschwärzt worden; die Bearbeitung des praktischen Theils der Arzneymittellehre im wissenschaftlichen Sinne sey daher ein wahres Bedürfnifs u. s. w. Was dem Rec. dabey auffiel, ist nur der Umstand, dafs, da bereits Wolf, Bertele, Oken u. s. w. die Arzneymittellehre nach naturphilosophischen Maximen und von einem hohen Standpunkte ausgehend, bearbeiteten, nach dem Gesagten auch diese Aerzte noch nicht hoch genug gekommen seyn mussten, um den Beyfall des Hrn. Vfs einzuerndten.

In der Einleitung wird ausgedehnt von einem äussern und innern Factor des Lebens gesprochen, wodurch man unwillkührlich an die Brownschen Lehren erinnert wird. Die gesammte Arzneymittellehre nennt der Hr. Vf. *Jamotologia*; den eigentlichen Arzneyvorrath aber theilt er folgendermafsen ab: *a)* die *Acologia* oder die Lehre von den mechanischen Arzneyen; *b)* in die Lehre von dem psychischen *Heilmittel-Vorrathe*; *c)* in die Lehre von jenem Heilmittelvorrathe, der durch besondere Umänderung der Bewegung und der Ruhe wirkt, wie z. B. der Sack. der Drehstuhl u. dgl. (eine originelle Abtheilung); *d)* in die *Pharmacologia in specie*, die Lehre von jenen Arzneyen, welche durch Aufnahme ihres Stoffes oder ihres *Agens* überhaupt zunächst auf die körperliche Seite des Organismus wirken. — Nur von dieser letztern Lehre wird in diesem Bu-

che ein Zweig abgehandelt, indem mit Hinweglassung des naturhistorischen, chemischen und pharmaceutischen Theils, nur die Pharmacodynamik oder die Lehre von der Wirkung und Anwendung der Arzneyen gegen bestimmte Krankheitsformen der ausgewählte Gegenstand ist. Diese Pharmacodynamik wird in die allgemeine und spezielle abgetheilt. In dem ersten Theile wird zuerst von der Kraft der Arzneyen oder vielmehr ihrer Wirkungsart gesprochen; sehr schön zeigt der Hr. Verf., daſs weder mechanische, noch chemische, noch dynamische Ansichten eine genügende Erklärung geben; besonders ausführlich wird von der chemischen Theorie gesprochen. Dieser Abschnitt ist sehr triftig und scharfsinnig ausgearbeitet; er ist um so brauchbarer, da hier gar keine hohen Ansichten vorkommen, sondern blos der längst bekannte und wahre Satz aufgestellt wird, daſs jedes Arzneymittel auf besondere und eigenthümliche Weise wirke (§. 49). In dem zweyten Abschnitte soll das Verhalten des organischen Lebens zur Kraft der Arzney gezeigt werden, wo auf die verschiedenen Constitutionen, das Alter, Geschlecht, Klima, Gewohnheit, Art der Anwendung u. s. w. aufmerksam gemacht wird. Der dritte Abschnitt ist überschrieben: Art der Aufnahme der Kraft der Arzney in das organische Leben; es wird hier gelehrt, daſs jedes Mittel entweder durch die Nerven oder die Assimilationsorgane seine Wirkung äussere. Im vierten Abschnitt spricht der Hr. Verf. nach seinen Ansichten von der primären und secundären, antagonistischen oder consensuellen, allgemeinen und örtlichen, directen u. indirecten Wirkung der Arzneyen. Was die im fünften Abschnitte angezeigte Quelle der Pharmacodynamik angeht, so ist Rec. mit dem Hrn. Verf. vollkommen darin einverstanden, daſs kein Weg zur Erforschung der bestimmten Kraft einer Arzney sichere Resultate geben könne, als die vielfältigste Beobachtung der Wirkung am menschlichen Organismus unter den mannigfaltigsten Verhältnissen; eben so richtig und zweckmässig sind die Forderungen, die der Hr. Vf. an den Arzt macht, wenn seine Beobachtungen Zutrauen verdienen sollen. Nicht minder richtig und wahr ist es auch, daſs wenn von der Wirkung der Arzneyen die Rede ist, sie auch am besten nach diesen Wirkungen und nicht nach andern Rücksichten klassificirt werden, obgleich eine solche Abtheil. auch ihre unvermeidliche Mängel hat. Die des Hn. Vfs. ist folgende: *I.* Mittel, welche vorzüglich die Sensibilität alteriren. *II.* Mittel, welche vorzüglich die Irritabilität alteriren. *III.* Mittel, welche vorzüglich die Vegetation alteriren. — Wenn nun gleich der Hr. Vf. selbst bemerkt (§. 183.), man möge weniger Gewicht auf diese Eintheilung selbst, als vielmehr auf die allgemeinen

und besondern Darstellungen legen, die er den einzelnen Abtheilungen seiner Klassen vorausschicken werde; so glaubt Rec. doch bemerken zu müssen, dafs die eben angezeigte Abtheilung mit der Burdachischen in dessen System der Arzneymittellehre, im Grunde einerley ist. Burdach theilt die Arzneykörper in brennstoffige und sauerstoffige: Brennstoffige, sagt er, sind der specifische Reiz für die Nerven, sauerstoffige für den Muskel; die bildende Thätigkeit ist das Indifferente im Leben, auch kann sie nur Materien überwinden und sich aneignen, in denen keiner jener Grundstoffe überwiegend ist; ihr gehören die indifferent brennstoffigen Körper an. Wer sieht hier nicht, dafs die Mittel, welche Burdach zu den brennstoffigen rechnet, die erste Klasse bey unserm Hrn. Verf. ausmachen müssen; dafs Burdachs sauerstoffige in die zweyte Klasse gehören, und dessen indifferent brennstoffige Körper genau dieselben seyn mufsten, wie die, welche Hr. V. für die Vegetation alterirende ansieht? Da nun Recens. Burdachs System vor einiger Zeit ausführlich in diesen Jahrbüchern beurtheilt hat. so begnügt er sich darauf zu verweisen. — In den Unterabteilungen, so wie in der Erklärung der Wirkungen der Arzneyen folgt indessen der Hr. Verfasser ganz andern Ansichten.

In der ersten Klasse stehen *Narcotica* und *Nervina*, zu den ersten sind gezählt *Mohnsaft* und verwandte Mittel, *Brechnufs* und verwandte Mittel, *Blausäure* und verwandte Mittel, *Belladonna* und verwandte Mittel. *Nervina* nennt Hr. V. Arzneyen, welche die Lebensäusserung des Nervensystems erhalten und stärken; sie zerfallen wieder in solche, die eine flüchtige Erhebung des Nervensystems bewirken (*Nervina volatilia*) und in *Nervina tonica et antispasmodica*. Zu den ersten gehören Ammonium-Mittel, Moschus Castoreum, Phosphor, die Electricität; zu den zweyten, die als vorzugsweise krampfstillend und das Nervenleben stärkend dargestellt werden, sind gezählt die Ipecacuanha, die Präparate von Wismuth, Zink, Zinn, Kupfer, Silber und Gold. — Die 2te Hauptklasse begreift 1) Arzneyen, welche das irritable Leben schwächen (*Antiphlogistica*). Es sind dahin mehrere Neutralsalze, süsse Pflanzenfrüchte, *Succus gastricus* und die Kälte gerechnet. 2) Arzneyen, welche die Lebensäusserungen des irritabeln Systems erhöhen und stärken, sie zerfallen wieder in einige Unterabtheilungen und es sind dahin gerechnet: ätherisch öhlichte Mittel, der *Camphor*, *Serpentaria*, *Contrajerva*, *Angelica*, *Valeriana*, *Oleum Cajeput*, *Arnica*, *Imperatoria*, *Mentha*, *Melissa etc.* Weinigte Mittel, Naphten; zu den in diese Klasse gehörigen Mitteln, welche das irritable Leben stärken (*Tonica*) werden gezählt: die Chinarinde, Wandflechte, Holzkohle, Kaskarilla, Augustura, Kal-

mus, Nelkenwurzel, Hopfen, Kamillen, Schaafgarben etc. Der Arsenik. — Die bittern Mittel (*Tonica amara*) bilden eine eigene Abtheilung, die als bekannt genug nicht aufgezählt zu werden brauchen; ferner einige den kratzenden Extractivstoff enthaltende Mittel, wie *Senega, Polygala amara* und *Saponaria.* Wurmmittel, Eisenpräparate, adstringirende Mittel aller Art, Bleipräparate, Alaun und Braunsteinpräparate.

Dies die Uebersicht des Inhalts; was nun den Werth dieses Werkes betrifft, so muſs demselben immerhin eine Stelle unter den bessern Lehrbüchern der Pharmacologie eingeräumt werden; die speciellen Indicationen der einzelnen Mittel sind grossentheils sehr richtig und schön angegeben, dabey die besten Practiker, und ganz sichtlich ein sehr bekanntes Handbuch der speciellen Therapie häufig benutzt. Rec. glaubt deshalb nicht Unrecht zu thun, wenn er das Studium des speciellen Theils dieses Buches angehenden Aerzten anempiehlt; es würde dieses Buch noch weit empfehlungswerther seyn, wenn der Hr. Verf. auf hohe Ansichten verzichtet hätte. Was zuvörderst die befolgte Klasseneintheilung der Mittel betrifft, so sieht man leicht ein, daſs sie eine auch nur einigermaſsen abgeschlossene Reihe von Mitteln nicht zuläſst, und daſs man nach Willkühr einer Menge Arzneyen eine Stelle in allen drey Klassen anweisen kann: und doch ist es so wichtig dem Gedächtnisse die Medicamente in solcher Ordnung einzuprägen, wie sie bey der Bestimmung der Hauptindicationen zusammengehören, auf welchen sehr wesentlichen Umstand kürzlich Hufeland (*Conspectus Materiae Medicae* in der Vorrede) aufmerksam gemacht hat. Warum reiſst der Hr. Verf. den Camphor und andere ihm ähnlich wirkende Arzneyen aus der Reihe der Nervenmittel, zu denen sie so offenbar gehören? Wer würde, wie hier steht, den Arsenik neben den Citronenschalen suchen? Wie kommt der Salmiak zu den Nervenmitteln, wenn Camphor und Naphten dahin nicht gehören? auffallend ist es, daſs der Hr. Verf. (§. 482) sagt, der Salmiak müsse vermieden werden, wenn Diarrhoe nicht zugleich Heilzweck sey, indem er diese in etwas starker Gabe verursache, da doch von einigen der besten Praktiker gerade das Gegentheil behauptet wird, so sagt S. G. Vogel in seinem Handbuche der practischen Arzneywissenschaft S. 108 bey der Cur der Wechselfieber: »Sein »(des Salmiaks) grosser Nutzen und Gebrauch erstreckt sich »vorzüglich auf den Fall, wo der Leib sehr los ist, die Kräfte, »besonders der Verdauung, sehr geschwächt sind, und diese »Umstände den ferneren Gebrauch der Abführungsmitel ver»bieten, weil er die Oeffnung nicht reizt, vielmehr wenn sie »zu los ist, anhält,« u. s. w. — und an einem andern Orte

bey der Cur der Gallenfieber S. 342. »Der Salmiak schickt »sich dann vorzüglich, wenn die Schärfe der Galle eine schäu-»mende ungefärbte Diarrhoe erregt, die aber die Galle selbst, »weil sie zu fest sitzt, nicht mit wegnimmt. Er *hemmt* alsdann »den nutzenlosen Bauchflufs, und bereitet durch seine auflö-»sende Kraft die Galle zum Auswurf.«

Wen mufs es nicht wundern, dafs die Bleipräparate in die Abtheilung derjenigen Mittel gezählt sind, die die Lebensäusserung des irritabeln Systems erhöhen und stärken? Wie kommt der Magensaft zu den antiphlogistischen Mitteln? Rec. übergeht eine Menge ähnliche und andere Bemerkungen, um an das zu kommen, worauf der Hr. Verf. das meiste Gewicht legt, nämlich die Erklärung der Wirkung der Arzneyen. Ganz richtig ist es gewifs, dafs man dabey von physiologischen Grundsätzen ausgehen müsse; wenn man aber, wie der Verf. hier thut, die Hypothesen der Physiologie als ausgemachte Wahrheiten in die practische Medicin übertragen will, so kann der Erfolg kein anderer als ein nachtheiliger seyn; sobald man hier irgend einer einzelnen Ansicht folgt, so ist Einseitigkeit unvermeidlich, und die Erklärungssucht, die eitle Begierde zu erforschen, was für jetzt noch unerforschlich ist, verblendet oft die besten Köpfe so sehr, dafs sie die Widersprüche und Ungereimtheiten nicht sehen, die mit Systemen unausbleiblich verbunden sind, welche sich anmafsen, die so mannigfaltigen Symptome, welche die Arzneyen nach sich ziehen, zu erklären. Je bestimmter solche Meinungen behauptet werden, um so mehr vertiefen sich die Vertheidiger in die Irrgänge der Hypothesen, an die sich die Natur in ihrem Wirken nimmermehr kehrt. — Als Probe, wie der Hr. Verf. die Wirkungen der Arzneyen erklärt, mögen hier einige wenige stehen:

»Die Primärwirkungen der Brechnufs (so wird unpassend *nux vomica* genannt) sind auch blos allein im Nervensystem zu suchen. Sie sprechen sich hauptsächlich dadurch aus, dafs sie vorzugsweise das Gangliensystem und das Rückenmark treffen, und besonders das Wirkungsvermögen, die reale Seite des Nervensystems in diesen Organen *auf ganz eigenthümliche Weise* zu zernichten streben, während gleichzeitig die Receptivität, der äussere peripherische Pol des Nervensystems, die ideale Seite desselben eher vermehrt als vermindert, wenigstens unangetastet erscheint.«

Von dem Einflufs der Belladonna auf das Nervensystem wird (§. 343.) gesagt, er sey ein wahrhaft Zerstörung und Zernichtung *drohendes* und endlich in der Finalerzeugung auch wirklich *erzeugendes.* Die dynamische Nervenwirkung der Belladonna vollbringt im ganzen Nervensystem dasselbe *dynamisc*

was eine quetschende mechanische Gewalt an einer *einzelnen Stelle mechanisch* erzeugt.

Wenn Rec. in diesen und andern Erklärungsarten nichts weiter als willkürliche, nichts weniger als fest begründete Hypothesen sieht, und die Einführung in die praktische Medicin für nachtheilig hält, so sieht er freylich voraus, daſs der Hr. Vf. ihn in die Kategorie jener bringen wird, von denen er in der Vorrede sagt, er erwarte nicht, daſs man seinen Ansichten überall huldige, weil sie gegen andere allgemein herrschende vielfach *eingerostete* Ansichten anstossen.

Rec. bekennt aufrichtig, daſs seine Vorliebe für das Bewährte und Sichere vor der naturphilosophischen Neuerungssucht und phantastischem Tand so fest und so tief eingerostet ist, daſs es den Machtsprüchen dieser Allwissenden nicht gelingen wird, sie wegzuschaffen. — Seyen wir aufrichtig: wenn unsere jungen Aerzte ihre Zeit mit dem Einstudieren unhaltbarer Hypothesen zubringen sollen, wenn sie den für ein gewaltiges Kraftgenie halten, der immer von Polaritäten spricht, wo der Eigendünkel den Hauptpol ausmacht, um den alles sich dreht; werden auf solche Weise brauchbare Männer gebildet werden? Wir zweifeln. Vergessen wir nicht das so wichtige *Vita brevis, ars longa*; es ist so viel Reelles zu erlernen vorhanden, daſs wahrlich ein Menschenleben dazu nicht hinreicht, und für das Phantastische kaum noch Zeit übrig bleiben wird. Uebrigens gilt von diesem Buche, was von vielen andern ähnlichen, nämlich was in demselben gut und brauchbar ist, war längst bekannt und stammt von wahren praktischen Aerzten her, dagegen dasjenige, was der Hr. Verf. dazu brachte, und als höchst wichtig angesehen wissen will, wohl dazu beytragen kann, anmassende, und über alles keck absprechende Theoretiker zu bilden, nicht aber Männer, wie sie dem allgemeinen Wohle nöthig sind. Wie so schön, sagt ein vortrefflicher und bekannter Arzt »Laſst die Philosophen schwatzen, was liegt daran, da krähet kein Hahn darnach, aber von den Disputen der Aerzte hängt Leben und Tod ab.« —

Codex Medicamentarius europaeus. Sectio tertia. Pharmacopoeam Danicam et Suecicam continens. Tom. II. Pharmacopoea Danica. —
Auch mit dem besondern Titel
Codex Medicamentarius sive Pharmacopoea Danica. Lipsiae apud Fr. Fleischer 1821. 228 S. 8.

Im Jahr 1772 erschien die letzte Ausgabe der Dänischen Pharmakopoe; nicht nur die grossen Veränderungen, die seitdem der Arzneyvorrath, besonders durch die Fortschritte der Chemie er-

litt, sondern auch selbst der Mangel an Exemplarien des alten Apothekerbuchs machten es nöthig, eine neue Auflage zu besorgen, deren Bearbeitung den Mitgliedern der medicinisch-chirurgischen Academie und andern erfahrnen Männern aufgetragen wurde. Deren Bestreben gieng, wie sie in der Vorrede erklären, dahin, den Arzneyvorrath nicht zu vergrössern, sondern vielmehr; ohne jedoch irgend ein nützliches Mittel auszuschliessen, ihn zu vermindern und so gleichsam die Mittelstrasse zwischen der allzugrossen und allzubeschränkten Anzahl von Medicamenten zu wählen. Die Pharmakopoe ist, so wie die meisten bisher angezeigten in zwey Theile getheilt; bey jedem Medikamente steht zuerst der officinelle Name, dann so viel thunlich auch die in Dänemark, Norwegen, Island und Lappland gebräuchlichen, so wie der deutsche. Dann folgt die systematische Benennung mit Angabe der Klasse und Ordnung nach dem Linneischen Systeme. Ferner wird das Mittel nach seinen in die Sinne fallenden Eigenschaften beschrieben, auch der Standort, die Zeit der Einsammlung und die Kennzeichen der Güte angegeben, und bey einheimischen Pflanzen auf die Abbildung in der *Flora Danica* verwiesen. In Hinsicht der bey dem zweyten Theile zu befolgenden Nomenclatur, sagen die Verf., seyen sie lange unschlüssig gewesen, ob die neuere angenommen oder die alte beybehalten werden solle. Sie geben die Gründe an, die für das eine und andere sprachen, entschlossen sich aber beyde, in den Text sowohl, als in die Register aufzunehmen. Mit Recht waren sie sparsam mit den Vorschriften zu solchen Compositionen, die nicht vorräthig gehalten werden dürfen, denn es ist gewiſs, daſs jeder Arzt am besten zu beurtheilen weiſs, was in individuellen Fällen nöthig ist, und daher solcher Vorschriften nicht bedarf; es ist nichts weniger als grundlos, wenn die Verf. behaupten, daſs dergleichen Formeln nur zu oft von Pfuschern miſsbraucht werden, sie bemerken sehr schön, sie wollten nicht, daſs eine Formelnsammlung in ihrer Pharmakopoe die Zuflucht der Quacksalber werde. Die Bereitungsart der chemischen Präparate wurde vereinfacht und mit der grösten Genauigkeit bestimmt. Die Pharmaceuten Becker und Manthey hatten bey der Angabe den wesentlichsten Antheil. Für die Apotheker kleiner Städte, denen die Anschaffung des ganzen Arzneyvorraths nicht zugemuthet werden kann, ist eine Auswahl der wirksamsten Mittel, die nothwendig vorräthig gehalten werden müssen, und dann die allgemeine Medicinaltaxe am Ende der Schrift angehängt. Letztere ist aber in der vorliegenden Leipziger Ausgabe nicht abgedruckt. —

Der erste Theil enthält noch allgemeine Vorschriften oder

Regeln *(Canones)*, die bey einzusammelnden Pflanzen und den einzelnen Theilen derselben beobachtet werden sollen, die im Ganzen sehr zweckmässig sind, und wovon wir Einiges anführen wollen. Einjährige Wurzeln sollen, ehe der Stengel und die Blumen hervorkommen, ausgerissen, zweyjährige in dem Frühlinge, des auf die Aussaat folgenden Jahres, wenn indessen grosser Mangel an dem Mittel sey, so dürfe die Wurzel auch im Herbste des erstern Jahres, wenn die Blätter und Stengel abgewelkt sind, gesammelt werden. Perennirende könnten sowohl im Früh- als Spätjahre ausgegraben werden, doch seyen die letzten in der Regel besser. — Aromatische Wurzeln sollen nicht gewaschen, sondern mässig getrocknet, und dann die Unreinigkeiten trocken abgerieben werden. Diese Vorschrift ist allerdings beachtenswerth, denn manche Wurzelgräber haben die üble Gewohnheit, z. B. die Baldrian oder Calmuswurzeln, die Nelkenwurzel etc. über Nacht oder noch länger einzuweichen, wobey gewiſs ein Theil der wirkenden Stoffe ausgezogen wird; auch daſs starkriechende Wurzeln in Gläsern sollen aufbewahrt werden, ist sehr zweckmässig, aber bey grossen Quantitäten nicht wohl thunlich. Vaterländische Wurzeln, sowohl diejenige, welche viel Schleim und Gummi, als auch zu flüchtige wirksame Theile enthalten, sollen jährlich frisch und nicht zu viel gesammelt werden. Diejenigen, welche im frischen Zustande bedeutend trocken, aber wenig wirksam sind, wie *Armoracia, Iris, Arum, Scilla, Bryonia,* sollen in trockenem Sande aufbewahrt werden. — Kräuter sollen eingesammelt werden, ehe die Blumen hervorkommen, aber die Blätter schon ausgebildet sind. — Blätter soll man bey trockner Witterung nicht lange nach Sonnenaufgang, sobald die Sonnenstrahlen den Thau von den Pflanzen entfernt haben, nach der Blüthenzeit, aber vor der Reife sammeln. — Dies letztere kann Recens. nicht billigen, so bald die Pflanze verblüht, und die Säfte derselben einzig zur Fruchtbildung verwendet werden, haben die Blätter ihre gröste Kraft bereits verloren, auch dürfte man ebenso, wie bey den Wurzeln, einen Unterschied zwischen den Blättern der einjährigen, zweyjährigen und ausdauernden Pflanzen machen. Die der einjährigen Gewächse, wie der *Fumaria,* des *Carduus benedictus* etc. sind fast am kräftigsten, wenn die Pflanze eben anfängt zu blühen, was auch von allen starkriechenden Gewächsen ohne Unterschied gilt; zweyjährige, wie z. B. *Digitalis purpurea, Verbascum Thapsus,* müssen abgebrochen werden, ehe der Blüthenstiel hervorkommt.

Einheimische Kräuter sollen jährlich frisch gesammelt und unbrauchbar gewordene zur Kalibereitung verwendet werden. Blumen soll man immerhin vor der Ausstreuung des Pollens

abpflücken lassen. Diejenigen Saamen, welche Kapseln oder andere Hüllen haben, sollen in diesen aufbewahrt werden (Rec. zweifelt, dafs diese Vorschrift wird genau befolgt werden). Die Auswahl der Saamen soll meistens so geschehen, dafs nur diejenigen aufbewahrt werden, die im Wasser zu Boden sinken, was auf demselben schwimmt, soll weggeworfen werden. — Dies Benetzen möchte aber manchen Saamen nachtheilig, und bey sehr leichten geflügelten, der Zweck die tauben abzusondern gar nicht erreicht werden. —

Was die *Materia pharmaceutica* betrifft, so hat sie eben nicht viel Besonderes oder Eigenes, wenn man diejenigen Arzneygewächse abrechnet, welche nur in den nordischen Gegenden vorkommen, dort gebräuchlich und deshalb auch in den schwedischen und russischen Pharmakopoeen aufgezeichnet sind. Einiges, das in deutschen Dispensatorien seltener jetzt vorkommen dürfte, soll hier angeführt werden. Die dänische Pharmak. hat noch *Cortex Caribaeus, Cardamine pratensis, Cynara Scolymus,* (Artischoke) wovon die frischen Blätter gebraucht werden sollen, die Knospen der schwarzen Pappel, den Saamen der grossen Brennessel *(Urtica dioica L.)*, die Soymida und Mahagoni-Rinden, (von *Swietenia febrifuga* und *S. Mahagoni*) *Oleum betulinum* etc. Die Enzianwurzel soll von *Gentiana purpurea L.* die auf den Alpen Norwegens wächst, gesammelt werden, und der *Gentiana lutea* vorzuziehen seyn. — Die Lavendelblumen sollen nur von der schmalblättrigen Varietät genommen werden. Einige wichtige Arzneypflanzen, welche Deutschland besitzt, fehlen in Dänemark, oder sind doch nicht in zureichender Menge vorhanden. Die *Arnica* wird aus Böhmen und Sachsen gebracht; *Atropa Belladonna* und *Daphne Mezereum* zieht man in Gärten u. s. w.

Der zweyte die *Composita* und *Präparata* enthaltende Theil hat manche Aehnlichkeit mit der preussischen Pharmakopoe, besonders in Hinsicht des Umfangs, der Nomenclatur und der Bereitungsart mehrerer Mittel; einige sind wörtlich daraus entlehnt. — Einiges Abweichende dürfte hier eine Stelle finden. Aufgenommen ist die Citronensäure, *(Acidum citricum)* Phosphor-Naphta; acht Gran Phosphor sollen in einer Unze Schwefelnaphte gelöst werden, wobey übrigens zu bemerken ist, dafs die angegebene Quantität Phosphor in einer Unze des Schwefeläthers nur dann gelöst werden kann, wenn letztere den höchsten Grad der Reinheit besitzt, wie sie aber nur selten in den Officinen vorkommen möchte; *Aqua kalina carbonata;* zwey Drachmen kohlensaures Kali werden in einem Pfunde kohlensaurem Wasser aufgelöst; *Essentia Scillae; Liquamen Myrrhae* soll mit *Hydromel* bereitet werden; nebst dem *Succus Citri* ist auch noch

Succus Aurantiorum vorräthig zu halten anbefohlen; unter den Opiumtincturen kommt eine *Tinctura opii ammoniata* oder *Laudanum liquidum Warneri* vor; Sie ist aus Opium, Seife, Campher, etwas Muskatennufs und Safran zusammengesetzt, welche Species mit weinigtem Salmiakgeist digerirt werden: eine Drachme dieser Tinctur enthält 5½ Gran Opium. Die Schwefelsalbe (*Unguentum Sulphuris*) enthält ausser dem Schwefel noch Alantwurzel, Lorbeeren und aufgelöstes Kali. Nicht wenigere veraltete Compositionen sind hier noch aufgenommen, von denen Recens. einige nennen will: *Aqua Anthos composita, A. Carmelitana, Balsamum cephalicum, apoplecticum, Balsamum universale, Cornu Cervi sine igne praeparatum, Emplastrum stícticum, Oleum Cerae, Passulae laxantes, Pilulae aethiopicae, Pilulae foetidae; P. tonico-nervinae; Pulvis Infantum, Pulvis vermifugus, Tinctura cathartica* und andere dergleichen Compositionen, deren Wirkung die Signatur besagt, scheinen, um so weniger in dieser Pharmakopoe eine Stelle zu verdienen, als sie den Grundsätzen widersprechen, welche die Verf. in der Vorrede bemerkten. — Die Schrift beschliest ein dreyfaches Register; ein lateinisches, dänisches und deutsches. —

Codex Medicamentarius Europaeus. — Sectio quinta. Pharmacopoeam Rossicam, Fennicam et Polonicam continens. Tomus I. Pharmacopoea Rossica et Fennica. —
Auch mit dem besondern Titel:
Pharmacopoea Rossica Editio nova auctior. Lipsiae et Soraviae apud Fridericum Fleischer 1821. 260 S. 8.

Rufsland besitzt schon lange seine eigene allgemeine sowohl, als auch für den Feld- und Schiffdienst eingerichtete Pharmacopöen; mehrere Ausgaben der ersten folgten in nicht sehr langen Zwischenräumen auf einander, vom Jahre 1778 an bis 1799 erschienen derselben vier, die dem Umfange der Kenntnisse und dem damals gebräuchlichen Arzneyvorrath angemessen waren. Grosse Fortschritte machte seitdem die Naturgeschichte und mit ihr alle übrigen Zweige der Medicin, die die Wegräumung oder Verbesserung vieler alten, die Einführung mehrerer neuen Medikamenten nöthig machten. Das *Collegium Medicum*, das die Aufsicht über alle Medicinal-Angelegenheiten des grossen russischen Reiches führt, fand es daher, wie dies auch in andern europäischen Staaten geschah, für nöthig, eine neue den jetzigen Kenntnissen anpassende Pharmakopoe zu entwerfen, deren Ausarbeitung einem Mitgliede des Collegii dem Herrn N. *Karpinsky* übertragen wurde, welcher diesen schwierigen Auftrag zur Zufriedenheit des Collegii besorgte. — Das Buch ist

in zwey Theile getheilt, wovon der erste die *Materia medica* oder die kurze Beschreibung der einfachen Mittel aus den drey Naturreichen enthält: bey jeder Pflanze findet man folgendes angemerkt: 1) den officinellen Namen; 2) den systematischen Namen nach Linné; 3) die Dauer der Pflanze; 4) den Standort; 5) die Eigenschaft des Medikaments und die Kennzeichen seiner Güte; 6) die Wirkung; 7) den durch Erfahrung erprobten Gebrauch; 8) die Dosis; 9) Allgemeine Regeln, die Einsammlung und Aufbewahrung der Pflanzen betreffend. —

Die Mittel sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt und alle eben angegebene Punkte genau beobachtet; mit einem Beyspiele wird die Sache noch deutlicher werden. Wir wählen das Fallkraut:

Arnicae flores, herba, radix. Arnica montana L. cl. XIX. Ord. Polyg. Superfl. Planta perennis in Sibiria australi spontanea.

Odor graveolens, Sternutationem movens.

Sapor amaricans, acris; Folia siccata fragiuscula inter manus confricata et olfacta sternutationem excitant.

Virtus resolvens, discutiens, irritans, diuretica, diaphoretica, emmenagoga.

Usus. Sugillationes, morbi mucosi, obstructiones viscerum, paralysis, amaurosis.

Dosis. Florum drachma una, ad unciam dimidiam in libra una aquae ferventis infusum per diem; Radicis a granis quinque, decem, ad scrupulum unum, et ad drachmam unam in pulvere datur; herbae drachma una, cum aquae unciis sex infusum, semper extra febrim et plethoram, usurpatur.

Arnica non confundenda est cum Hypochaeride maculata.

Auf diese Weise und oft noch weit ausgedehnter sind sämmtliche Mittel aufgeführt, ja bey manchen die Gaben nach dem verschiedenen Alter genau bestimmt. Dieses letztere hält Rec. nicht für zweckmässig und eine allgemeine Angabe für hinreichend; der Arzt wird die nähere Bestimmung bey individuellen Fällen schon zu treffen wissen. Die Benennung der speciellen Krankheiten aber scheint nicht in eine Pharmakopoe zu gehören, wie denn auch die meisten neueren dieses unterliessen. Uebrigens liesse sich bey den hier gegebenen einzelnen Bestimmungen ungemein viel erinnern; so fehlt z. B. eben bey der *Arnica*, der so wichtige Gebrauch der Blumen im Typhus, der Wurzel bey gewissen langwierigen Diarrhoeen u. s. w.

Interessant ist die Angabe der Standorte der Pflanzen in dem ungeheuer grossen Reiche. Rufsland besitzt nicht nur die Arzneygewächse der nördlichen Erde, sondern auch manche der wärmeren Himmelsstriche, worüber einige Nachrichten nicht ungerne hier gelesen werden möchten. — *Chenopodium Botrys*

wächst an der Wolga, *Crocus sativus* auf dem Caucasus und der alten Krimm bis nach Balaclara, *Pyrus Cydonia* am Flusse Ternk, *Prunus Lauro-Cerasus* am schwarzen Meere, (doch fragt es sich, ob auch auf russischem Gebiete), *Prunus domestica* in der Ukraine, *Amygdalus communis* an den südlichen Vorgebürgen des Caucasus, *Digitalis purpurea* im südlichen Rufsland, *Quercus Cerris* ebendaselbst, *Glycirrhiza glabra L.* in grosser Menge am Flusse Jaik, im Lande Astrachan und an der Wolga, *Hyssopus officinalis* in Sibirien, *Mentha crispa* in Sibirien, *Plantago Psyllium* an sandigten Orten am Don, in grosser Menge in den Wüsten der Kalmukey, *Rheum undalatum* in Sibirien zwischen dem Flusse Jenisey und dem Baikalsee an den steinigten Ufern der Flüsse, *Rhododendron chrysanthum* auf den Schneealpen durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka und der Beringsinsel, *Rubia tinctorum* im südlichen Rufsland, *Juniperus Sabina* in Sibirien, *Artemisia contra* (wovon eine Art Wurmsaamen) in dem salzigen Boden der grossen Steppen am kaspischen Meere. — Dagegen zieht Rufsland mehrere Arzneipflanzen in Gärten, die in dem südlichen Theile Deutschlands gemein wild wachsen, wovon Recens. nur *Mentha Pulegium* anführen will. — Uebrigens hat die russische Pharmakopoe mehrere in Deutschland fast vergessene Mittel beybehalten, wovon hier einige: *Anagallis arvensis*, *Balsamum Canadense*, *Cardui tomentosi Herba recens* von *Onopordon Acanthium*, deren Saft gegen Gesichtskrebs gerühmt wird, *Stipites Diervillae*, *Filicis foeminae radix* von *Pteris aquilina*, *Flammulae Jovis folia* von *Clematis erecta*, *Fungus melitensis* von *Cynomorium coccineum*, *Gei rivalis radix* gegen Frühlingswechselfieber, *Lapathi aquatici radix* wird als vorzügliches Zahnpulver gerühmt, *Lini cathartici Herba* gegen die herumziehende Gicht und Wassersucht, *Herba Millefolii nobilis*, die an der Wolga wächst, *Phytolaccae Herba recens* gegen den offenen Krebs, *Ranunculi albi flores* von *Anemone nemorosa* gegen Tertianfieber, Kopfgrind etc., *Rubi arctici Baccae* als kühlendes Mittel gegen Fieberhitze u. s. w. Als Eigenheiten dieser Pharmakopoe könnten angesehen werden *Agaricus muscarius*, *Amygdalus nana*, *Aristolochiae trilobatae stipites*, die gegen hartnäckige Wechselfieber zu 6-20 Gran, u. zu 2 Drachmen im Infusum vorgeschrieben werden. — Was die botanische Bestimmung der ausländischen Arzneywaaren betrifft, so ist sie an vielen Stellen mangelhaft, und bedürfte einer sehr sorgfältigen Revision. So wird, um nur Einiges anzuführen, die Angusturarinde von *Brucea antidysenterica* oder *Brucea ferruginea* abgeleitet, was um so fehlerhafter ist, da wahrscheinlich die falsche giftige Angustura von diesen Bäumen abstammt; die wahre aber kommt, wie schon längst bekannt ist, von *Bouplandia trifoliata Willdenow*; der Weihrauch wird noch immer dem

Juniperus Lycia zugeschrieben u. s. w. überhaupt ist Mangel an Kenntniſs der neueren Literatur sichtbar, woran freylich die weite Entfernung von dem Mittelpunkte des Buchhandels einigermaſsen schuld seyn möchte. — Nicht ganz schicklich wird *Sapo wologdensis* zu den einfachen Mitteln gezählt; es ist dies eine seifenartige Masse, welche aus Unschlitt und salzhaltiger Asche in Wologda und andern Städten bereitet und zum äusserlichen Gebrauche verwendet wird. — Wenig bekannt ist die hier vorkommende Nachricht, daſs der Sternanisbaum (*Illicium anisatum*) auch in der Tartarey wächst. —

Der zweyte Theil des Buches enthält die Präparate und Compositionen; bey jedem einzelnen ist nach Angabe der Bereitungsart die Wirkung, die Krankheiten, wogegen sie gebraucht und die Dosis, in der sie gewöhnlich vorgeschrieben werden, angezeigt; auch sind hie und da noch andere schickliche Bemerkungen beygefügt. — Die Nomenclatur beruht (was durchaus nicht gebilligt werden kann) nicht auf gleichförmigen Grundsätzen, bald ist blos ein alter, bald blos ein neuer Name zur Aufschrift gewählt, öfters sind mehrere angegeben. Der chemische Antheil in dieser Pharmacopoe stimmt keineswegs mit dem jetzigen Zustande dieser Wissenschaft überein, wenigstens darf er nicht mit der schwedischen und andern Pharmakopöen in Vergleich gebracht werden; bey manchen Präparaten, deren Bereitung in neueren Zeiten wesentlich verbessert worden ist, findet man noch die alten weniger zweckmässigen Vorschriften, wie bey *Aqua Phagadaenica, Calx Antimon: Sulphurat:* und andern. Der *Spiritus Mindereri* soll auf folgende Weise bereitet werden. — Vier Unzen kohlensaures Kali werden mit einer hinreichenden Menge Essig gesättigt, die Flüssigkeit zur Trockne abgeraucht, der Rückstand in 8 Unzen destillirtem Essig wieder gelöſst, dazu 2 Unzen Salmiak in eine Retorte gebracht und in einem Sandbade zur Trockne destillirt; zu dem Destillate werden 16 Unzen Wasser gemischt, und das Ganze über Kohlenpulver filtrirt. Es finden sich auch hier noch nicht wenige Vorschriften zu Pulvern, Pillen, Species, Decocten und dergleichen, worunter viele alte bekannte Zusammensetzungen, so unter vielen das *Vitrum Antimonii ceratum, Tinctura salina composita, Liquor anodinus vegetabilis, Aqua Picea* u. s. w. Das *Elixir. Aurantior. composit.* enthält hier etwas *Terra foliata Tartari;* auch kommt noch die *Aqua Fragariae* und eine *Emulsio purgans* vor; letztere enthält Jalappenharz mit Eygelb und Zucker. —

Die auch in diese Section gehörende *Pharmacopoea Fennica* wurde bereits schon in den Jahrbüchern angezeigt. —

№ 35. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Homers Hymnus an Demeter. Griechisch, mit metrischer Uebersetzung und *ausführlichen Wort- und Sacherklärungen, durch Auflösung der ältesten Mysterien- und Tempelsprache* in Hellas vermittelt. Von Dr. F. K. L. SICKLER, H. S. H Consistorialrath und Director des Gymnasiums zu *Hildburghausen*, mehr. gelehrten Gesellschaften Mitglied. Hildburghausen, bey Kesselring. 1820 4 146 S. — — Verglichen mit *Fr. Wilh. Joseph Schellings* Abhandl. *Ueber die Gottheiten von Samothrake*, in der Versamml. der Akad. der Wissensch. am 12. Oct. 1815. vorgelesen. Stuttg. u. Tübing. bey Cotta. 4. 118 S.

Nur weil zu einer durchgeführten *Prüfung der Methode, nach welcher aufs neue das Urälteste der mythologischen Archäologie aus der semitischen Sprachenkunde zu enthüllen seyn soll,* zuvörderst mit den klassischen Studien *eine hinreichende Kenntniſs der semitischen Sprachen selbst* verbunden seyn muſs, übernahm Unterzeichneter die Beurtheilung von einem Paar solcher Schriften, welche alsdann für jeden, der behutsam und mit gesichertem Erfolg forschen will, über alles Aehnliche gelten mag.

Rec. hält nichts mehr für Pflicht der Geübtern, *als — Methoden* zu prüfen. Ist ein unrichtiges Ziel vorgesteckt, wird eine schiefe Richtung genommen, ein falscher Weg gewählt, so kann vielleicht manches anderswoher wahres beyläufig mitgefunden, wenigstens mitaufgenommen und eingefügt werden. Dieses, wie wenn es durch die angewendete Methode entdeckt wäre, hilft für dieselbe einiges Vorurtheil verbreiten, wie wenn durch solche Anwendbarkeit die Methode selbst *inductionsweise* zu begründen wäre. Aber, wo die Behandlungsart irgend eines Wissens, wo die Forschungsmethode von vorne an, und nach ihren Grundsätzen unrichtig ist, da kann das, was in der Erfindung eigentlich von ihr abhängt, nur irrig seyn. Und divergirt eine Linie im Anfang fast unmerklich; in der Fortsetzung muſs die Abweichung vom Zielpunkt ins Unendliche auslaufen.

Nichts also ist nothwendiger, nichts spart den nachfolgenden Studiengenossen und Geistesverwandten sorglicher ihre kostbare Kraft und Zeit für das noch so weite Feld richtigeren Wahrheitforschens, nichts erfordert aber auch so sehr eine freye Umsicht über ganze Fächer, eine regsame Geübtheit in

den nöthigen Hülfsmitteln, eine gegen das Nichterwiesene unerbittlich strenge, aber auch für das erweisliche nie verschlossene Gewissheitsliebe, als gerade die Beurtheilung wissenschaftlicher Methoden. Auf die Methode, auf den Weg zum Ziel, kommt alles an, wenn ausserdem Kräfte und Mittel zum Gehen da sind.

Bey den denkendsten Philosophen (Cartesius, Spinoza, Leibnitz, Kant etc.) zeigt daher ihre Geschichte, dafs, sich selbst von der Methode, das Wahre zu finden, *de Methodo inveniendi veritatem*, Rechenschaft zu geben, ihr erstes und ihr lebenswähriges Geschäft war. Jede Methode aber, welche ihrer Natur nach alles aus allem, *quid pro quo*, zu machen geeignet ist, wie könnte sie zum Wissen, das heifst, zu einer durch sie entstehenden Gewifsheit führen? wie anders, als höchstens zufälligerweise, Wahres finden? Das Willkürlichste, sey es irgend in einer Theorie oder in der Praxis, im Denken oder im Thun, wie könnte es Sicheres, Bleibendes, Selbstständiges, wie also Wahrheit gewähren? Sein Produkt ist vielmehr nur das unaufhörlich-wandelbare. Das Willkürliche wird immer sofort von anderer Willkürlichkeit verschlungen in der Gedankenwelt, wie in dem äusserlichen Scheinbestand. Was demnach ausgeht von unerweislichen Voraussetzungen, was sich die willkürlichsten Anwendungen der Mittel zum Voraus ausbedingt, wie könnte dieses der rechte Weg werden zu einer wahren, standhaften Entdeckung? Auch wenn nicht überdies individuell noch hinzukäme, dafs die Mittel selbst in der Anwendung ohne hinreichende Kenntnifs davon gebraucht werden, und dafs das erscheinende Resultat am Ende, wenn es je ein Resultat der angewendeten Methode wäre, all der aufgeregten Mühe und Arbeit gar nicht werth seyn würde. Ein solches Abwegsgehen und Abwegsführen sollte daher niemals mit dem gewöhnlichen Recensenten-Behelf, dafs man viel Tief- und Scharfsinn bemerke, doch nicht in allem beystimmen könne, zum Nachtheil vieler, ohne prüfende Beleuchtung durchgelassen werden.

Zur Sache! Die Hauptmomente, welche an der jetzt zu prüfenden Methode durch die folgende Recension Punkt für Punkt beleuchtet werden sollen, sind so eben angedeutet. Der Vrf. geht, was zuerst bemerkt werden mufs, von einigen *Voraussetzungen* aus, welche sich nicht bewähren lassen. Die erste Voraussetzung, welche sein System erfordert, ist: *Reinere, erhabenere Religionseinsichten und Naturlehren kamen* in das älteste Griechenland, zum Beyspiel nach Attica, wenigstens in die Eleusinische Geheimnifslehre, *aus dem Orient, aus Phönicien über Kreta.* Dies setzt natürlich weiter voraus, dafs sie, die

tiefern Lehreinsichten, erst dort waren. Von Phoeniziern weiſs man zum Glück aus so frühen und frühern Zeiten, als selbst des Kekrops und Kadmus Hinüberkommen nach Thebae und Attika gesetzt zu werden pflegt, nahe geschichtliche Erfahrungen. Die Phoeniker — waren Cananäer, ein Volk, welches schon Abraham antraf, der von eben den Chronologen, welche den Kekrops auf 1556 vor Christus, und den Mose auf 1500 setzen, auf 1800 vor Chr. gesetzt wird, während Herodotus im Jahr 445. derselben Zeitrechnung (dem Esra und Nehemia parallel) seine Musen zu Athenae historisch reden lieſs. Abraham nun, ein Charakter, so vorzüglich, daſs er nicht erfunden seyn kann, ein groſsherziger aramaeischer Nomaden-Emir, der im Gefühl seiner Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit sich bis zu einem hohen Gott, welcher Richter Himmels und der Erde wäre, zu erheben den Glauben, d. i. das andächtige Selbstvertrauen hatte, kurz: dieser durch sein gotteswürdiges Gemüth zum wahren Monotheisten, zum Verehrer nicht nur eines höchsten, mächtigsten, sondern zugleich eines gerechten Gottes, erhobene, von der Vielgötterey seiner Verwandten absichtlich nach B. Josua 24, 2. 3. weggewanderte, nicht an feste Wohnplätze sich bindende Hebräer sollte sich nicht an die Cananäer, d. i. Phöniker, gerne angeschlossen haben, wenn ihm unter ihnen etwas Gleichgesinntes hätte bemerklich werden können? Ihn, einen so würdigen, sollten die phönikischen Mysterienpfleger selbst nicht als einen ausgezeichneten reichen Ankömmling, als einen vom *Osten* des Euphrats herübergekommenen, sich bemerkt, und ihn in ihre Weihen gezogen haben, um ihn sich, oder sich ihm zu affiliiren? Wie wäre es möglich, daſs vielmehr der Nachkommenschaft Abrahams, daſs dem monotheistischen Gesetzgeber Mose, eben diese Cananäer ohne Ausnahme am meisten verwerflich und ein Greuel blieben? daſs Mose nur die Sidonier, weil sie, mit dem Seehandel beschäftigt, auf dem Festlande ruhig und mit ihrer engen Küste zufrieden waren, auch der Hebräer Heerdenvieh und Landbauprodukte für ihre Schiffsausrüstungen wegkauften, ungestört lassen wollte?

So oft dann aber doch etwas von phönikischen Sitten unter die Hebräer kommt, so ist es, statt irgend einer Annäherung an Eingottheit und vergeltende Fortdauer, nur Vielgötterey, und zwar von der den Monotheisten unter ihnen verhaſstesten Art. Salomo's Tyrische Vermählte Ps. 45, 13. hätte doch den phönikischen tiefern Religionskennern Anlaſs werden mögen, den weisen König zu einem ihrer Epopten zu gewinnen. Würden sie nicht, da unter dem Hebräervolk ein höchster, Einer Gott, schon populär war, durch Winke, daſs sie eben

so weit und noch weiter seyen, dasselbe Nachbarvolk sich eher verwandter, als abgeneigt zu machen gesucht haben? Was aber hat selbst ein Salomo dorther? Die »Astharoth, den Greuel der Sidonier« 1 Kön. 11, 5. 33. 2 Kön. 23, 13. wodurch seiner Regierung späterer Theil den Propheten verhafst und Empörern ausgesetzt wird. Diese Astharoth ist Eine Gottheit, welche schon das sehr alte Buch der Richter 2, 13. kennt, und 10, 6. als sidonisch kennt. Wahrscheinlich das Numen für *Reichtum, Ueberflufs, Wohlleben* עשר = arab. עתר bezeichnend, aber so, dafs der Hebräer, indem er das phönikische Wort aufnahm, vermittelst einer kleinen Aenderung in der Aussprache es so nationalisirte, wie es zugleich ihm auf *Anstössigkeit, Skandal* = arab. *gathara* anspielen konnte, 2 Kön. 23, 13.— Als Achab 1 König. 16, 31. Isebel, die Tochter Etbaals, eines Königs der *Sidonier, circa 900 ante Chr.* ins Land bringt, was kommt mit? Baalspfaffen und Baalim, nichtsals Greuel für die Monotheisten von Elias Art. Den nächsten Nachbarn der damaligen Phönizier also wird durch Jahrhunderte nichts davon bekannt, dafs diese auch Mysterien bringen könnten, wenn gleich das schlaue Handelsvolk dadurch wenigstens die Monotheistischen Propheten und ihre Parthey sich leicht günstiger hätte machen können. Wäre zwischen phönikischer tieferer Theologie und der hebräischen Eingottheit einige Verwandschaft gewesen, ohne Zweifel würde vielmehr der nämliche Fall, wie nachher zwischen Persern und Juden, eingetreten seyn. Jene waren diesen günstiger, diese nahmen von dem Parsischen auf, was sie konnten, weil im Glauben an nur einen guten Gott und dessen Unbildlichkeit sie einander näher waren, der böse Gegengott aber, in einen niederern Widerpart oder Satan (nicht in ein unmögliches Absolut-böses) umgestaltet, auch jüdische Meinung werden konnte. Von den Phöniziern hingegen kommt dem Nachbarvolk immer nur Abgötterey und Pfaffentrug.

Und den Entferntern dagegen sollten diese Cananäer oder Phönizier Einweihungen, Winke, Sinnbilder, geheime Auslegungen für Einheit der Gottheit, für Lohn und Strafe der Gottandächtigen im zukünftigen Leben etc. mitgebracht haben? *Handelsleute, und speculative Natur- und Religionslehren?* Wollten doch einst selbst holländische Phönicier für die Japanesen nur als Holländer, nicht als Christen gelten, wenn sie nur dadurch für die Handelschaft Eingang gewännen. Dafs jene auf dem Mittelmeer hausende Schiffs- und Wassernation, welche in der Heimath, um Landkriege zu meiden, so wenig Land hatte und haben wollte, nach Kreta und noch an manches Küstenland den Ackerbau brachte, damit nämlich die dort

wohnende oder die von ihr dorthin versetzte Colonisten die Menge des für die Schiffart nöthigen Getreides anbaueten, und für die Landenden bereit hätten, — dies Cultiviren ist natürlich. Solchen Landbauern mögen die phönikischen, wie nachher die punischen schlauen Großshändler, wohl auch zur Vereinigung um den Tempel einer Gottheit des Landanbaues Anlaſs gegeben haben. Vielleicht, ich sage nur, vielleicht, wurden sogar die, welche brauchbare Vorsteher für solche Cultur werden konnten und die Künste des Landbaues von ihnen erlernt hatten, in gewisse dazu ausgesonderte Gesellschaften vereinigt und der Landbaugottheit, um jene Kenntnisse zu bewahren und zu mehren, näher gestellt und geweiht. Aber daſs ein seehandlendes Volk speculative Natur- und Religions-Kenntnisse hatte, liebte, sie insgeheim auszubreiten suchte, dies wahrhaftig ist wieder alle Natur der Sache. Die Phöniker wären eine Ausnahme gewesen unter allen Handelsvölkern. Denn wenn etwa christliche Handelsvölker einmal etwas für Missionen oder für Bibelverbreitung thun, so ist es ihnen, wenn auch nicht allein, doch hauptsächlich um Handelsverbindungen, wenigstens nicht um speculative Mysterien zu thun. Daſs dann, wo man nicht mehr von Jagd und herumziehender Viehzucht, sondern vom Gewächsbau lebt, am urbar gemachten Boden bleibt, Haus und Hof, Frau und Kinder fester mit sich verbindet, nun auch die Sitten gemildert, dem Bewuſstwerden der Menschheit Zeit und Anlaſs gegeben wird, ist eine herrliche *Folge*. Aber beabsichtigt? sogar von einem Handelsvolke beabsichtigt? Das glaube, wer Menschen kennt? Dies glaubt nur der, dessen Gutmüthigkeit und Begeisterung, seine Studienliebe oder was wissbares ihm gerade wichtig ist, in alle Menschen hineintragen kann. Von Phönikern erfährt man wohl, daſs, wenn Salomo das von David eroberte Idumaea zu einiger Schiffart nutzen wollte, nach 1 Kön. 10, 11. 12. nichts ohne Schiffe des Tyrier-Königs Chiram zu thun war. Man erfährt, daſs man zum Guſs eherner Säulen für Salomos Tempel einen andern Chiram, der zu Tyrus in Bronze zu arbeiten gelernt hatte, für die berühmte, nur zwey, Säulen *Boaz* (kräftig) und *Jacin* (stützend) bedurfte. Aber daſs von einer geheimen Harmonie mit dem Zweck des monotheistischen Tempels etwas, oder eine mystische Deutung der Säulen dorther kam, davon ist keine Spur, wenn gleich sehr wohlwollende geheime Deutungsfreunde bey *Chiram* flugs an *ἱερος* oder *ἱερομαντις* zu denken vermöchten.

Die Phönicier hatten nach allem diesem für sich selbst nicht, was von ihnen über Kreta als speculative Natur- und Religionsaufschlüsse nach Eleusis etc. gekommen seyn müsste, und selbst wenn sie es für sich gehabt hätten, würde es doch

— kein Handelsartikel, kein Gegenstand zum Geschäfte- machen, nichts zum Spedieren über die See hin, gewesen seyn. Dafs sie auf vielen Küstenländern Landanbau veranlafsten, ist schon zum Voraus sehr glaublich; auch dafs dieser seine Gottheiten und die Gottheiten ihre Tempel und Priester hatten, ist die alterthümliche Art so, da man alles, was der Menschen Wohlseyn förderte, für Gottverehrung, für Befolgung des Willens der höhern Naturen achtete. Aber tiefere Lehren, sinnbildlich den Geweihten dargeboten? Davon ist die Frage. Der Verf. behauptet, dafs diese aus dem semitischen Orient kamen. Sie mufsten also dort gewesen seyn. Wären sie dies gewesen, so würden sie allerdings auch als semitisch-orientalische zu erläutern seyn. Man würde auf die orientalische Sprachen zurückzugehen Ursache haben. Dieses will vorzüglich der Verf. Und wie gerne wünschte der Rec. es mit ihm wollen zu können. So gäbe es doch einen neuen Trieb gegen das immer mehr zunehmende: *hebraica sunt, non leguntur.* Auch die Meinung, als ob man ein biblischer Theolog, ein Exeget werden könne, ohne in den semitischen Orientalismus sich einzuweihen, würde durch diesen neuen Gegenreiz gemindert. Man würde um so leichter und thätiger glauben, dafs überhaupt auch die classische Philologie und Alterthumskunde *einseitig* bleibt, wenn sie nicht orientalische Geschichturkunden aus den Quellen, und diese Sprachen aus Uebung, so viel möglich, kennt und vergleichen kann. Denn wie könnte man aller Weisheit Ursprung aus dem Orient ableiten wollen und doch in orientalischen Sprachen minder als in den occidentalischen einheimisch zu seyn für genügend erachten?

Aber das Ziel, zu welchem jenes Wollen des Vfs., das an sich nach dem bisherigen nicht durch ein erwiesenes Daseyn solcher Lehrgeheimnisse in demjenigen semitisch redenden Orient, der mit fremden Ländern Verkehr hatte, begründet ist, hinstrebt, hat noch

eine *zweyte* eben so wenig richtige *Voraussetzung* nöthig, dafs nämlich alles Uralte, worin jene speculative Lehren noch erkennbar seyen, *aus einer Sprache abstamme, welche der ganze Orient gehabt habe, und welche in den semitischen Dialekten, vorzüglich im hebräischen und arabischen noch zu entdecken sey.* Dies mufs der Vf. voraussetzen, da er alle altreligiöse Geheimnifsnamen, wie er zu thun versuchte, aus dem hebräischen, syrischen und arabischen ableitet und dadurch rückwärts die geheime Deutungen entdeckt zu haben sich erfreut.

Sollten und könnten die Mysterien einzig aus Phönicien, mittelbar oder unmittelbar, gekommen seyn, so möchte auch ihre Sprache phönizisch-semitisch gewesen und daher aller-

dings aus dem Hebräischen und den verwandten Dialecten zu restauriren seyn. Aber auch *das ägyptische* rechnet der Verf. in die Geheimlehre und führt darüber den vermeintlichen Inductionsbeweis für seine Methode eben so richtig, oder unrichtig, durch rasche Erklärung ägyptischer Worte aus dem semitischen Sprachschatz, als durch eine Menge von dergleichen Ableitungen griechischer Namen aus demselben. Ohne Bedenklichkeit ist S. 75 Ihm auch *Osiris* = אוסר אש *Oser-Esch*, welches er dann *das bindende Feuer* übersetzt, und sich, wie wenn durch oftmaliges Wiederholen etwas bewiesen wäre, auf *seine* Hieroglyphen des Aesculapius S. 86. 88. beruft. Ohne Bedenklichkeit ist Ihm der ägyptische Ωρος = אור עז *Or-os*, (eigentlich *ods*, oder Ωροζ). Des Verfs. und die mit ihm übereinstimmende Methode passt also, um als semitisch zu erklären, was gewifs nicht semitisch war. Und entdeckt nicht eben dadurch diese Methode ihre Willkürlichkeit, ihr Geschick, alles aus allem zu machen? Sie ist wie die Arzneymittel für alle Krankheiten, welche sich eben dadurch, dafs sie für gar zu vieles gut seyn wollen, als Scheinmittel verrathen. Sie fällt unter die Regel: *Beweisarten*, welche zuviel beweisen, zeigen sich dadurch als nichtbeweisend.

Individueller Fehler, nicht der Methode, sondern der Anwendung ist es, dafs, wenn auch in Aegypten semitische Sprache gewesen wäre, doch jeder genauere Sprachkenner sogleich erinnern müfste, *Oser-Esch* sey nicht *das bindende Feuer*, da es vielmehr *einen, welcher Feuer bindet*, bedeuten würde. Eben so würde, wenn je *Oros* das semitische *Or ods* wäre, dieses Wort *Licht der Kraft*, nicht: *Kraft des Lichts* andeuten. Nur der Vf. findet es sehr bequem, alle die Endungen *os* in *Kraft* עז, und die Endungen *on*, *ων*, auch in *Kraft*, און, umzudeuten. Die Semitischen Dialekte alle aber haben den Eigensinn, den Genitiv nie vor das ihn regierende Wort zu stellen. Sie sagen *Kraft des Lichts*, aber niemals: *Lichtkraft*. Rec. bedauert, dafs durch diese einzige Bemerkung fast alle die Deutungen des *os* und *ων* bey dem Vf. zum Voraus unsemitisch werden müssen, wenn nicht die semitische Ursprache so gefällig ist, von sich, weil dieses Etymologisiren solcher Hülfe bedürfte, behaupten zu lassen, dafs sie einst hierin eine von allen ihren Töchtern verlassene Art und Weise gehabt habe.

Allein, was hülfe auch dies für die Erklärungen des Aegyptischen aus dem Semitischen überhaupt? Warum hätte Joseph mit seinen semitisch redenden Brüdern, so lange er für einen Aegyptier angesehen seyn wollte, *durch einen Dolmet-*

scher gesprochen, wenn alt - ägyptische Sprache semitischer Art, Semiten verständlich war? Auch waren diese Semiten selbst, die Brüder Josephs, unter sich zum Voraus sicher, daſs der, den sie für einen Aegyptier hielten, sie, während sie unter einander hebräisch sprächen, Genes. 42, 23. nicht verstehe. Diese guten Semiten also würden, wenn es je damals schon von einem Osiris und Horos zu hören gab, sich ihn nicht aus ihrem *Oser-Esch* und noch weniger aus *Or-Ods* erklärt haben.

Der Verf. hat alles Aegyptische, eben so wie anderes, aus dem Semitischen erklärt. Sein Beweis dafür soll seyn *die Menge der treffenden Beyspiele, das worauf er sich bey jedem gelungen scheinenden Fall als auf seine Induction beruft.* So oft eine Auflösung etwas passendes zu haben scheint, wird gewöhnlich daran erinnert, wie sich der Inductionsbeweis mehre. Müssen wir es nun nicht umkehren? Auch die ägyptischen Worte deutet der Vf. so leicht aus dem Semitischen, wie die Griechishen. Jene darf man gewiſs nicht für semitische Worte halten. Wenn also des Vfs. Berufen auf die Induction bey ihnen irre leitet, ist dann wohl noch der nämliche sogenannte Inductionsbeweis für Anwendung dieser Methode auf andere von erweisender Kraft?

So werden *die Voraussetzungen,* ohne welche es dem Verf. auf seine Methode überzugehen gar nicht möglich ist, an sich betrachtet, unmöglich. Was die Nachbarn bey den Phöniciern nicht fanden, ungeachtet manche Ursache es zu geben und zu nehmen zwischen beyden Theilen gewesen wäre, das müssen die alten Phönicier nicht gehabt haben, nämlich Mysterien oder Andeutungen eines reinern Cultus, einer tiefsinnigeren Götterlehre, die zugleich Naturlehre oder sogar Naturphilosophie in sich schloſs. Auch ist, wenn die äegyptische Mythologie so gut, wie die griechische, sich aus semitischer Sprache erklären läſst, gewiſs diese ganze Erklärungsart unrichtig. Sie leistet oder will geleistet haben, was sie gewiſs nicht zu leisten vermag, weil das Altägyptische nach der Geschichte Semiten nicht verständlich war. Wer kann also im Uebrigen Vertrauen auf sie setzen, wie wenn sie durch die Menge und Leichtigkeit solcher ihrer Auflösungen die Richtigkeit der Erfindung dieses Auflösens beweisen könnte?

Aber *auch die Auflösungsmethode selbst,* sobald man sie sich *in ihren Grundmaximen* deutlich vorstellt, löst sich selbst auf, weil sie sogleich als die Kunst, alles aus allem zu machen, erscheint. Nicht damit nämlich reicht der Vf. aus, daſs er, wie man etwa erwartet, jedem mythologischen, astrologischen etc. Namen *aus semitischer Etymologie* einigen Sinn verschafft. Er

hat noch zweyerley Kunstgeheimnisse hinzugefügt, die er als »Erklärung vermittelst einer *Hieroglyphe* und einer *Paronomasie*« bezeichnet.

Der *erste und gangbarste Weg*, welchen diese mythologische Erläuterungsmethode einschlägt, ist der *Etymologische;* aber selbst dieser schon wird auf manchfach unzulässige Weise versucht.

Findet sonst der Forscher in zweyerley Sprachen einerley Laut und einerley Bedeutung, so fragt er natürlich: sollte das Wort nicht Eines seyn? ist es nicht entweder von der einen Sprache in die andere oder von einer gemeinschaftlichen Sprache als Quelle zweyer Spracharten, hierher übergegangen? Selbst bey dieser Frage aber machen ihn warnende Beyspiele sehr behutsam. Da der möglichen Stimmbewegungen (wie auch der Apostel 1 Kor. 14, 10. erinnert) so viele sind, so kann auch wohl der nämliche Laut in zweyerley Sprachen hervorgebracht seyn und sogar gleiche Bedeutung haben, dennoch aber als unabhängig und nicht durch einerley Abstammung entstanden Die Lection, welche *Valkenaer* in Lenneps *Index Etymologicus, sub v. μυστηριον* ausspricht, ist gerade hieher sehr passend.« *Alex. Morus ad 2 Corinth. 4, 2.* »*Certum, inquit, habeo, vocem μυστηριον hebraicae, non graecae, esse originis.*« *Sic solent,* fährt Valkenaer fort, *sic solent homines docti ingenio suo abuti, quibus linguarum analogia non satis fuit perspecta. Non utique dixisset Morus, si centena vidisset nomina in τηριον desinentia, illa omnia hebraicae originis esse; sicut λυτηριον et θυτηριον sunt a λυω et θυω, sic μυστηριον est a μυω. A tertia Praet. Pass. μεμυσται 'manant μυστης, et' μυστηρ; hinc μυστηριον. Jam vero μυειν significavit premendo claudere* u. s. w. *μυειν* ist: *etwas schliefsen* und *sich schliefsen;* wie: die Lippen, die Wunden *schliessen sich,* oder: *man schliefst sie.* Woher denn weiter *μυεω etwas einprägend lehren,* gleichsam *verschliessend* in einen, *μυστηριον* = alles, was zu einem solchen gleichsam verschliessenden Lehren gehört, mag es die Lehre selbst oder ein Mittel zum Lehren seyn; wie denn auch im neuen Testament, wenn man nicht zum voraus etwas anderes hinein erklärt, *μυστηριον nie* und in keiner Stelle bedeutet eine Lehre, die Geheimnifs und unbegreiflich ist und bleiben soll, sondern immer eine Lehre, Einsicht, die man nicht so von selbst, ohne einprägende Mittheilung und Belehrung hat, die man vielmehr nur auf eine gleichsam verschliessende oder verschlossene Weise erhält, gar wohl aber alsdann einsehen, aufklären, bekannt machen darf und soll. Auch unser Verf. hat dennoch dem Reiz des Witzes nicht wider-

standen, *μυστηριον*, von מִסְתָּר *mis-tar, ein verbergendes* abzuleiten, wenn gleich dieses an סתר *satar, verbergen,* seine hebräische, wie *μυστηριον*, an *μυστηρ*, *μυω* seine ächtgriechische Wurzel hat.

Aber nicht etwa nur so weit geht der Verf., dafs er die Maxime befolgt: Wo gleicher Wortlaut und gleiche Bedeutung ist, da ist Abstammung von einander, oder von einem gemeinschaftlichen Stamm! Die Maxime, welche Er in Ausübung bringt und die man also aus der Praxis, um sie als Regel zu prüfen, ins allgemeine fassen mufs, ist vielmehr diese: Mag eine religiöse Benennung auch noch so leicht aus dem Griechischen abzuleiten, und dafür eine passende Bedeutung im Griechischen nachzuweisen seyn; dennoch mufs das Wort aus dem Semitischen abgeleitet, es mufs dort dafür ein Wort gefunden, oder sey es auch wider alle Analogie, aus semitischen Lauten zusammengefügt werden. Auch die Bedeutung mufs ihm von dorther verschafft werden, selbst wenn dadurch wenig oder gar nichts passendes ausgedrückt wäre. — Nach dieser, natürlich nicht in Worten (wo die Klarheit mit einemmal die Unwahrheit vertreiben müfste) durchaus aber durch die Behandlungsart ausgedrückten Maxime verfährt der Vf. Hätte er sie sich freylich aus seiner Praxis eben so in theoretischer Form gedacht; so zweifelt Rec. gar nicht, dafs Er als Wahrheitforscher selbst davon zurückgeschröckt worden wäre. Allein, wie es mit falschen Zielen und Richtungen zu gehen pflegt. Einmal ist es dem Verf. Lieblingsgedanke: Alle Mysterien der Griechen sind aus dem Orient. Dies vorausgesetzt, wäre es allerdings consequent, ja in der That consequenter gefolgert, als man, ungeachtet man gerne jene Voraussetzung fest hielt, zu folgern gewöhnlich nicht gewagt, oder wegen Mangel an orientalischen Kenntnissen nicht räthlich und thunlich gefunden hat: dafs, wenn die Mysterien aus dem Orient kamen, dann auch in ihren eigentlichsten Namen, Gebräuchen etc. viel eher Orientalismus, als griechische Localität, zu erkennen seyn müsse. In diesem Betracht mufs also Rec. das Consequente in der Methode des Verfs. ehren und gerne anerkennen.

Nur zweyerley wäre dann zu bemerken. Das eine ist: Wenn in orientalisch überlieferten Mysterien mit Grund *mancher orientalische Ueberrest* in Worten und Sachen zu erwarten ist, so folgt doch noch gar nicht, dafs dieser *semitisch* seyn müfsse. Wenn in der That manches mystische (früh oder später) aus Aegypten, aus Thrakien, aus dem durch die ganze Geschichte bis zu den Montanisten etc. herab zum Fanatischen

geneigten Phrygien gekommen ist, so ist also wohl nach der Natur der Sache zu erwarten, dafs da und dort ein altes eigenes Wort, wie etwa auch die Anwendung von diesem, jenem Ingrediens der mystischen Behandlung, aegyptischen, thrakischen, phrygischen Ursprungs sey, und auf diesen Ursprung zurückweise. Ist es denn aber, hätte man fragen sollen, gerade *semitisch?* Sind z. B. bey den Samothrakischen Gebräuchen einige heilig-obsolete Worte, wahrscheinlich Ueberreste der Ueberlieferung; was berechtigt uns, sie nicht vielmehr für phrygische Eigenheiten zu halten? Warum für Semitische? Doch nicht etwa, weil wir um ein gutes mehr semitisch, als phrygisch wissen, oder wissen könnten?

Dazu mufs zum Unglück noch die zweyte den Schlufs umwendende Bemerkung kommen: Wenn die Ableitungen aus dem Semitischen so auffallend wenig gelingen, und während man sich dabey alle die gewaltsamsten Wendungen und Nothhülfen erlaubt, doch nichts gedeyhliches, sinnreiches, zutreffendes hervorbringen, müfste man denn nicht vielmehr rückwärts schliessen: Aus dem Semitischen Orient mufs dasjenige nicht gekommen seyn, was keine, der Sache entsprechende, Ueberreste Semitischer Art und Abkunft in sich trägt!

Dafs nun aber würklich durch die Voraussetzung: Vieles in den Mysterien sey aus dem semitischen zu erklären, weil die Mysterien semitisch-orientalischen Ursprungs seyen, nichts gedeyhliches zu gewinnen sey, eben dieses erhellt am meisten, wenn man hinzunimmt, dafs der Verf. sich, um nur irgend semitisches zum Grunde zu legen, selbst schon in den einfacheren etymologischen Erklärungsversuchen alles ersinnliche unzulässige erlaubt hat. Fast alle seine Ableitungen haben noch weit weniger Schein, als jene, dafs Mysterium von dem hebr. Mistar abstamme.

Da seiner Beyspiele gar zu viele sind, und er selbst durch die vielen Beyspiele schicklicher Anwendbarkeit, die Regel, wie durch Induction, bewähren zu können hofft, so mufs man die Menge der Anwendungen zu classificiren suchen. Die zwekmässigste Classification wird seyn, wenn wir die Regel oder Maxime suchen, aus welcher je eine Reihe von Beyspielen entstanden seyn mufs. So wird am leichtesten zu übersehen seyn, welche *durchaus unzulässige Maximen* erst zulässig seyn müfsten, wenn es möglich werden sollte, diese, jene Reihe von Beyspielen dem Verf. als eine Induction für seine Methode zuzugeben. Hervortreten müfste dann eine

Erste Classe von Anwendungen, unter der freylich nicht ausgesprochenen, aber für sie, wenn sie seyn sollte, unentbehrlichen Regel: *Wenn Hauptworte der mythologischen Mysterien sich*

nicht aus vorhandenen, semitischen Worten erklären lassen, so läſst man an diesen etwa Hauptsylben weg, und giebt ihnen doch die Bedeutung des vollständigen Worts. Solch eine Maxime wird als anwendbar vorausgesetzt, indem S. 72—76. Δημητηρ χρυσαορος*) seyn soll »*das Erdlicht, das sonnenlichte*«. *Erde* nämlich oder vielmehr: *Feld, Flur* heiſst im semitischen *Adama*, niemals Dama. Der Verf. läſst das *A* weg, setzt zusammen: *Damat-or* דמת אור und meint nun *Erdlicht* als den mystischen Sinn von Demeter zu haben. Welcher Sprachkundige aber kann zugeben, daſs *Damat*, statt Adamah abgekürzt, Feld, Flur, Bauland, bedeute? Wäre aber auch dieses, so müſste Damat-or übersetzt werden: *Erdland des Lichts*, nicht aber: *Licht des* E. So treffend erhält sogleich das erste Hauptwort sein Licht aus dem Semitischen. Das nächste Hauptwort ist Demeters Tochter, *Persephone, Persephoniea, Persefatta, Persefassa.* Im Hebr. bedeutet *Peri* Frucht. In diesem Wort ist das *E* fast unhörbar; das Wort lautet fast wie *Pri*, *I* aber ist Hauptsylbe. Unser Erklärer aber bedarf das *I* nicht. Er läſst es S. 82 zu seinem Behuf nur so »*weggeschnitten*« seyn, und macht dagegen aus dem kurzen *Per* eine Stammsylbe. Von צָפַן *Saphan*, was dann das weitere geben soll, kann *Sophenah* als Particip. activum *eine verbergende* bedeuten. *Peri-sophenah* wäre *Frucht einer Verbergenden.* Der Erklärer aber bedarf das umgekehrte: eine Frucht-Verbergende. Er setzt sich also nicht nur wieder über die semitische Constructionsordnung weg, wie wenn der Genitiv je zuerst stehen könnte. Er bedarf auch, daſs die passive Form doch actives bedeute. Nicht ist ihm *Sophenah*, sondern *Sephanah* nach dem Laut angemessen. *Sephonah* wäre dann freylich eine passive Form. צפונה aber ist *eine Verborgene*, Persephone müſste also eine *Frucht des Verborgenen, fructus occultatae rei*, andeuten. Dies wird ignorirt; und so ist ja offenbar »Persephone, *eine* Frucht oder (statt der Frucht) *Saamen verbergende.*« Sind dieses nicht überweisende Beyspiele? Weiter. Bey *Persephotta* läſst sich der Erklärer sogar die Wahl zwischen drey Bedeutungen,

---

*) Die Göttin der *reifenden* Früchte hieſst ξανθη Vs. 302 im Hymnus. Ihr fliessen ξανθαι κομαι über die Schultern herab Vs 279. also ist ihr die *Goldfarbe* eigen; sie *nimmt sie auf.* αορος stammt vom Perfectum Med. des Verbum αειρω αυρος ist von αυρα *quae sibi sustulit tollitque aureum flavum.* χρυσαορος ist, wer etwas güldenes an sich genommen hat. Hier die Goldfarbe des reifenden Getreides, bey andern etwas anderes. Nach Vs. 279. ist Demeter die *Goldlockigte* und daher Vs. 297. und sonst ηΰκομος.

nimmt sie aber lieber S. 83. als *praegnant* zusammen. Erstlich soll seyn *Saphad* arab. *trächtig machen*, folglich פְּרִי סְפַדָּה Per-'sefadda, *die mit Saamen oder Frucht trächtig machende Kraft*. Schade nur, daſs *Saphad* das männliche Anschwängern bedeutet, also, zur Benennung der κατ ἐξοχην so benannten κορη doch etwas unschicklich gewesen seyn möchte. Der Erklärer hat dafür aber sogleich noch ein zweytes *Saphad trauern*, und ein drittes *Saphat, richten, herrschen*, bereit. Nur, was hilft es? Das erste würde geben *Persopheda*, = die *Frucht einer trauernden*, oder *Persephoda, Frucht einer betrauerten*. Beydes ist nicht Persefatta. Ferner: weil Persephone nicht die Frucht, sondern erst den *Saamen*, den *Keim*, unter sich hat, so — setzt der Erklärer, ohne Bedenken, *Saamen*, für *Frucht*, Peri. Und was soll dann endlich das dritte: *Frucht der Richtenden?* Es wird umgewendet und dann soll es seyn, wie wenn vor uns wäre *Sophedat Peri* = Richterin (Suffetin) der Peri. Da aber es an der Frucht schwerlich etwas zu *richten* geben möchte, so wird »aus dem *so sehr praegnanten* Bezeichnungsnamen« *eine Herrscherin* der Frucht, oder vielmehr des Saamens. — Eine *Suffetin der Frucht!* Wer dächte sich bey diesem Prädicat überhaupt etwas? Wer dächte an Persephone? Unsere Leser sehen, daſs wir statt des Buchs ein dickeres schreiben müſsten, wenn die Auflösungen dieser Art ihre Auflösung förmlich und vollständig erhalten sollten. Wenn die beyden Hauptnamen ein so *helles, so sonnenstrahlendes* = χρυσαορος = von חֵרֶם אור abgeleitetes *Licht* aus dem Semitischen Sprachschatz erhalten, wer kann noch zweifeln, daſs diese Mysterien aus der Sprache des Semitischen Orients zu beleuchten sind? daſs sie selbst aus des semitischen Orients rein-naturphilosophischer Ur-Religion abstammten?

Eine andere Classe dieser Auflösungen der Mythologie aus Semitischer Abstammung und Sprache kann nur statt finden, wenn *als Maxime* anzunehmen wäre: Mit der Bedeutung im Semitischen Grundwort ists nicht so genau zu nehmen. Hat man etwa nur eine Species, so kommt man leicht dazu, alle Species zusammen, oder das Genus als die eigentliche Bedeutung anzugeben. — Bald anfangs, S. 56. steigt der Erklärer auf Linus, Musäus, Eumolpus etc. hinauf, die er aber nicht als Sänger in Person, als »bedeutungslose Dichternamen«, sondern, man weiſs nicht recht, wozu? durchaus als *Dichtungsweisen* S. 65. gedacht haben will. Und wie? λινος soll fürs erste seyn ein *Trauergesang*, weil ein Scholiast (eben so einer *ad modum — Minellii*) hinschrieb: εστι δε μελος θρηνητικὸν ὁ Λινος μετ ισχνοφωνιας ᾀδομενος, welches der Verf. übersetzt mit *sanftunterdrückter Stim-*

me gesungen. Es sey; ιχνος ist *mager, dünn, matt.* Aber nun die Sache? Eben dieses *sanft* giebt einen Uebergang auf das Semitische לִין *lin,* das sich so behaglich mit *lenis (lind, gelind)* vergleichen läſst. λινος ist also die *mild*- und *sanfttönende Gesangweise.* Dazu wird angeführt Homer, Iliad. 18, 569—72. wo auf dem Schilde des Hephaestos bey der fröhlichen Weinlese unter den Jünglingen, »den aufjauchzenden vor Lust« und den Jungfrauen, welche die süsse Frucht tragen, ein Knabe geht, aus klingender Leyer gefällige Töne lockend, und darunter anmutig *Linos* singt mit *feiner* (Knaben-) *Stimme.* λεπταλεη φωνη. Welch eine Bestätigung. λινος muſs ja wohl ein Trauergesang, ein sanfter Gesang, ein לִין = *Lin* gewesen seyn. Denn er kommt bey der fröhlichen Weinlese vor, und da singt ja wohl ein lustiger Knabe in der Mitte von aufjauchzenden Weinkorbträgern und Trägerinnen mit seiner noch ungebrochenen Discantstimme ein sanfttönendes Threnoticon. Ganz traurig aber wird vollends dem Beurtheiler zu Muth, wenn, weil dem Linos ein *Amphimaros* zum Vater und Urania zur Mutter gegeben ist, jener bedeuten soll ein *Verhauchen des Grams,* diese aber *die erwachende Klage.* Die passendsten Eltern für einen Weinlesesang. Und warum so? Alles Semitisch. *Marah* ist *bitteres,* also *Gram.* Es sey. Aber Αμφι soll אַמְפַּח seyn. Welche Unform von Wort. Und dieses Αμφιχ in Αμφι verwandelt, soll *Verhauchen* bedeuten, weil מַפָּח *ein Hauchen,* bedeutet. Das *A* welches oben der *Demeter* genommen wurde, um statt Adamat-or eine Demetor zu erhalten, wird hier dem Mappach mitgetheilt, weil man eines, schlechterdings unsemitischen Worts Amphych bedarf, um Amphi daraus zu machen. *Urania* aber, sonst die himmlische, wird mit einem Mal עוּר אֲנִיָּה *Erwachen des Seufzens,* also »die erwachende Klage«. Die Urhellenischen Rythmen nebst dem Melos, welche Diodor. Sic. 3, 140. von Linos erfunden werden läſst, giengen also von Klage und Gram-Verhauchen aus, und wurden ein sanftes Threnos — bey dem Knaben der jauchzenden Weinlese. So geht alles in alles über, nach dieser Methode mythologischer Alterthumsforschung. Aus Thränenlieder werden Weinlesengesänge; warum also nicht Gesange überhaupt? Des Linos Sohn ist Krotopos S. 59. Nichts anderes, als קְרָא טוֹב *Kro-thob, verkünden des Guten,*

Die Tochter Psamathe wird gar פֶּסַח אֱמֶת *Pesah Emeth*, welches *verbreiten der Wahrheit* seyn soll, freylich aber wenigstens *Pesoth Emeth* heissen müſste. Noch mehr. *Atha* עָטָא ist *auslöschen, vertilgen.* was ist also klarer, als daſs οιτολινος ... etwa *Vertilgungs*gesang?.. nein! *sanfter Todtengesang* bedeutet. Nach Pausanias 9, 39. soll das Klagliedsingen über Linos Tod bis zu den Aegyptiern gekommen seyn, καλουσι δε το αστμα Αιγυπτιοι τῇ επιχωρίῳ φωνῃ ημανερων = »die Aegyptier nennen solches Lied *Hemaneron* in ihrer einheimischen Sprache.« Umsonst setzt Paus. bedeutsam: *in ihrer einheimischen Sprache!* Dennoch findet der Erklärer das *Hemaneron* aus dem Semitischen erklärbar. *Hamah* הָמָה, woher *Hemjon*, soll *bewegt seyn im Innern, tönen,* und רוֹן *Ron*, nach *Ranan*, *Flehen*, *um Hülfe rufen* bedeuten. Dem semitischen Sprachforscher ist Hamah als *Fliessen* (der Thraenen, der Menge etc.) *Ranan* als lautes Rauschen der Stimme in Leid und Freude, bekannt. Aber gar zu willkommen wäre es, wenn הָמָה die Bedeutung: *bewegt seyn*, hätte. Denn somit wäre sofort auch, was *Hymnos* ist, erklärt. Und der Vf. macht würklich diese Anwendung.

Von Linos als sanfter Gesang geht der Erklärer S. 52. 62. auf *Pamphos* über, welchen Pausanias 9, 29. unmittelbar nach *Olen* nennt, und B. 1, 39. als Dichter über den Mythos der Demeter, excerpirt. Eine Person darf auch dieser Pamphos nicht seyn, wenn man gleich meinen sollte, daſs Pausanias, wenn er in Anzeigen eines vorhomerischen Alters recht haben soll, noch vielmehr darin recht haben müſste, daſs Pamphos eine dichtende Person gewesen sey, da von ihr man ein Gedicht hatte. Genug; auch παμφως soll ein Personification werden. Und wie? Er ist nicht wenig. Er ist »*die gedankenvolle, erschütternde Kraft des Mundes oder des Spruches.*« »*Pamphos demnach, wenn er den Oitolinos singt, ist die erschütternde, gedankenvolle Trauerklage.*« Und warum dies? Weil der kurze Name eigentlich ist ein sehr langer, aus dreyen zusammengesetzt, nämlich

פַּעַם - פֶּה - עֹז

ods peh paam

Wer weiſs dergleichen Zusammensetzungen in den semitischen Sprachen? Wer, daſs abermals das Hauptwort *Kraft* am Ende stehen könne, *nach* den Genitiven? Vornehmlich aber ge-

hört dieses Beyspiel hieher, weil es unter die Maxime: *der Wortbedeutungen nicht zu achten*, sich classificiert. *Paam* ist *einen Schlag thun*, auch Einen dadurch *antreiben*, im arab. auch *gedrängt* (gleichs. geschlagen) *voll seyn*. Aber *gedankenvoll??* Je nun; dadurch wird die Deutung gedankenvoller. Hiezu durch eine fingirte Wortbedeutung nachhelfen, ist Gedankenfülle? — Nach Pamphos setzt der Vf den *Orpheus*, auch nicht als Person, trotz den Alten, sondern als *heilsame*, *versöhnende Lehre* nach רָפָא, *ausstopfen*, *ausflicken*, *heilen*. (Das *Versöhnen* hat zwar auch im *Rapha* gar keinen Haltpunct, wird aber doch kurzweg dazwischen gesetzt, weil bekanntlich seit einigen Jahren das Wort *versöhnen* in allerley Bedeutungen überall wiederschallt, da sogar manche der Religion entbehren zu können meinten, wenn sie nur der Versöhnungslehren nicht bedürften.)

Nach einer solchen heilenden, versöhnenden Orpheuskraft sey sodann, fährt S. 64. fort, nichts nöthig gewesen, als noch *der Ausspruch* des Heils, und dieses gerade sey *Musaios*. מוּשָׂאי־עֹז *Musai-Ods* nämlich sey *die aussprechende verkündende Kraft*. Allerdings ist *Nasa*, נָשָׂא *heben*, *emporheben*, *hervorheben*, auch *die Stimme*. Daher מַשָּׂא *Massa*, statt מַנְשָׂא ein *Aussprechen mit gehobener Stimme*. Die Sylbe מוּ aber gehört dem *Hophal*, macht die Wortbedeutung passiv. *Massaos* würde also *aussprechende Kraft* seyn, wenn wir das *ods* am Ende zugeben wollten. Woher dann das *Mu?* — Kurz fügen wir bey, dafs Musäos ein Sohn von *Antiophemos* genannt seyn soll, um den Sinn, dafs er der *Aussprecher* der *Orpha*, *Heillehre*, seyn sollte, zu verstärken. Denn *Antiophemos* sey

עָנְתִי - פּוּם - עֹז

ods phüm anti

also: der vorsprechende Mund, der Vorsprecher. Nicht genug demnach, dafs der Name Musaeos das *Aussprechen* (des Heils) bedeute. Er wäre auch noch als der *Sohn*, der Abkömmling, *des vorsprechenden Mundes* bezeichnet. Sehr allegorisch-poetisch. Schade nur, dafs עָנָה nicht *vorsprechen*, *profari* bedeutet, sondern: *in Beziehung* auf etwas reden, wie *αποκρινεσθαι*. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

N^{ro.} 36. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Sickler über den Hymnus an Demeter und die Mysterien-Sprache.

(*Fortsetzung.*)

Den Schlufs dieses »Aus- und Vorsprechens« macht ein Blick S. 66. auf die *ευμολπια* als *Gedichtaussprüche*, welche man dem Musaios beylegte. Und auch dieser Name ist aus der uralt semitischen Mysteriensprache? Weg mit *μελπομαι*. *μολ-πη* sey מול *Mol, coram, öffentlich*, und פֵּה *Peh, Mund.* Zwar sagt der Hebräer nicht *Mol*, sondern *Mul*, und dieses Wort bedeutet nicht *öffentlich, coram*, sondern *gegenüber, ex adverso.* Doch, nach allem Bisherigen ist dies eine Kleinigkeit. Nur wie der Erklärer sich bey dem *ἐυ* durchhelfen könnte, war Rec. begierig. Es fehlt nicht. *ἐυ* sey das Pronomen הוּא,הִיא *hu, hi, ille, illa. Eumolpia* also wären: *ille coram ore?* Folglich? (S. 66.) »öffentliche Aussprüche, die aus den Mysterien vor das Volk kommen durften.«

Und so hätten wir denn, gleich vom Anfang des Erklärung-Versuchs an, eine stattliche Reihe von mühsamen Fictionen vor uns, zu deren Hervorbringung meist die Wortbedeutungen gewaltsam behandelt werden. Einen Augenblick dürfen wir nun doch wohl bey diesen noch blos philologischen Prüfungen der fatalen Methode stillstehen, zu Athem kommen, und zum Voraus auch ein bischen fragen: wozu alle diese Sprach-Gewaltsamkeiten? — Haab und Gut und das Leben kosten sie zwar nicht. Doch — etwas Menschenverstand und Wahrheitsinn möchte dabey in Gefahr kommen. Gesetzt aber einmal, wir könnten sie zugeben. Was gewinnen wir dadurch? Hoffentlich irgend eine tiefe Kunde? eine des, drey bis vierfach durch die Namen Pamphos und Antiophemos und Musaeos und Eumolpia ausgesprochenen, Aussprechens würdige Einsicht in jene Mysterien?

Nehmen wir also *das Resultat* zusammen! Erst ward den Menschen *sanfter Gesang*, Linos, ja *Todtengesang*, Oitolinos, als *Sohn von einem Verhauchen des Grames*, Amphimaros, und auch

von einem Erwachen des Seufzens, Urania, weit von Thracien hinabklingend *bis in* den ägyptischen Hemaneron, in das *lauttönende Flehen und Klagen,* wozu noch *das Sanft-Klagenmachen* des Olenos, als חוֹלִין, *Holin* statt Helin, hinzukäme. Nun aber kam den armen Sterblichen *die erschütternde, gedankenvolle Trauerklage,* Pamphos. Endlich nach allen möglichen Trauerklagen Orpheus, eine *heilende Kraft,* wohl gar eine *versühnende,* (weil jetzt unter uns versühnen ein Modewort ist). Gerade von dieser heilbringenden Kraft, Orpha-ods, aber wird, leider *wenig* oder gar nichts *gesagt* und entdeckt, ungeachtet es für das ohnehin bekannte Klagen, so viele, viele Worte gegeben hatte. Und doch soll auf die so unbekannt bleibende, heilende Kraft gekommen seyn lauter Aussprechen. 1. *Die aussprechende, verkündende Kraft,* Musaios, als 2. der Sohn oder die Wirkung *des vorsprechenden Mundes,* Antiophemos, und zwar 3. mit den Eumolpia, *den öffentlichen Aussprüchen* aus den Mysterien für die Profanen. — — Wäre nun dieses Alles so richtig, was wissen wir am Ende dadurch? Ums Himmelswillen, wozu so viele Mühe? wozu so viele verkehrt geordnete, unrichtig angewendete Mühe um Nichts!? Auf *vielfaches Trauern* kommt *etwas Heil,* welches *meist geheim, einiges öffentlich* zu verkünden ist! Dieses und nichts anderes müſste, in verständliche Worte gefaſst, die grosse, tiefe Enthüllung seyn, um welcher willen man die ganze Reihe von Personificationen von dem sanften *Linos* bis auf die *Hu-mol-pi-a* herab mythologisirt hätte. So um Nichts hätten sich die Alten im Allegorisiren abgemüht? etwa zur gelehrten Mühe und Freude des kunstreichen Erklärers? aber zum leidigen Abmühen für den Beurtheiler, dem es fast besser wäre, wenn ihm Domitian seine Fliegenklatsche hinterlassen hätte.

Jedoch, da Rec. auch die Kritik unter die Gaben der Götter zählt, so mag auch ihm gelten, was in dem Hymnus an Demeter Vs 216. 17. Metaneira, die Fürstin zu Eleusin, der ungestalteten Demeter selbst sagt:

Was einmal gaben die Götter, das tragen, wenn über die Noth auch leidig, wir Sterblichen doch. Denn das Joch, es liegt auf dem Nacken.

Geduld also, wenn *auch eine dritte Classe von Beyspielen* sich hervorthut, die nicht anders zulässig wäre, als wenn *als dritte,* allzu ergiebige, *Maxime* der Vorsatz gälte: Wie nicht an Genauigkeit in Wortbedeutungen, eben so *nicht an die grammaticalischen Wortformen sich zu binden!* Lin, Linos war aus לִין *lenis* gefunden. Warum nicht auch *Olen?* S. 62. sagt ganz kurz: »So war

denn der *Λινος* der Griechen ebenfalls ein *Ωλην.* לִין *im Hiphil* הוֹלִין» == *Holin?* Die Grammatik dagegen sagt: das *Hiphil* von Lin ist הֵלִין *Helin.* Die zu Olenos unentbehrliche Sylbe *Ho* läſst die Grammatik nicht zu. — Auf eben derselben Seite soll die »schmerzbringende *ειλειθυια«* (die Geburtshelferin) seyn *Joledet* יוֹלֶדֶת. Aber die Grammatik sagt: Joledeth ist die *Gebärende* selbst. Die, welche sie gebären macht. heiſst nun einmal *Moledeth* מוֹלֶדֶת. »*Grammatica est superbum animal*« etc. S. 61, erscheint *Orpheus* als die *heilende,* wiederherstellende, versöhnende *Kraft,* weil es semitisch: אַרְפָא-עֹז *Orpha - ods,* seyn soll. Wäre dann aber eine Form *Orpha* activ? würde sie nicht zum Hophal gehören, ein *Geheiltwerden* bedeuten? Nicht genug; der Vf. schreibt ferner: »wie denn *im Chald.* הָרוֹפָא ganz wörtlich *der Arzt* heiſst. *Ha-rophe* ist der Arzt. Aber im Hebräischen. *Im Chaldäischen* ist der Anfangsartikel ה nicht, sondern א am Schluſs des Worts. — S. 87 möchte der Erklärer gerne *ανθος Blume* von נֵץ *(emicans, efflorescens quid)* ableiten. Was ist leichter. Das griechische Wort habe א »*praefixum.*« Welche Grammatik aber kennt ein *a praef.* im Semitischen? — S. 88. soll *πολυβοια* seyn פְּלִיא-בוֹיָא *PoliaBoia* die wundervoll zum Himmel *eingehende.* Wer weiſs diese *Boja* in die chald. Participialformen zu bringen? — Oft genug läſst der Erklärer ח für *χ* gelten. Aber weil er *Γαια Erde,* gerne als eine *Lebenertheilende* deuten möchte, so hat er kein Bedenken S. 92. *Chajah* חַיָה damit zu vergleichen. Dabey nimmt es sich sonderbar aus, wenn er, wie wenn dies ein Beweis wäre, hinzufügt: Er habe es auch in seinem *Kadmus* so erklärt. — S. 105. behauptet, wie sicher: *nach der Grammatik* pflege das *m* (radicale) in der Mitte und am Ende der Wörter im Syr., Chald. und Arab. oft in *n* überzugehen. *Asan* und *Asam* sey daher einerley. Eben dies wäre demnach auch bey *g* und *ch?*

Die vierte Maxime: *sich nicht an semitische Constructionsord-*

nung zu binden, ist schon aus den Beyspielen, die Genitive zu-
erst und das so bequeme *Ods*, *Os* und *On*, als Kraft, wie an-
gehängt zu nehmen, dargethan und inductionsweise belegt. Da-
hin gehört denn auch die schnelle Auflösung des sonst schwie-
rigen Namens Αιδωνευς in

אוי-דוני-עז

ods done aevi

Aevi soll seyn *Erde.* Hebräer wissen nur, dafs אי *Küstenland,*

Insel bedeutet. דוני wird niemand für eine hebräische Wort-

form erkennen. Sollte aber die gesuchte Bedeutung herauskom-
men, die richtende, herrschende Erdkraft, so erforderte die se-
mitische Wortordnung einen Namen, wie *Os-Dan-Aevi;* un-
gefähr also das Umgekehrte. Eben dahin gehört von S. 89.
die gar zu sonderbare Spielerey über Narcissus, welches

נער-קץ *Naar-Kefs* seyn, und *Jugend-ende, Jünglings-ende* seyn

soll. Da Persephone am Narcissus pflückte, war es ihrer *Jung-
frauschaft-Ende.* Wie sinnreich? Nur bedeutet *Naar juvenis,
masculine et foeminine,* aber nicht *juventus,* und *Ketz* müfste wieder
voran stehen; die Blume hätte *Kifsnar* heissen müssen. Deswe-
gen ist es eher möglich, einen andern Namen der Narcisse,

חבצלת, *Schattenfreundin* zu übersetzen von חבב *lieben,* צל

Schatten. Dadurch aber soll dann der Narcissos mit *dem Ah-
nen des Schattenreichs* verbunden seyn. Ein *Ahnen* dessen, *was
nicht ist,* war dies auch zu den Mysterien gehörig?

Abbrechen mufs endlich unsere Beurtheilung des philolo-
logischen, um nicht die Leser — weniger vielleicht über des
Vfs Methode, als über die vielen wildfremden *hebraica* — unge-
duldig zu machen. Doch hat Rec. noch kaum ein Viertheil
der Vergleichungen angeführt, gegen welche er entscheidende
Einwendungen zu machen hätte. Lieber will er kurz noch
einige nennen, die etwas unterhaltenderes haben möchten. Auch

ἵππος *Pferd,* ist nach S. 94. nichts als semitisch. עופף *opheph*

ist ja *fliegen.* *Pegasus* ist das *stampfende Donnerrofs,* von פגע

Pega und סוס *Sus, Pferd.* Nur war Pegasus bekanntlich nicht
ein *Donner-Rofs* (etwa des Zeus) und *Pega* bedeutet: auf ei-
nen stossen, einem begegnen, aber nicht: *stampfen.* Auch die
schwierige Benennung Ἑκατη ist S. 97, leicht gelöst. עקד

Akad ist *zusammenschnüren*, Hekate (warum nicht Hekade?) also die grösste, *alles vereinende und alle Kräfte verbindende Naturkraft.*« Auch *αναϭϭα* soll sie heissen als *die umfassende*, weil ענק *anak* (den Hals) *umfassen* bedeutet. Doppelt gesagt, schadet nichts. Hekate Anassa wäre also *die Zusamenbindende-Umfassende!* — Vielen Dank verdient der Erklärer für den Aufschluſs S. 111. daſs *Demos*, *δημος*, nach דום *Dum, siluit*, die Bedeutung von *Ruhe und Stille* habe. Demagogen wären also künftig *die zur Ruhe und Stille führende*. Von Umtrieben in der *Ruhe und Stille* = in dem Demos, könnte keine Rede mehr seyn. Und wer Kraft zum Regieren hat, müſste ein *Demokrat* seyn wollen; so nämlich wäre er *ein Ruhe und Stille festhaltender.* — Fast eben so vielen Dank verdient der Erklärer vom Rec. wegen *Nysa* oder *Nyssa*. Bekanntlich wurden der Nysa so viele, und die Noth, welches die ächte Nysa des ächten Dionysos sey, ist eine unermessliche. Bey Vs 17. *Νυσιον πεδιον*, ist alles dieses rein abgethan. *Νυσα* ist ניצה *Nizza, Blume.* Wo ein Blumengefilde, da ist *νυσιον πεδιον*. *Nysa* mag also bald ein *Blumenberg*, bald eine *Blumenstadt* seyn. Am Ende haben alle die Nysa gar nichts mit dem Dionysos zu thun? Denn ein *Gott der Blume* wird er doch nicht heissen sollen? Und daſs auch der als kalt beschriebene Berg *Meru*, welcher nach den ächtindischen Schriften *ein idealischer Götterberg*, der Sonne alltägliches Nachtlager, ist (s. Meyer im asiat. Magazin 1802. Nro. 111. S. 222.) und eher zu Jean Pauls, als zu Büschings Bereicherungen der Geographie gehört, doch ein überirdischer Blumenberg seyn möge, wäre dann desto räthselhafter. Fast möchte Rec. um dieser *mystischen* Aufhellungen willen ganz übersehen, daſs S. 105. *das heilige Eleusin* blos in einen »sich emporhebenden Kornspeicher« עלה אסן *Oleh-Aesen* verwandelt wird; welcher Gedanke sonst eine des »sühnenden« Arztes, Orpheus, bedürfende Entweihungssünde seyn möchte. Doch; selbst *Hermes* muſs sich S. 104. gefallen lassen, blos als *die aufhäufende Kraft*, weil Aram ערם etwas von »*Haufen* machen« bedeutet, sich einführen zu lassen. Welche Haufen von Früchten aus diesem etymologischen Eleusin!

Wo nun aber dennoch alle die etymologischen Maximen, von denen alles Bisherige sattsam zu Beyspielen dienen kann, nicht hinreichen, da hat diese allerklärende Methode *noch zwey Hülfsmittel*, welche vollends bis über alles Denkbare hinauszureichen mögen. Diese sind, daſs ein Wort *als Hieroglyphe*, oder daſs es vollends gar durch *Paronomasie* zu deuten sey.

Wie dieses?? — Solche Geheimnisse müssen zuvörderst durch Beyspiele erhellt werden. Zum Beyspiel also: Demeter setzt sich bey Metaneira nicht auf dieser Fürstin Sessel oder Lehnstuhl, sie nimmt, als Dienenwollende, nur ein Tabouret an, mit einem *weissen Schaaffelle* bedeckt. Was soll das Schaaffell? Der gemeine Verstand dächte etwa, es wäre weich und doch nicht kostbar. Aber so ists mit dem faden, seichten Menschenverstand-haben. Wifst ihr denn nicht, dafs die Einzuweihenden (!) nach dem Baden im Flusse, *auf solch ein Fell treten* mufsten. Der platte Verstand zwar kommt und meint da wohl wieder: der Badende trat gerne auf etwas weiches, warmes, dazu nicht kostbares heraus. Aber weg mit all der Verständigkeit. Hier ist, sagt S. 120. *wirkliche Hieroglyphe, nicht blos symbolische Handlung!!* Die Schaaffelle sind hier an sich nichts. Aber sie erinnern an ihren Namen. Sie heissen Κωας; Dies ist nichts anderes als גז, גזא *Geds, Gidsa, lana attonsa,* (viell. *attondenda*). *Totondit,* scheren, nun ist im Syr. auch *orbavit,* berauben. »Demnach — man höre! — Demnach war vermöge »dieser unbezweifelbaren *Paronomasie* das weisse Schaaffell *die Hieroglyphe,* welche an das Wort גז *Geds* erinnert, doch aber »nicht dieses selbst meint, sondern — das dem Laute nach »verwandte Wort גוזנא *gudsna, Beraubung,* Unfruchtbarkeit aussprach.« Und wozu? Antwort: Weil die Eingeweihten für ihr künftiges Leben in einem steten Zustand der *Beraubung der Sinnenlust* leben sollen.« — Nun also wissen wir, wenn wir mit Schaffellen uns einlassen, in welche sinnbildlich-hieroglyphische-paronomasische Handlung wir unwissend hineingerathen. Es bedeute uns das Schaffellchen nicht nur *Beraubung,* wie in der teutschen Volksprache das Wörtchen *scheren* ungefähr den Uebergang vom *tondere pecus* bis zum *deglubere* andeuten mag. Die paronomasisch gefundene Hieroglyphe deutet auf *Beraubung* gerade *von aller Sinnenlust.* Sonderbar freylich, dafs Demeter, die Göttin der irdischen Fruchtbarkeit, und zwar der materiellsten, des Getreydes, insgeheim, wenn sie sich nicht anders setzen will, bis man ihr einen geringeren Sitz mit einem weichen (nicht geschornen?) Schaaffell hinschiebt, doch das Abgeschoren werden, und gerade *der Sinnenlust* andeuten mufs.

Für jetzt mag uns genügen, dafs aus diesem sonderbaren Beyspiel klar wird, was für zwey weitere Erklärungswege, unter dem Titel: *Hieroglyphe* und *Paronomasie,* sich die Erklärungsmethode des Vfs. vorbehalten habe. Kommt man mit der *Etymologie,* auch wenn man sich alles bisher bemerkte wie zulás-

sig erlaubt, dennoch nicht zum Zweck, so kann irgend *ein anschaulicher Gegenstand* (wie ein Schaaffell) auf einen *Begriff* deuten, der denn das eigentlilch gemeinte ist. Ebenso kann *Chereb* חֶרֶב arabisch mit weichem *ch*, ein Schwerdt, eine Sichel, eine ἁρπη, irgend einer Gottheit beygelegt seyn. Dies bedeutet denn aber nicht, daſs das Vorrecht, ein Schwerdt umgehängt zu haben, ein Zeichen der Vornehmen und der Pracht war (Ps. 45, 4.), vielmehr deutet es nach S. 74. auf das mit hartem *Ch* ausgesprochene, (eigentlich also ganz verschiedene!) Wurzelwort *Chharab*, welches *verwüsten*, *vertrocknen machen* bedeutet. Und so ist alsdann *Schwerdt* eine »*Wort-Hieroglyphe.*« — Man rathe, wovon? — von *Hitze*, von *Trockenheit.*

Da übrigens der Vf. anderswo — in seiner kleinen Schrift über die Thierkreise — weit mehr als zum Hymnus auf Demeter, von diesen zwey ihm eigenthümlichen Erfindungswegen Gebrauch gemacht hat, so mag es hier genug seyn, durch den Begriff angedeutet zu haben, zu welchen Willkürlichkeiten dadurch freye Zulassung gewonnen würde. Die hieroglyphische *Paronomasie* nämlich erlaubt dann sogar, daſs ein gewisses Wort geschrieben oder genannt, aber doch nicht gemeint sey, sondern daſs man dadurch nur auf ein ähnlichlautendes zu rathen veranlasst seyn solle. Wenn Aephah אֵיפָה, nach der Alexandrinischen Version οἰφι, ein mit *A*, א, geschriebenes Wort, als ein *Maas* (nicht: Scheffelmaas) genannt, oder als anschaulich hingezeichnet ist, so sey dennoch nicht an ein solches, sondern auf ein mit *Ain*, ע, geschriebenes Wort עֵיפָה hinüberzudenken, welches sofort *Finsterniſs* bedeuten soll. (Daſs selbst dieses noch ob עֵיפָה Amos 4, 13. Hiob 10, 22. Finsterniſs bedeute, unerwiesen sey, mag hier Rec. kaum erinnern.)

Dies alles ist nun die ganze Erklärungsmethode des urältesten in der griechischen Mythologie aus dem Semitischen, wenn Einer, wie der Verfasser sie so recht in voller Stärke auslaufen läſst. Je mehr nämlich sie sich ausdehnt und folgerichtig das viele, gleicher Erklärung bedürfende zu umfassen sucht, desto offenbarer wird die dafür unentbehrliche Willkürlichkeit, der Vorbehalt gewisser Mittel, alles aus allem zu machen.

Allerdings besorgter für die Wahrscheinlichkeit dieser archaeologischen Entdeckungsweise hat *Schelling*, welcher in seiner *Vorlesung über die Gottheiten von Samothrake* (1815. 4.)

diesen Weg, nach dem richtigen Grundsatz: »Jede Forschung ist löblich an sich; den Unterschied macht nur die Art, das Verfahren!« aufs neue zu Ehren zu bringen und für die Geschichte der menschlichen Geistesentwicklung fruchtbar zu machen, das Beyspiel gegeben hat, Vieles, was die etymologische Methode in üblen Credit bringen muſs, vermieden. Der Vorbehalt für alle nur ersinnliche Willkührlichkeiten, die *Worthieroglyphe* und die noch schlimmere *Paronomasie*, ist ohnehin erst des Verfs. Eigenthum. Aber auch die im Etymologisieren oben gerügte, auffallendere Fehler *konnte Schelling* nicht begehen. Der talentvolle und kenntniſsreiche Mann wäre nicht der sich frühe u. immer auszeichnende Schüler seines in semitischer Sprachkunde besonders so fleissigen und pünktlichen Vaters, dessen Andenken, als eines seiner besten Lehrer, auch Rec. die dankbarste Achtung weyht. Nur die Sache selbst bringt es mit sich, daſs auch an dem, was Schelling durch diese Methode hervorbrachte, sich nicht wenige Spuren von der Unzulässigkeit derselben entdecken, welche, je mehr auch der ingeniöse Mann sie in weitere Anwendungen ausdehnen würde, unfehlbar immer auffallender werden müſsten. Weil einmal hier von dieser Methode in der Altertumskunde, und zwar in dem geistigeren Theil derselben, Entdeckungen zu machen, das nöthigste bemerkt werden soll, so umgeht Rec. nicht, gegen das von diesem, ihrem besten Vertheidiger vorgetragene die Verneinungsgründe, zu deren Mittheilung er von Ihm selbst längst aufgefordert wurde, zu berühren.

Die unentbehrliche Voraussetzung, als ob das phönikische oder cananäische Handelsvolk Gottheiten, die eine speculativ-philosophische Bedeutung gehabt haben, und Einweyhungen, welche naturphilosophische Speculationen entdecken sollten, auf die Felsenriffe von Samothrake verpflanzt hätte, bleibt auch vor und neben allen von Schelling angestellten Anwendungsversuchen sogleich beym ersten Eintritt in diese Methode, eine, wie oben gezeigt wurde, psychologisch unwahrscheinliche, historisch nicht dargethane Voraussetzung.

Beym Fortschreiten zum Prüfen der Anwendungen selbst wünscht Rec., daſs prüfende Leser vorzüglich die von Schelling zum Grund gelegte Stelle aus *Mnaseas*, einem Alexandriner von Aristarchos Schule (ungefähr 100 Jahre vor der christl. Zeitrechnung), wie sie aus Scholien eines Pariser Codex in *Apollonii Rod. Argonautica (ed. nova auctior. Lips. 1813.) T. II. p. 72. 73.* zum *Lib. I. vs* 915—921. nunmehr genauer, als aus den *Scholiis prius editis* ebendas. p. 408. bekannt ist, zugleich aber das ganze Scholion, wie es den Sinn des gelehrt sammelnden und ein Citat durch das andere erläuternden Scholiasten dar-

legt, *ganz* und *im Zusammenhang* vor Augen haben möchten. Der Anfang der Stelle ist allerdings dieser: »Die in Samothrake »Einweyhenden (sc. Götter) seyen *Kabeiren*, sagt Mnaseas, *drey* »an der Zahl, *Axieros*, *Axiokersa*, *Axiokersos*. *Axieros* sey *die De-* »*metra*, *Axiokersa* aber die *Persephone*, *Axiokersos* aber *der Aides*.« So weit geht der relative Infinitiv, welcher von dem: »sagt Mnaseas«, abhängt. Τȣς δε μυȣντας εν Σαμοθρακῃ καβειρȣς ειναι φησι Μνασεας τρεις οντας τον αριθμον, Αξιερον, Αξιοκερσαν, Αξιοκερσον. Αξιερον μεν ειναι την Δημητραν, Αξιοκερσαν δε την Περσεφονην, Αξιοκερσον δε τον Αϊδην.— Ὀιδὲ προστιθεασι και τεταρτον Κασμιλον. εςι δε ȣτος ὁ ἑρμης, ως ἱςορει Διονυσοδωρος u. s. w. Nicht im Infinitiv, also nicht mehr als Sage des Mnaseas, fährt hier der Scholiaste fort: »*Einige aber* setzen hin- »zu auch den vierten, *Kasmilos*. Es ist aber dieser der *Hermes*, »wie Dionysiodoros dieses erzählt. Athenion aber sagt, zwey seyen »*die Kabeiren*, Söhne von Zeus und Elektra, des Atlas Tochter, »Dardanos und Jasion. *Kabeiren* aber seyen sie benahmt von »Kabeiron, einem Berg *in Phrygien*, *woher* sie nach Samothrake »*übergebracht worden sind*. *Einige aber* sagen, zwey *vordem*, προ- »τερον, seyen die Kabeiren, Zeus nämlich älter, und Dionysos »jünger.«

So weit, was die Einweyhenden, die so viel Räthsel veranlassenden *Kabeiren*, betrifft. Das προτερον folgt bald nachher wieder, erklärt durch den Gegensatz ὑςερον. *Vordem* waren die zwey Götter selbst die zu Samothrake einweyhenden Kabeiren, nachher also an deren Stelle Dardanos und Jasion, Söhne des Zeus.

Ist nun in der ganzen Stelle irgend etwas eigentlich historisches, so ist es der Satz: εν Φρυγια, ὁθεν εις Σαμοθρακην μετηνεχθησαν. Daſs die Samothrakische Kabeiren *aus Phrygien* nach Samothrake *übergebracht worden sind*, wird ganz kategorisch, im Indicativ, angegeben. Es betrifft dies eine äussere Thatsache, die eher als die Namendeutung ein jeder erfahren mochte. Und waren demnach die Kabeiren zu Sam. *aus* dem nahen *Phrygien* übergebracht, ist es alsdann wahrscheinlich, daſs die heiliggehaltene Namen derselben *phönizisch* waren? Waren die Kabeiren zu Samothr. *aus Phrygien übergebracht*, so waren, muſs man ohne Zweifel denken, auch ihre *Weyhebenennungen*, die man wegen des dreymaligen gleichen Αξι eher für *Beynamen*, als für *Eigennamen* halten muſs, *phrygisch*. Wie der Berg *Kabeira* (Strabo XII. Fol. 383. ed. Casaub.) damit in Verbindung war, möge unbestimmt bleiben. Phönizisch war doch auch dieses phrygischen Berges Name wohl nicht. Herodots Wort II, 50—53. daſs viele Götternamen barbarischen Ursprungs gewesen, mag demnach in Ehren bleiben, in dem Sinn, welchen

auch *Gottfr. Hermann* in seiner strengmethodologischen kleinen Schrift *über Wesen und Behandlung der Mythologie* (1819 Leipzig) S. 51. 96. erklärt hat, dafs nämlich das Fremde nach Laut und Sinn vielfach gräcissirt worden ist. Aber ist dann *barbarisch* nur phönikisch, nur semitisch? Strabo Fol. 593. unterscheidet die Phrygische und Lydische Sprache so, dafs die Mysische ein Gemisch aus beyden seyn konnte.

In dem nächstfolgenden des Scholions wird *der Zweck der Weyhungen* angegeben. Mit Binden aus Purpur (phönizischer Waare!) umgürtet würden die Eingeweyheten, *in Meeresgefahren gerettet.* Schon die Argonauten, heifst es, hätten sich weyhen lassen, um (durch den gefahrvollen Hellespont) *heilvoller zu schiffen. ἱνα σωωτεροι ναυτιλλωνται. Für solches heilvollere Schiffen* interessirten sich unstreitig Sidonier, Tyrier, Poener. In diesem Sinn waren die Mysterien zu S. *σωστικα, rettende, erhaltende. σωστικὰ γαρ πανυ τα μυστηρια ταυτα Φησιν* Aristophanes, sagt das Scholion im weiteren. Ob aber »die ewige Sehnsucht der Natur nach Wesen« die Weltschöpfung veranlafst habe, durch Götter, welche weibliche und männliche *Ceres, Kersa* und *Kersos* heissen konnten, dies war keine Waare. Und dafs die Phönicier aus Philosophie für Philosophie je etwas bedeutendes aufgewendet hätten, sagt keine Geschichtspur. Auch die Orphischen Argonautica geben zwar das Eingehen in die schauerlichen *ὀρκια θεων* zu Samothrake Vs 465—68. als nützlich für die Menschen überhaupt, doch als ausserordentlich gut für die einzelnen Schiffer, *αμοτον πλωστηρσιν ἑκαστοις.* Man dehnte den Nutzen der weyhenden Purpur-Scherpe (*Tainia*) auch auf andere Unruhen, auch auf Glück überhaupt aus. Alles dies ist einträglich, wenn es geglaubt wird. Aber geistigeres Menschwerden und Sittenverbesserung wird dadurch nicht befördert, und das ganze Scholion schreibt auch gar nichts von diesen zwar *natürlichen*, aber schwerlich vorausgesehenen Würkungen des zu festem Eigentum, Gränzen, Künsten etc. führenden Ackerbauenden Lebens den Samothrak. Weyhungen zu. Dafs man in einer Art von Beichte die unrechtmäfsigste Handlung, die man begangen hätte, bekennen mufste (Schelling S. 48.) war, ohne Ethik, und wider dieselbe dort nöthig, wo die, welche sicher schiffen wollten, Muth fassen, wenigsfens das ärgste mit den Göttern abgemacht zu haben glauben sollten.

So viel jetzt wegen dessen, was auch bey Schellings Bemühungen *Voraussetzung* seyn mufs, also zuvörderst psychologischen und historischen Grund und Boden haben sollte. Ueber die philologischen *Anwendungsversuche* selbst, als *Erweis durch Beyspiele* in würklichen Ableitungen aus phönikisch-semitischen Sprach-

stellen bemerkt Rec. vornehmlich folgende mancherley Bedenklichkeiten.

Das dreymalige Αξι läſst Schelling unbestimmt vorbeygehn, nur andeutend, daſs Andere an אחז *Achads* (»ergreifen, festhalten zum Besitz«) Andere an das persische, also nicht semitische, אחם *dignitas, majestas,* dachten. »Man könne *das gemeinschaftlich vorgesetzte Wort* als *nicht bezeichnend für die besondere Natur* einer jeden der drey kabeirischen Gottheiten des Mnaseas mit Schweigen übergehen« sagt S. 11. Wäre es nicht vielmehr, weil es dreymal da ist, um so nöthiger, zu wissen, wie es denn mit den drey verschiedenen Endworten sich vereinbare und darauf Einfluſs haben könne? Ist *Kersa* = Ceres, so wäre dieser Name schon voll. Wozu noch das *Αξι* davor?

Der Hauptname Αξιερος wird in der Stelle aus Mnaseas decliniert. Ος ist also wie eine griechische Endsylbe, das Sigma folglich nicht radical. Wäre *ρος* bey Mnaseas die Hauptsylbe, gleich dem hebräischen רש *arm,* so würde man *ρως* ausgesprochen und Mnaseas selbst *ρως* geschrieben haben, so daſs der ihn excerpierende Scholiast nicht im Accusativ Αξιερον annehmen und den Stammbuchstaben σ = ש hätte aufgeben können. Ferner; רש ist *arm.* Aber darf man nun erst die übrigen Bedeutungen aus der Möglichkeit zur Würklichkeit rufen? Armuth hat a. Mangel, b. Hunger, also c. *Sehnsucht.* Also ist in Αξιερος deutlich das *Schmachten,* die *Sucht?* So fort wird es S. 58. der Ποθος *der Sidonier,* welcher aber, nach dem allegierten *Excerpte ex Damasceno de princip. in Wolfii Anecdota graec. T. III. p. 259.* mit ὁμίχλη *Nebel* zusammengesetzt, doch schwerlich zu einer speculativen Deutung taugt. Auch Prov. 20, 10. 30, 3. ist das Niphal des Worts: *arm werden.* Nichts von Sehnsucht. Dürften wir etwa πενια, weil es *Bedürftigkeit* bedeutet, *Sehnsucht* übersetzen? Und wenn gleich das arabische Lexicon ורש übersezt *begierig essen,* so ist doch *Sehnsucht* nicht die *proprietas vocis.* Das Wort bedeutet: etwas mit Heftigkeit thun, ob ein *Sehnen voraus* gieng oder nicht. Wie groſs ist die Verleitung, Bedeutungen, wenn sie der Gang des Systems wünscht und irgend erreichbar findet, sich glaublich zu machen! Aber in dem Namen einer Gottheit ist doch am ehesten bestimmter Wortgebrauch zu vermuthen.

Noch mehr; diese Göttin (*Αξι-*) *Sehnsucht* ist, nach Mnaseas, die *Demetra.* Demeter aber waltet über das Gewächsreich, ist eben deswegen nicht eine Urgöttin, vielmehr von der Er-

de Gaia, abhängig. Schelling möchte darin *die Sucht der Natur nach Wesen* entdecken. »Das tiefste ist ihm (S. 27.) *Ceres*, »deren Wesen *Hunger und Sucht*, und die der erste, entfernte»ste Anfang alles würklichen, offenbaren Seyns ist.« Welche Götterlehre aber hat je die Demeter so voran gestellt? Auch in dem Hymnus an Demeter ist sie zuerst eine von Zeus nicht besonder geachtete Specialgottheit. Erst da sie sich dadurch allgemeinhin bedeutend zeigt, weil, sobald sie nicht Saamen und Gewächse aus der alten Gaia hervorkommen läſst, die Götter keine Opfer, und bald keine Menschen mehr als Diener haben würden, wird sie von Zeus sehr becomplimentirt und unter die zu seinem eigenen Walten unentbehrliche *Consentes*, unter die, deren Coësse auf seiner Burg ihm nöthig war, aufgenommen.

Aber, fährt S. 57. Schelling fort, gerade Demeter ist Δηὼ Dēo, und dies ist von דָּוָה *languuit*, abermals *Sucht.* Dazu wird aus Wachter Glossar. germ. angeführt: *Sucht a. Morbus, Mondsucht, Fallsucht; b. affectus gravior totum hominem tq. morbus occupans.* Das hebr. *Dawah, Dewi* etc. ist *Mattseyn* aus Krankheit, aus Siechtum. Daraus könnte doch wohl kein thätiges, das Schaffen suchendes Verlangen seine Abstammung ableiten? Wie bey ερος aus *arm*, erst *hungrig*, dann *sehnsuchtvoll* überhaupt gemacht wurde, so hier aus *a. matt seyn*, das *b. schmachten* und das *c. sich sehnen*, und zwar eine thätige, strebende Sehnsucht. Kurz; eine andere *Sucht* ist die passive, von *siech, krank*, abstammend; eine andere, die thätige, von *Suchen*, wie Ehrsucht, Geldsucht. Hätte Dēo ihren Namen vom *siech seyn, matt seyn:* wer möchte darin eine *Sehnsucht nach Wesen*, ein kräftiges *Suchen des Seyns* der Dinge etymologisch angedeutet erkennen? *Languor* kann etwa die *Folge* von nicht gestillter Sehnsucht seyn. Hatte wahrscheinlich *die Sehnsucht* im hebräischen oder in der phrygisch-kabeirischen Mythologie ihren Namen von einer solchen Folge? *Demeter seu* Dēo, *id est, languida*, sollte seyn = *rerum naturae desiderio plena?* — — Einmal von der Idee *Sehnsucht* angezogen, läſst Schelling dann bald eine im Mangel ermattete, bald, wie es zu seiner philosophischen Hauptidee nothwendig ist, eine nicht matte, *brennende* Sehnsucht nach Wesen angedeutet seyn. Die Sehnsucht als *languor* soll auch probabler werden, weil (S. 14.) die *Abgeschiedenen*, also *in einen Zustand lauterer Sehnsucht versetzten* vor Alters *Demetrisch* zu Athen genannt worden seyn, wie auch aus demselben Grunde die *Manen* bey den Hebräern ihren Namen אובות Obot von Abah אבה *Verlangen*, erhalten hätten. Rec. aber

mufs gegen dieses bemerken, dafs nicht Manen oder *Abgeschiedene überhaupt* im hebr. *Obot* heissen. Nur ein zur Hülfe der Wahrsagenden, wie Samuel, *heraufkommender* hiefs *Ob* אוב, welches nicht von אבה Abah abstammend, sondern von אוב *aub = ob, zurückkommen,* einen *revenant,* u. so einen von dem *Kosem Wahrsager,* als dem *Baal-Ob,* dem *Herrn des Citirten, heraufcitirten* bedeutet. Vgl. 1 Sam. 28, 7. 8. Jes. 29, 4. Lev. 20, 27.

Wir gehen zu den 2 andern Namen der 3 einweyhenden Gottheiten über. Zunächst Αξιοκερσα.

Eine durch Leichtigkeit sich empfehlende Ableitung wäre S. 63 dafs *Ceres* sey von *Charasch* חריש = arab. *Charath, ackern. Charsa* = *Feldbau.* Wenn nur Mnaseas gesagt hätte: *Asiokersa* sey *Keres* oder *Demeter.* Aber nach ihm ist Axieros = Demeter; *Kersa* allein kommt nicht vor; und *Axiokersa* ist die *Tochter* der Keres - Demeter, *Persephone.* Hatte denn wohl in den Weyhungen, und wo gerade *drey namentlich* unterschieden seyn sollten — *τρεις οντας τον αριθμον* — die Tochter den Namen der Mutter? Schnell hilft sich zwar S. 17. indem das nicht erwiesene, ob nämlich Κερσα, mit Αξι zusammengesetzt, gerade *Keres* sey, schon wieder zum Beleg für eine neue Willkührlichkeit gemacht wird. »Da nach einmal erwiesener Be»deutung der Axieros (als Demetra) daran, dafs *Axiokersa* (das, »was Mnaseas angiebt) *die Persephone* sey, nicht zu zweifeln steht, »so — dient dieser Name nur *als neuer Beleg* des auch sonst»her bekannten (?) dafs Proserpina *nur* Ceres, die Tochter *nur* »die Mutter ist in einer andern Gestalt, und auch wohl (?) ih»re Namen, wie oft ihre Bilder, verwechselt wurden.« Vor dergleichen Identificirungen nimmt sich Rec. überhaupt sehr in Acht. So lange er dem Menschenverstand zutraut, dafs er nicht umsonst zweyerley Zeichen annehme, wenn ihm Eines genug gewesen wäre, so glaubt er nicht leicht, dafs in mythologischer Zeichensprache *die Tochter nur die Mutter* sey. Solche Sätze sind es, welche der Willkühr alle Thore öffnen. Am allerwenigsten aber kann in einer Stellung, wo *drey* bestimmt unterschieden und als drey *gezählt* sind, die Tochter der Keres, auch Keres genannt seyn.

Dies wird um so unwahrscheinlicher, weil nun auch drittens der *unterirdische* Gemahl der Persephone, der sie raubende gewöhnlich *Unsichtbare,* Αΐδης, auch *Keres*, nur vollends gar ein *männlicher Keres,* daher: Kersos oder Kersor seyn soll. Giebt denn die alte Götterlehre auch sonst dem *Aïdes* oder Pluton ein Geschäft in dem Fache der Keres, der aus *Charaths, Feldbautreiben,* erläuterten Göttin? Aides ist der von den 3 Brüdern,

welcher alles, was unter die Erde kommt, unter seinem Walten hat. Die Gewächsegöttin, Demeter, rechnet auch Saamen, auch das, was von dem Ihrigen unter die Erde kommt, zu ihrem Gebiet. Aber der Gebieter über alles Unterirdische greift nach seinem Recht, er nimmt diese Tochter der Gewächsegöttin in seine Gewalt, und am Ende kann ihm nicht verweigert werden, dafs auf so lange als die Saat das Unterirdische haben mufs, auch sein Gewalthaben über jene Tochter der Keres anerkannt wird. So ist die Natur in dem Mythos, und die Mythische Personification erwächst aus der Natur der Sache. Aber die Saamengöttin, in so fern Aides sie sich mit Gewalt vindicirte, ist nicht die Göttin des Gewächsereichs überhaupt, ist nicht Keres-Demeter; noch weniger beschränkt sich der in allem, was unter der Erde ist, dem Zeus gleiche, grosse Gott, Aïdes, darauf, selbst ein Kersos ein חורש, ein *Feldbaugott*, zu seyn.

Auch Schelling, wenn er gleich auch durch *Charats*, Feldbautreiben, zu dem Etymon von Keres gelangte, und dann Persephone mit Keres identisch zu nehmen sich nachgab, scheint doch bey dem männlichen Κερτος nicht mehr gerne an jenem Etymon festzuhalten. Schnell erinnert er, dafs חרש *Charafs* auch *Zaubern* bedeute. Und mit einem Mal, wie hergezaubert, sind nun Axiokersa und Axiokersos nicht mehr in Cerealischen Geschäften Götter, sondern (S. 67.) »Axiokersa und Axiokersos *erbauen zusammen das Weltall* durch *Zauber*, und zwar (denn so wird immer plötzlich an das erst zu erweisende ein noch unglaublicheres geknüpft und dadurch das Bedürfnifs eines Erweises für das erste weggezaubert) *durch einen doppelten Zauber, da der spätere den früheren nicht aufhebt oder vernichtet. sondern überwindet.*» Dabey wird zugleich S. 18. gelehrt, nicht nur, dafs überhaupt allen *weiblichen* Gottheiten der Begriff des Zauberns zum Grund liege (welches zum wenigsten von der alten Mythikern sehr galant gedacht wäre), sondern es wird auch S. 18. 19. der hergezauberte hohe Zauberer, Axiokersos, mit einemmal Osiris-Dionysos. In diesem Zusammenhang, heifst es endlich, *war* Persephone nicht des Hades, sondern als Kore, Κορη, und *Libera*!— des freundlichen (obern Gottes) *Dionysos* Gattin. Dabey blieb aber im öffentlichen Gebrauch *der Hades* wenigstens im Besitz des Namens, und so hiefs nun Dionysos selbst Hades. Dionysos also, oder Osiris *ist* Axiokersos, wie *ja* (? ohne weiteres) Axiokersa = Persephone *auch Isis ist.*« — Verzeihung; heifst dieses etwas anderes, als aus Allem wird Alles, was wir wollen. —? In einer ganzen Reihenfolge Verschiede-

ner tauscht jedes mit dem andern Geschäfte und Namen, ja jedes tauscht sich selbst aus? Der Weingott wird der Sonnengott, da freylich Dionysos ohne Osiris nicht gedeyhen könnte, wenn gleich Osiris ohne Dionysos war, was er ist. Der Name des Unterirdisch-Unsichtbaren, Hades, aber soll sogar auf einen Oberwelt- und Himmelsgott übergehen, weil endlich die Seelen (nur der Besseren) nicht mehr hinab, sondern hinaufgehend gedacht wurden. Ueberdies ist die etymologische Grundlage des Kersa, Kersos, als *Zauberer*, ziemlich unstät. חרש nämlich hat wohl die Wortbedeutung: *etwas künstlich machen*, oft. Dort aber, wo es im hebr. durch *Zaubern* umschrieben werden kann, scheint es doch eigentlich auch nur *Künste machen, künstlich etwas thun*, zu bedeuten. Deut. 27, 15. Jes. 3, 3. 44, 12. Nur im aramäischen deutet es auf Zauber als Künste.

Und nur auf diesem vielfach gewundenen Wege käme man denn zu dem Philosophem: Das erste, tiefste, wenn gleich nicht höchste, ist *die ewige Sehnsucht nach dem Seyn der Dinge*, Axi-eros, welches Sehnen sodann der *Zauber* des wirklichen Seyns Kersa, Kersos erfüllt. Und nun! Wir dürfen nun doch fragen, ob durch ein solches Philosophem wirklich etwas über das Seyn und dessen Anfangsgrund entdekt wäre. Allerdings ist alles Seyn ein *Wunder*, oder wenn man so reden will, *ein Zauber*. Aber eben deswegen ist es, das unbegreifliche, das unerklärbare, welches, wenn man es auch durch ein ewiges Erfülltwerden einer ewigen Sehnsucht nach Wesen umschreibt, nur Worte, nicht Erklärung oder Erklärbarkeit erhält. Wir wollen nicht einmal fragen, welchen Grund man habe, der alten Menschenwelt solche Abstractionen einer ewig nach dem Seyn der Wesen brennenden Sehnsucht und einer eben so ewigen wunderbaren Erfüllung des Sehnens zuzutrauen. Aber fragen darf man sich doch, ob durch dergleichen abstractes Philosophieren jemals, in der Vorzeit oder auch jetzt, wirklich etwas zu entdecken möglich wäre. Wäre mit dem ewigen Sehnen nicht *zugleich* ein ebenso ewiges Erfülltwerden desselben, so müfste das Sehnen ewig nur Sehnen bleiben. Denn anfangen kann man im Ewigen nichts, weil nie ein Moment dafür gesetzt werden könnte, da das Ewige nicht wie eine wirklich theilbare Zeit gedacht werden darf. Wäre das Erfülltwerden später, als das ewige Sehnen, so müfste man immer fragen, wie es so lange, und nicht länger, und nicht kürzer, blosses ewiges Sehnen blieb, und wie es nunmehr, nicht früher, nicht später ein erfülltes Sehnen zu werden anfange. Wäre aber das Sehnen nach Seyn und das Erfülltwerden des Sehnens durch Seyn gleich ewig, so ist, wo das Erfülltwerden ist, kein Sehnen mehr. Das Philosophem also hebt sich als solches selbst auf. Wozu denn die an sich

leere Mühe es zu erfinden? Wozu die Mühe, es in drey alte Räthsel von Cabirennamen des Mnasea auf die, wie wir sahen, nur scheinbare Weise, hinzulegen? denn daſs das *Sehnen* nicht in dem *ερος* als *Armuth = Rasch*, wirklich etymologisch lag, und daſs Kersa und Kersos als Ceres - Persephone und Aides nicht die das Weltall herzaubernde Kräfte, sondern Cerealische Gottheiten, zur Demeter gehörige, wären, können wir doch, wenn wir alles oben Bemerkte zusammenfassen, uns nicht abläugnen. So gewiſs nicht die blosse Möglichkeit, sondern der wirkliche Sprachgebrauch entscheiden muſs, ob ein Wort, welches Armuth bedeutet, auch Sehnsucht bedeute, ebenso gewiſs sind die Worte Charaths, *Feldbau treiben,* und das aramaeische Charash, *Zauberkünste* treiben, zwey verschiedene Wurzelworte, so daſs ein bestimmter Name nicht erst jenes, und dann auch dieses Wort zum Etymon haben kann, je nachdem man nun gerade jene oder diese etymologische Bedeutung wünschen oder nach ihr sich sehnen möchte.

Sehr richtig ist, nebst den übrigen Forderungen, daſs der Wortableiter *die Sprache aus den Quellen* nehmen, die *proprietatem verborum beachten,* die *Bildung der Eigennamen* in der nämlichen Sprache studieren solle, vornehmlich auch die Bemerkung Schellings S. 51. daſs der Forschende den *Grundbegriff* einer Gottheit, gleichsam die Wurzel aller ihrer Eigenschaften, die Stellung, welche sie im allemeinen Göttersystem einnehme, kennen solle, damit nicht Herleitungen in Menge ihm zuströmen. Aber überläſst sich nicht dieser Gefahr gerade derjenige Etymologist, welcher bey dem nämlichen Eigennamen *Keres* jetzt an ein Wurzelwort: *Feldbau treiben,* welches der alten historischen Stellung der Gewächsgöttin, Demeter, das gemässeste wäre, gedacht hat, bald aber auf ein anderes, welches *zaubern* bedeute, und endlich noch auf ein drittes: *fabricari,* übergehe und so in Κερσος einen das Weltall zaubernden, mehr als einen Demiurgos, findet, aus welchem, durch ein gar bedenkliches »*crescit eundo*« bald ein Κερσωρ, Κρυσωρ, חֹרֵשׁ אוֹר *Choresch-Ur, Feuerbeschwörer, Feuerbändiger* wird. Sogar kommt hier noch eine Geheimlehre zum Wort: daſs *Esch,* אֵשׁ, das *äussere* Feuer, *Ur* אוֹר aber das *innere, gleichsam was im Feuer das Feuer ist,* bedeute.

(Die Fortsetzung folgt.)

N° 37. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Sickler über den Hymnus an Demeter und die Mysterien-Sprache.

(*Fortsetzung.*)

Nur, weil nun einmal geprüft werden soll, muſs Rec. fragen: Ist dies *proprietas verborum,* die Sorgfalt, sich an Bedeutungen zu halten, die einem Worte nicht blos zufällig oder in einer einzelnen Beziehung, sondern als eigenthümlich, und überhaupthin anwendbar nach dem *usus linguae* zukommen? Wo wäre ein Beweisgrund, daſs bey *Ur,* auch nur nach dem Sprachgebrauch, an eine innere Art von Feuer zu denken sey? *Ur* von *Arar* ist vielmehr *Feuerheerd, Ort, wo Feuer brennt,* Ies. 31, 9. parallel mit תַּנּוּר Vgl. Ezech. 5, 2. In diesem Sinn ist אוּר von אֵשׁ unterschieden Jes. 50, 11. Die *Steine* in des Hohenpriesters Brustschildchen sind *Urim* als solche, *in denen* es gleichsam brennt. Daſs aber nach S. 69 von diesem *Ur* unser Ur in *Urbild* etc. herkommen solle, geht vollends über alles, so daſs man sich freylich nicht wundern kann, nun auch S. 70. den *aegyptischen* Osiris aus dem hebraeischen, als אֹסֵר אֵשׁ *Feuerbändiger* erklärt und nicht unbedingt getadelt werden soll, wenn jemand sogar das Etruscische *Aesar* verbinden wollte, *quod Aesar etruscae linguae Deus vocatur. Sueton. Octav.* Denn nach S. 73. muſs nun einmal, weil die Welt ein ewig lebendes Feuer ist, das in Pausen (*κατα μετρα*) entbrannt und so gelöscht wird, *Eine Kraft* seyn, *die es entzündete,* Ceres Isis, Persephone, oder wie man sonst *die erste Natur* nenne, und *Eine, die es löscht, besänftigt,* Osiris, Dionysos, es in mildes Leben aufschlieſst als *Φϑα* von פתח *aperuit,* und als *χουσωρ* von חוס *propitium esse* (vielmehr *parcere.*)

Unmöglich könnte ein zuvörderst durch Philologie gebildeter Mann in solchen Sprachmischungen und Worterfindungen

so unbedenklich *) fortzuschreiten sich entschliessen, wenn nicht auch ihm begegnete, daſs er, was gefunden werden soll, schon gefunden hat, und daſs er es daher auch überall sehen und finden kann. Hat aber nicht jeder Erfinder sich gerade vor diesem Ueberall-finden am meisten zu hüten? Vermöge der Nachschrift hat Schelling seit Jahren »*die Absicht, das eigentliche Ursystem der Menschheit,* nach wissenschaftlicher Entwickelung, *wo möglich, auf geschichtlichem Wege,* aus langer Verdunkelung ans Licht zu bringen. — Es war *Absicht, das Samothrakische System zum Grunde zu legen;* denn *wie gemacht zum Schlüssel aller übrigen* sey, durch hohes Alter, wie durch Klarheit und Einfachheit ihrer Umrisse — die *Cabirenlehre.*« Rec. muſs, so sehr er solche mühevolle Vorsätze achtet, dagegen sagen: Wenn ein solches Ursystem wirklich wissenschaftlich gefunden wäre, so müſste es sich wohl hüten, nicht durch eine solche Methode, es auch historisch zu finden, sehr zweifelhaft und verdächtig zu werden.

Zum gefundenen System scheint zu gehören, daſs noch ein Vierter zu den Dreyen komme. »*So,* sagt S. 20., *So* bilden die drey ersten samothrakischen Götter dieselbe Folge und Verkettung, in der wir auch sonst *überall* Demeter, Persephone und —? *Dionysos* finden. [Mnaseas nämlich, der Aufbewahrer jener drey Räthselnamen, hat zwar *Αἴδης,* welcher mit Persephone zusammen ohne Zweifel *ihr Gemahl im Unterreich* und nicht Dionysos**) seyn sollte. Aber dennoch ist hier, wie schon

*) Dergleichen orientalische Aufschlüsse machen vielleicht bey manchen dadurch Eindruck, weil man bey den sonderbaren Namen sich nicht helfen zu können meint. Soll es aber nur auf etymologische Versuche ankommen, so könnte man eben so leicht, um jene *Demeterische* Familie zu deuten, auch das Griechische zum Grund legen. Was könnte hindern, glaublich zu finden, daſs man bey denen für *Schiffahrt und Seehandel* bestimmten Mysterien die so nöthige Göttin des Getreides von *αξιος würdig*, und *ἔρος, ερω Liebe, Verlangen* benannt, auch daſs man die Tochter derselben und deren Gemahl von *κερδω, κερσω,* woher *κερδος Gewinn*, als *würdigen Gewinn gebende* benannt und nach diesem ihre Verehrung motivirenden Beynamen angerufen habe. Fast alle Gottheitnamen sind *Beynamen.* — Dies nicht, um wirklich etwas dergleichen zu behaupten, was übrigens doch eben so oder besser, als obige semitische Ableitungen, zu vertheidigen wäre. Vielmehr nur um zu zeigen, daſs Etymologisiren an sich nichts entscheide, wenn nicht geschichtliche Data von Sinn, Zweck, Entstehung der Benennungen zum Grunde gelegt werden können.

**) Wäre man etwa für diesen Gott der Humanisirung um einen semitischen Namen verlegen, so erinnere ich, daſs אֱנוֹשׁ *Mensch* bedeutet.

angeführt:, dem Erklärer die Persephone Gattin des Dionysos-Osiris, zu welchem die Seelen *nicht hinab*, sondern *hinauf* gehen, während nichts destoweniger der *Name* des hinunterherrschenden Aides geblieben sey.] Nun — folge die *vierte* Gestalt, *Kasmilos* genannt, *gewöhnlicher Kadmilos*, auch *Camillus* ... einen dienenden Gott bedeutend.

Bey Mnaseas ist Κασμιλος, bey Varro *de lingua lat. L. VI. Casmilus nominatur in Samothraces mysteriis dius quidam, administer Diis magnis.* Warum wird uns dagegen gesagt, *Cadmilus* sey der *gewöhnlichere* Name? und dann gar *Camillus* (ein etruscisch-römischer Götterdiener)? Wohl mag der Ausdruck *Kadmi-El* für den Begriff *Diener* der Gottheit der eröffnendste seyn. (wie εμπροσθεν θεȣ σȣ oder ενωπιον θεȣ παρεστηκως Luk. 1, 19.) Aber ist er denn in Stellen, wo an Samothrakische Mysterien zu denken ist, der *gewöhnlichere*? Doch da die, welche noch am besten von samothrakischen Mysterien reden, nichts, das wie קַדְמִי *Kadmi* lautete, sondern Κασμιλος gehört haben, so wird weiterhin S. 77. auch *Kasmiel* קַסְמִי־אֵל erläutert, welches einen Augur, ja *mehr als augur Dei* bedeute. Wegen καμιλλος als Name *eines* αμφιθαλης παις, υπηρετων τω τȣ Διος ιερεῖ Plutarch. Num. c. 7. oder *Camilli et Camillae* als *flaminum praeministri Macrob. Sat. III, 8.* wird an קְמוּאֵל und קְמִיאֵל erinnert, Genes. 22, 21, 32, 30. 31. Was ist dadurch aber mehr gewonnen, als ein ähnlicher Laut? — Wegen *Kasm* ist zu erinnern, dafs der Hebräer unter diesen Hariolationen immer schlimmes dachte, 2 Kön. 17, 17. und nicht einen Augur von Gottheiten, die einer Aufnahme in naturphilosophische Mythologie würdig wären.

Jeder קֹסֵם קְסָמִים war nach Deut. 18, 10. verwerflich. Wenn gleich bey Jesaias 3, 2. wie Schelling bemerkt, *Kosem* nach *Nabi*, Prophet, steht, so ist doch dort der Sinn des Ganzen: Alles werde den Judäern fehlen, nicht nur der Prophet, sondern auch der *Zeichendeuter* und der (kraftlose) *Greis*. Auch Prov. 15, 10. wo der Sinn nicht deutlich ist, konnte deswegen doch

---

די *di*, arab. mit *ds*, *den Besitzer einer Sache*. *Taanis* ist *Menschlichkeit*. ar. *anison gesellig, menschlich werden*. Also *Di-onis*, *Herr des Menschlichwerdens*, *der Cultur*. Wie passend??

Kosem dem Hebräer nichts Gutes bedeuten. Und so möchte es sehr bedenklich seyn, in die geschichtlich zu entwickelnde Urlehre auch dieses aufzunehmen, dafs S. 77. Pythagoras den Inbegriff aller Dinge *deswegen κοσμος* habe nennen können, weil nach der Urlehre, aus welcher Pythagoras geschöpft habe, die ganze Welt nur ein *Kesem* Gottes, *augurium Dei*, sey. Denn ein *mali ominis signum* hätte doch die Urlehre den κοσμος zu nennen, die Absicht nicht gehabt.

So viel mag genug seyn, um aufmerksam zu machen, dafs selbst von Schelling, weit umsichtiger und gemässigter, als von Sickler, angewendet, dennoch die Methode, das Uralte der Mythologie aus Semitischem Etymologisiren zu enträthseln, überall nur auf unsicheres, unzulässiges hinleite, auch eben so von unwahrscheinlichen Prämissen ausgehe und Resultate, wenn sie wissenschaftlich gefunden wären, eher in Miscredit bringen als historisch bestärken würde. Eines ist wahr. Auch die meisten Ableitungen alter Götternamen u. dgl. aus dem Koptischen sind, wie Schelling wohl bemerkt, nicht viel glaublicher. Allein; was folgt hieraus? Das schon an sich wahrscheinliche, dafs wir das *altägyptische* bisher allzu wenig erforschen konnten. Daraus aber ist nicht zu folgern, dafs nun das Semitische dies zu ersetzen vermöge, da der Altägyptier mit dem Semiten durch Dolmetscher redend, offenbar eine ganz andere Sprache gehabt haben mufs. Ueberhaupt aber mufs Rec. gegen alle ähnliche Erklärungsversuche des Alten aus dem Neuen der Sprache auch noch eine allgemeinere Einwendung machen. Wer kann oder darf die altteutschen Götternamen, Gebräuche, Gesetze etc. aus der jetzigen gebildeten teutschen Sprache erklären? Wer die XII Tafeln aus Ciceronischer Latinität? Unterscheiden wir nicht auch im Griechischen einen Rest von alten Worten leicht von der spätern Sprache? Götternamen, die wir aus den Sprachen, wie sie jetzt sind, erklären können, müssen eben deswegen *nicht uralt* seyn. Uralte Götternamen müssen *Archaismen* seyn. Die Natur der Sache spricht dafür, dafs Diod. Sic. V, p. 357. Recht hatte, anzunehmen, die heiligen Namen zu Samothrake seyen (S. 91.) Ausdrücke einer heiligen *alten eigenen* Sprache. παλαιας ιδιας διαλεκτȣ. Entweder mufs also die Erklärung unrichtig seyn, oder das zu erklärende ist nicht uralt.

Rec. kann nach allem diesem einige, aber wenige, Etymologien, welche sich gefällig anlassen, nur wie glückliche Zufälle anführen, wie dafs κοης mit dem *Choseh*, חוזה, *dem Seher*, bey den Hebräern, oder der Ηρικαπαιος, S. 89. ein Beyname des Dionysus bey Proklus, *citatus ad Gesn. ed. Orphicorum*, mit

אֶרֶךְ אַנְפַּיִן *langmüthig* vergleichbar wäre. Aber desto unerwarteter war es uns, dafs Schelling S. 90. auch τον Ομφιν, als Beynahme des Osiris in Plutarch. de Osir. p. 389. aus diesem *Anphin* erklärbar zu finden sich erfreut. Ohne *Arich* ist ja doch *Anphin* nichts als »*die beyden Nasenlöcher.*« Als zusammengesetzte Phrase bedeutet *Arich Anphin* den *langmüthigen*, weil der Orientale einen solchen sich denkt, als einen, der eine lange weite Nase habe, aus welcher er den Zorn, das Schnauben der Nase, nicht so schnell hervorstossen müsse, also an sich halte. Was aber sollte *Amphin, binae nares,* allein — als *Omphis?* Uebrigens ist auch das als unerklärlich und nur durch Semitismus erklärbar aufgestellte ηρικαπαιος so ganz räthselhaft nicht, da man das Beyspiel ηριγενεια hat, von εαρ, ἠρ, welches *die Frühe* des Tags und des Jahrs bedeutet. Konnte der Orphiker, unter so vielen seltsam zusammengefügten Götternamen, nicht auch einen Dionysus als »Frühlingsgärtner« haben begrüssen wollen? (κεπος oder καπος = κηπος *Gartenland*) Ist nicht der Weinbauer ein solcher? War es nicht eine sehr begreifliche Muthmassung, dafs die Welt im Frühling begonnen habe? Wo hingegen bedeutet ηρικεπαιος nach dem Context wahrscheinlich einen *Langmüthigen*, oder, wie Schelling es verschönert, *einen Weitherzigen?* s. bey Gefsners Orphica die Stellen, wo der Name vorkommt p. 373. 190. 246. Eschenbach in seinem Epigenes p. 96 führt noch eine Stelle an: Ͽηλυς και γενετωρ κρατερος Θεος Ηρικεπαιος, ohne zu citiren, woher?

Endlich ist es gewifs für semitische Ableitung des Hauptworts *Kabeiren* nicht empfehlend, dafs S. 107. — uns zwischen 4 bis 5 Worten, כַּבִּירִים *grosse*, גִּבּוֹרִים *heroische*, חֲבֵרִים *Gefährten;* חֲבִירִים *Weissager* (oder vielmehr nach dem arab. *gnarus, sciens, Kundige* zum Wohl der Menschen, also *Kundige* für Feldbau, für Schiffahrt, für Weinbau u. dgl.) die Wahl läfst. Wäre erst sonsther erweislich, dafs die Benennung irgendwo von Phönikern kam, so würde sich Rec. mit desto grösserem Zutrauen an die Ableitung von כַּבִּירִים halten, weil *Dii potes, Dii magni,* alte Auslegung bey Varro u. a. ist und weil, wie Schelling richtig bemerkt, כַּבִּיר einen nicht gerade durch Würde, Hoheit, sondern durch Ueberflufs, durch äussere Vorzüge Mächtigen bedeutet. Dieses, dafs das Wort nicht speculativhohe und vollkommene, nicht die Höchsten nach Würde und Herrlichkeit über die Natur bedeutet, hat die speculative Na-

turphilosophie von dieser Ableitung mehr abgewendet. Rec. aber würde sie (wenn das Wort semitisch ist) für die treffende halten, weil unter den Kabeiren Gottheiten von sehr verschiedenem Range und Ansehen (Zeus und Hermes) sind, alle aber, welche diesen Namen tragen, *eine den Menschen im Leben nutzbare Macht* haben und gerade um dieser willen, bey übriger Heterogenität, durch eben dasselbe Prädicat zusammengefasst scheinen. Nur so kommt auch die Gewächsgöttin und der Weinbaugott zu einerley Titel mit den Allbeherrschern, Aides und Zevs. — Ueberhaupt; die in das einfachere Alterthum zurückgetragenen Deutungen auf speculative Weltursprungs-Erklärungen, welche doch — wie eine ewige Sehnsucht nach Seyn und Wesen, nebst einer ewigen Erfüllung dieser Sehnsucht, durch welche also die Sehnsucht selbst aufhören müfste — in Wahrheit nichts erklären oder begreiflicher machen, werden als modern dem Rec. schon an sich höchst unwahrscheinlich, so dafs er sich um so weniger darüber wundert, dafs auch Schellings methodischere Umsicht und alles mögliche in dieser Richtung zusammenstellende Gelehrsamkeit doch nichts historisch-, nichts etymologisch-standhaftes dafür aufzubringen vermochte. Dafs man immer ein Paradies — sogar ein *Paradies* der Einsichten — schon gehabt, durch Abfall *verloren*, durch Wenige, man weifs nicht wie, wieder *gewonnen*, dennoch aber nicht wiedergefunden, und nur in geheimnifsvollen Hüllen weiter fort erhalten habe, dies wäre wohl der künstlichste, aber nicht der naturgemäfseste Entwickelungsgang unseres einzigen, vielleicht 6000 Jahr alten *Abschnitts* der tellurischen Einwohnerschaft. Zugleich wäre es doch sonderbar, wenn das, was den Alten kaum noch in Mysterien durch schwer verständliche Namen und Gebräuche, nach grausen Weihungen von ferne angedeutet gewesen seyn soll, von uns jetzt so leicht und noch deutlicher, als wie wenn wir dabey gewesen wären, hierophantisch offenbar gemacht werden könnte, im Grunde sich aber doch auf so gar wenige Momente reducirte. Und hat uns nicht überdiefs neuere Erfahrung, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, gezeigt, dafs geheime Gesellschaften, sobald sie nicht mehr Zwecke des Lebens, *Kabeirische* »äusserlich wohlthätige« Kräfte, sondern Enthüllungen speculativer Wahrheiten zum Vereinigungspunkt machen wollten, nur sehr kurz bestehen konnten. Vernunfteinsichten können nicht Mysterien bleiben.

Das Meiste der etymologischen Deutungen nun, welche Schelling gegeben, finden wir auch in der Sicklerischen Schrift. Wir wissen nicht, warum ohne Citation. In vielem aber geht dieses Erklärers Methode, wie wir schon sahen, noch viel mehr

ins Weite. In manchem hat er auch anders etymologisiert, da er andere Beziehungen zu suchen und zu finden geneigt ist. Auch Αξιερος, Αξιοκερσα und Αξιοκερσος sucht Er (S. 70.) wenn es gleich hier, zum Hymnus der Demeter, nicht nöthig gewesen wäre, nach gleicher Methode, dennoch mit anderem Resultat zu entziffern. Ihm scheint Demeter (das Gegentheil von der ewigen Sehnsucht nach dem Seyn der Wesen) eine in ihrem Zürnen *grausame*; also ist ihm Αξιερος = אַכְזְרִיּוּת *Grausamkeit*. Prov. 27, 4. Im Hymnus aber ist die *kabeirische* Fruchtbarkeitsgöttin *nicht grausam;* sie zeigt nur durch das Zurückhalten ihrer wohlthätigen Kräfte, daſs sie eine von Menschen und Göttern nicht zu verachtende Macht ist, deswegen, weil sie von Zeus, von Aides etc. nicht mit Achtung behandelt war. So bald sie sich durch ihre Divinität bedeutend gemacht hat, ist ihre für die Menschen wohlthätige Natur wieder in voller Würksamkeit. — Αξιοκερσα und Αξιοκερσος werden von Sikler nach אחז *ergreifen* und קוס welches contrivit, absumsit seyn soll, als »*raubende, zerstörende Kräfte der Unterwelt*« gedeutet. *Persephone* war doch, geschichtartig betrachtet, die *geraubte*. Wer kann sie zur *raubenden* umdeuten? Eben so schlimm ists, daſs קָרַס *zusammenbiegen,- ziehen,- krümmen,- beugen*, aber nicht *zerstören*, bedeutet. Die *Cabeiren* sind hierauf כבירים, גבורים *potentes* und חברים *socii*, alles zugleich und in Einem Laut. Hermann in dem angeführten Ueber Behandlung der Mythologie hat S. 75. sehr wahr bemerkt: Ein Name kann nicht zu gleicher Zeit verschiedenes bedeuten«. Gar viele Namen sind in der Mythogie, die mehr als eine Bedeutung zulassen, aber nur nicht einander ausschliessende Bedeutungen zu gleicher Zeit (unter gleichen Umständen und Beziehungen). —

Unmittelbare Beziehung haben für diesmal die Sicklerische Anwendungen dieser alles, was sie will, vermögenden Kunstmethode auf den erst seit 1780 im Druck bekannt gewordenen, dennoch schon von einer Reihe philologischer Forscher vielfach beleuchteten *Hymnus auf Demeter*, über welchen die semitischen Namendeutungen nun durch Entdeckung heiliger Naturwahrheiten, welche der Zweck schon der ältesten Mysterien gewesen sey, neues Licht verbreiten sollen.

Rec., welcher sich vor nichts so sehr hütet, als vor dem Uebel, vorher zu wissen, was er finden wolle, findet in der ganzen Anlage, und wenn er die einfachen Data des Hymnos zusammenfaſst, dort noch gar keine Spur von solchen Mysterien, die

zur Enthüllung geheimer Lehreinsichten bereiten und führen sollten. Man umfasse nur nach wiederholtem Durchlesen das Ganze mit der natürlichen Frage: Wozu dichtete der Verf.? auf welchen Zweck hin richtete er seinen Stoff, nach allen seinen Bestandtheilen? Ein sinniger Verf. verräth immer durch die insgesamt dahin zielende Ausführung seinen Plan und Endzweck.

Demeter ist von vornen herein noch nichts anderes, als *Göttin irdischer Fruchtbarkeit*, ὡρηφόρος Vs. 54. 192 eine einem einzelnen beschränkten Erdegeschäft, dem Anbau von Feld und Flur, vorstehende Erdegottheit. In diesem Betracht noch ungefähr wie Pan, die Gottheit der Viehzucht (von Pao, pasco) den manche spater so sonderbar mit Πᾶν *Alles* verwechselten. Der Demeter Geschichte im Hymnos geht aus von einer Zeit, wo sie noch nicht Tempel hat und erst, weil sie bey den sie zu gering achtenden Göttern nicht mehr wohnen will, sich den Eleusischen zu erwerben unternimmt; von einer Zeit, wo Zeus sie so weit unter sich glaubt, daſs er *ohne Wissen und Willen der Mutter* ihre Tochter seinem Bruder nur so schlechtweg zu *rauben* erlaubt, wie *jene* Vornehmsten der Zeus-Dynastie dies mit Nymphen so zu halten pflegten. Selbst die alte Gaia hilft zu der Täuschung; auch ein Zeichen, wie weit noch die Nichtachtung gegen die Gewächsegöttin und ihre Kore gieng. Der gröste Uebermuth und also Nichtachtung war es, daſs Aides mit dem entführenden Rauben das Verhältniſs anfängt. Hätte er, bereits sie zur ebenbürtigen Gemahlin zu haben gedacht, so war er wie der Dichter ihn dessen Vs. 363. 64. wohl bewuſst denkt, der 3 Höchsten Einer, dessen ordentliche Werbung bey der Mutter, wenn je auch abgeschlagen, doch als Ehre gegolten hätte. Alsdann erst, wenn sie verneint worden wäre, hätte das Rauben als Liebesdrang, nicht als leichtfertige Behandlung sich ansehen lassen. Aber nicht einmal dem Mädchen hatte er zuvor ein gut Wort gegeben. Der erste Boden des Mythos ist demnach, daſs die Eleusis-Priester zugeben muſsten: Es war wohl eine Zeit, wo man unsre Demeter nur wie eine besondere Erdgöttin, nicht mit höherer Würdigung, behandelte. Aber — so hören wir nun diese Hierophanten durch den Hymnos zur Ehre ihres Tempels und seiner Gottheit weiter sagen — aber . . . *unsre* Demeter wuſste sich in Achtung zu setzen, wuſste sich dem gebieterischen Zeus und allen Göttern als eine ihrer Natur nach ihnen unentbehrliche Macht zu beweisen. So viel ist sie; so viel ist unser Tempel werth, und seine *hier* Volk, Fürsten und Priester vereinigende, weyhende Feyerlichkeiten. — »Groſs ist die Demeter der Eleusinier!!« — Ausgeführt wird

gerade dieses im Hymnus, indem er gleichsam ganz an der Hand der Geschichte fortschreitet.

»Unbekümmert, dafs der unterirdische Bruder die jungfräul. Tochter der Gewächsgöttin, wie etwas, das gewissermassen auch in sein Gebiet gehöre, nur so wegkaperte, sitzt Zeus bey den Opfergerüchen. Auch keiner der andern Götter kümmert sich noch um Demeter, ausser *Hekate*, die allem sich anschliessende, die aber selbst auch nur in einer Höhle für sich ist. Aber Demeter, so bald sie nur von Helios, der sie übrigens auch kurz genug abfertigt und nur zum Ertragen der Unbill, wie eine Schwache, ermahnt, das nöthigste weifs, wie sie behandelt seyn, und sich doch nun eben nach Zeus und Aides despotischen Launen in der Stille fügen solle — (unsre) Demeter selbst kennt, was sie vermag, und wie sie sich geltend mache. Nicht geachtet genug, geht sie sofort nicht mehr unter die übrigen Olympier. Sich selbst will sie nun erst einen Tempel, und zwar zunächst diesen Tempel (den Unsrigen!) in dieser (unserer) heiligen Stadt Eleusis verschaffen.

»Sie wollte ihn vorerst verdienen. Hätte man sie den Sohn des ersten Fürsten der Eleusinischen λαῶν (Vs 474.), den kleinen Demophoon, zum Gottgleichen, Unsterblichen aufziehen lassen, würde sie dann nicht aus der Würkung als hohe Göttin erkannt worden seyn? würde ihr dann Eleusis nicht einen Tempel gewidmet haben? Aber, da man sie über ihrem hochheiligen Zauber *beschriee* [das Beschreyen haben solche Künste und Charaschim nie ertragen wollen!] da man sie also den Tempel nicht verdienen liefs, ist sie höchst unwillig. Nur dieses, dafs ihr ein bedeutender Plan getrübt wurde, erklärt das Uebermaas ihrer *Zörne* (*οργαι* Vs 205.). Jetzt bleibt ihr nur einen Machtspruch zu thun übrig. Jetzt gebot sie, alles Imposante der Göttlichkeit an und um sich hervorrufend, dessen Erbauung, und die biedern Eleusinier (unsre lieben und getreuen Tempel-Ergebenen) gehorchten

Die willfahrten sogleich auch und übten des Sprechenden (Keleos) Willen
Bauten, wie er gebot: und er (der Tempel) hob sich mit göttlicher Gnade.
Aber nachdem sie beendigt und sie sich gestärkt nach der Arbeit,
Zog ein jeder nach Haus. Allein die blonde Demeter
Setzte sich hier, entfernt von allen den seeligen Göttern.

Nach d. Sicklerschen Uebers.

»Noch zogen, wie hier zu hören ist, auch die Tempelerbauer nach dem Werk, ohne viel Antheil zu nehmen, wieder ab.

Doch; Demeter hatte jetzt ihren eigenen Sitz. Dieses, weil es der Zweck war, wird deswegen Vs 302. 3. 4. ausgeführt, auch im Vs 355. 356. eben so ausgezeichnet. Jetzt konnte sie da sitzen und trotzen und der Andern eher, als diese ihrer, entbehren. Sie selbst aber bleibt nicht blos eine Passive *(languida desiderando)*. Sie verwandelt ihr mildes *Numen* in ein für alle furchtbares. Sie macht sich nunmehr allen unentbehrlich, durch Beharrlichkeit im Verweigern dessen, was ihr, wie einer andern der Specialgöttinnen, so lange sie es ohne weiteres besorgt und geleistet hatte, so wenig gedankt und anerkannt worden war. Sie hält zurück alles, was irgend Wachstum befördert. Alle Pflüge gehen umsonst. Sie läfst nicht einmal aus dem Schoose der auch unfreundlich gewesenen Gaia die Saamen in ihr Erdegebiet herauf keimen, überdeckt sie vielmehr (κρυπτει), wo sie herauskommen wollen. Menschen und Stiere hätten wohl dem Herrscher Zeus lange vergeblich arbeiten mögen. Aber bald gab es wenig, bald gar keine Opfer mehr. Diese schlimme Folge macht den Olympier zu andern Beschlüssen, zu grossen Herablassungen, huldreichen Unterhandlungen, liberalen Versprechungen gegen Demeter bereit, die Ihm in ihrem Eleusischen Tempel trotzt und, ungeachtet allmählich alle Götter und Göttinnen bey ihr zum Negotiiren und Intercediren ankommen, . . so lange trotzt, bis sie, durch den klugen Gebrauch ihrer Macht gehoben, von dem Gebieter Alles, was sie verlangt, auch die Tochter auf 2 Drittheile des Jahrs, auch deren Anerkennung als ächte Gemahlin des Aides, auch eine Throngemeinschaft (den Synthronismos) bey Zevs für Beyde auf seiner Burg, kurz; die höheren Ehren unter den Gottheiten nebst vielen Ehrengeschenken von den andern Göttern, als Zeichen der Genugthuung für Beleidigung (Iliad. 19, 104.) erhält.

Der kurze Sinn und Zweck des Hymnos ist also priesterlich und Hierophantisch dieser: Unsers Tempels Göttin mag einst, wie es ihrem Erdengeschäft gemäfs nicht anders seyn konnte, nur wie eine der Mittleren, der Erdegöttinnen, minder geachtet worden seyn. Sie ist dennoch, vermöge ihrer eigenen Naturkraft für allen Feldanbau, eine der Unentbehrlichen, und hat sich als solche geltend machen können. Was wären Menschen und Götter, wenn sie, also ihre Gottheitmacht (ihr Numen), nicht das Gedeyhen der für Opferer und Opferthiere nöthigen Nahrungsgewächse würkte?

So ist der Hymnos nicht ein vages Preisen dieser Demeter, sondern eine historisch-poetische Deduction ihrer Erhebung.

Da es nun offenbar um die Herleitung und Rechtfertigung

dieser Erhebung zu thun war, gewiſs würde der Hymnode auch, daſs sie der Menschen Sitten bilde, humanisiere, ja gar tiefe Weisheit Vertrauten anvertraue, geheimniſsvoll bemerklich zu machen nicht vergessen haben, wenn die an sich unstreitige Folgen des Demeterischen = Feldbauenden, Lebens, *damals schon* von den Hierophanten und Priestern von dieser Seite her ins Aug gefaſst gewesen wäre. Der Hymnode macht alles für Demeters Erhebung geltend, was er weiſs und andeuten kann. Auch daſs Demeter, *was in ihrem Tempel zu thun sey* (*οργια, fas, rite facienda*) selbst angeordnet habe, bemerkt er wohl. Aber daſs darin etwas geistigeres, geheim-*lehrendes* war, davon erscheint noch kein Fingerzeig, so sehr dieserley Andeutungen Preis und Reiz für die Göttin und den Tempel vermehrt haben würden. Was ist also, dünkt mich, klarer, als daſs die Orgien und Mysterien im Eleusistempel *damals noch*, während der Hymnode seinen Preisgesang mit allem, was er für Demeters Erhebung anzugeben verstand, ausschmückte, wohl auch aus Umgängen, mimischen Darstellungen etwa der Geschichte, Attribute und Geschäfte der Göttin, und aus Ergötzlichkeiten für die Volkslaune durch die oder jene Jambe und Baubo etc. bestehen mochten, daſs man aber *geheime Lehr*bedeutungen diesem allem zu geben noch nicht gedacht hat. Denn wie würde der Hymnus diese so viel wirkende Anziehungsmittel, den *Winck*, daſs dort mehr als überall zu erfahren wäre, nicht auch noch zur Erhebung der durch sich selbst als eine *Kundige* *) groſsgewordenen Göttin von Eleusis benutzt haben? Erst in der Folge wurde man so klug, das, was die »*initia vitae atque victus*« den würklichen Anfang einer leidlichen stätigen Lebensweise, den gesammten Fluranbau darstellte, auch als Anfang *innerer*, wie äusserer Cultur, als Anlaſs nicht nur zu festen Wohnungen, zu geordneter, geselliger Lebensweise, sondern endlich auch zum Denken über Leben und Sterben anzuwenden und

---

*) Δηὼ, Δημητηρ erscheint in all diesem so sehr als eine *Kundige*, nämlich an sich als eine praktisch-kundige Vorsteherin dessen, was von Nahrung, Menschen und Göttern so unentbehrlich war, und dann als eine Kundige, Verständige in Mitteln, sich selbst Recht, und was ihr gebührte zu verschaffen, — daſs ich die etymologisch nahe Ableitung der beyden Namen von δαιω, δεδηα und δεδαημαι für die wahrscheinlichste halte. Sie sind dann Archaismen, wie sie seyn müſsten. Selbst in dem Hymnus Vs 121. scheint dies am besten zu passen, daſs die in ein Altmütterchen umgestaltete, welche sich zur Wärterin und Hausaufseherin anbietet, sich — *eine Kundige* nennt. Denn daſs sie einen andern Namen als Δηω genannt hätte, scheint mir da nicht wahrscheinlich, wo der Hymnode sie ausdrücklich sagen läſst: es sey nicht unpassend, hier *wahres* zu sagen.

auszudeuten. *Winckelmaas* und *Kelle* waren einst die zu den Baugesellschaften an sich gehörigen Werkzeuge und Zunftzeichen. Symbole wurden sie erst, als man nicht mehr äusserlich bauete, sondern in die vielerley mögliche Arten von geistigem Bauen hinüber leitete.

So gewiss Demeter, auch nach dem Hymnus, nicht zuerst Göttin der Natur überhaupt, sondern Gewächsegöttin war, so wahrscheinlich ist es, dass die Tempelfeyerlichkeiten, welche für sie in diesem früheren Sinn angeordnet waren, theils nachahmende, theils allegorisch personificierende, das Volk anlockende Darstellungen waren, wie der Landanbau vom Säen bis zur Erndtefeyer gut von statten gehe, wo er gleichförmig eingeführt sey (Vs. 495.) u. dgl. Wer zuschauen, Theil nehmen wollte, musste dann doch einige Reinigungen sich gefallen lassen; woraus immer mehr Weyhungen und Weyhungsgrade sich entwickelten. Mancher Tempel und Tempeldiener erste, nützliche Bestimmung war Fortpflanzung, Anwendung, Erforschung einzelner Heilmittel und Heilungsarten. Eben so scheint der älteste Zweck der für verschiedene Thierarten besorgten Tempel in verschiedenen Nomen (Creisen) von Aegypten Beförderung guter, der Gegend angemessener Raçen und Gattungen und Ausrottung der schädlichen gewesen zu seyn. Und mag eine solche Würksamkeit gleich, während man sich zu absolutvernünftigen Speculationen meteorisiert, gar niedrig und gemein scheinen, so hielten doch die alten Gesetzgeber und Menschenerzieher alle das, was der Menschen Wohl fördert, Uebel abhält und somit den Geist selbst ungestörter machen hilft, für etwas des Willens und Offenbahrens der Götter würdiges, für einen Theil der Religion.

Dass man aber bey der Ceremonie, Saamen unter die Erde zu bringen und bey der Allegorie, dass der über das Unterirdische waltende Aides zwar Persephone raube, die Aussaat in sein Gebiet wegnehme, aber doch nicht immer behalte, endlich auch an *Wiederleben nach dem Sterben* zu denken lehrte, dergleichen etwas konnte doch gewiss nicht zuerst in Orten und Zeiten gedacht werden, wo man das sinnlichtodte, den Leib, nicht durch Begraben dem Aides gab, den *Leib nie* als Saamen einer *leiblichen* Widerbelebung dachte, und wo man die Geister ohnehin sogleich nach der Entfernung aus dem Leibe in dem alles aufnehmenden Αἀης oder Scheol fortlebend sich vorstellte.

Genug; zum wenigsten der Totaleindruck, welchen der Hymnus an Demeter, wenn man ihn, ohne hineinzutragen, aus dem schlicht gegebenen zusammenfasst, bringt kein Datum mit sich, dass zum Preis der Demeter damals schon *Lehrge-*

heimnisse irgend geistiger Art in dem, was sie selbst als *Orgien* veranstaltet habe, zu denken und anzurühmen waren.

Möchten doch unsere Leser, ob dieser Totaleindruck aus einem reinen Ueberblick des Gesammtinhalts, ohne fremdartige Einmischung, ohne willkührliches Weglassen des Angedeuteten sich ergebe, schon aus einer gediegenen Uebersetzung des Hymnus auffassen können, die neben der Textberichtigung und Spracherforschung die geprüftesten archäologischen Materialien zur Sinndeutung in einem umfassenden Commentar mit sich verbände. Jedoch ergiebt sich, eben weil es nur auf das Umfassen des Totaleindrucks ankommt, die Richtigkeit der vom Rec. aufgefafsten Hauptidee des Hymnus, dem wesentlichen nach auch aus der von dem Verf. dem Texte gegenüber gestellten, wenn gleich dem Texte im Einzelnen oft allzu wenig angepafsten, nicht sehr gefeilten, auch nicht altertümlich tönenden Uebersetzung. Was verspricht nach ihr die einen Tempel gebietende Demeter? Vs 269 — 275.

— Die Demeter bin ich, voll Ruhms, *durch welche die höchste Hülfe, wie Freude zugleich so Göttern und Menschen* zu theil wird.
Drum soll unter der Stadt, an der ragenden Mauer, *den Tempel*
Alles Volk mir erbaun, den erhabnen, und drinn mir *den Altar*
Ueber dem Kallichoros, auf hoch vorstehendem Hügel.
Selber die heilgen Gebräuche, die werd ich lehren, wie's seyn soll
Dafs *mit rechtlichem Thun* ihr darauf den Geist mir versöhnet.

So viel und nicht mehr läfst selbst die Sicklerische Textübersetzung als von Demeter versprochen erwarten. Die sich geltend machende Göttin ist *Δημητηρ τιμαοχος* [*τιμην εχυσα*, Ehre festhaltend; darum ist es zu thun] *ητε μεγιστον αθανατοις θνητοις τ' ονιαρ και χαρμα τετυκται*. Dieses *Nützliche*, *ονιαρ*, und diese *Freude* für Götter und Sterbliche, wie es damals Demeter *schon gewesen ist*, gieng also hier gewifs nicht auf die *erst kommende* Orgien, vielmehr auf das, was Menschen und die der Opfer sich freuenden Götter durch die Göttin alles Wachstums an Nutzen und Freude *schon bis dahin* gewannen. — Aber Demeter verspricht dann ferner:

Ο'ργια δ' αυτη εγων υποθησομαι, ὡς αν επειτα
ευαγεως ἑρδοντες αεμον νοον ἱλασκητε

Οργια aber sind (man kann hiefür das Schneidersche Lexicon vergleichen) nicht das, woran man nach späteren Begriffen wegen der Bacchantischen Orgien fast allein denkt. Orgien sind nicht einmal etwas an sich geheimes, vielmehr im allgemeineren Sinn, alles von Priestern und Nichtpriestern gottesdienstlich zu verrichtende, die *opera operata, rite facta et facienda*, von *εργον*, woher nicht nur so viele Composita in *οεβ-*

γος, *οργος*, sondern auch *οργανον*. Die Göttin des Hymnus verspricht also dadurch nicht, was nur wenigere, die geheim Geweihten, thun konnten, sondern das, wodurch *alle*, wenn sie es *wohldurchführend ευαγεως thun* würden, (wie Vs 370. gegen Persephone) der Göttin Gemüth *begütigen* konnten, *propitium facere, ἱλεων ποιειν mildfroh gestimmt machen*. (wo ich nicht einmal das so oft verkehrt gedeutete Wort: *sühnen*, *versöhnen*, gerne gebrauchen möchte.) Auch Vs 293. ist *θεον ἱλασκοντο* nicht: sie *versöhnten*, sondern *sie flehten* die — schon weggegangene — Göttin *an*, *um Begütigung*.) Wären unter *οργια* die *Geheimgebräuche* hier zu verstehen, so hätte Demeter gerade von dem, was das *Volk* zum Tempelbau bewegen mufste, von dem, was ihr Zweck erforderte, von den öffentlichen Tempelfeyerlichkeiten und Volksfesten nicht gesprochen. Οργια schränkte also gewifs der Hymnode noch nicht auf solche Dinge ein, wegen welcher man späterhin auf die, auch mögliche, Wortableitung von *ειργω arceo (profanum vulgus)* zu sinnen sich veranlafst fand.

Auch eine andere Stelle Vs 205. in welcher man den Hymnos auf das, was Tempelgebrauch geworden sey, eine (vorauseilende) Anspielung zuschreibt, geht, wenn sie je so zu verstehen ist, auf volksmässige Tempeldarstellungen, auf lachenerweckende Volksbelustigungen, am allerwenigsten auf heilige Lehrgeheimnisse über Natur der Dinge und Religion. Dort, wo Deo noch über die *höhnende* Entführung der Tochter *zürnend* (nicht blos traurend) nicht sprechen, nicht lächeln wollte, *αφθογγος*, *αγελαστος* da safs, die *das vornehme kennende* = *κεδν' ειδυια*, Jambe aber endlich durch Scherze und Neckereyen sie umwendete, so dafs sie die hehre, keusche Göttin zum Lächeln und Lachen brachte und *gute Laune zu haben*, *ἱλαον χειν θυμον*, setzt der Hymnusdichter *nach dem* einzigen vorhandenen *Ms.* hinzu.

Ηδη οι και επειτα μεθυστερον εβαδεν οργαις

Rhunk. Ἡ δη u. *ἑυαδεν* als Verbesserung annehmend, dachte überhaupthin den Sinn: *Jambe etiam (posthaec) in posterum ei (Demetri) placuit moribus (animi affectionibus) dicacitate*. Andere, wie auch der Verf., sehen schon Hindeutung *auf die oft groben Scherze und Possenreissereyen* in den Mysterien. Wäre auch dieses, so wäre darinn nur ein neuer Grund, zu bemerken, dafs, wenn der Hymnus auf dergleichen *possenhafte*, die Menge belustigende Gebräuche, auf Fafsnachtsstreiche im Demeter-Tempel deutete, er gewifs auch auf die *anlockenden Lehrgeheimnisse* gedeutet haben würde, wenn davon schon zu seiner Zeit eine Empfehlung des Eleusischen Tempeldienstes herzunehmen gewesen wäre. Dafs aber gar nicht von den Gebräuchen, welche nachher im Tempel angeordnet wurden, in Vs 205. die Rede sey,

erlaubt sich Recensent durch eine kleine Note *) anzudeuten.

Auch am Schlusse des Hymnus rechnet dessen Vf. nicht heiliger Lehrgeheimnisse Möglichkeit, sondern ganz etwas irdischeres als Gaben dieser beyden Göttinnen: Vs 482.

Als die Göttliche unter den Göttinnen, dargelegt hatte
Alles, schritten sie fort zum Olymp, zu der Andern Versammlung.
Dort nun wohnen sie gut dem donnerbelustigten Zeus nah',
Würdig, mit Scheu verehrt. *Hochgesegnet ist unter den Menschen,*
Wen fürsorgend sie lieben. Dem schicken in Bälde zum Hausfreund
Sie ins stattliche Haus den Vorrath - gewährenden Plutus.

Daran dachte man also damals bey den Gaben der Demeter und Persephone! Daſs sie gute Sitten, Cultur, Lehrgeheimnisse schickten, würde man gewiſs, neben dem Plutus, auch erwähnt haben, wenn man daran als Hauptsache zu denken schon gewohnt gewesen wäre.

Je gewisser nun der Hymnus in diesen beyden Stellen, und auch in einer dritten am Schlusse, mit welcher diese Anzeige geschlossen werden soll, *von irgend Lehrgeheimnissen keine Erwartung andeutet,* desto unzulässiger ist es denn, daſs nur durch Wortdeutungen aus dem Semitischen — wenn sie auch

---

*) Ohne kundigeren Text-Verbesserern ins Amt greifen zu wollen, fragt Rec. — um erstlich dem Ms. am nächsten zu bleiben, vornehmlich aber um dem Hymnicker nicht eine anticipirende, zu frühzeitig eingemischte Beziehung auf die Gebräuche, welche Demeter erst vs 274 anzuordnen verspricht, aufzubürden — ob nicht anzunehmen wäre:

ἡ δὴ οἱ και επειτα μεθυστριον ἐβαδ' ἐν ὀργᾶις.

»Dieselbe Jambe sprach auch nachher, *da die Demeter heftig zürnte* (wegen des Beschreyens, wodurch sie in der Deification des Demophoon, das ist, in dem beabsichtigten Beweis ihrer eigenen Götterkraft gestört war) zu ihr *auf eine trunkenere* (lustigere) *Weise.*« εβαδ' ist: *sie plauderte*, von βαζω, βαδῶ, εβαδον. Ein doppeltes »*hierauf späterhin,*« επειτα μεθ' υστερον scheint zwar gerade in einer solchen plauderhaften Stelle nicht unmöglich. Doch möchte vielleicht gefälliger seyn, an ein Adjectiv μεθύστριος zu denken, wovon μεθυστρια *eine weinliebende.* Zu vermuthen, dass wie αμεθυστος, so auch ein Adjectiv μεθυστος, *betrunken*, einst gewesen und davon der Comparativ μεθυστερον (ohne alle Aenderung) hier übrig sey, möchte wohl allzu kühn scheinen? Μεθυστης, μεθυστικος sind schon bekannte Formen.

nicht so vieles oben ausgeführte wider sich hätten — *Allerley als tiefsinnige, hochgepriesene Naturlehrsätze* in diesen Preisgesang eingezwängt werden sollte. *Und welche denn?*

Wären denn diese angeblichen Resultate jener Mysterien irgend auch der Mühe des Geheimhaltens und des Ausdeutens werth gewesen? Dies sey unser letzter Beurtheilungspunkt. Was wäre zu lernen gewesen, wenn alle jene Namen und Umstände so, wie sie die Sicklerische Deutungen wollen, von Priester, Geweyhten und Volk verstanden worden wäre. Man höre!

Demeter muſs (wie etymologisch richtig, sahen wir zuvor) zur *Damat-Or*, zum *Erdenlicht*, Persephone *zur ſruchtverbergenden*, (Samen-) *Kraft*, und Aidoneus *zur* richtenden, *herrschenden Erdkraft* warden, damit nach S. 85. . . . *das ewige Naturgesetz aufgestellt* erhelle:

»Daſs jedes Gewächs auf der Erde seinen Saamen der »Erde nothwendig überlassen muſs, wenn dieser sich »entwickeln und ein neues Gewächs mit neuem Saa»men wieder hervorbringen soll.«

Wie hoch und tief belehrt sich doch jeder von unserer agrarischen Jugend, *vulgo:* Bauerjungen, mit einemmale fühlen müſste, wenn er, nach langen furchtbaren Weihungen, eine solche, aller Welt unbekannte Naturgesetz-Enthüllung als das Resultat all jener Lehr-Verhüllungen zu erfahren bekäme?! Nun würde er ja doch merken, wie einsichtig, wie aufgeklärt, wie glücklich die waren, welche beym Eintritt zu der mystischen Loge, zu dem *οικος μυστικος*, nach dem nöthigen Händewaschen, dem fragenden Hierophanten: ob sie gegessen oder noch nicht gegessen hätten? getrost antworten konnten: ich habe gefastet. Aber getrunken habe ich den Kykeon.*) *Aus der Kiste nahm ich, und legte in den Korb, und aus dem Korb in die Kiste.«* s. Clem. Alexandr. Protreptikos p. 35. Würzb. Ausg.

---

*) *Kykeon*, nach Vs. 208. 209. An sich nichts anderes als *ein nährender, kühlender Trank aus Wasser und Gerstenmehl* (viell. geröstetem?) *welchem Poley, pulegium, einigen Geschmack gab.* Also *ein sehr natürlicher Trank, für Feldbauende*, welche Gerste früher, als anderes Getreyde, baueten. Wollte man also die uralten Ackerbauanstalten mimisch repräsentiren, so war dazu der Kykeon so nöthig, als die ungesäuerten Brode zum Andenken an den Ausgang aus Aegypten. Vs. 211 bemerkt der Hymnode, dass ihm dieser Trank eine *ὁσίη, eine heilige Sache*, war. *Deo* ὁσιης ἐπέβη = *genoss das, was* nachher *als heilige Sache* in den Tempelgebräuchen *galt.* επιβηναι τινος ist hier ähnlich dem Teutschen: *zu etwas kommen*, zu einem Genuss gelangen. Der Begriff *primum* liegt nicht eigentlich in diesem Ausdruck. Vergl. Vs. 264.

(*Der Beschluſs folgt.*)

N^ro. 38. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Sickler über den Hymnus an Demeter und die Mysterien-Sprache.

(*Beschlufs.*)

Wäre das mit den Sicklerischen Worten angegebene *ewige Naturgesetz*, das des Ersehnens würdige Resultat solcher Lehrgeheimnisse gewesen, so wäre es doch wahrhaftig nicht mehr gewesen als = »*aus der Kiste genommen und in den Korb gelegt, aus dem Korbe genommen und wieder in die Kiste gelegt.*« Was alle Welt weifs, das erführen hier die Kykeonstrinker als feyerlichstes Geheimnifs. Und um eines so tief geheimen Naturgesetzes willen hat der Verf. alle die Blumen, welche die Kore (Κορη soll seyn *Wasservogel*, und auch *Quelle*) pflückte, und alle die Nymphen, von denen sie sich bis zum Narcifsstrauch, dem *Naar-Ketz* oder Jungferschaft-Ende, verlief, *in die Semitische Kiste gelegt, um sie daraus uns in den Korb zu stecken?* Denn, wenn unsre Leser wahrsch. denken, dafs Rec. schon allzuviel aus der Kiste und dem Korbe ihnen mittheilte, so wissen sie nur nicht, wie viel er ihnen schon an jenen Blumen- und Nymphen- und Mädchen-Namen durch schonendes Stillschweigen erspart hat, dafs überhaupt die Totalsumme der Namenumdeutungen in das Semitische sich (Schade, dafs ein Index abgeht!) in dieser Schrift auf ein paar Hunderte belaufen möchte.

Auch nachdem, in der Sicklerischen Hymnus-Deutung, auf diese Weise alle jene Ableitungen bis S. 142. durchgeführt sind, hat denn doch der Erklärer abermals kein anderes Resultat zu geben, ausser eben demselben:

»*Als didaktisches Naturgedicht* wollte der Hymnus *blos und* »*allein* den Satz höchst anschaulich machen: wie die Saamen»kraft mit dem Erden-Lichte zur Bildung der Frucht der »Cerealien nothwendig vereint würken müsse.«

Welch ein Resultat, das nicht nur dem gesammten agrarischen Demos, sondern auch selbst den sämmtlichen Töchtern der *Metaneira* (soll seyn מטע *Pflanzung* der ניךא *des urbar gemachten Feldes* S. 212.) erst noch durch Mysterien *höchst anschau-*

lich zu machen gewesen wäre! Hätte man freylich dort lernen können, *wie und auf welche Weise* das Erdlicht und die Saatkraft auf einander wirke, alsdann möchte es wohl einer Weyhung werth gewesen seyn. Aber dieses und jedes *Wie* dieser Art ist nun eben immer noch, nach allen Arten von Naturphilosophie, ein Mysterium ohne Enthüllung!!

Statt deren schwingt sich die Deutung des Verfs. dahin, dafs (S. 137.) das *Saamenkorn* aufgelöst werde und *verwese* in der Erde, ehe ein neues Gewächs daraus hervorgeht, und dafs eben so *der Mensch verwese* in der Erde, *ehe er wiederkehren kann zum Reiche des Lichts.«* Was man doch alles sich so hingehen lassen kann, wenn man einmal in das verfallt, was der Verf. hier sogar *ethisch* nennt. *Verwest* denn der Saame? Und verwest denn sogar *der Mensch in der Erde?* Kommt er, der eigentliche Mensch, nach dem Zurücklassen der leiblichen, unanwendbar gewordenen Organe, *so fort* durch Verwesen *zum Reiche des Lichts?* oder so, dafs er das Verwesen seiner Stoffe erst abwarten müfste? Möglich, dafs in der Folgezeit aus Gelegenheit der Darstellungen des Säens in die Erde. bey den demeterischen Tempel-Schauspielen auch eine geistigere Anwendung gemacht wurde, dafs *der Sterbende* in neuen Organen *fortzuleben* hoffen könne, *wenn er gleich die jetzige Hülle der Auflösung hingebe*, so, wie ja doch die *Auflösung des Saamenkorns nicht Zernichtung* der Saamenkraft sey. In diesem Sinn, nicht für die Meinung von körperlich-identischem Auferstehen, sagt Jesus (auf den sich S. 143. beruft) nach Joh. 12, 24. »Durch Sterben entsteht Leben. Auch mein Sterben wird nicht Untergang, sondern Leben werden meiner guten Sache.« Aber im ganzen Hymnus, ja sogar in allen den Semitischen Wortableitungen des Verfs. liegt von einer solchen Anwendung auf das übersinnliche nichts; und den Glauben an *Körper*-Auferstehung hat noch niemand den Mysterien der Hellenen zugeschrieben. Auch Paulus, der Apostel, leitet 1. Cor. 15, 38. nicht identische Körperauferstehung, ab aus der Vergleichung mit den Saatkörnern. Er sagt: »Wie *das Sterben* des Saamenkorns nicht hindert, dafs nicht Gott durch die Natur *jedem Saamen wieder eine eigene Organisation, σωμα*, giebt, so denke auch der sterbende Mensch: es sind der Gottheit so viele Organismen möglich, wovon jedem das Passende. So, gewifs auch mir «

Nur zum Schlufs S. 143. gesagt, aber nirgends gezeigt wird, wo und wie denn durch alles, was der Verf. in diese Etymologieen hineinlegt — »die Menschen zum Recht, zur Gerechtigkeit, zu milden, sanften Sitten in *allen* Eleusinien-Megaren-Kabiren- und Demeter-*Tempeln* geführt werden sollten« und könnten. Aber vom Recht und Gerechtigkeit und milden sanf-

ten Sitten, wo sie mit oder ohne Mysterien aus dem Demetertempel kommen könnten und sollten, weiſs der Hymnus kein Wörtchen.

Erst auf den letzten zwey Seiten fällt daher dem Vrf. noch eine Trias von *Umdeutungen ins ethische* bey. *Eleusis* sey zwar, עלה-אסן welches S. 105 *hoher Getreydespeicher* heissen soll; durch Paronomasie aber (!!) deute das Wort auf El, Gott, und אזן *prüfen;* also *Gottesprüfung.* Welcher Grieche hätte solche semitische Paronomasien vermuthen können? und welcher Semite kennt ein אזן, welches *prüfen* bedeute? (Es bedeutet *horchen, aures advertere.*) Weiter sey zwar *Megara* ebenfalls ein *Vorrathhaus,* nach גרר, aber in seiner *ersten* Bedeutung sey es *Megurah,* Ort der *Wallfahrt,* im höhern Sinn deutend auf die »*Wallfahrt des ganzen Lebens*« (Es bedeutet *Wandern als Fremder* überhaupt!) So, meint endlich S. 143. vereinige sich der Priesterstand unter der Personification *Eumolpus* mit den deutungsvollen agrarischen Verrichtungen. Man erinnert sich, daſs nach S. 66 Eumolpos = *Hu-mol-pi* (»dieser gegenüber dem Munde«) war, und daher —?— einen *öffentlichen Aussprecher* (i. e. Religionslehrer) andeuten soll. Unser letztes dieser Gattung sey, daſs S. 143. *οργια* dem Verf. nach einem arabischen Wort ורע *Wara* ein »sich hüten vor zweifelhaften und unerlaubten Dingen,« bedeuten, und also den *alten Griechen* als »*Opfer der Enthaltsamkeit und Scheu vor üblen Worten und Werken*« alles mögliche ethische mit einem Laut ausdrücken sollten. Sehr nöthig wird es gewesen seyn, die griechischen Mysten zu erinnern, daſs sie bey dem Wort *οργια* weit eher an das *arabische,* als etwa an *ορεγομαι, ορεξις, appetentia,* oder an *ορχεομαι reihenweise tanzen,* zu denken hätten.

Endlich doch auch über die *Behandlung des griechischen Textes und die Uebersetzung* etwas weniges, um nicht die Grundlage dieser Schrift ganz zu übergehen.

Zwischen Vs 37 und 38. wird ein Hiatus angenommen, und doch übersetzt S. »da noch nährte das Herz ihr die Hoffnung.« Dies deutet von selbst, daſs also Persephone, noch hoffend, laut aufschrie; welches dazwischen zu sagen, nicht nöthig war. Vs. 58. hat das Moskauer Ms. *σοι δ' ὦνα λεγω νημερτεα παντα.* Mitscherlich hat ὦνα als ὦ ἄνα, *o Mächtige* erläutert Nur *λεγω* scheint nicht so recht zu passen, weil Hekate *nichts* zu sagen hatte. Es ist aber wohl zu übersetzen: *tibi dicerem.* So spricht die Gutmüthige. S. übersetzt: »Nun *schnell, ὦκα,* nur untrügliches *will ich berichten.*« Und doch weiſs Hekate, leider, nichts.

Vs. 84. wird übersetzt:

— — — Dir ist ja nicht unwerth
Unter den Göttern *der Schwager*, der vielen gebeut, Aidoneus.

Schwager? Wahrsch. nur ein Schreibfehler für *Eydam*, γαμβρος. Vs. 92. Dem. »*schied* aus dem weiten Olympos« Sie war aber schon nicht dort. Also — *blieb weg*, νοσφισθεισα. S. 101. vertheidigt Ελευσιν statt Ελευσις. Dafür stimmt auch ελευσινιδαο

Vs. 105. Dem Verfs. ist es wegen seiner Ableitungen von אסן *Vorrathkammer* wichtig. Im Vs. 94. stimmt πολυν χρονον mit der Erzählung nicht überein. Denn *lange Zeit* dauerte die Umgestaltung nicht. Ist etwa πολυχρόνου zu lesen? »Schwach machend die Gestalt als einer vieljährigen.« Auch πολυχρονος, nicht allein πολυχρονιος, kommt vor.

Die Verse 153. 154.

ἡ μεν Τριπτολεμου πυκιμηδεος, ἡ δε Διοκλου
ἡ δε Πολυξεινου — —

werden S. 15. übersetzt:

Hier wohnt Triptolemos, der erfahrene, nebst dem Diokles,
auch Polixeinos und dann — —

ἡ μεν, ἡ δε, kann diesen Sinn nicht geben. Die Rede scheint vielmehr mit dem vorhergehenden in der Construction zusammenzuhängen. »Die Bande der Stadt werden bewahrt durch Rathschläge und gerade Rechtsprüche, *auf dieser Seite, huic parti,* = ἧ μεν, (durch Rathschläge und Rechtsprüche) des Triptolemos, *auf jener* = ἧ δε durch etc. des Diokles, *auf dieser,* ἧ δε, durch etc. des Polyxeinos etc. Die Stadt scheint in Zünfte unter verschiedenen Häuptlingen getheilt gewesen zu seyn, unter denen aber Keleos als Oberhaupt, ἡγητωρ λαων, galt. Man könnte auch blos ἠ μὲν, ἠδὲ annehmen, wie Il. 1, 36. ισασ' Αργειον ἠμεν νεοι ἠδε γεροντες, nur immer so, daſs die Genitivi von dem vorhergehenden βουλησι und δικησι abhangen.

Nach Vs 201 läſst der Verf. abermals einen *hiatus,* und übersetzt:

Saſs sie, verzehrt von der *Sucht* nach der tiefgegürleten Tochter . . .
Vorher suchte mit *Wizen* die sehr erfahrne Jambe
Wie noch mit mancherley Spott zu bewegen die Würd'ge, die Heil'ge,
Daſs erfreut sie gelacht . . .

Vielmehr hängt alles ohne Hiatus zusammen. Demeter saſs ganz still πρὶν γ'οτε δη etc *ehe noch* (vor dem, daſs) Jambe ihre Possen machte etc.

Den oben schon in einer Note berührten Vs 205. übersetzt der Verf, man weiſs nicht, wie und warum, so:

Drum so geschah's auch drauf, daſs *der Zorn sich ihr endlich geleget.*

Ἡ δε οἰ και επειτα μεθυστερον ευαδεν οργα,ς.

Und darauf wieder ein Hiatus. — Ferner; da *Deo* durch das allen Zauber störende *Beschreyen* an ihren Künsten mit dem Knäbchen Demophoon gestört war, zürnt sie sehr. Ihr erster Plan, sich als Göttin factisch zu erweisen, war ihr verdorben. In diesem Zusammenhang ist es gar zu höflich:

Nieder setzte sie nun, ihr grollend, das theure Söhnlein.

ἀπὸ ἑὸ ϑῆκε πέδονδε, *weg von sich legte sie ihn auf den Boden,* als etwas, dessen sie sich nicht mehr annehme.

Vs 265 ist unverständlich übersetzt:

Gegen die Horen für ihn in dem rollenden Laufe der Jahre,
Soll der Eleusis Geschlecht Wettkampf und grosses Getümmel
unter einander beginnen sofort *auf ewige Zeiten.*

Der Sinn ist: Wenn nun die Jahre *durch die Horen* sich *für ihn* (so daſs er ans Regiment käme) *umwälzen,* so werden die Eleusinier in innerliche Kriege gerathen, *alle jene Tage über* (so lange er lebt.)

Vs 289. Die Mutter Metaneira ist wie ohnmächtig niedergesunken Eine der Töchter eilt auf zarten Füssen, die Mutter *aufzuheben,* μητερ' αναστησασα und aus dem Zimmer zu bringen.

Vs. 307,

— — — ȣδε τι γαῖα
σπερμ' ανιει · κρυπτεν γαρ εὐστεφανος Δημητηρ
— — — es brachte nirgends *der Boden*
Saamen empor, ihn *verbarg* noch Demeter . . . .

Γαια ist hier die Tellus, wie sie *als Göttin* oben den Narcissenstrauch hervorgebracht. Was sie *herauf* schicken wollte von von Gewächsen, das *bedeckte* die oben auf der Erde über das Gewächsreich waltende Demeter, daſs es nicht aufkam. So rächte sie sich auch an Gaia, wegen des Narcissus, und so überhaupt zwang sie Zeus und alle Götter, sie als eine höhere anzuerkennen. — —

Auch dies scheint zu den Merkmalen der nachhomerischen Zeit zu gehören, daſs dieser Hymnus nicht leicht blos gewohnheitweise die Beywörter setzt, sondern mit nächster Beziehung auf den Context, also reflectirender. In der Freude wird Vs 371. Persephone, da sie nun wirkliche Gemahlin des Raubenden und eine hochverehrte Göttin seyn soll, περίφρων, gleichsam *umherdenkend,* an mancherley denkend, so daſs deswegen der

Schlaue sie überraschen und zum Kosten der unnennbar bedeutsamen Frucht (wer blos den *Kern* eines Granatapfels gab, konnte, doch nicht den Zweck vorhaben, Kräfte auf die Reise geben zu wollen?) sie heimlich bewegen kann. *αμφι ἑ ναμησας*, wird S. 31 übersetzt: »*breitend sich über sie her.*« Bisher war Persephone noch nicht ihm zu willen gewesen. Vs. 344. *πολλ' αεκαζομενῃ*, wenn gleich er bey ihr safs *εν λεχεεσσι* Auch Vs 364 hatte Aides immer erst noch als *ακοιτης* im Futurum *εσσομαι* zu sprechen gehabt. Erst seine unerwartete Gutmüthigkeit überrascht sie, als *περιφρονα*, »weil sie jetzt auf allerley umherdenkt« und so gewann er's, dafs sie nun doch wohl nicht immer von ihm weg würde bleiben wollen. (Das folgende *ἠματα παντα* ist nicht »auf ewige Zeiten« sondern *alle Tage*, das ganze Jahr über). Nach diesem Vorgang, wovon zu reden auch Pausanias II, 17. sich verbittet (*ταμενεν ἐις την Ροιὰν - αποῤῥητερος γαρ εστιν ὁ λογος - αφεισθω μοι*) geschirrt jetzt *der Gemahl* ihr selbst den Wagen an. Die Tochter hat Erhebung gewonnen durch der Mutter Beharrlichkeit, welcher auch Aides, mit allen nach Opfer strebenden Göttern, nachgeben mufste; dieser aber gewinnt sich die nun höher Erhobene zur ebenbürtigen Gemahlin. Vs 397 *ει δ' επασω* ist nicht: *wenn mir's behaget*, sondern: *wenn du aber gekostet hast.* Uebrigens ist *ει δ' επασω doch nur Conjectur.* Der Codex hat: *ει δε πτᾶσα παλιν ἰκσ'* — Von *πτημι* als Aoristus. II. abgeleitet ist der Sinn von *πτᾶσα* »wenn du aber Schaden genommen hast« und dann wäre wohl *παλιν κιουσα* zu lesen: wiedergehend, wie Vs 472. — Vs 399 läfst S. noch *ορεων*, wofür schon Rhunkenius *ὡρῶν*, von *ὡραι Jahrzeiten.*

Bey Vs 404 ist allerdings unerwartet, dafs Demeter ihre erste Frage: Hast du etwas genossen im Unterirdischen von Vs 393 bis 403. ausführt, und dafs alsdann die zweyte Frage in dem einzigen Vs 404. so ganz abgerissen und kurz folge. Hr. S. läfst abermals *vor* diesem einen Hiatus; die Frage ist übersetzt:

> Und *mit welcherley List* betrog dich der Vielaufnehmer?
> *και τιν' εξαπατησε δολῳ κρατερος* Πολυδεγμων;

Demeter kann noch nicht wissen, dafs die Tochter, etwas zu *geniessen*, getäuscht worden sey. Darauf ist also die so kategorische Frage auf keinen Fall zu beziehen? Vielmehr auf die Art des Raubens. Ohne ein allzu abgerissenes Fragen und ohne einen im Ms. nicht bemerkbaren Hiatus hängt Vs. 404. mit dem Vorhergehenden zusammen, wenn im Anfang des Verses statt Κ*αι τιν* anzunehmen ist *και τοι σ'* — — Rec. übersetzt:

> Aber sobald von duftenden Blumen des Frühlings die Erde,

Manchfach erblühet, alsdann aus dem Qualm der finsteren Dickluft
Komme du wieder herauf, ein Wunder für Götter und Menschen,
Wenn gleich weg Dich betrog mit List der mächtige Vielherr.

Natürlich erzählt darauf doch die Tochter das bedenklichste zuerst, und so fort auch, wie zuvor mit List er sie wegbetrogen hatte. Jenes wollte die Mutter noch nicht voraussezzen, doch hatte sie es als wohl möglich geahnet. — Vs 407. scheint nicht an *ευτε als* sondern an *ἐν εμοι ηλθε wohl recht kam mir Hermes* etc. gedacht werden zu müssen. Hier ist Hermes von S. als *Erdgeist* sogar in die Uebersetzung gebracht. *εριȣνιος* soll nach S. 132. von אֶרֶץ *Erde und* און *Kraft, die Erdkraft* heissen, *Hermes* selbst der *Aufhäufer* von ערם. Vs 409. ist *ηγεμεν* blos Conjectur, *ελθειν* im Codex auch nur von neuer Hand. Was also vor *ἐξ* stehen soll, ist nicht bestimmt.

Vs. 428. wo der Text

Ναρκισσον θ' ὸν εφυσ' ωσπερ κροκον ευρεια χθων

hier, mit dem so überflüssigen *ὥσπερ κρόκον*, übersetzt wird:

»Auch die Narciss, wie *den Krokos* erzeugt von der Erde, der grossen«

Rec. möchte einen Punkt vermuthen, und dann

— Θαῦμα δ' ιδεσθαι
Ναρκισσος, τὸν εφυσεν ὑπέρκακον ευρεια χθων.

Ein Narcissusstrauch *war da,* wie ein Wunder anzusehen. Aber für Persephone ward er der *überschlimme* geworden, von der Erde wie absichtlich zur Täuschung für sie hervorgebracht, weswegen er auch Vs 8-15 so umständlich vorgemalt ist. Erst Vs 429 pflückt Pers. davon. Πολυδεγμων, ein charakteristisch eigenes Wort im Hymnus, scheint immer Adjectivum zu seyn.

Vs 289, 290. erhalten die sonderbare Uebersetzung:

Badeten ihm sie den Leib, doch es ward *nicht die Seele versöhnet.*

— ελκεεον — — τȣ δ' ȣ μειλλισσετο θυμος.

Der kleine Demophoon, ist der Sinn, befand sich unbehaglich, weil er nicht mehr der Göttin Wartung fühlte. Was soll hier das *Versöhnen der Seele?* Die Schwestern badeten, liebkoseten ihn, aber ihm wurde nicht behaglich zu Muth. Auch der folgende Vers sagt nicht:

Ammen und Pfleger zugleich, sie quälten ihn alle vergebens.

vielmehr:

Denn nur schlimmere Pflegerinnen hatten ihn jetzo.

Das Ὡς ἔφατ' im Vs 316. setzt voraus ausdrückliche Worte des Zeus. Deswegen möchte Rec. καλεσσαι im Vs. 314 als Aoristus I. im Medium: rufe du! übersetzen, so dafs nach αρσε ein Semicolon steht. Ιριν . . αρσε· καλεσσαι »zuerst schickte er Iris herab: *Rufe doch* die schöngelockte Demeter, die einen so sehnsuchtwürdigen Anblick gäbe« Erst versucht es Zeus, noch kurzweg mit einigen Galanterien bey der Göttin auszureichen.

Vs 440. wird sehr modernisirt. Hekate

— umschlang dann fest der Demeter heilige Tochter
Ward als Königin drauf ihr stete *Gefährtin und Zofe.*
εκ τϩ οἱ προπολος και ὀπάων επλετ' ανασσα.

Schon in Hesiods Theogonie wird von Vs 404—452. mit Liebe beschrieben, wie *Hekate*, des Perses und der Loto Tochter, die *überall theilnehmende, überall beliebte* war, weil, sie bey Göttern und Menschen überall nebenbey wirkend, immer das Beste that Fast möchte man sagen, *Hekate* ist bey Hesiod. die mitwirkende *Willigkeit;* wobey etwa auch an ἑκϩσα gedacht werden darf. Zum Schlufs sagt dort der Theogonist von ihr:

War demnach sie gleich nur die einziggeborne der Mutter,
Bey den Unsterblichen allen war doch sie geehrt mit Geschenken,
Sonderlich setzte sie Zeus als der *Jugend-Pflegerin,* welche
Nach ihr sähen mit Augen das Licht der umsichtigen Eos.
Also war von Beginn sie *Jugend-Pflegerin.* — —

Kein Wunder, dafs sie, die κϩροτροφος, dann nach unserm Hymnus Vs. 24. 25. so allein und zuerst Theil nimmt an der Mifshandlung der *Kore,* Persephone, und deswegen an der beleidigten Mutter, auch 51—59. ihr, wenn sie gleich nicht viel weifs, tröstlich beysteht. Ebendaher ist diese allgemeine Willigkeit oder Harmonie auch jetzt wieder bey der Mitfreude. Auch weil jetzt Persephone eine Königin geworden ist des Unterreichs, bleibt ihr Hekate, was sie es den himmlischen und den irdischen Göttern ist, die mitwirkende Willigkeit. So scheinen die Worte προπολος, *ein vorausgehender Diener,* und οπαων, *ein folgender Diener,* sprüchwörtlich. Hekate, wo sie ist, ist wie Vor- und Nachhülfe, wie vornen und hinten und überall das dienlichste. Nur als *wirkliche Dienerin und Zofe* ist sie, die Göttin aus dem alten Geschlecht gegen Persephone, nicht zu denken. Vielmehr:

Seitdem wurde die Mächtige Ihr wie Alles und Alles.

Nur Hekate nämlich konnte im Himmel, Erde und Hades seyn, folglich die Persephone, wenn sie ein Drittheil der Zeit

unten seyn mufste, auch dort erfreuen. Sie war vor ihr dort, und kam, so oft sie dahinkam, ihr nach, war Ihr *Vor- u. Nachgängerin.*

Vs. 442. hat das Ms. ἧκε er schickte.. Ρειην ηΰκομον, ην μητερα κυανοπεπλον αξεμεναι.. Dies scheint richtig, wenn nur τὴν für ην gelesen wird. Vs. 446. möchte την τριτατην μεν μοιραν ὑπο.. richtiger seyn Την τριτατην ὥραν ὑπο.. Im Vs. 445. steht dann für sich: Νευσε δε οι κερην. Ετεος περιτελλομενοιο τ. τριτ. μενεθ' ὥραν etc. Statt μενετω, sie soll bleiben.

Die Verse 344. 345. hat der einzige vorhandene Codex also:

Πόλλ' αεκαζομένη μητρος πόθω ηδ' επ' ατλήτων
ἔργοις θεῶν μακάρων μητίσετο βυλῆ

Voss (s. bey Mitscherlich p. 195.) muthmafste

ἡ δ' ετ' αληκτον
εργοις αθανατων μακαρων μητισατο βυλην.

Rec. möchte versuchen, der handschriftlichen Leseart noch etwas näher zu bleiben.

ἠδ' επ ατλητον
εργοις θεων μακαρων ἄντην μητίσατο βυλῇ.

Persephone safs zwar bey Aides auf dem Bette, aber noch sehr unwillig sich bezeugend aus Sehnsucht nach der Mutter, welche *bis aufs unerträgliche* mit Thaten (nicht blofs wörtlich) dem Rathschlufs der seeligen Götter *entgegen* sann. θεων macht öfters im Hymnus nur Eine Sylbe. Herausgefallen ist etwas aus dem Vers. Die Sylben ἄντην.. können vor dem etwas ähnlichen μητι übergangen worden seyn. Wie oft schon, und auch bey diesem Hymnus hat Rec. lebhaft den Wunsch und das Bedürfniss gefühlt, dafs doch *die alten Texte*, offenbare Schreibfehler abgerechnet, nur nach den besten vorhandenen Handschriften abgedruckt, jede nicht handschriftlich, also nicht geschichtlich gegebene, Verbesserungen aber nur unter dem Texte angezeigt wären Wie oft kämen spätere Blicke leichter auf eine unerwartete Ansicht aus dem Ueberlieferten, auf eine nicht unwichtige Folgerung, wenn der alte Text nicht schon, wie ein unheilbares Uebel, weggeschafft wäre.

Selbst der letzte Vers des Hymnus aber scheint eine Besserung zu bedürfen. Der Dichter fleht von Vs. 489 — 493. *beyde Göttinnen*, Δηοι ανασσα und κερη Περσεφονεια für seinen Gesang um ein beglücktes (Erden-) Leben. Wie sollte nun eine Anrede an Demeter *allein* schliessen?

Αυταρ εγω και Σεїο και αλλης μνησομ' αοιδης.

Auch scheint es nicht passend, wenn er verspräche: »auch Ihrer, *auch eines andern Liedes* zu gedenken.« Wie? wenn er gedichtet hätte:

Αυταρ εγω και Σφωι κατ' αλλης μνησομ' αοιδης.
»Dann werd' Ich auch *an Euch bey* anderm Gesange gedenken.«

Er verspricht dadurch Ihnen *Beyden* etwas; und dies scheint nach dem Zusammenhang nothwendig. Das Versprechen selbst aber ist, dafs er dann auch in andere Lobgesänge (welche er auf andere Götter dichten wollte) Ihr Beyder Andenken einflechten werde, wenn sie es ihm durch ein glückliches Leben möglich machen wollten. *Κατα* mit dem Genitiv: in Beziehung auf . . .

Wir schliessen, indem wir nur noch *die einzig übrige Hauptstelle von* dem, was der Hymnus als *Demeters Tempelritualien, Orgien,* kannte, beyfügen. Diese Göttin hat sich jetzt als eine allen Göttern nicht nur gleiche, sondern allen gleich unentbehrliche gezeigt in ihrer selbstständigen Gottheitkraft. Nachdem also eben durch dieses Besingen ihrer Erhebung, welche nicht eine willkührliche Gnade von Zeus war, sondern als ein wohlberechnetes Emporschwingen ihrer selbst aus beleidigender Vergewaltigung heraus vorgestellt werden konnte, die Vorzüge der Göttin und somit des Tempels, der Priester, der ganzen Anstalt hervorgehoben waren, schliefst auch der Hymnus mit dem, was ihm der Hauptzweck war und blieb; so wie sich dann gewöhnlich der Hauptzweck durch ein solches Zurückkommen auf ihn selbst entdecken hilft. Demeter macht ihre Divinität nicht geltend, ohne ihren bisherigen Mittezustand auf der Erde, in dem heiligen Eleusis, das ihr so folgsam eine eigene Tempel-Wohnung gewährt hatte, bleibend zu verherrlichen; aber *doch noch nicht* mit übersinnlicher Lehrmystick, sondern nur mit dem sehr natürlichen Glauben, dafs, wer sich hier der Mutter gewidmet habe, und ein Weyhevollendeter, *τελειος*, geworden sey, auch, wenn er hinab käme, wo die Tochter mitregiert, kein gemeines Schicksal haben werde. Dies nur erscheint, wenn man nichts hineintragen will, als der Sinn der letzten Hauptstelle:

Aber, gehend, zeigte sie noch den gerechten Regenten,
Dem Triptolemos und dem Kämpfer auf Rossen Diokles,
Auch dem Eumolpos voll Kraft und dem Keleos Führer der Völker,
Heiligthümer-Orakel und sprach dazu aus *für Alle*
Würdige Orgien, die nicht vorbeyzugehn, auszuklügeln,
Noch zu betrüben sind. Denn etwas wichtiges sind sie.
Götterbetrübnifs hält zurück den Laut von der Stimme.

Zuerst ist zu bemerken, dafs der Codex hat *χρησμοσυνην* nicht *δρησμ.* und dann *αχος Schmerz, Trauer,* nicht *αγος*. Rec. bleibt bey diesem. Die beyden Göttinnen Deo und Persepho-

ne hatten Trauer, die andern dann Betrübnifs über die Folgen des Unmuths der Demeter. χρησμοσυνη ist Orakelgeben. Demeter lehrte, wie über die *ἱερα* über alles, was das Heiligthum angeht, Orakel, χρησμοι, zu geben seyen. Δρησμοσυνη ἱερων wäre *Bedienung, Behandlung der Heiligthümer;* was wohl auch anzunehmen wäre, wenn die Handschrift es so hätte. Επιφραζω, *aussinnen,* auch: *aussprechen.*

Eine wichtige Bemerkung ergiebt sich hier bey kritischem Betrachten des überlieferten Textes. Deutlich war hier noch ausgesprochen, dafs die von Demeter ausgedachte Orgien *(quae rite fiunt, facienda sunt)* seyn sollten *für alle,* πασι! also *öffentliche,* wenn gleich mit Lustrationen verbundene Feyerlichkeiten nach bestimmten Ritualien. Der Text ist für jetzt

ἡ δε, κιȣσα, θεμιστοπολοις βασιλευσιν
δειξε, Τριπτολεμῳ τε, Διοκλειτε πληξιππῳ,
Ευμολπȣ τε βιῃ, Κελεῳ δ', ἡγητορι λαων,
δρησμοσυνην δ' ἱερων, και επεφραδεν ὄργια πᾶσιν
Τριπτολεμῳ τε, Πολυξεινῳ τ' επι τοις δε Διοκλει —
σεμνὰ, τα τ' ȣπως εστι παρεξιμεν ȣτε πυθεσθαι
ȣτ αχεειν· μεγα γαρ τι· θεων αγος· ισχανει αυδην.

Leicht findet man hier, dafs die Wiederholung der Namen Τριπτολεμῳ τε bis Διοκλει, höchst sonderbar wäre. Schon frühere Kritik hat deswegen diesen Vs. als unächt in Klammern gestellt. S. Mitscherlichs Ausg. S. 94. zu Vs. 476. οργια πᾶσιν hat Pausanias, wie ebenfalls Mitscherlich schon anmerkte. καλα wäre ein Flickwort. Und wie käme das σεμνα nach der sonderbaren Unterbrechung erst hintendrein? Offenbar gehört ὄργια σεμνὰ so zusammen, dafs nicht diese Namenwiederholung, welche so ganz leer scheint, dazwischen kommen darf. Aber näher betrachtet, ist sie mehr, als leer. Sie soll eine Andersdeutung seyn des πασι. Der Hymnode lebte, als der Demeter οργια σεμνα noch *für Alle,* πᾶσιν, waren. Auch das δ' *vor* ἱερων hat keinen Halt und ist also eingeschoben. Den späteren Zeiten aber, als jene *rite facienda* zum Theil Arcana, Mysteria, wurden, war dieses πασι unerträglich, oder wenigstens unglaublich. Ein sehr ungeschickter Umdeuter wollte also sagen, unter dem πασι seyen die Häuptlinge *allein,* die Mitgeweyhten, Triptolemus etc. *allein* zu denken; und so bringt er noch den Polyxeinos aus Vs. 154. dazu, ungeachtet gar nicht folgt, dafs alle dort anfangs genannte fünf Häupter von Eleusis in der Folgezeit auch über die χρησμοσυνην ἱερων belehrt waren, oder fortdauernd Antheil hatten, und ungeachtet auf jeden Fall Δολιχος leer ausgienge. Vielmehr bestätigt demnach das *offenbar absichtliche* der Einschiebung des Vs. 476., dafs diese οργια der Demeter würklich einst *für Alle* waren. Wie auch daraus folgt, dafs *jedem* gesagt ist,

dafs er sie nicht vorbeygehen sollte, woraus wieder folgt, dafs alle leicht dazu, als zu öffentlichen Tempelgebräuchen, zu Volksfeyerlichkeiten, durch Reinigungen geweyht werden konnten. Nichts also noch hier von Weyhen zu geheimeren Lehrdeutungen!! Nur wer *nicht vorbeygieng* der Demeter Ritual, das ist: Orgia, *nichts dabey ausforschen und ausklügeln* wollte, (wer fein glaubig, priestergefällig die alte Darstellungen der Demeter-Geschichte mit ansah und mitmachte) aber auch *nichts unerfreuliches dazu brachte,* dem wird noch zugerufen, dafs er *auch unten bey der Tochter* sich nicht schlimm befinden könne.

O beglückt, wer von irdischen Menschen dieses geschaut hat.
Der Nicht-Weyhe-Vollendete hat nicht, wie der Genosse,
Gleiches Geschick*), so er stirbt, in jenem modernden Dunkel.

Fortdauer wurde hierdurch, und durfte auch dem Griechen nicht erst gelehrt werden, wie durch Mysterien. Hebräer und Griechen haben schon die *Seelen-Fortdauer* im Scheol und Hades, so lange man geschichtlich von beyden etwas weifs; was die, welche erst aus den Mysterien eine Unsterblichkeitlehre hervorschimmernd zeigen wollten, nicht genug beachten. Dafs man späterhin sich jenen Zustand weniger schattenartig und thatlos vorstellte, war im Grunde ein kleiner Vorschritt, zur *ratio cum spe meliore moriendi,* über welche Cicero, der auch nicht umsonst das Athenae seiner Zeit frequentirt haben wollte, so oratorisch *(de Legg II.)* sich auszusprechen liebt.

Fafst man nur den Zustand *im Scheol oder Hades* anschaulich auf, *so war sogar ein sehr natürliches Vergelten,* besonders des Bösen, darin vorlängst gedacht und von selbst aufgestellt. Man denkt sich nur unter uns gewöhnlich nicht ganz, was das Schattenleben dort mit sich brachte. Wer böse gegen andere, gewaltthätig, von Leidenschaften voll zu seyn gewohnt war, behielt, indem er da hinab kam, der natürlichen und mystischen Vorstellung gemäfs, eben diese Begier in seiner Seele; nur ausüben konnte er sie nicht, keinen vergewaltigen, keine seiner Lüste befriedigen. Welch eine qualvolle Folge davon, dafs er hier oben sich alles dieses nicht abgewöhnt hatte. Was könnte eine natürlichere Vergeltung des Beharrens im Bösen seyn, was verhältnifsmässiger und ohne erkünsteltes Quälen schmerzlicher, als eben dies, immer es zu begehren, immer von der Leidenschaft, es auszuüben getrieben zu seyn und nun doch es nicht zu vermögen und von allen Andern als wollend und nicht könnend gekannt, vermieden, verhöhnt zu werden! Solche Vergeltung, weit gewisser, als jede erkünstelte, dachten

*) ὁμοιαν αισαν hat der Codex, *fatum parium, i. e. acsi pares essent.*

die Alten wirklich. Wenn nach der Jobiade 3, 13—19. sich der Verunglückte den Zustand ausmalt, wo der Sclave neben dem Gebieter in guter Ruhe sey, war da nicht für beyde die natürlichste Vergeltung mitgedacht? Der Herr will befehlen; und was straft ihn für seine gebieterische Angewohnheiten mehr, als das Erblicken der Sclaven, die sich nichts mehr um ihn zu kümmern haben, auch eben dadurch für das einst von ihm erlittene sich getrösteter fühlen. Eben deswegen stellt Jesaiah 14, 9—21. den Eroberer aus Babylon vor, wie alle von ihm Unterjochte sich seiner Hinabkunft freuen, weil er jetzt in den nämlichen Herrscherlüsten niemand als sich selbst, vor ihren Augen, quälen werde. Selbst um erst auf die Idee von Vergeltung nach dem Tode geleitet zu werden, bedurfte es demnach keiner Mysterien. Sie lag auf sehr natürliche Art schon im Volksglauben, ohne mythische Priesterzusätze von positiven Quälereyen.

Das Ende des Hymnus spricht, so wie es auf keinen Fall von Lehrgeheimnissen über Natur oder Religion spricht, um so weniger davon, weil das, was häufig man erst aus den Mysterien ableitet, *Glaube an Fortdauer und zwar an einen* durch das, was man hier oben zu thun und zu lassen sich gewöhnte, glücklicher oder unglücklicher gemachten, also von dem Betragen in *diesem Leben abhängenden Zustand der Fortdauer* schon im älteren, einfacheren Volksglauben vom Zusammenseyn im Hades oder Scheol nach der Natur der Sache mit angenommen war. Erst, nachdem Priestertand besondere Qualen und Genüsse ersonnen und ein Dunkel von Beängstigungen und von Hülfsmitteln umgehüllt hatte, bedurfte der alte Sinn wieder besserer Aufklärung. Der demeterische Hymnus dagegen spricht am Schluſs nur für fleissige Theilnahme am Demetertempel und den alten Orgien oder gottesdienstlichen Thätigkeiten, an welchen man nur nach Reinigungen (nicht, ohne der Priester zu bedürfen!) Theil nehmen durfte. Wer dadurch gegen Demeter Religiosität bewies, hatte auch im Unterreich bey der Tochter ein angenehmeres Schicksal zu erwarten, so wie nach Vs. 364—369. auch in Beziehung auf Persephone nur auf priestergefällige, nicht aus höheren Lehrgeheimnissen und geistigeren Weyhen angenommene Religiosität und auf die den Priesterzwecken miſsfällige Irreligiosität hingedeutet ist. *Nicht Unrechtthuende überhaupt* werden, wie die Mysterien gelehrt haben sollen, gestraft, sondern *nur die Nichtopfernden.*

Alle Tage wird seyn für die Unrechtthuenden Strafe,
Die nicht *mit Opfern* begütigen mögen deine Gesinnung.
Wohl durchführend den Dienst, vollendend gefällige *Gaben.*

Εναισιμα δωρα τελȣντες waren demnach die damals gemeinten. τελειοι, εμμοροι, *Weyhegenossen*, und ατελης war man vornehmlich, wenn man ein *solches* τελειν unterliefs. Mysterien als Lehrgeheimnisse waren erst später als unser Hymnus.

H. E. G. Paulus.

Der zweyte Brief Petri, kritisch untersucht von CARL ULLMANN, Dr. der Philos. und Privatdocent der Theologie an der Universität Heidelberg. Heidelberg in Aug. Oswalds Universitäts-Buchhandl. 1821. 1 fl. 12 kr.

Der zweyte Brief Petri ist bekanntlich seit dem ersten Beginn der neutestamentlichen Kritik der Gegenstand sehr verschiedener Urtheile gewesen, und bis auf die neueste Zeit, in welcher die kritische Bearbeitung der kanonischen Schriften Riesenschritte gethan hat, kann man nicht sagen, dafs eine Ansicht über dieses kleine Sendschreiben als allgemein befriedigend anerkannt und herrschend geworden wäre. Besonders ist das Verhältnifs des zweyten Kapitels des petrinischen Briefes zum Brief Judä ein Problem, welches, obgleich auf mannichfaltige Weise gelöst, doch immer wieder zu neuen Fragen Veranlassung gegeben hat. Es schien daher bey der unter den ausgezeichnetsten Kritikern und Exegeten immer noch herrschenden Verschiedenheit der Ansicht über den zweyten Brief Petri dem Verfasser keine überflüssige Arbeit, noch einmal ganz frey und unbefangen in die Betrachtung dieser neutest. Schrift einzugehen, und die Resultate dieser Betrachtung, in so fern sie im Ganzen oder Einzelnen von bisherigen Forschungen abweichen, dem gelehrten Publikum vorzulegen. Der Verfasser hat sich zuerst ohne alle Berücksichtigung der bisher angestellten Untersuchungen blos an die Betrachtung der zweifelhaften Schrift selbst gehalten, und dann erst, nachdem er sich eine bestimmte Ansicht gebildet, hat er sich von den bisherigen Forschungen darüber unterrichtet. Diefs schien zu unbefangener Beurtheilung durchaus nöthig. Aber dadurch ward der Verf. auch in die Nothwendigkeit versetzt, von manchen verehrungswürdigen Gelehrten abzuweichen, und gegen ihre Ansichten oder die von ihnen gebrauchten Gründe polemisch aufzutreten. Er hofft es mit der gehörigen Gründlichkeit und Bescheidenheit gethan zu haben. So weit er entfernt ist zu glauben, durch seine Schrift, die von Alters her getheilten Meinungen über das kleine petrinische Sendschreiben zu vereinigen, so darf er doch wohl hoffen, dadurch wenigstens in manchen Punkten etwas zur richtigeren Beurtheilung des behandelten Gegenstandes beygetragen zu haben. —

Darin scheinen die bisherigen Kritiker meistens gefehlt zu

haben, daſs sie von vorne herein diesen sogenannten zweyten Brief Petri als ein durchaus zusammengehöriges Ganze betrachteten — und nun entweder ganz verwarfen — oder ganz als ächt anerkannten, da doch schon der sehr verschiedene Inhalt der einzelnen Abschnitte, so wie ihr verschiedener Ton und Styl sehr leicht auf den Gedanken führen konnte, daſs dieses Sendschreiben aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sey. Der Verfasser ist deswegen bey seiner Arbeit von dem Grundsatze ausgegangen, zwar jeden Abschnitt im Verhältniſs zu den andern, aber auch jeden für sich abgesondert zu betrachten, und einen jeden durch seinen besondern Inhalt und seine Sprache für oder wider seine Aechtheit zeugen zu lassen. Zu diesem Verfahren nöthigt in dem gegebenen Fall noch ganz vorzüglich das Verhältniſs des zweyten Capitels zum Brief Judä. —

In Beziehung auf dieses zweyte Capitel der zweifelhaften Schrift hat sich der Verf. — mit Dank erkennt er es an — zum Theil an die Ansicht eines geachteten Gelehrten, des Hrn. Dr. Bertholdt angeschlossen, obgleich ihm die von demselben gebrauchten Gründe nicht überall einleuchtend und beweisend schienen. Aber so dankbar er hierin Bertholdt ganz vorzüglich als seinen Vorarbeiter anerkennt, ebenso frey und unumwunden muſste er sich gegen die Meinung desselben Gelehrten über das dritte Capitel erklären. Unbefangene und einsichtsvolle Beurtheiler mögen entscheiden, ob mit triftigen Gründen. Ueberhaupt kann dem Verf. nichts angenehmer seyn, als eine gründliche, wenn auch strenge, Beurtheilung seiner Schrift, sobald es nur dem Urtheilenden nur um Wahrheit zu thun ist.

Zm Schlusse bemerkt der Verf., daſs es ihm bisher unmöglich war, die kürzlich erschienene Schrift von *Jessien de Authentia epistolae Judae*, zu erhalten. Auf sie konnte er also bey seiner Arbeit keine Rücksicht nehmen. U.

Leipzig bey Johann Ambrosius Barth: Vorbereitungen zur höhern Analysis. von Heinrich Wilhelm Brandes, Professor an der Universität in Breslau, 1820, 178 S. 8.
Auch unter dem Titel: Der polynomische Lehrsatz, und leichte Anwendungen desselben, zum ersten Unterricht für Anfänger dargestellt.

Bei dem Vortrage der Mathematik auf unsern Universitäten wird oft die Lehre vom binomischen und polynomischen Lehrsatze, und die Entwickelung der transzendenten Funktionen in Reihen der Differential-Rechnung überlassen. Mancher Lehrer dieser Wissenschaft aber wird die Erfahrung gemacht haben, daſs diese Methode nicht die zweckmässigste sey. Es entsteht nämlich ein doppelter Nachtheil daraus; der Vortrag der

Differenzial-Rechnung wird zu ausgedehnt, und der Lehrer entbehrt den Vortheil, den Zuhörer durch die Einweihung in den Geist und die Hülfs-Mittel des analytischen Rechnens zum Studium der Analysis des Unendlichen gehörig vorzubereiten. Hiernach entsteht die Frage, ob es nicht besser sey, diese Lehren in die Elemente der Algebra aufzunehmen; aber auch dieses hat Vieles wider sich, indem die Lehre von den Gleichungen, und dem näher dahin einschlagenden schon ausgedehnt genug ist, um den Vortrag eines halben Jahres auszufüllen Es mögte also wohl das zweckmässigste seyn, auf die Algebra eine Einleitung in die Analysis des Unendlichen, und die Elemente der analytischen Geometrie folgen zu lassen. Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, würde der Zuhörer in dem Studium der Analysis des Unendlichen eine geebnete Bahn betreten, und in unserm teutschen Vaterlande würde sich ein gründliches Studium der Mathematik allgemeiner, als bisher, verbreiten. Man könnte hiergegen einwenden, dafs ein nach diesem Plane eingeleitetes Studium der Mathematik zu lange aufhalten müfste; allein dieses wird nicht der Fall seyn, sobald nur der auf vielen Gymnasien noch mangelhafte Vortrag dieser Wissenschaft verbessert ist, so dafs man bey den akademischen Zuhörern eine gründliche Kenntnifs der Elementar-Mathematik voraussetzen kann.

Rec. freute sich den einsichtsvollen Verfasser der vorliegenden Schrift diese Meinung theilen zu sehen. Der Zweck des kleinen Werkes ist nämlich, einen Theil der angezeigten Lücke auszufüllen, und Rec. glaubt, mit gutem Gewissen, dasselbe als Leitfaden akademischer Vorlesungen empfehlen zu können. Es besteht aus drey Abtheilungen. Die erste enthält die Lehre von den figurirten Zahlen, den arithmetischen Progressionen höherer Ordnung, den Permutationen, den Combinationen, den Zerfällungen einer Zahl nach bestimmten Gesetzen, und den Variationen. Bei der Lehre von den figurirten Zahlen wäre es wohl nicht unnütz gewesen, einige Anwendungen zu geben, auch hätten wir gewünscht, dafs der Verf. die Lehre der Interpolation, welche er an die arithmetischen Progressionen höherer Ordnung knüpft, etwas weiter verfolgt hätte; ebenso hätten der Lehre von den Permutationen, Combinationen, und Variationen einige leichte Anwendungen auf die Wahrscheinlichkeits-Rechnung folgen können. Ueberhaupt würde es zweckmassig seyn, wenn der Verf. bei einer zweiten Auflage die wichtigsten Satze der Wahrscheinlichkeits-Rechnung aufnehmen wollte, da über diesen Theil der mathematischen Wissenschaften selten Vorlesungen auf unsern teutschen Universitaten gehalten werden.

Die zweyte Abtheilung handelt von dem binomischen und polynomischen Lehrsatze für ganze, gebrochene und negative Exponenten, wobey der Verf. dasjenige, was bisher hierin geleistet ist, eben so sorgfältig als zweckmässig benutzt hat. Die dritte Abtheilung handelt von der Anwendung des binomischen und polynomischen Lehrsatzes auf die Entwickelung der Reihen, sie enthält die Umkehrung der Reihen, und die Entwickelung der logarithmischen und Exponential-Grössen, und der Kreis-Funktionen. Am Ende folgen noch einige Sätze aus der Lehre der Gleichungen, welche inzwischen zur Hauptsache nicht gehören, und nur als eine Zugabe anzusehen sind. Uebrigens ist der Vortrag im ganzen Werkchen klar und deutlich, und die Beweise sind durchgangig gut gewählt.

N° 39. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Reise nach dem hohen Norden durch Schweden, Norwegen und Lappland. In den Jahren 1810, 1811, 1812 und 1814. von VARGAS BEDEMAR. Frankfurt a. M. 1819. Erster Bd. XXII. und 570 S. Zweiter Bd. XII. und 374 S. 8. mit einer Charte von Norwegen.

Reisen, durch welche Gegenden der Erde sie auch gemacht werden, haben alle Zeit etwas Interessantes, insofern sie die Menschen mit ihren verschiedenen, durch mannigfaltige Bedingungen, modificirten, Eigenthümlichkeiten darstellen. Inzwischen besuchen die meisten Reisenden vorzugsweise diejenigen Gegenden, welche ausser der Befriedigung einer lobenswerthen Wifsbegierde auch eine Menge von Bequemlichkeiten gewähren, und nur Gewinnsucht oder Durst nach Erweiterung unserer Kenntnisse der Erde und ihrer Bewohner trieb kühne Geister in die unwirthbaren Regionen des heissen Erdgürtels oder des beeiseten Nordens. Wenn gleich minder beschwerlich als der Aufenthalt in Grönland und Spitzbergen, ist doch eine Reise durch die nördlichsten Gegenden Norwegens und Schwedens allezeit mit grossen Gefahren und zahllosen Unannehmlichkeiten verbunden, und die berühmten Gelehrten, Pontoppidan, Linné, Celsius, Wahlenberg, L. v. Buch, Hausmann und der Verfasser der vorliegenden Erzählung verdienen daher unsern grossen Dank, dafs sie die bedeutenden Mühseligkeiten einer solchen Reise nicht scheuten, um sich selbst und andern eine genaue Kenntnifs jener Gegenden zu verschaffen. Der Letztere hat am längsten dort verweilt, zeigt sich überall als einen sorgfältigen Beobachter, fügt sich leicht in unvermeidliche Entbehrungen, sieht daher die Gegenstände meistens von ihrer bessern Seite, und wenn er gleich bescheiden genug blos Nachträge zu den anerkannt schätzbaren Arbeiten seiner nächsten Vorgänger, L. v. Buch und Hausmann geben will; so wird doch jeder Leser seinen Reisebericht nicht ohne vielen Genufs und mannigfache Belehrung aus der Hand legen. Um übrigens das Interesse, welches jede nur etwas gut geschriebene Reise in sofern gewährt, als man den Reisenden bey seinen verschiedenen Ereignissen überall begleitet, nicht zu unterbrechen, läfst der Verf. zuerst den historischen Theil vorangehen, und fügt dann seine, in wissenschaftlicher Hin-

sicht angestellten Beobachtungen abgesondert hinzu, weswegen auch Rec. in der Kürze aus beyden Abtheilungen einiges vorzüglich Interessantes mitzutheilen sich erlaubt.

Die Reise des Vrf. ging über den Sund nach Helsingborg, von hier durch einen Theil von Schweden, namentlich über Halland, Göteborg, Trollhättan und Uddevalla über den Suinesund nach Christiania; dann der Länge nach durch Norwegen, mit vielen seitwärts gemachten Excursionen, über Väkkeröe,*) Kongsberg, das Bergenstift und Röraas nach Trondhiem; von dort meistens an der Küste durch die Vogtey Salten und durch Finmarken um das Nordkap, und in den ersten Monaten des Winters durch Lappland über Pello und Tornea die Strasse nach Trondhiem zurück. Von den vielen und interessanten Reiseabentheuern, auch der so oft gefundenen, und jederzeit dankbar gerühmten gastfreundschaftlichen Aufnahme einen Auszug mitzutheilen, hält Rec. für zweckwidrig, weil solche Sachen im Werke selbst gelesen werden müssen und beschränkt sich blos auf Einiges, was in wissenschaftlicher Hinsicht vorzüglich wichtig ist.

Vor allen Dingen verdient bemerkt zu werden, daſs der Verf. so viele ganz entscheidende und unbestreitbare Thatsachen anführt, woraus ein früherer höherer Wasserstand des Meeres an den schwedischen und norwegischen Küsten hervorgeht. Rec. hat Gelegenheit gehabt, mehrere Gelehrte aus jenen Gegenden über diesen interessanten Gegenstand zu befragen, bey allen aber die volleste Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Behauptung gefunden, und da es sich hier um kein Nationalvorurtheil handelt, sondern nichts weiter als ganz einfache Beobachtungen zur Constatirung dieser Sache erforderlich sind, so kann man hiernach an der Wahrheit derselben aller widerstreitenden Erscheinungen in andern Gegenden ungeachtet, kaum zweifeln, eine für die Geologie höchst wichtiger Umstand. Als Belege mögen unter mehreren dienen. Th. 1. S. 159. Th. 2. S. 36 u. 62.

Das Klima des südlichen Norwegens wird vom Verf. keinesweges so unfreundlich geschildert, als man nach seiner nördlichen Lage dasselbe anzunehmen geneigt ist, indem selbst feinere Obstarten, ausser Pfirsichen und Melonen recht gut gedeihen. Nur die Nächte sind meistens kalt, vorzüglich nach sehr heitern Tagen, wenn gleich im May schon das Reaumür-

*) Rec. folgt in der Orthographie der Namen der Auctorität des Verfassers, welcher die Aussprache und Rechtschreibung an Ort und Stelle als Regel annimmt.

sche Thermometer bis 17, 18 ja sogar bis 20° steigt, und die kalten und heftigen Stürme werden der Vegetation leicht nachtheilig, wenn die Gegenden nicht durch ihre Lage gegen den Einflufs derselben geschützt sind. Vorzüglich durch das enge Einschliessen in Thäler, welche den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, gedeihen die feineren Obstarten, Kirschen, feinere Birnen, und Aepfel selbst in Lyster, in der Nähe von Justedal, dem eigentlichen norwegischen Gletscherdistricte. Den Beobachtungen zufolge soll sich durch das Aushauen der Wälder, Austrocknen der Sümpfe und unbekannte Modificationen der Atmosphäre das Klima geändert haben, indem die Sommerwärme öfter unterbrochen wird, die Winterkälte weniger heftig aber länger dauernd, die Menge des Schnees geringer und die mittlere Temperatur vielleicht grösser geworden ist. Im Bergenstifte fürchtet der Verf. durch die Verminderung der Waldungen eine allmählige Abnahme der Vegetation wegen Mangel an Regen, und im hohen Norden bey Quikne zeigt sich der Nachtheil einer durch das Entblössen der Berge entstehenden Unfruchtbarkeit, indem dort zwar nicht Trockenheit, wie allgemein in der heissen Zone, sondern heftige Stürme das Reifen des Korns verhindern; und leider sind auch in jenen Gegenden die einmal ausgerotteten Wälder nicht wieder zu ersetzen. Ob übrigens aus dieser Ursache allein die aus unzweifelhaften Beobachtungen gefolgerte Veränderung des Klima an der Westküste Norwegens erklärlich ist, oder nach v. Buch S. Reis. I, 369, diese einem Wechsel in langen Perioden unterliegt, gehört unter die schwer zu entscheidenden Probleme. Unser Verf. erwähnt Th. 1. S. 165. vorzüglich vom Bergenstifte, dafs das Meer sich alle Jahre ungestümer zeigt, einzelne Jahre als Ausnahme abgerechnet; dafs man ferner namentlich auf Karmöe unter 59° 20′ Kastanienbäume im Ueberflufs ausgräbt, welche jenem Himmelsstriche jetzt ganz ganz fremd sind, und bey Augvoldnäs ebendaselbst eine Menge Wallnüsse in der Erde findet, obgleich dort gegenwärtig kein Baum ohne vorzüglich geschützt zu seyn fortkommt. Auch die Menge des Heues hat seit 30 — 40 Jahren bis auf die Hälfte abgenommen, der Frühling erscheint fast einen Monat später, und die Winterkälte einige Wochen früher. Merkwürdig ist, dafs dennoch auf den Inseln bey Hitteren, ohngefähr 63° N. B. Kühe und Schafe den ganzen Winter im Freyen bleiben, und sich meistens von ausgeworfenem Seetang nähren; imgleichen dafs dort der Eydervogel gezähmt ist, und in den Häusern brütet, während das Männchen nach der Brütezeit verschwindet, ohne dafs man seinen Aufenthalt kennt. Dreymal werden ihnen die Flaumfedern mit der gröfsten Vorsicht abgenommen. Tönset

dagegen, unter 62° 18′ N. B. auf 3100 Fuſs Höhe hält der Vf. für den kältesten Ort in Norwegen. Im dort sehr kalten Winter 1814 fiel das Reaumürsche Thermometer am 10. Januar auf — 37° und kam nie über — 15°. Dort erzeugt der Miſswachs oft Hungersnoth, und so sehr der Probst Dyrks sich auch bemühete, die Moose der benachbarten Berge als Nahrungsmittel einzuführen, so fand er doch grosses Hinderniſs in dem Vorurtheile, vorzüglich der niedern Klassen, welche zum Nachtheil ihrer Gesundheit lieber zur ungesunden Fichtenrinde, und sogar zum Letten ihre Zuflucht nahmen. Weit höher, in Lödingen dagegen, wird in einem eingeschlossenen, überall geschützten Thale der Kornbau mit grossem Vortheile getrieben, meistens schon im August geerndtet, und durch gute Pflege erhielt man dort schon einmal 24 Korn, und bringt es in der Regel zur 6 bis 7fachen Aussaat. Weit grösser als in Norwegen wird die Kälte in Lappland angegeben, denn obgleich der Verf., welcher diesen Ort schon den 1sten Dec. 1811 verlieſs, nicht mehr als — 26° R. beobachtete, wodurch im Gesichte die Empfindung des Brennens erregt wird; so soll das Thermometer doch oft auf — 40 bis 45° herabgehen, und erreichte zwey Jahre vorher sogar — 47°. Im Sommer soll dagegen der Aufenthalt dort sehr angenehm seyn, welches denn, vor der letzten politischen Veränderung, eine Menge vornehmer Schweden veranlasste, dort ihren Aufenthalt zu nehmen. Auch mehrere Engländer sollen, nach Th II, S. 181. früher hierhin gereiset seyn, um die Mitternachtssonne zu sehen. Bekanntlich ist das interessante Schauspiel eines Tages ohne Nacht, vom 14. bis 25. Juny dort unter dem Polarkreise eine Folge der Strahlenbrechung, gab schon 1694 Veranlassung einer höchsten Orts befohlenen genaueren Untersuchung dieses Phänomens, und die Könige selbst pflegten ehemals diese Erscheinung dort zu beobachten, wo es ohne Unbequemlichkeiten der Gegend und in Verbindung mit interessanten Naturschönheiten geschehen kann.

Die grosse Menge und Heftigkeit der Stürme, vorzüglich an Norwegens Küsten, welche schon von andern, namentlich von L. v. Buch als ausgezeichnet geschildert sind, wird hier nach Angabe des bekannten Herzbergs gleichfalls erwähnt. Dieser genaue Beobachter zählte nach Th. I. S. 160 in 12 Jahren 260 Orkane und im Jahre 1798 allein 33. Die Geschwindigkeit eines der stärcksten um Weihnachten 1806, welchem fünf Tage vorher ein sehr schönes Nordlicht vorausgegangen war, wird auf 120 F. in einer Secunde angegeben, ohne daſs jedoch die Art der Messung, wodurch diese Grösse gefunden wurde, genauer bestimmt ist. Merkwürdig ist dabey die Be-

uptung dafs von 21 derselben 16 in die Mondspunkte gefal-
n, und so viel heftiger gewesen seyn sollen, je mehrere der-
lben, als Erdnähe, Durchgang durch den Aequator u. s. w.
sammenfielen. Man begreift kaum, wie dieser Trabant auf
e Gegenden unter höheren Breiten einen grössern Einflufs
ıben kann, als unter geringeren. Sind die Stürme von
chneegestöber begleitet, wie zuweilen bey milderer Wit-
rung der Fall ist, dann zeigen sie eine unglaubliche
eftigkeit, wie z. B. der Verf. Th. I. S. 254. berichtet, dafs
in Röraas einst in einem solchen Schneesturme seine Woh-
ung kaum erreichen konnte, und Gefahr lief, durch den hef-
gen Andrang der Luft zu ersticken. Auch das Entstehen des
taubschnees, wovon Maupertuis berichtet, wird hier als eine
hr interessante Erscheinung geschildert. Die grosse Menge
es in Lappland fallenden Schnees aber, und die Seltsamkeit
er Figuren, welshe er durch Anhäufung und Festwerden auf
äumen und Gesträuchen bildet, kann man aus der einzigen
ngabe Th. II. S. 164. genügend beurtheilen, wo es heifst,
afs Zweige von 1 bis 1½ Lin. dick mit einem schmalen, 9
is 10 Zoll hohen Schneekamme belegt waren. In der Stadt
ergen selbst sind die Gewitter nicht häufig, und fallen nach
iner Angabe des verstorbenen Professor Arentz hier nicht so
äufig in den Winter, als an andern Küsten Norwegens. Von
765—70. waren im Februar 2, im May 1, Julius 8, August
, September 11, October 3, Novemb. 3, Dec. 5; in den an-
ern Monaten keins. In der Vogtey Salten dagegen waren
ommergewitter zur Seltenheit geworden, im Winter dagegen
varen sie nicht ungewöhnlich. Feuerkugeln sollen im Bergen-
tifte gleichfalls nicht selten seyn, doch hat man kein Beyspiel
on gefallenen Meteorsteinen. Was der Vf. Th. I. S. 164.
iber die Verminderung der Nordlichter sagt, ist interessant,
ınd würde noch wichtiger seyn, wenn er statt allgemeiner Be-
nerkungen über ihre Periodicität blofs die Beobachtungen aus
enen Gegenden mitgetheilt hätte. Sehr schätzbar sind daher
lie wenigen Thatsachen, welche sich nur auf einen kurzen
Zeitraum beziehen, indem bestimmt angegeben wird, dafs 1804
1 Nordlicht, 1802 2, 1801 4, 1807 2, 1808, 9 und 10 keins,
1811 1, 1812 1, 1813 1, 1814 und 15 keins, 1816 2 beobachtet
wurden. Nirgend wird erwähnt, dafs sie von einem Getöse,
Geräusch oder Knistern begleitet waren, obgleich viele dersel-
ben ganz nahe und im ganzen Umfange des Horizontes beob-
achtet wurden.

Ueber die vielbesprochenen einzelnen Granitblöcke findet
sich Th. 1 S. 215 eine merkwürdige Angabe, wonach sie sich
nebst ungeheuern Gneisblöcken auf den Gebirgshöhen oberhalb

Bergen, ungefähr 10 Meilen von der Seeküste in Menge finden sollen, und der Verf. setzt, für diesen Gegenstand wohl etwas zu kurz und unbestimmt hinzu: »Keine höheren Gebirge giebt »es hier, von denen sie heruntergerollt wären, noch ein Strom, »der sie hätte tragen können. *Es sind übergebliebene Fragmente »einer oberen Bedeckung auf ihren Geburtsstellen liegend.*«

Ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes ist den geognostischen und hüttenmännischen Untersuchungen gewidmet, um derentwillen die ganze Reise vom Verf. unternommen wurde, und hierauf bezieht sich wohl vorzüglich die Aeusserung, dafs zu den vollständigen Berichten, namentlich von Hausmann, nur Nachträge geliefert werden sollten. Inzwischen sind die hier mitgetheilten Beschreibungen sehr ausführlich und genau, und umfassen meistens so sehr alle einzelnen Umstände, dafs der Leser leicht eine vollkommen deutliche Vorstellung dadurch erhält. Rec. erlaubt sich, auch aus dieser Abtheilung Einiges kurz mitzutheilen. Der Verf. erwähnt oft der Steinkohlenbergwerke in Schweden und Norwegen, obgleich L. v. Buch Reise Th. 1 S. 143. ausdrücklich sagt, dafs diese in ganz Skandinavien gar nicht vorhanden sind. Dieser anscheinende Widerspruch liegt darin, dafs die vielen dort gegrabenen und zweckmässig benutzten fossilen Kohlen zu den Braunkohlen gehören. Bey Högenäs enthalten dieselben viel Schwefelkies, welcher sich einst an der Luft entzündete, und 80000 Tonnen Kohlen vernichtete. In denjenigen Ländern, welche wie Norwegen und Schweden so viel Brennmaterial zum Zugutmachen ihrer Producte bedürfen, ist der Besitz solcher Fossilien von unglaublichem Werthe; denn häufig bemerkt der Verf., wie sehr die Hütten durch den steigenden Mangel und Preis der Holzkohlen beschränkt werden. Die geognostische Beschaffenheit der bereiseten Gegenden wird überall genau bezeichnet, und hauptsächlich darauf hingedeutet, dafs die herrschende Gebirgsart, der Gneis, so wenig vom Granit geschieden ist, so dafs nach S. 351. »es kaum zu verkennen ist, dafs sie zu *einer Zeit* nie»dergelegt wurden, und dafs die Unterscheidungszeichen des »Systems sich hier nur als Wirkungen eingeschränkter, örtli»cher Verbindungen, nicht von der Verschiedenheit einer in»nern Natur abhängig, erweisen.« Eben so findet sich kein genau bezeichneter Uebergang zum aufliegenden Glimmer- und Thonschiefer, welche in Norwegen nach dem Vrf. einem mit der Bildung des Gneis gleichzeitigen Niederschlage angehören sollen. Auch der Thonschiefer und der Orthoceratiten-Kalkstein sind nur unvollkommen geschieden, und der erstere läfst sich nur im Allgemeinen als die Grundlage oder Scheidewand der sogenannten Uebergangsformation ansehen, ohne dafs jedoch

lie Grenzscheidungen überall scharf bezeichnet oder in vielen Fällen überhaupt vorhanden sind. Was der Verf. hier vorläufig bemerkt, und durch verschiedene einzeln beygebrachte Thatsachen bestätigt, wird im 25sten und letzten Capitel, welches einen geognostischen Umrifs von Norwegen enthält, und durch eine beygegebene Charte erläutert ist, nochmals ausdrücklich wiederholt, indem nach dem Vorgange des H. v. Raumer der scharfe Unterschied zwischen den Ur- und Uebergangsgebirgen geleugnet, und die Behauptung in specieller Beziehung auf Norwegens geognostische Beschaffenheit aufgestellt wird, dafs »beyde nur als ununterbrochene Fortsetzung auseinander herfliessender Gebilde anzusehen sind.« Die als Beweise angeführten zahlreichen Thatsachen müssen im Werke selbst nachgelesen werden.

Vorzüglichen Fleifs hat der Verf. auf die Untersuchung der Bergwerke und Hüttenanlagen verwandt, sie überall genau untersucht und sehr vollständig beschrieben, so dafs seine Nachträge zu den Beschreibungen der früheren Reisenden viel Belehrendes enthalten. Namentlich scheinen seine Zahlen-Angaben auf sehr sicheren Quellen zu beruhen, und was über die Wiederaufnahme der ehemals so berühmten Bergwerke von Kongsberg hier vorkommt, verdient allerdings Aufmerksamkeit. Gelegentlich wird auch bey der Beschreibung des Salzwerks von Valöe erzählt, dafs man sich dort mit Vortheil des Wachholderstrauches zu den Gradirwerken bedient, welcher nach den, kurze Zeit fortgesetzten, Beobachtungen schon 6 Jahre ausgehalten hatte, und eine noch weit längere Dauer versprach, statt dafs die Dornen nur 3 bis 4 Jahre auszuhalten pflegten.

Neueste phytochemische Entdeckungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Phytochemie v. Dr. Ferd. Runge. Berlin 1820. gr. 8. 1 Rtl. 4 gr.

Durch dieses Werkchen soll der Pflanzenchemie, nach der Meinung des Verf. wie schon der Titel zeigt, die wissenschaftliche Morgenröthe endlich aufgehen. Hr. Runge sagt (Vorr. VIII.): »was man bisher mit dem Namen Pflanzenchemie belegte, ist eitel Hirngespinst und leere Träumerey.«

Alle nur mögliche Zweige des naturhistorischen Wissens werden nach dem Verf. von tüchtigen Männern bearbeitet (wie Oken, Kieser etc), nur die Pflanzenchemie ist »unerkannt, ja man ahnet kaum die Möglichkeit ihrer Existenz« (Vorr. VII.). Gottlob dafs nun auch diese ihren Mann am Hrn. Runge ge-

funden hat. Man hat bisher nicht gewufst, dafs sich Pflanzen- und Mineralchemie verhalten wie $n^2 : n$ (Vorrede VIII.), so wenig als man darauf gekommen war, dafs Pflanzenchemie gerade noch einmal so viel sey, als Mineralchemie (Seite 4.); und weil folglich der Wissenschaft die mathematische Grundlage fehle, so fehlte ihr jeder wissenschaftliche Grund, bis nun endlich Hr. Runge durch die glückliche Entdeckung dieser Wahrheiten die Bahn gebrochen hat. Fast alle bisherigen Pflanzenzergliederungen (Vorr. XIII.) sind unrichtig. Kein Wunder, denn die bisherige Pflanzenchemie hat (S. 17.): »als Ausgeburt »des reinen Empirismus, sich selbst ein Grab gegraben, das »sie bald verschlingen wird«. Von der Thierchemie will der Verf. gar nicht reden, denn (S. 48.): »was man bisher Thier»chemie genannt hat, selbst die Arbeiten eines Berzelius, ist »nicht ein Schattenrifs davon«. Natürlich, denn »Thierchemie »ist die dritte Potenz von Mineralchemie (Vorr. VIII.)« und dies ahnete Berzelius nicht. Deswegen hat sich nun der Hr. Verf der armen Pflanzenchemie erbarmt. Weil er aber allein zu schwach ist, seine Auserwählte gegen so viele unnaturphilosophische Schwachköpfe zu vertheidigen, so nimmt er (Vorr. IX.) »vorzugsweise seine deutschen Landsleute in Anspruch, »ihm bey diesem *grossen* Unternehmen hülfreiche Hand zu lei»sten«. Von den Ausländern will er als ächter Patriot nichts wissen, denn er hat keine Zeit (S. 122.) »sich über die fran»zösische Leichtfertigkeit zu ärgern«.

Diese Zeitschrift soll daher als Opponent (Vorr. XIII.) aller übrigen chemischen Zeitschriften erscheinen, und solche züchtigen. Sie hat den hohen Zweck, »für Pflanzenchemie zu »werden, was Kiesers Archiv bereits für den thierischen Mag»netismus geworden ist.« Weil aber »blos neue Entdeckungen »darin sollen aufgenommen werden« so wundert sich Rec., dafs er diese neuen Entdeckungen darinn noch nicht hat finden können. Das einzige Verdienst, welches der bis jetzt noch unbekannte Vf., welcher vor kurzem erst die Universität verlassen zu haben scheint, ausser seiner Entwicklung der Prinzipien dieser Wissenschaft von S. 1 bis 50, sich selbst zuschreibt, ist erstens »die wissenschaftliche Erkennung der Nothwendigkeit der An»wendung der Metallsalze bey Pflanzenanalysen« (S. XII.), welche Anwendung zwar schon vor ihm, aber nur »hie und da und »bewufstlos geübt worden ist (S. 8.)«; zweytens: die Anwendung lebendiger Reagentien, welche für die Pflanzenchemie »ein hoher Triumph (S. 12.)« sind. Auch Blut, Harn, Schleim und Eiter (S. 60.) als chemische Reagentien anzuwenden, darauf ist vor dem Verf. noch kein Mensch verfallen. Durch diese Verdienste glaubt sich Hr. Runge berechtigt, als Lehrer der

Pflanzenchemie aufzutreten, nachdem er mit grenzenloser Unverschämtheit bewiesen zu haben meint, daſs man vor ihm in dieser Wissenschaft noch nichts wuſste.

In folgenden sinnreichen Stellen dieses Werkchens giebt sich der Verf. am deutlichsten zu erkennen: (S. 4.) das Mineralchemische ist in der Pflanze zum höheren Seyn erhoben. (S. 5.) Deswegen entsprechen der Phytochemie mehr dynamische und weniger materielle Behandlungsarten. (S. 6.) Der spekulative Theil der Phytochemie hat es vorzugsweise mit der Art des Vorhandenseyns der Stoffe in der belebenden Pflanze zu thun. (S. 15.) Der Analysirungsprozeſs ist ein Tödtungs- und Belebungs-Prozeſs zugleich. (S. 25.) Das Quantitative des Wärme-Einflussses mittelt das Thermometer aus, das Qualitative hingegen die Haut. (S. 34.) Es ist nothwendiges Bedürfniſs die spezifiken Unterschiede zwischen Elektrismus, Voltaismus und Galvanismus empirisch und philosophisch nachzuweisen. Der Verf. behält sich dieses vor. (S. 34.) Chemismus unterscheidet sich vom Elektrismus wie Wasser von Luft. (S. 42.) Backen ist ein Gähren beym Vorwalten des Festen, Weingährung ein Backen beym Vorwalten des Flüssigen. (S. 47.) Materia medica für den Menschen ist Desiderat, und wird es so lange bleiben, bis wir eine für Pflanzen und Thiere haben. Die Theorie der Heu- und Mistbereitung ist ganz analog der des Brodbackens und der Gährung. (S. 55.) Die egoistische Tendenz eines jeden Körpers, das ihn Umgebende sich gleich zu machen, bewirkt die Auflösung. (S. 57.) Der Voltaismus ist zusammengesetzt aus den drey physikalisch-tellurischen Reagentien: Wasser, Luft und Erde. (S. 60.) Zu den organisch-vegetabilischen Reagentien gehören ausser den schon bekannten »alle neuen vom Verf. entdeckten Säuren und Basen« (welche sind diese?). (S. 63.) Ein Ding steht zu dem andern in einer eigenthümlichen Relation, welche wir physiologisch mit Sympathie und Antipathie, chemisch mit grösserer oder geringerer Verwandtschaft bezeichnen. (S. 73.) Alle Sensation beruht auf dem Entladen derjenigen Spannung an das Sinnorgan, welche zwischen zwey auf einander wirkenden Körpern statt hat. (S. 75.) In so fern das Auge auch tastet, kann man sagen, es fühle die Form. (S. 76.) Ein Stoff ist nur durch Wechselwirkung mit der Schwere fühlbar, daher ist das wahre Reagens für Gefühls-Qualität nur die Schwere.

Durch solche Aeusserungen charakterisirt sich Hr. Runge als ein würdiges Mitglied jener Mystiker, welche in Deutschland den falschen Namen der Naturphilosophen führen, deren ganze Weisheit aber dunkles Wortspiel ist, und welche im Wissenschaftlichen eine solche Ungründlichkeit und Oberflächlich-

keit lieben, daſs ein Mann von tiefen Kenntnissen, Scharfsinn und Forschungsgeist sich unmöglich unter ihnen finden kann. Wenn Herr Runge mehr Physik verstände, so würde er nicht sagen »Kristalle sind erstarrte Erdkräfte« (S. VI.); und wenn er in der Chemie besser bewandert wäre, so würde er nicht glauben: seine Arbeiten überträfen alles, was bisher in der Pflanzenchemie geschehen ist. Aber eben aus Mangel an eigenen Kenntnissen entsteht diese Verachtung alles fremden Wissens. Hr. Runge muſs in der Chemie schlecht unterrichtet worden seyn, sonst würde er nicht glauben, daſs »auf Hoch- »schulen bis jetzt blos Mineralchemie gelehrt wird« (S. 3.). Leider finden die Träumereyen solcher Halbwisser in Deutschland noch immer einigen Beyfall, während sie vom ganzen Auslande mit Recht verachtet werden und bey den Franzosen und Engländern eine schlechte Meinung von uns Deutschen hervorbringen. Kein Wunder also, wenn Herr Runge so übel auf die Franzosen zu sprechen ist, denn bey ihnen wird seine Schrift ihr Glück schwerlich machen, während sie in Deutschland wohl Vertheidiger und sogar Bewunderer finden dürfte.

Was nun die chemischen Arbeiten des Hrn. Runge selbst betrifft, so hält er sie (S. 101.) zwar blos für Versuche; welchen er aber doch einen groſsen Werth beylegen muſs, indem er sie aus dem bescheidenen Grunde bekannt macht, um (nach S. 101.) »zu zeigen, wie eine Pflanzenanalyse eigentlich zu bewerkstelligen sey.« Diesemnach beweiset Hr. Runge uns *a priori* gar schön, daſs jeder Pflanzenstoff aus einer Säure und Basis bestehen müsse, wenn er nicht eines dieser beyden selbst ist. Weil nämlich das Seyn besteht aus (+ o —), so muſs auch im Stoffseyn der Pflanze jedem Positiven ein Negatives gegenüberstehen, oder chemisch ausgedrückt, jedem Basischen ein Saures (S. 18.). Jeder Pflanzenstoff muſs aber ein Saures und ein Basisches enthalten, weil nach (S. 28.) ein jeder mit mineralchemischen Reagentien Reaktionen erleidet. — Daher sind Eyweiſsstoff, Harnstoff, Gerbestoff etc. Undinge, weil sie alle wieder aus Säuern und Basen zusammengesetzt sind; was Hr. Runge durch (S. 49.) vorläufige, hier nicht angegebene Versuche ausgemittelt hat. (Das mögen reine Versuche gewesen seyn). Die neue Analysirungs-Methode ist dann in Kurzem folgende: Man zieht die ganzen und schnell an der Sonne getrockneten Pflanzentheile mit kaltem Wasser aus; denn es ist (S. 89.) nicht gleichgültig, ob ein Pflanzentheil ganz oder zerschnitten extrahirt wird, in beyden Fallen zieht das Lösungsmittel andere Bestandtheile aus. Ferner (S. 88.) ist nicht gleichgültig, ob man zum Extrahiren flache oder tiefe Gefässe anwendet, indem der verschiedene Wasserdruck verschiedenes sich auflö-

sen macht. Kocht man nachher den mit kaltem Wasser erschöpften Pflanzentheil mit Wasser aus, so erhält man nach Hrn. Runge unwesentlichen braunen Stoff, ganz verschieden von dem, was der kalte Auszug enthält. Dieses nun so bereitete kalte Extrakt wird mit essigsaurem Bley präzipitirt, der Niederschlag durch Schwefelwasserstoffgas zersetzt und mit Alkohol ausgezogen. Dies alkoholische Extrakt heifst die erste Säure dieser Pflanze. Dann präzipitirt man die rückständige Flüssigkeit mit basisch essigsaurem Bley, verfährt wie mit der ersten sogenannten Säure, und nennt das so erhaltene Extrakt zweyte Säure dieser Pflanze. Aus der rückständigen Flüssigkeit wird nun das Bley gefällt, hierauf abgedampft, mit Alkohol extrahirt, und dieses letztere Extrakt Basis dieser Pflanze benamset. Hiemit ist die Analyse fertig. Demnächst charakterisirt man die drey erhaltenen Substanzen durch Anwendung der Reagentien. Hiezu können: Blut, Eiter, Salamander, Urin, Infusionsthiere, Somnambulen, Augen etc. benutzt werden, denn (S. 51.) alle nur mögliche Stoffe und Potenzen kann man dazu benutzen. Man beobachtet, was alle diese Stoffe für Veränderungen erzeugen, welche Farbenveränderungen, Niederschläge und Zukungen darauf erfolgen, diese Resultate zeichnet man auf, läfsts drucken, und hat dann gleiches Verdienst um die Pflanzenchemie, wie der Verf.; besonders wenn man auch noch einigen naturphilosophischen Unsinn mit einfliessen läfst, denn nach (S. 16.) mufs der Phytochemiker das, was Empirie ihn finden läfst, mit philosophischem Scharfsinn zu deuten und zu würdigen wissen.

Solche Produkte legt der Verf. den deutschen Gelehrten vor, und glaubt nun sagen zu dürfen »die bisherigen Pflanzenanalysen sind gegen eine solche Arbeit Kinderspiel, deren »Produkte eine auf wissenschaftliche Prinzipien gestützte Em»pirie wie Kartenhäuser über den Haufen wirft« (S. 92.). Ob die von H. Runge entdeckten neuen Säuern eigenthümliche sind, weifs er nicht ganz gewifs, doch ist ihm dieses wahrscheinlich, weil er glaubt, es müsse so viele verschiedene Säuren und Basen geben, als es verschiedene Pflanzen giebt.

In Zukunft will er auch noch untersuchen, was seine Säuern für Salze bilden, um nicht in jene »chemische Leichtfertigkeit der Franzosen« zu verfallen, welche nach blossen Niederschlägen über die Säuern entscheiden (S. 105.). Rec. räth dem Verf. vielmehr, seine chemischen Arbeiten ganz niederzulegen, indem die Pflanzen wirklich von Männern untersucht werden, welche zwar Franzosen, ihm aber dennoch in jeder Hinsicht so überlegen sind, dafs er wohl schwerlich je etwas besseres wird liefern können. Zu dem wäre der arme Mann zu

bedauern, so viel Arbeit und Mühe umsonst zu haben; denn mühsam mufs es für ihn seyn, weil er (S. 135.) glaubt, dafs ein Chemiker mit einer durchgreifenden Pflanzenanalyse ein Jahr lang zu thun habe. Die »leichtsinnigen« Franzosen hingegen arbeiten schneller und besser. Sie vermögen z. B. von ihren organischen Basen die Essigsäure wohl abzuscheiden, was Hr. Runge nicht vermag (S. 118.), auch soll jede seiner Säuren und Basen entweder zum + od. — Pol der Volta'schen Säule gegangen zu seyn, da es doch ganz unmöglich ist, dafs ein solches Gemenge der verschiedenartigsten Stoffe, wie des Verf. sogenannte Säuern und Basen sind, sich unverändert zum einen oder andern Pol der Säule follten begeben können.

T.

Ueber die Wirkungen der Schwefelleber in der häutigen Bräune und verschiedenen andern Krankheiten von Dr. Carl Friedrich Senff, Professor der Medicin. Halle in der Buchhaudlung des Waisenhauses. 1816. gr. 8vo S. XX. u. 481. 2 Rtl. 8 gr.

Der Verfasser der vor uns liegenden Schrift würde durch die von der französischen Regierung zur Beurtheilung der Preisschriften über den Croup niedergesetzte Commission auf die Wirksamkeit der Schwefelleber in den Croup, Lungencatarrh und Keuchhusten aufmerksam gemacht, wider welche ein Preifsbewerber in seiner Preifsschrift dieselbe als Specificum empfohlen. Weit entfernt dieses Mittel für untrüglich zu halten, glaubte der Verf. nach den bekannten Eigenschaften, Kräften und Wirkungen dieses Arzneykörpers zu schliessen, dafs derselbe in diesen Krankheiten allerdings von grossem Nutzen seyn könnte, und machte von der Gelegenheit, die ihm seine Praxis anbot, Gebrauch, die Schwefelleber in der häutigen Bräune und andern schweren Krankheiten anzuwenden. Diese Schrift enthält nun die Resultate der beobachteten Wirkungen dieses gewifs sehr kräftigen Mittels. Dasselbe hat dem Verf. in 31 sehr verschiedenen Fällen der häutigen Bräune seine vorzügliche Kraft bewährt, selbst oft ohne Blutlassen, und ohne andere daneben gebrauchte bedeutende Arzneyen. Auch in dem Purperasfieber, der Entzündung der Gedärme, Gehirnwassersucht, Nervenfieber, Eclampsie der Gebährenden und andern Krankheiten hat sich demselben die Schwefelleber sehr wirksam gezeigt. Dafs der Herr Verfasser das eifrigste Bestreben hatte die Wahrheit zu sagen, leuchtet

überall aus der Schrift hervor, und dafs dieses Mittel, nach der treuen Darstellung der Beobachtungen desselben zu urtheilen, für vorzüglich wirksam gehalten werden mufs, leidet keinen Zweifel. Ausserdem dafs in dieser Schrift die Wirksamkeit dieses Mittels in der häutigen Bräune und andern Krankheiten dargethan wird, so enthält dieselbe noch wichtige Beyträge zur nähern Erkenntnifs und Kur dieser so gefährlichen und meist tödslichen Krankheit, so dafs wir diese Schrift des verdienstlichen, bereits verstorbenen, Herrn Verfassers dem ärztlichen Publicum mit gutem Gewissen empfehlen können.

Was den nähern Inhalt dieses gehaltreichen Buches betrifft, so wird der Croup als eine Entzündung des Kehlkopfes und der Luftröhre, selten nur einer Entzündung der Luftröhre, deren Produkt Exsudation von bald gerinnender Lymphe, welche ohne Hülfe der Kunst den Kranken fast immer tödtet, dargestellt. Nachdem das Wesen des Croups als Entzündung mit Ausschwitzung plastischer Lymphe bestimmt worden ist, werden die Zufälle, nämlich Anschwellung, Röthe, Fieber, vorzüglich aber die Heiserkeit, der Husten mit Croupton, und der Croupathem als Zeichen näher gewürdigt, verglichen, und die Gründe des Zusammenhangs dieser Zeichen mit den bezeichneten Gegenständen, so viel möglich, angegeben. Nach des Verfassers Erfahrungen treten blofs in wenigen Fällen im Verlauf wirkliche Krämpfe ein, werden als Folge des gehinderten Athmens, und nur selten als wahre Krämpfe beschaut, nur bey einem kleinern Theil der Croupkranken hätten sich Krämpfe im Anfang des Uebels gezeigt, und sie wären der allgemeinen Behandlung gewichen. Der Verfasser giebt zwar zu, dafs es Fälle gäbe, wo der Krampf eine wesentliche Rolle spielen möchte, die dann allerdings auch eine besondere Behandlung erforderten, womit Rec. übereinstimmt, und glaubt, dafs durch die Anwendung der Schwefelleber dem Krampf vorzüglich vorgebeugt werden könne. Dann folgen über den Sitz, den acuten und chemischen Verlauf die nöthige Bemerkungen, es werden drey Grade des Croups unterschieden, auch die Möglichkeit der Ansteckung vorzüglich des epidemischen Croups dargethan.

Bey der Behandlung der häutigen Bräune stellt der Verfasser folgende Indicationen fest, wo nämlich der Croup einfach ohne Zusammensetzung mit sthenischer Constitution und Krampf sich darstellen möchte: die schon ausgeschwitzte Lymphe aufzulösen; ferner zu machen, dafs sie ausgeworfen wird, neue Ausschwitzung zu verhüten, den Auswurf, wo es nöthig ist befördern, und endlich die Kräfte zu schonen. Die Mittel,

welche diesen Anzeigen Genüge leisteten, wirkten durch Umstimmung der krankhaften Neigung der Krankheit, plastische Lymphe abzusondern (*Merkur* und *Schwefelleber*), ferner durch Gegenreitzung, oder wären mechanische und chemische *Expectorantia*, und den ganzen Organismus belebende und stärkende Mittel. Die Aderlaſs hält der Verf. in manchen Fällen für ein unentbehrliches Vorbereitungsmittel zum Gebrauch des Quecksilbers, sie könne dem Quecksilber nie entgegengesetzt, und noch weniger vorgezogen werden; die Aderlaſs mache das Quecksilber nicht entbehrlich, und wenn auch Aerzte den Croup ohne Quecksilber geheilt hätten, so wären doch auf keine andere Art die Kranken so leicht und sicher gerettet worden, als durch den Gebrauch des Quecksilbers oder der Schwefelleber. Die Anzeigen und Gegenanzeigen der allgemeinen und örtlichen Blutausleerungen, des Salpeters, des Quecksilbers u. s. w. werden darauf näher bestimmt; aber auf die Ausleerung von Lymphe durch die Blasenpflaster wird von dem Verf. kein grosser Werth gelegt. Durch Fälle wird nun ferner dargethan, daſs die Schwefelleber das Quecksilber an Wirksamkeit im Croup und andern exsudativen Entzündungen übertreffe; der Verf. verordnet dieselbe in Pulver, Pillen und Auflösung, giebt die nöthige Regeln, welche der Arzt in Hinsicht der Form, in welcher die Schwefelleber am besten zu verordnen ist, beobachten muſs, macht aufmerksam auf die Vorschriften, die der Arzt, dem Kranken und der Wärterin kleiner Kinder in Ansehung dieser Arzney zu geben hat. Gewöhnlich hat sich der V. des *Kali Sulphurati* bedient; in zwey Fällen gab er *Calcaria Sulphurata*, und sah denselben Erfolg.

Nach den bisher angeführten Erfahrungen, werden nun die Resultate der Wirkungen der Schwefelleber im allgemeinen mitgetheilt, sie bestehen in Verminderung des *Erethismus nervorum*, in Deprimirung der Irritabilität; beynahe nie habe die Schwefelleber auf das arteriöse System erregend gewirkt, den Puls beschleunigt, ihn härter und voller gemacht. Obgleich der V. nicht glaubt, daſs sie als rein deprimirendes Mittel der zu hoch gesteigerten Irritabilität, gleich dem Aderlaſs und Salpeter, angewendet werden könne, so hat er sie doch angewendet, wo wirklich Sthenie, doch wohl nicht im hohen Grade vorhanden war. Nie habe der V. gesehen, daſs durch dieses Mittel ein Blutfluſs zur Unzeit erreget, oder ein vorhandener krankhaft vermehrt worden sey, auch wirke sie zuweilen auf Schweiſs und Harn. Ihr wichtigster Einfluſs auf das arteriöse System ist der, die krankhafte Thätigkeit desselben, schnell gerinnende Lymphe abzusondern, zu bekämpfen. Die Wirkungen auf das System der Reproduction, auf Magen und Darmkanal, das

durch die Schwefelleber erzeugte Erbrechen nämlich, der Durchlauf, die verminderte Efslust, die Uebelkeit, das Magenbrennen, die Gasentwicklung könnten durch Rücksicht auf gehörige Form und Gabe verhütet oder gemildert werden. Den Schlufs dieses Abschnittes machen die Wirkungen der Schwefelleber in verschiedenen Krankheiten des Organismus. Darauf folgt die Vergleichung der Schwefelleber mit dem Quecksilber; wobey jener der Vorzug eingeräumt wird. Der Anhang enthält eine Menge Krankengeschichten, von denen verschiedene gewifs sehr merkwürdig sind, und den Werth der Schrift erhöhen; am Ende derselben finden sich Zusätze, sie betreffen den Ton des Crouphustens, Bemerkungen über die wahre Lungenlähmung, die allerdings wichtig sind, und die Anwendung der Schwefelleber in verschiedenen Krankheitsformen. So viel von dem Inhalt und Werth dieser Schrift. Wir schliessen mit *Hufelands* Worten (Journal XXXVI. St. 2. p. 4.) »Niemand wird glauben, »dafs die Schwefelleber ein allgemeines Specificum gegen den »Croup, und etwa da schon, wo Blutausleerungen indicirt sind, »(in welchem Falle sie auch von Herrn Senff vorausgeschickt »werden) anwendbar sey; und sollte jemand diesen Glauben »haben, so wollen wir ihn bestens dagegen gewarnt haben.« Unterdessen glauben wir, dafs die Fälle nicht selten sind, wo Blutausleerungen nicht angezeigt sind.

S.

Monatliche landwirthschaftliche Verrichtungen. Herausgegeben von einem praktischen Landwirth. Mit 11 Tabellen Dritte verbesserte Auflage Prag 1820. Bey Friedrich Tempsky, Firma: J. G. Calve. 8. 1 Rtl. 8 gr.

Diese kleine Schrift enthält eine Sammlung beynahe aller Verrichtungen, die in jedem Monate bey der Oekonomie vorkommen.

Der Zweck des Verfassers ist, dem Gedächtnisse der Wirthschaftsbeamten und Güterbesitzer zu Hülfe zu kommen. und sie getreu an dasjenige zu erinnern, was sie in jedem Monate des Jahres bey der Wirthschaft zu thun haben.

Die Schrift selbst zerfällt in zwey abgesonderte Stücke, deren eines in 12 Tabellen besteht, die mit kurzen Worten die Geschäfte eines jeden Monats enthalten, und bestimmt sind, einzeln auf Tafeln aufgespannt und im Zimmer aufgehängt, mit einem einzigen Ueberblick an jede vorkommende Verrich-

tung zu erinnern. Sie sind mit Nummern und mit einem Raume zu kleinen Löchern versehen, in welchen das, was man noch nicht gethan hat, oder auch das, was schon geschehen ist, mit einem eingesteckten Stifte bezeichnet.

Das zweyte Stück oder das Buch selbst enthält, mit Beziehung auf jene Nummern, eine umständliche Auseinandersetzung dessen, was in jeder Tabelle nur kurz berührt ist, und soll dazu dienen, demjenigen, welchem der Inhalt der Tabelle, eben seiner Kürze wegen, zu undeutlich oder unverständlich wäre, über jedes nähere Auskunft zu geben, und bey nicht genug bekannten Geschäften zu zeigen, wie dieselben am leichtesten und zweckmässigsten vorzunehmen seyen.

Ohnerachtet schon eine Menge ähnlicher Sammlungen unter dem Titel von Wirthschaftskalendern vorhanden sind; so ist die Erscheinung einer solchen durchaus praktischen Abhandlung für eine bestimmte Gegend — dennoch immer eine sehr belehrende Sache für die örtlichen Verhältnisse, welche sie umfaſst. Für Böhmen und die dortige Wirthschaftseinrichtung kann sie aus diesem Grunde allerdings sehr gute Dienste leisten. Sie ist bis zum kleinsten Detail praktisch, und kann daher dort zum Gemeingut werden und in's Leben übergehen — was doch der wesentliche Zweck jeder ökonomischen Schrift seyn sollte: denn alle Landwirthschaft, (wenn sie anders dem Zwecke der Volkswirthschaft entsprechen, also den höchst möglichsten reinen Ertrag gewähren soll) beruht ja einzig und ausschliesslich nur auf der guten Benutzung der Lokalverhältnisse!!!

Forstner.

